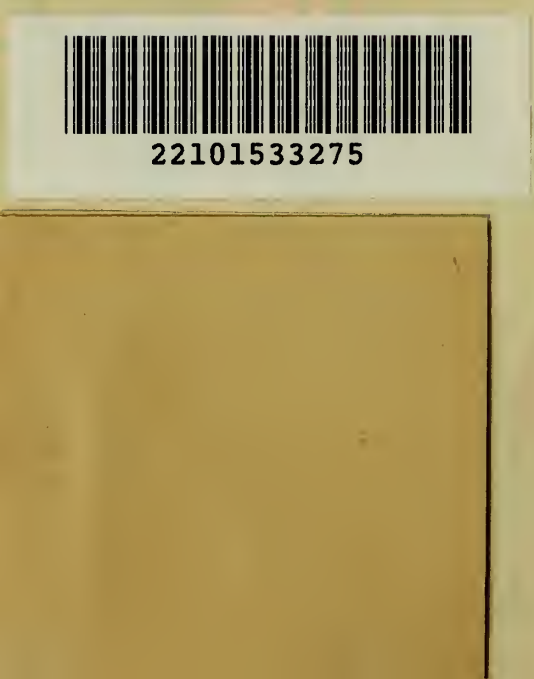
B. iv.


22101533275

DATE	DATE

Digitized by the Internet Archive
in 2016

https://archive.org/details/b24872076_0001

Vergleichende Volksmedizin

Erster Band

Mariotto Albertinelli (1474—1516): Heilige Jungfrau mit dem Einhorn
(Palais Graf Lanckorowski in Wien)

Vergleichende Volksmedizin

Eine Darstellung volksmedizinischer Sitten und Gebräuche, Anschauungen und Heilfaktoren, des Aberglaubens und der Zaubermedizin

Unter Mitwirkung von Fachgelehrten
herausgegeben von

Dr. O. v. Hovorka und Dr. A. Kronfeld

Mit einer Einleitung von
Professor Dr. M. Neuburger

Erster Band

Mit 245 Textabbildungen und 13 Tafeln

Stuttgart
Verlag von Strecker & Schröder
1908

BUA

Alle Rechte von der Verlagsbuchhandlung vorbehalten

Druck von Strecker & Schröder in Stuttgart

Vorwort.

Nachdem einer der Verfasser (313)[1] auf dem dreizehnten Orientalistenkongreß in Hamburg im Jahre 1902 die Notwendigkeit betont hatte, das vergleichende Prinzip in die Volksmedizin einzuführen, lag es nahe, den derzeitigen Stand der Volksmedizin nach vergleichenden Gesichtspunkten zu bearbeiten. Die Unterzeichneten haben sich dieser schwierigen Aufgabe unterzogen und mußten im vorhinein einige Beschränkungen einführen, um dem Thema auch nur einigermaßen gerecht werden zu können. So mußten wir uns in der Hauptsache auf die derzeit in Europa gebräuchliche Volksmedizin beschränken und konnten nur in Ausnahmsfällen die Volksmedizin der Naturvölker, welche ja zumeist auch eine „wissenschaftliche" ist, heranziehen.

Auch bei dieser Beschränkung war eine Vollständigkeit nicht zu erreichen. Die Quellen sind so verschiedenartig und -wertig, für einzelne Länder fließen sie so spärlich, daß ein harmonisches Bild der Volksmedizin in unserer Zeit überhaupt nicht mehr entworfen werden kann. Wir haben uns damit begnügen müssen, das Typische zu verarbeiten und nur hie und da auch die Ausnahmen vom Typus zu berücksichtigen.

Das Werk besteht aus zwei Teilen. Im ersten allgemeinen Teile wird eine Lehre von den Ursachen, dem Wesen und der Heilung der Krankheiten gegeben. Nach reiflicher Überlegung mußten wir die zahlreichen, den verschiedensten Gebieten angehörenden Schlagwörter dieses allgemeinen Teiles, der auch historische, künstlerische und literarische Beziehungen aufdeckt, in alphabetischer Reihenfolge gruppieren. Dem Versuche, diesen allgemeinen Teil nach wissenschaftlichen Disziplinen, z. B. Zoologie, Botanik, Mineralogie, Chemie und Physik, zu ordnen, stellten sich mannigfaltige Hindernisse in den Weg, und es war u. a. zu bedenken, daß eine wissenschaftliche Gruppierung dieser mannigfaltigen Themen die Übersichtlichkeit und Verwendbarkeit des Werkes außerordentlich erschwert hätte.

Im zweiten Teile des Handbuches haben wir uns einer wissenschaftlichen Gruppierung beflissen, soweit diese bei dem Thema Volksmedizin überhaupt anwendbar ist. Zahlreiche Abbildungen aus dem Gebiete der Zoologie, der Botanik, der eigentlichen Volksmedizin, der freien und angewandten Kunst und der Altertumswissenschaften sollen dazu dienen, die Lektüre des Werkes anregender zu gestalten. Die Zaubermedizin, welche an vielen Orten zur Sprache kommt, wurde auch zusammenfassend behandelt.

Am Schlusse sei es uns gestattet, allen Behörden, gelehrten Gesellschaften und Persönlichkeiten zu danken, welche unser Unternehmen durch Widmung von literarischen Beiträgen und von Abbildungen, durch Nachweise von einschlägigen Publikationen gefördert haben. Insbesondere statten wir unseren besten Dank an folgende Behörden, Gesellschaften und Persönlichkeiten ab:

Albertina, Kupferstichsammlung in Wien,

Professor Dr. Richard Andree in München,

Frau Professor Andree (Marie Eysn) in München,

[1] Ein alphabetisches Autoren- und Literaturverzeichnis, ferner ein alphabetisches Register befinden sich am Schlusse des Werkes.

Anthropologische Gesellschaft in Wien,
Verlagsbuchhändler J. F. Bergmann in Wiesbaden,
Professor Leonidas Bodnarescul in Czernowitz,
Theophil Bogdan, Direktor der niederösterreichischen Landesirrenanstalt in Gugging,
Professor Borussowsky in Tarnopol,
Bosnisch-Herzegowinisches Landesmuseum in Sarajewo,
Dr. Leo Bouchal, Sekretär der Anthropologischen Gesellschaft in Wien,
Professor Direktor Dr. J. Brunšmid in Agram,
Dr. med. et phil. Georg Buschan in Stettin,
Čechoslawisches Ethnographisches Museum in Prag,
Dr. Craciunescu in Herkulesbad und Abbazia,
Verlagsbuchhändler T. Dewitz in Bad Tölz,
Verlagsbuchhändler Eugen Diederichs in Jena,
Pfarrer Debevc in Laibach,
Oberkurator R. Eder in Mödling (Niederösterreich),
Verlagsbuchhändler Dr. Enke in Stuttgart,
Exzellenz Dr. Gjorgjewić in Belgrad,
Primarius Dr. Leopold Glück in Sarajewo (†),
Direktor Dozent Dr. Michael Haberlandt in Wien,
Dr. Franz Hajda in Wien,
Dr. Heinrich Hamann in Waizenkirchen (Oberösterreich),
Erlaucht Johann Graf Harrach zu Rohran in Wien,
Dr. Ch. v. Hartungen jun. in Riva,
Regierungsrat Direktor Heger in Wien,
Frau Dr. Marie Hein in Wien,
Dr. jur. Albert Hellwig in Berlin-Weidmannslust,
Professor Dr. P. Heymann in Berlin,
Hofrat Dr. M. Höfler in Bad Tölz,
Sektionschef Hörmann in Sarajewo,
Professor Dr. M. Hörnes in Wien,
Professor Dr. E. Holländer in Berlin,
Pfarrer Holuby in Nemes-Podhrad (Ungarn),
Hofrat Professor Dr. V. v. Jagič in Wien,
Dr. Kácser Mor in Luki (Ungarn),
Professor Dr. R. F. Kaindl in Czernowitz,
Dr. Friedrich S. Krauß in Wien,
Museumsleiter J. Kautsch in Steyr,
Redakteur Dr. Ernst M. Kronfeld in Wien,
K. K. Kunsthistorisches Hofmuseum in Wien,
Dr. Zeno Kuzela in Wien,
Exzellenz Graf Karl Lanckoronski in Wien,
Bezirksarzt Dr. Richard Lasch in Wien,
Verlagsbuchhändler J. F. Lehmann in München,
Dr. August Lieber in Innsbruck,
Oberphysikus Dr. Nándor Liszt in Tetétlen (Ungarn),
Dozent Dr. Alfred Martin in Bad Nauheim,

Professor Dr. H. Matiegka in Prag,
Joseph Mühlhausers Nachfolger in Wien,
Dr. Joseph Meder in Wien,
Archivrat Dr. P. Mitzsche in Weimar,
Museum für Volkskunde in Wien,
K. K. Naturhistorisches Hofmuseum in Wien,
Professor Dr. Max Neuburger in Wien,
Dr. Hugo Obermaier in Wien,
Dr. F. Freiherr von Oefele in Neuenahr,
Gustav Paganetti-Hummler in Vöslau (Niederösterreich),
Professor Dr. Julius L. Pagel in Berlin,
Professor Dr. H. Paschkis in Wien,
K. u. k. Hofbuchhändler Moritz Perles in Wien,
Dr. Hermann Peters in Berlin,
Dr. Walther Pick in Wien,
Dr. Rudolf Pöch in Wien,
Primarius Dr. J. Preindelsberger in Sarajewo,
Baronin Hermione Preuschen in Berlin,
Kustos Reiser in Sarajewo,
Geheimrat Professor Dr. Christian F. Schatz in Rostock,
Oberarzt Dr. Schöppler in Landau,
Hofrat Dr. B. Spatz in München,
Städtisches Museum in Steyr,
Fregattenarzt Dr. W. Svoboda in Nabresina,
Professor Oberstabsarzt Dr. R. v. Töply in Wien,
Hofrat Professor Dr. K. Toldt in Wien,
Kustos Dr. Truhelka in Sarajewo,
Stadtarzt Dr. M. Urban in Plan,
Verein für österreichische Volkskunde in Wien,
Julius Weiß in Wien,
Hofrat Professor Dr. W. Winternitz in Wien.

Wien, im Sommer 1907.

Dr. **Oskar v. Hovorka**,
III. Reisnerstraße 5.

Dr. **Adolf Kronfeld**,
IX. Porzellangasse 22.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung. Von Professor Dr. M. Neuburger . . . . . S. XIII

Allgemeiner Teil.

Allgemeine Lehre von den Ursachen, dem Wesen und der Heilung der Krankheiten (Ätiologie, Pathologie, Therapie).

Aal[1] 3, Abbinden 3, Abnehmen 3, Abracadabra 3, Abraxas 3, Achat 4, Ackerhermel 5, Ackerwinde 5, Aderlassen 5, Adlerfarn 8, Adlerstein 8, Affodill 8, Ahorn 9, Akazie 9, Akupunktur 9, Alant 9, Alaun 10, Allermannsharnisch 10, Aloe 11, Alp 11, Alpenglöckchen 14, Alpenleinkraut 14, Alraun 14, Ameise 18, Ampfer 18, Amulett 19, Andorn 30, Angang 30, Anis 32, Anspucken 32, Antikonzeptionelle Mittel 33, Apfelbaum 36, Apotheker 36, Apotropaion 37, Arnika 39, Aronstab 39, Arsenik 41, Asant 41, Asseln 42, Attich 42, Auerhahn 43, Augentrost 43, Ausspucken 43.

Bad 44, Bär 49, Bärenklau 50, Bärlapp 50, Bärwurz 51, Baldrian 51, Balsame 52, Basilienkraut 52, Basilisk 53, Bauerngärten 54, Baum 55, Baumscheidtismus 58, Beifuß 58, Beinwell 59, Belemnit 59, Bernstein 59, Bertramwurz 60, Berufskraut 60, Beschneidung 62, Beschreien 62, Beschreikraut 62, Beschwören 63, Besprechen 63, Bezoarstein 64, Bezoarwurzel 65, Biber 65, Bibernell 66, Bienen 67, Bilsenkraut 68, Binden und Lösen 69, Bingelkraut 69, Birke 70, Birnbaum 71, Bittersüß 73, Blei 73, „Bletschen" 73, Blick, böser 73, Blindschleiche 78, Blut 79, Blutegel 88, Blutwurz 88, Bockshornklee 88, Braunwurz 89, Brennessel 89, Brombeere 90, Bruchkraut 91, Brunnenkresse 91, Buche 91, Buchenschwamm 91, Buchsbaum 92.

Carragheenmoos 92, Chinarinde 93, Chiromantie 93, Christophskraut 93, Christus 94, Christwurz 96, Conchylien 97.

Dachs 97, Desinfektionsverfahren 97, Diamant 98, Dill 98, Diptam 99, Dohle 99, Donnerkraut 100, Donnerwurz 100, Dorant 101, Dost 102, Drache 103.

Ebereschе 104, Eberraute 104, Edelmarder 105, Edelsteine 106, Efeu 107, Ehrenpreis 109, Eibe 109, Eibisch 110, Eiche 111, Eichhörnchen 113, Eidechse 113, Einhorn 114, Einpflöcken 116, Eisen 119, Eisenkraut 120, Elen 121, Elster 122, Empusa 122, Engelsüß 122, Engelwurz 123, Enzian 123, Erbse 125, Erdbeere 125, Erdrauch 126, Erdscheibe 126, Erle 126, Esel 126, Esche 127, Erzschleiche 128, Eule 128.

Farne 129, Faulbaum 132, Feigenbaum 132, Fenchel 132, Fettwachs 133, Feuer 133, Fichte 134, Fieber 135, Fingerhut 155, Fledermaus 155, Flieder 158, Fluß 158, Fontanelle 158, Frauenflachs 159, Frauenhaar 159, Frauenmantel 160, Frauenmilch 160, Friedhof 162, Frosch 162, Fruchtabtreibung 162, Fruchtabtreibungsmittel 163, Fuchs 174.

Gänseblümchen 174, Gänsefingerkraut 174, Gänsefuß 174, Gagat 175, Galeopsistee 176, Gamander 176, Gelatine 176, Gemse 177, Germ 177, Gerste 177, Gespenst 178, Gesundwenden 181, Gichtmorchel 186, Gichtrose 186, Ginseng 186, Glocke 187, Glückshaube 188, Gold 188, Goldlack 188, Grab 188, Granatapfel 189, Gundelrebe 189, Gurke 190.

Haar 190, Haarseil 191, Haarstrang 191, Habakuköl 192, Habergeiß 192, Hafer 193, Hagedorn 193, Hahn 193, Hahnenfuß 195, Hakenkreuz 195, Hanf 195, Harn 196, Hartriegel 198, Hase 199, Haselnuß 199, Haselwurz 202, Hauhechel 202, Hausmittel 203, Heidekraut 205, Heidelbeere 205, Heilbrote 206, Heilige 207, Heilkräuter 208, Herbstzeitlose 208, Heublumen 209, Hexen 209, Himbeere 212, Himmelsschlüssel 212, Hirsch 212, Hirschkäfer 213, Hirschzunge 214, Hirse 214, Hirtentäschchen 214, Hoden 214, Höppin 215, Holde 215, Holunder 215, Honig 219, Hopfen 220, Huflattich 220, Hund 220, Hundsrose 222.

[1] Beim Aufsuchen eines Schlagwortes wolle man das alphabetische Register am Schlusse des Werkes zu Rate ziehen.

Igel 223, St. Ignatius 224, Iltis 225, Immergrün 225, Isländisches Moos 225, St. Johannes 225, Johanniskraut 228, Judenkirsche 230.

Kalmus 230, Kamille 231, Kaninchen 231, Kantharide 232, Karneol 232, Karragheenmoos 233, Katze 233, Kerbelkraut 234, Kinderblut 234, Kinderherz 234, Kirsche 234, Klatschnelke 235, Klatschrose 235, Klebkraut 235, Klee 235, Kleie 236, Klette 236, Klistier 236, Knabenkraut 238, Knoblauch 238, Knochen 241, Knollenspier 241, Knoten 241, Königskerze 242, Konchylien 244, Koralle 245, Kornblume 245, Kornrade 246, Kot 246, Kräuter 247, Krankenbehandlung 248, Krankheitsstadien 252, Krankheitsübertragung 253, Krauseminze 256, Krebs 256, Kresse 257, Kreuz 257, Kreuzdorn 258, Kreuzschnabel 258, Kreuzspinne 259, Kritische Tage 259, Kröte 260, Kuckuck 264, Kümmel 265, Hl. Kummernis 265, Kürbis 266.

Labkraut 267, Lamia 267, Lappenbäume 267, Latschenöl 271, Lattich 271, Lauch 271, Laudanum 272, Laus 272, Lavendel 273, Lebensbaum 274, Lebenselixiere 274, Leiche 275, Lein 277, St. Leonhard 278, Liebstöckel 278, Lilie 279, Linde 280, Linse 281, Löwenzahn 282, Lolch 282, Lorbeer 282, Lotos 283, Lungenkraut 283.

Maiblume 283, Maiwurm 285, Majoran 285, Malve 286, Mandragora 286, Mannstreu 288, Hl. Maria 288, Mariendistel 289, Marienkäfer 289, Massage 290, Maulwurf 292, Maus 293, Medizinpfeife 294, Medizinsteine 295, Meerrettig 295, Meerwasser 295, Meerzwiebel 295, Melisse 297, Mensch 297, Milch 299, Mißgeburt 302, Mistel 306, Mohn 309, Molke 311, Mondkalb 312, Mondraute 312, Mord 312, Moxa 315, Mumien 315, Murmeltier 316, Mutterkorn 317, Mutterkümmel 318, Myrrhe 318.

Nabelblatt 319, Nachbildungen erkrankter Glieder 319, Nachtschatten 321, Nachtschrecken 321, Nagel (Unguis) 321, Nagel (Clavus) 322, Narwal 323, Nase 324, Natter 324, Natternkopf 325, Neid 325, Nestelknopf 326, Nix 326, Norg 327, Nuß 327.

Obstkuren 328, Odermennig 328, Öl 329, Oller 331, Opfer 331, Opium 340, Opodeldok 343, Orakelblume 343, Orange 344, Orchideen 344, Organotherapie 344, Orke 346, Hl. Ottilia 346.

Pappel 346, Paraffin 347, Pastinak 347, Paullinismus 347, Pech 348, Pestwurz 349, Petersilie 349, Pfefferminze 349, Pfennigkraut 349, Pfingstrose 349, Pfirsich 350, Pflaster 350, Pfriemenkraut 350, Pilze 351, Polei 352, Portulak 352.

Quecke 353, Quecksilber 353, Quitte 353.

Rabe 354, Radium 355, Räucherung 355, Rainfarn 356, Raupen 356, Raute 356, Regenwurm 358, Reliquien 359, Ringelblume 362, Rittersporn 362, Roggen 362, Rose 363, Rosmarin 364, Rübe 364.

Sadebaum 365, Saflor 367, Safran 368, Salamander 368, Salbei 370, Salep-Orche 371, Salz 371, Sanikel 374, Sarg 374, Schabe 375, Schachtelhalm 375, Schädel 375, Schafgarbe 377, Scharfrichter 377, Schierling 379, Schlehe 379, Schlange 381, Schlüsselblume 383, Schmerz 383, Schnecke 384, Schneckenklee 385, Schneeglöckchen 385, Schöllkraut 385, Schratt 386, Schwalbe 386, Schwertlilie 389, Seidelbast 389, Sellerie 390, Senf 390, Sepienbein 390, Sieben 391, Silphium 391, Skink 395, Skorpion 396, Sonnentau 397, Spanische Fliege 398, Spargel 398, Speichel 399, Speik 400, Spinne 400, Stechapfel 401, Stechpalme 401, Steinbock 402, Steinklee 402, Steinsame 402, Stiefmütterchen 403, Storch 403, Süßholz 405.

Tabak 405, Talisman 406, Tausendguldenkraut 409, Teufel 409, Teufelsabbiß 412, Theriak 413, Tiere 413, Thymian 419, Tintenfisch 419, Totenhand 419, Totenuhr 420, Tollkirsche 421, Trankl 422, Traubenkirsche 422, Tropfen 422, Trud 422, Turteltaube 424.

Ulme 424, Umschläge 424.

Vampir 425, Veilchen 431, Vergicht 432, Vergißmeinnicht 432, Verjüngung 432, Verrufen 432, Votive 433.

Wacholder 437, Waldmeister 441, Waldrebe 442, Wallfahrten 442, Warzenbeißer 443, Wasser 443, Wegerich 444, Wegwart 445, Weide 446, Weinrebe 448, Wenden 448, Wermut 449, Werwolf 450, Wiedehopf 451, Wiesel 451, Wurm 452.

Yoghurt 456, Ysop 456.

Zaunrübe 456, Ziege 457, Zimt 458, Zwiebel 458.

Verzeichnis der Tafeln und Abbildungen.

a) Tafeln.

	Zwischen Seite
Ärztliches Instrumentalkonzert	240 u. 241
Cimon und Pera	160 „ 161
Hexenküche	216 „ 217
Hexenversammlung	208 „ 209
Hl. Ignatius	224 „ 225
Hl. Jungfrau	Titelbild
Hl. Justina	120 u. 121
Madonna und der hl. Bernhard	168 u. 169
Maximilian I.	192 „ 193
Nasenverunstaltungen	320 „ 321
Pallas Athene, Geburt	304 „ 305
Verjüngung des Bockes	432 „ 433
Votivtiere	336 „ 337

b) Textabbildungen.

	Nr.	Seite
Abonoteichos, Münze	214	381
Abraxasgemmen	1	4
Ackerhermel	2	5
Acormus, menschlicher	155 156	304
Adlerfarn	4	8
Äskulap	211	380
Äskulap am Krankenbette	213	381
Affodill	5	8
Allermannsharnisch	6	10
Alraun	8 13	14 16
Alraunmännchen	7	14
Alraunwurzel	9 10	15
Amulett	20	25
Amulette	19 24	22 28
Amulettbalsband, Antikes	17	20
Amulettkapseln	18	21
Amphiaraos' Auszug	25	31
Anis	26	32
Apotropaion, Triquetra	27	37
Armband aus Pompeji	215	381
Aronstab	33	40
Augentrost	35	43
Badeanstalt von Ferro	40 41	49
Badestube, Finnische	36 37	44 45
Bärenklau	42	50
Bärlapp	43	50
Baum, heiliger	46	56
Baumwurzel in Koboldgestalt	12	16
Beifuß	48	58
Beinwell	49	59
Bertramwurz	50	60
Berufskraut	51	60
Beschreikraut	52	63
Bilsenkraut	53	68
Bittersüß	54	73
Bleiplatte, Amulett	21 22	26
Blendung des Polyphem	147	299
Blindschleiche	55	78
Bruchkraut	56	91
Brunnenkresse	57	91
Christwurz	59	97
Dentaliummuschel	165	322
Diptam	60	99
Donnerkraut	61	99
Donnerwurz	63	100
Dorant	64	101
Dost	65	103
Efeu	67	108
Eibe	68	109
Eibisch	69	111
Eisenkraut	72	120
Elster	73 200	122 354
Engelsüß	74	123
Enzian, gelber	75	123
Erdkröte	128	261
Erdrauch	77	126
Eule	79	129
Fetthenne	62	100
Fichte, heilige	44 82	55 135
Fieberzettel	84	144
Fingerhut	85	155
Fledermaus	86 87	156
Fliedertee	106	218
Flußbadeanstalt Ferros	40 41	49
Frühlingsschwalbe	217	387

	Nr.	Seite
Gartenkresse	125	257
Gichtrose	91	186
Glücksmännchen	11	16
Gorgoneion	154	302
Gorgonenhaupt	153	302
Haarstrang	92	192
Hahnenfuß	94	195
Harnschau	95 97	196—198
Harpyie	151	301
Haselwurz	98	202
Haupt des hl. Johannes	109	226
Heidelbeere	99	205
Herbstzeitlose	102	209
Herbstmeerzwiebel	144	296
Hexen	103	210
Hexenversammlung	104	211
Hirschzunge	105	214
Hygieia	212	380
Idol aus Troja	93	193
Igel	107	224
Immergrün	103	225
Instrumentarium des Opiumrauchers	195	342
Johanniskraut	111	228
Judenkirsche	112	230
Kerbelkraut	114	234
Keuschbaum	88	167
Kinderamulett	23	27
Kithara	30	39
Klatschrose	115	236
Knabenkraut	117 118	238
Knoblauch	119	239
Knoblauchgamander	90	176
Königskerze	121	243
König Wenzel im Bade	38 39	47 48
Kolkrabe	200	354
Kopfurnen	178—182 186 187	334—338
Kopfwäsche des Königs Wenzel	38	47
Koralle	122	245
Kreuzenzian	76	124
Kreuzschnabel	126	258
Kreuzspinne	127	259
Krötenamulett	129	262
Kuh, Votiv	238	434
Kummernis, Heilige	130	265
Kyrene, Münzen	218	391
Labkraut	131 132	267
Lavendel	133	274
Leichenverbrennung	146	298
Liebstöckel	134	278
Linien der Hand	58	93
Lotwurz	89	169
Maiwurm	136	285
Mandragorapflanzen	14 15	17
Mannstreu	138	288
Marder	66	104
Mariazeller Madonnazettel	101	208
Massierhammer	140	292
Massierrolle	139	291
Mauerassel	34	42
Maulwurf	141	293
Maulwurfkrallerl	142	293
Medizindose, japanische	32	40
Medizinpfeife	143	295
Medusa, älterer Typus	31	39
Meerrettichscheiben	83	142
Melisse	145	297
Milzfarn	81	131
Mistel	158	306
Mondraute	160	312
Murmeltier	161	316
Musikinstrument	30	39
Mutterkorn	162	317
Myrtenbaum, heiliger	45	56
Nabelblatt	163	319
Nachtschatten	164	321
Najade	149	300
Narthex	219	391
Nasenstäbchen	168 169	323 324
Nasenzierrat	167	322
Natternkopf	171	325
Odermennig	172	329
Ohrenfledermaus	87	156
Opferkröte aus Blei	176	333
Opferkröten, eiserne	174 175	331 332
Opferkröte, silberne	173	330
Opferkuh	189	339
Opferochs	190	339
Opferpferd	193	340
Opferschaf	192	340
Opferschwein	191	340
Opfertruhe	177	333
Opiumraucher	196	342
Opiumraucher in China	194	341
Organvotiv	237	433
Pestwurz	197	349
Pfennigkraut	198	349
Pferde, Votive	239	435
Pfingstrose	199	351
Phokomelen	152	302

	Nr.	Seite
Poleiminze	124	256
Preißelbeere	100	206
Rabe	200	354
Rainfarn	201	356
Raute	202	357
Regenwurm	203	359
Remèdes à tous maux	3	7
Rinder, Votive	238	434
Ringelnatter	170	325
Rosmarin	204	364
Sadebaum	205	365
Salamander	206	369
Sanikel	207	374
Schabe	208	375
Schachtelhalm	209	375
Schafe, Votive	239	435
Schamanistische Krankenheilung	123	248
Schekel	135	279
Schierling	210	379
Schleiereule	79	129
Schöllkraut	216	385
Schrattlgatterl	229	402
Schweine, Votive	239	435
Schwitzkur	106	218
Siegesopfer	47	57
Sichel, heilige	159	307
Silphionhandel	222	223, 393 394
Silphionschale	220	392
Silphionstaude	218	391
Sirene	149	150, 300 301
Skink	225	396
Skorpione	226	397
Spanische Fliege	113	232
Spritze aus Vogelknochen	116	237
Stäbchen im Nasensteg	166	322
Stechapfel	227	401
Stechpalme	228	402
Steinsame	230	403
Stier, Votiv	238	434
Süßholz	231	405
Syncephalen	157	305
„Tafeln", Apparat für das	110	227
Tausendguldenkraut	232	233, 409
Tetradrachmen	70	71 78, 112 129
Teufelsabbiß	234	412
Tollkirsche	235	421
Totenschiff	29	38
Totenschiff von Borneo	224	395
Traubenkirsche	236	422
Trinkschale	28	37
Votivbild eines Schweines	241	436
Votivbild von Haselbach	185	336
Votivbildchen	183	336
Votivbilder	238	239, 434 435
Votivhand	16	19
Votivlunge	184	336
Votivtiere	240	436
Wacholder	242	437
Wahrsagen mit Schnürchen	120	242
Weide	243	446
Wenzel, König, im Bade	38	39, 47 48
Wermut	244	449
Wiesel	245	451
Wurmfarn	80	130
Zauberkuh	188	339
Zaunrübe	137	287
Zieſt	52	63
Zyklopen, menschliche	148	299

Einleitung.

Von Professor Dr. Max Neuburger.

In einer Zeit, in der man die entlegensten Stätten durchforscht und jahrtausendalten Schutt durchwühlt, um den Wegen der Kultur sinnend nachzuspüren, kann das Interesse auch den lebendigen Überresten verklungener Epochen nicht vorenthalten bleiben. Täuschend ziehen die Wogen der Gegenwart hinweg über die dichten Niederschläge, welche die Vorzeit am Grunde zurückgelassen. Wer aber offenen Blickes um sich sieht, gewahrt in der Gesellschaft, in den Institutionen von heute noch tausendfältig Züge von einst, und je mehr er hinausdringt, fernabwärts vom Weichbilde der Großstadt, desto häufiger, desto tiefere Spuren der Vergangenheit begegnen ihm in Denkart und sprachlichem Ausdruck, in Sitte und Brauch, in Tracht und Kunstgeschmack. Wie der vollentwickelte Organismus Rudimente des fötalen Lebens birgt, so ist auch die moderne Kultur von Atavismen durchsetzt.

Einen solchen Atavismus stellt die Volksmedizin dar, gemahnend an jene nebelhaften Anfänge, wo Selbsthilfe und Nächstenhilfe in Leibesnöten das Wirken des Arztes vertreten mußten. Wenn auch mehr und mehr absterbend, beherrscht sie noch immer weite Kreise in Dorf und Stadt und findet ihre Anhänger dort, wo der Arm der wissenschaftlichen Heilkunst nicht hinreicht oder wo rückständige Denkweise dem Arzt ängstliche Scheu, Argwohn, Mißtrauen entgegenbringt. So wenig diese Erscheinung vom Standpunkte des kulturellen Fortschrittes angenehm berührt, für den Forscher bildet die Volksmedizin ein Kleinod des unverwüstlichen, dem nivellierenden Zuge widerstehenden Volkstums, ein lebendiges Denkmal, aus Urzeiten ragend in die Jetztzeit! Sie enthüllt ihm das Hoffen und Harren des Volkes, den klugen Verstand, die List und das gläubige Vertrauen auf höhere Mächte, sie zeigt ihm die Spiegelbilder aller Phasen des Kampfes, welchen der Volksgeist gegen Fährnisse und Gebreste zu führen versuchte, und rührt der Zauberstab der Geschichte an die erstarrten Heilgebräuche, dann klingen zu uns aufs neue aus fernen Zeiten der Mythus, der Naturssinn, die prophetische Weisheit der Altvordern. Die volkstümlichen Heilgebräuche mancher Gegenden wurden zuerst von dort ansässigen Ärzten, Geistlichen, Lehrern liebevoll studiert und diesen Pionieren der Forschung folgten Kulturhistoriker, Ethnologen, Psychologen, Sprachforscher usw., um die Beobachtungsergebnisse für die Zwecke ihrer Wissenszweige kritisch zu verwerten. Zahlreiche Arbeiten über die Volksmedizin einzelner Länder, einzelner Volksstämme, einzelner eng begrenzter Bezirke lassen die nationale oder örtliche Sonderart, aber auch bei aller Mannigfaltigkeit vieles Gemeinsame erkennen. Die Ursachen der Verschiedenheiten, die Herkunft der gemeinsamen Leitideen, den Zusammenhang mit der Gesamtkultur festzustellen, dazu kann nur die Vergleichung auf Grund eines möglichst großen Tatsachenmaterials führen.

Das in seiner Art einzig dastehende Handbuch der vergleichenden Volksmedizin, welches dank der Initiative zweier Wiener Forscher und dank der Unterstützung eines internationalen Stabes von Mitarbeitern im völkervereinenden Österreich zustande gekommen ist, darf daher mit Freude begrüßt werden. Es bietet durch seinen überreichen Inhalt nicht nur jedem Freunde der Kulturgeschichte und des Volkstums interessante Belehrung und Anregung, sondern eröffnet auch durch die neuartige Gruppierung des

Stoffes Perspektiven, die von der strengwissenschaftlichen Forschung fortan berücksichtigt werden müssen.

Wenn ich auf Wunsch der beiden Herausgeber dem verdienstlichen Werk einige einleitende Bemerkungen vom Standpunkte meines Faches voranstelle, so geschieht dies lediglich, um den auf diesem Gebiete weniger bewanderten Leser in großen Zügen über die historischen Beziehungen der Volksmedizin zur wissenschaftlichen Heilkunde zu orientieren. Eine erschöpfende Darstellung dieses Verhältnisses, namentlich aber die Verwertung der so reichlich im Handbuch aufgestapelten Tatsachen und Ideen, mag einer berufeneren Feder vorbehalten bleiben.

Unter Volksmedizin verstehen wir den Inbegriff der von alters her überkommenen Heilmethoden und Krankheitsvorstellungen des Volkes im Gegensatz zur Heilwissenschaft und zur Kunst der Ärzte.

Von der Warte moderner Naturanschauung und Wissenschaft betrachtet, erscheint sie auf den ersten Blick als ein kaum verständliches Chaos von Aberglauben und unkritischer Empirie, denn die meisten ihrer Heilverfahren und Krankheitsvorstellungen widersprechen durch ihr mystisches Gepräge den Prinzipien unserer Naturerkenntnis, den Anforderungen unserer Denkmethode. Erst allmählich entdeckt man Spuren einer barocken Rationalität, und sieht man näher zu, so findet man schließlich in dem Wust von Phantastik so manches Goldkorn richtiger Beobachtung, treffsicherer Erfahrung, so manches vortreffliche Heilmittel, das die Berufsmedizin, allerdings meist in anderem Sinn, in anderer Form anwendet, aber dessen sie sich wahrlich nicht zu schämen brauchte. Hat doch wirklich die wissenschaftliche Medizin so manches ihrer Mittel aus der Volksmedizin entnommen oder den vergessenen, aber von den Volksärzten festgehaltenen Gebrauch gewisser Heilstoffe nach ihrem Beispiel wieder aufgefrischt, und nicht wenige, lange verlachte Arzneimittel des Volkes befinden sich heute, chemisch vervollkommnet, in der Hand des wissenschaftlich gebildeten Arztes. Im Lichte der Psychotherapie werden auch jene als Wunder angestaunten Heilerfolge begreiflich, welche die mystischen Prozeduren der Volksmedizin bisweilen erzielen. Alle Fragen über den realen Wert der volkstümlichen Therapie interessieren aber streng genommen nur die Medizin, während es die kulturgeschichtliche Forschung mit dem Problem zu tun hat, auf welchen Wegen das Volk zu seinem Heilschatze, zu seinen meist supranaturalistischen Anschauungen gekommen ist.

Die Medizin im weitesten Sinne des Wortes ist weit älter als der ärztliche Beruf, der sich erst allmählich mit zunehmender Kultur infolge der Arbeitsteilung entwickelte. Was heute noch das treibende Agens der Volksmedizin bildet, der Selbsterhaltungstrieb und die rein menschliche Nächstenhilfe, diese beiden sind die Wurzel der Heilkunst überhaupt gewesen; Instinkte, zufällig gemachte Erfahrungen, einzelne dunkle Vorstellungen waren die einzigen Grundlagen der primitiven Heilversuche in unvordenklichen Zeiten, sie standen jedem einzelnen zu Gebote. Das Reiben oder Drücken bei Schmerz, das Aussaugen oder Befeuchten der Wunden, die Bedeckung derselben mit kühlenden Kräutern, das Herausziehen von Fremdkörpern, manche einfache Heilmanipulationen bei Gebärenden, die Erfahrung und zweckbewußte Anwendung der brechenerregenden oder abführenden Wirkung gewisser Pflanzen und so vieles andere ist uralten Ursprunges und Gemeingut aller Völker. Die Hilfe, welche die Mutter dem Kinde, das Weib dem Manne, die Stammesgenossen einander leisteten — darin sind die Anfänge der Heilkunst, als allgemeiner menschlicher Betätigung, zu suchen. Naturgemäß zeichneten sich manche Stammesgenossen durch größere Geschicklichkeit aus und wurden daher in schwierigeren Fällen um

Hilfe angegangen — ähnlich wie heute noch das Volk den Schäfer, den Hirten, den Schmied, den Beinbruchdoktor herbeiholt, wenn die gewöhnlichen Hausmittel im Stiche lassen. Schon auf sehr früher Entwicklungsstufe erhebt sich aber aus der allgemeinen empirischen Stammesmedizin gleichsam eine höhere Form der Heilkunst, die nicht mehr jedermanns Sache ist, sondern nur von zauberkundigen oder mit dem Kult in Verbindung stehenden Personen ausgeübt werden kann. Die noch jetzt bei den Naturvölkern herrschenden Zustände, ebenso wie die ältesten Literaturdenkmäler zeigen deutlich, daß aller Orten, auf einer gewissen Denkstufe zwischen der Stammesmedizin und der dämonistischen Naturauffassung eine innige Verbindung entsteht und daß unter diesem Einflusse die primitiven empirischen Kenntnisse mit magischen oder Kulthandlungen verschmolzen werden. Träger dieser Zaubermedizin sind jene Stammesgenossen, welche vermöge besonderer geheimnisvoller Kenntnisse und Anlagen auch sonst den Verkehr mit der Geisterwelt vermitteln und mit magischen Künsten oder kultischen Gebräuchen das Wetter beeinflussen, den Erfolg des Kampfes herbeiführen, die Zukunft vorhersagen, die Dämonen versöhnen oder verjagen usw. Mit anderen Worten als „Medizinmänner" wirken die Zauberer, die Zeichendeuter, die Fetischpriester, welche das wachsende Erfahrungswissen mit dem Nimbus des dämonenbezwingenden Kultes klug zu umgeben verstehen. Dem primitiven Denken gilt nämlich jeder Krankheitsfall, wo die Ursache nicht grobsinnlich wahrnehmbar ist, als Zauber, als Ausfluß eines dämonischen Willens. Die Art, wie man sich den Urheber des Zaubers, den Mechanismus des dämonischen Einflusses dachte, wechselt zwar im einzelnen, die Grundvorstellungen sind aber auf der ganzen Erde dieselben. Bald wird ein böser zaubergewaltiger Feind, bald der Geist eines Verstorbenen als Urheber des Leidens beschuldigt, oder es soll ein spezifischer Krankheitsdämon (personifizierte Krankheit), ein dämonisches Tier usw. in den Körper des Leidenden hineingefahren sein (Besessenheit). Nach anderen Vorstellungen wirkt ein magischer Schlag, Stich, Schuß oder ein imaginäres Gift, ein schädlicher Hauch, ein böser Blick usw. krankheitserregend. Der Ursprung solcher Krankheitsvorstellungen ist in phantastisch ausgesponnenen realen Wahrnehmungen, in Sinnestäuschungen und Traumbildern (Alptraum) zu suchen. Abstrakter und einem höheren ethischen Empfinden entsprechend ist der Glaube, daß Krankheiten die Rache beleidigter Dämonen, die Strafe der Götter wegen sündhafter Verfehlungen bilden — eine Annahme, die überall für die Seuchen geltend gemacht wurde. Im Lichte des Dämonismus reichen die einfach empirischen Handgriffe und Mittel zur Heilung der meisten Affektionen nicht zu, sie müssen ersetzt oder mindestens ergänzt werden: durch dämonenabwehrende Zauberprozeduren, durch Kulthandlungen, welche die übersinnlichen Mächte versöhnen. Aus Urzeiten sind begreiflicherweise nur spärliche Reste der magischen Heilkunst auf uns gekommen, nämlich Amulette aus der jüngeren Steinzeit und aus der Bronzezeit (Tierzähne, Wieselknochen, Katzenklauen, Vogelluftröhren, Natternwirbel und andere Dinge, welche auch in der heutigen Volksmedizin noch mystische Bedeutung besitzen). Ungemein reichlich sprudeln dagegen die Quellen der ältesten Medizin- oder Zauberliteratur Mesopotamiens und Ägyptens, Indiens und Persiens, ihnen danken wir, im Verein mit den Mythen und Volkssepen, manchen Aufschluß nicht nur über die Formen, sondern auch über den ursprünglichen Sinn des medizinischen Mystizismus. Ohne hier auf Details eingehen zu können, sei nur betont, daß schon vor Jahrtausenden alle jene magischen oder kultischen Heilformen geübt wurden, denen wir, allerdings modifiziert, viel später begegnen. Dahin gehören: das Besprechen, das Beschwören und Bannen, die symbolische Vertreibung und die magische Überpflanzung

der Krankheit, das Tragen von Amuletten — Opfer, Gebete, Sühnung, Kasteiung. Im Grunde handelt es sich bei den meisten Prozeduren um die symbolische Anwendung jener Verteidigungs- oder Angriffsmittel, welche auch im gewöhnlichen Leben zur Abwehr von Gefahren dienten, nur daß sie hier den unsichtbaren Mächten gegenüber gebraucht wurden. So ist die Besprechung eine Aufforderung, die Beschwörung eine Drohung und die primitivsten (auch bei den Naturvölkern üblichen) Arten der Dämonenaustreibung durch listiges Weglocken, Verjagen durch Lärm, Aufführen von Tänzen, Schütteln oder Schlagen des Patienten erinnern lebhaft an den Kampf mit wirklichen Feinden. Opfer oder ihre Rudimente (Blutentziehung), Kasteiung sind Versuche, die dämonischen Mächte durch freiwillige Gaben, durch Ersatzmittel dahin zu bringen, daß sie von dem Kranken ablassen. Sehr mannigfaltig sind schon in uralter Zeit die symbolischen Handlungen, welche aber stets auf den einen Endzweck abzielen: die Vernichtung oder Vertreibung der persönlich gedachten Krankheit gleichsam in effigie. Verwandt damit ist das magische (später als sympathetisch bezeichnete) Überpflanzen einer Krankheit (des Krankheitsstoffes) auf lebende oder leblose Dinge. Das Amulett ist die älteste Form der Prophylaxe und beruhte auf dem Glauben, daß der Träger durch den Besitz der umgehängten tierischen, pflanzlichen, mineralischen Stoffe in den Besitz ihrer vermeintlich stärkenden, gift- und zauberabwehrenden Kräfte gelange.

Bei vielen Völkern erhob sich die Heilkunst niemals über die Stufe der planlosen, empirischen Stammesmedizin, nur wurde den Zauberärzten und Kultleitern bald eine höhere, bald eine geringere Stellung eingeräumt. In jenen großen Kulturzentren hingegen, wo sich aus den Fetischdienern ein mächtiges, einheitlich organisiertes, die Wissenschaft monopolisierendes Priestertum entwickelte, entstand allmählich eine durch Vorrechte geschützte Berufsmedizin, neben welcher die vorher mehr oder weniger von allen geübten Heilbestrebungen zur geringwertigen Laienmedizin herabsanken und nur im Notfall als Ersatzmittel zur Geltung kommen durften. In Babel, im Nilland, in Indien wuchsen aus den vereinzelten empirischen Kenntnissen des Volkes und aus den magisch-dämonistischen Ideen jene imposanten Lehrgebäude hervor, welche noch heute Bewunderung verdienen. In systematischer Arbeit, beobachtend und forschend, sammelten die in Kollegien vereinigten Priester nicht nur alles, was im Volke seit Urzeiten an hygienisch-diätetischen, therapeutischen Erfahrungen verstreut vorhanden war, sondern sie mehrten auch den Erfahrungsschatz in methodischer Weise und verknüpften das Ganze durch das straffe Band der dämonistisch-theistischen Naturanschauung. Ihre umfangreichen Aufzeichnungen wurden zur Richtschnur für jedes ärztliche Vorgehen, ihre theurgisch-empirische Behandlungsweise bildete geradezu einen Teil des Kultus, in den kein Unberufener eindringen durfte. Nur versteckt, nur in Ermangelung der priesterärztlichen Hilfe konnte die Stammesmedizin neben der Priestermedizin noch als Volksmedizin fortvegetieren; ihrem Inhalte nach ungleich ärmer, des autoritativen Charakters gänzlich entbehrend, erhielt sie sich bloß durch Aufnahme und Nachahmung einzelner magischer und kultischer Gebräuche, einzelner den Dämonenbeschwörern und Priesterärzten abgesehener Heilverfahren, wobei jede Überschreitung in Form eines gewerbsmäßigen Kurpfuschertumes in den strengen religiösen Satzungen, in den despotischen Gesetzen eine starre Schranke fand.

Einzig in ihrer Art steht die Entwicklung da, welche die Heilkunde in Griechenland erfuhr. Auch hier schloß sich zwar an die Stammesmedizin eine priesterliche Medizin an, welche in den Asklepiostempeln mit einem Aufwande von Mystizismus betrieben wurde, aber diese bildete nicht, wie bei den Orientalen, die höchste Entfaltungsform,

sondern teils aus ihr, teils im Gegensatze zu ihr erstand auf dem Boden des alten Hellas die auf kritischer Beobachtung und dogmenfreier Forschung beruhende hippokratische Kunst, aus der fürderhin die Weltmedizin hervorgehen sollte. Mögen auch die Nachfolger des Hippokrates sehr bald den Weg der nüchternen Beobachtung und vorsichtigen Induktion aufgegeben und sich in naturphilosophische Spekulationen verloren haben — eine unauslöschliche Großtat bleibt es doch, daß die Ärzte der klassischen Hellenenzeit allen Supranaturalismus aus der medizinischen Theorie verbannten und die Heilkunde von der Theurgie des Priestertums völlig loslösten. Gerade aber dieser glänzende Sieg der Aufklärung über den jahrtausendalten Mystizismus, des Rationalismus über die rohe Empirie eröffnete eine unüberbrückbare Kluft zwischen der wahren ärztlichen Kunst und der Volksmedizin, ja man kann sagen, der Begriff „Volksmedizin" im gewöhnlichen Sinne des Wortes, mit der Bedeutung des Gegensatzes zur wissenschaftlichen Heilkunde datiert eigentlich erst von dieser Zeit an. Denn während die Priestermedizin, trotz aller Überlegenheit der Methodik und des Heilschatzes, mit der Volksmedizin auf dem gemeinsamen Boden des Dämonismus stand, trennte jetzt die letztere von der wissenschaftlichen Heilkunde nichts Geringeres als eine — Weltanschauung. Hie Aberglaube und Mystik, dort die kühnen Anfänge einer von jedwedem transzendentalen Moment abstrahierenden Krankheitslehre und Therapie. Leider währte die Blütezeit nicht lange. Nach dem Untergange des hellenischen Freistaates büßte die griechische Medizin vieles von der hippokratischen Denkstrenge ein und bewegte sich, trotz mannigfacher Fortschritte in der Technik, trotz beträchtlicher Zunahme des Arzneischatzes, im ganzen in absteigender Linie, wenn es ihr auch in Alexandria und in Rom bis in die Tage Galens niemals an einzelnen glänzenden Vertretern gefehlt hat. Den Verfall führte in erster Linie die überwuchernde Spekulation herbei, welche die nüchterne Forschung erstickte und die Heilkunst schließlich einer gänzlich unkritischen Empirie in die Arme warf. Letztere war der Ausdruck der Tatsache, daß der Rationalismus der antiken Ärzte realer Stützen entbehrte und daher auf die Dauer weder der orientalischen Mystik noch der im Römerreiche lawinenartig anschwellenden Volksmedizin genügenden Widerstand [illegible]ochte.

Die Stammesmedizin der Hellenen war, wenigstens soweit sie uns im Homer entgegentritt, beinahe frei von Aberglauben und vorzugsweise empirisch, wenn auch namentlich Seuchen auf den Groll erzürnter Götter zurückgeführt wurden und der Kult in Beziehung zur Heilung stand. Was uns dagegen durch die spätere Literatur aus der Mythologie, Tempel- und Volksmedizin überliefert ist, zeigt vielfach Übereinstimmung mit den primitiven Krankheitsvorstellungen und abergläubischen Heilgebräuchen anderer Völker, ja darf zum Teil als direkte Anlehnung an den Mystizismus der Orientalen aufgefaßt werden. Wir hören nicht nur von krankheitsendenden oder andererseits heilbringenden Göttern und Heroen, von Gebeten, Opfern, Traumorakeln, Tempelschlaf und Weihgaben (meist in Form der geheilten oder zu heilenden Körperteile), von den Wunderkuren des Asklepios usw., sondern auch die düstere Seite des Zauberglaubens, der medizinischen Magie ist reichlich vertreten durch Besprechungs- oder Beschwörungsformeln, Zauberkräuter, Steine, Buchstabenspuk (Ephesische Buchstaben), Amulette (Bilder von Göttern, Zerrgestalten, Tierköpfen, menschlichen Körperteilen), symbolische Handlungen usw. — Mittel, welche gegen die unheilstiftenden Totengeister, Dämonen, Heroen als Gegenzauber dienten. In dem Maß, als die Griechen mit Ägyptern und Asiaten in nähere Berührung kamen, desto breiter ergoß sich der Strom des abenteuerlichsten Wunderglaubens in die Welt des Hellenismus, und namentlich an

den Kreuzungsstellen östlicher und westlicher Kultur (hauptsächlich Alexandria) drangen die mystischen Heilgebräuche der babylonisch-ägyptischen Priesterschaft, mindestens rudimentär, in die griechische Volksmedizin. Es kann dies wenig überraschen, wenn man sich vor Augen hält, daß selbst die wissenschaftliche Medizin der Alexandrinerzeit der Phantastik des Orients (Astrologie, Zahlenglaube, Tagwählerei, Wundermittel) keinen genügenden Widerstand entgegensetzte und daß die Philosophie der Stoa nach und nach fast jede Art des Aberglaubens durch die verhängnisvolle Lehre von der Sympathie der Dinge rechtfertigte, wodurch auch die höheren Schichten der Gesellschaft für die Mystik und den Volksglauben empfänglich gemacht wurden. Alles dies war aber nur ein Vorspiel dessen, was sich auf dem Boden Roms entwickeln sollte. Dort vereinigte sich — wie kaum jemals zuvor und nachher — eine Menge von Umständen, welche das Emporkommen der Volksmedizin in demselben Grade förderten, wie sie den Verfall der wissenschaftlichen Heilkunde einleiteten.

Zur Zeit, als die ersten griechischen Ärzte nach Rom kamen, stand die einheimische, unter dem Einflusse der Etrusker und einiger italischer Völkerschaften herangebildete Heilkunst noch auf der Stufe einer barbarischen Volksmedizin, sie war ein Gemisch dürftiger, roher Empirie und primitivsten Aberglaubens. An Stelle von gelehrten Priestern oder kundigen Ärzten sorgte zumeist der römische Hausvater selbst für verletzte oder erkrankte Familienmitglieder und Sklaven; gewerbsmäßig betrieben höchstens Opferschauer und Empiriker das Heilgeschäft; die Hauptrolle spielte, namentlich in Zeiten von Seuchen, der Kult, dessen Formen (Lectisternia, Einschlagen eines Nagels in den Tempel des Jupiter Capitolinus) viel Eigenartiges darbieten. Die römische Mythologie strotzte geradezu von medizinischen Gottheiten (Krankheitspersonifikationen, z. B. Febris, Mefitis, Scabies usw.).

Die wissenschaftliche Heilkunde der Griechen fand zwar im allgemeinen (seit dem 2. Jahrhundert v. Chr.) eine freundliche Aufnahme, doch hielten es wenigstens die vornehmen Römer unter ihrer Würde, den ärztlichen Beruf zu ergreifen, so daß dieser stets etwas Fremdartiges blieb, und was noch bedeutsamer war, es fehlte nicht an Stimmen, welche aus Nationaldünkel sogar die einheimische, altehrwürdige Volksmedizin verteidigten. Am weitesten ging darin der ältere Cato, der die griechischen Ärzte geradezu beschuldigte, daß sie sich gegen das Leben der Römer verschworen hätten, und fanatisch vor ihrer Kunst warnte. Er widmete sich selbst der Pflege seiner Hausgenossen, schöpfte seine Kenntnisse aus einer alten volksmedizinischen Schrift und stellte zum Wohle der Mitbürger alles medizinisch Wissenswerte in dem Buch über die Landwirtschaft zusammen. Dasselbe diente auch den späteren Ärztefeinden unter den Römern zur Vorlage und gewährt uns ein anschauliches Bild von der einheimischen Volksmedizin, welche verschiedene pflanzliche Mittel (namentlich Kohl) und Wein gegen alle möglichen Leiden anwendete, insbesondere aber auf magische Prozeduren (Besprechen, teilweise unverständliche altitalische Zaubersprüche) sogar bei chirurgischen Affektionen den Schwerpunkt legte. Derartige Bestrebungen vermochten zwar den Siegeszug der überlegenen hellenischen Heilkunst nicht zu hemmen, aber sie erhielten doch die Tradition lebendig und wirkten nachhaltig fort, um so mehr als die in der Hauptstadt zusammenströmenden Ärzte ihre Wissenschaft durch Sektenstreitigkeiten und ethische Defekte nicht selten in Mißkredit brachten. Dem nie ganz unterdrückten Mißtrauen, welches sich mit der scheuen Bewunderung der griechischen Heilkünstler seltsam mischte, und dem angeborenen, stetig wachsenden Aberglauben der Römer ist es vornehmlich zuzuschreiben, daß die Volksmedizin — allerdings

nicht die einheimische allein, sondern ein Konglomerat aus den volkstümlichen Heilgebräuchen aller Nationen des Weltreiches — zur ebenbürtigen Rivalin der wissenschaftlichen Medizin erstarkte, ja diese im Abendlande schließlich für geraume Zeit verdrängte. Daß es so weit kommen konnte, dazu trug wesentlich der Umstand bei, daß Rom keine gesetzlichen Bestimmungen über die Ausübung des ärztlichen Berufes besaß. Nur dem Begriffe nach, nicht aber in der Wirkungssphäre existierte eine Grenze zwischen der wissenschaftlichen und der Laienmedizin, und da jeder, der sich dafür ausgab, als Arzt auftreten durfte, so verwischte sich die Scheidelinie immer mehr. Im harten Konkurrenzkampfe mit Kurpfuschern aller Spielarten machten die Ärzte von zahllosen, aus dem Orient und aus barbarischen Ländern im Völkerverkehr eindringenden Arzneistoffen und Heilverfahren Gebrauch, nicht auf Grund unbefangener Nachprüfung, sondern bloß um die exorbitante Medikamentensucht und Wundersucht des Publikums zu befriedigen[1]; ja in der Fachliteratur erlangten neben den ärztlichen Rezeptsammlungen die Schriften von Laien das Bürgerrecht. In der römischen Kaiserzeit war das Interesse von hoch und nieder für medizinische Fragen ein so reges, wie nie zuvor oder nachher, und ohne Übertreibung darf man sagen, daß diese Anteilnahme der Laien theoretisch und praktisch den Gang der Heilkunde bestimmend, richtunggebend beeinflußt hat. Die Folgen äußerten sich in dem Überhandnehmen roher Empirie und absurden medizinischen Wunderglaubens, welch letzterer freilich nur eine Teilerscheinung des seit dem Ausgange des ersten nachchristlichen Jahrhunderts auf allen Kulturgebieten erschreckend anschwellenden Mystizismus darstellte. Denn nicht bloß die Asklepiostempel erstrahlten in neuem Glanze, nicht bloß die Wundermedizin des Volkes und der Charlatane erwarb zusehends selbst unter den Gebildeten treue Anhänger — es war die Epoche, da sich alle Kulte bunt untereinander mischten, neupythagoreische und neuplatonische Philosophen den ersterbenden Polytheismus gegen die junge Macht des Christentums künstlich belebten und neben den Vertretern orientalischer Geheimwissenschaften Schwärmer und Schwindler jeder Sorte fruchtbaren Boden für Phantastik, Aberglauben oder bewußten Betrug fanden.

Für das Eindringen volksmedizinischer Heilgebräuche in die Berufsmedizin lassen sich aus der ärztlichen Literatur der römischen Kaiserzeit zahlreiche Beweise bringen. So schöpfte das noch lange in großem Ansehen stehende Rezeptbuch des Scribonius Largus (Leibarzt des Claudius), wie der Autor selbst anführt, aus der Volksmedizin, der berühmte Archigenes (unter Trajan) empfahl namentlich gegen Nervenleiden verschiedene Amulette, und sogar ein Dioskurides, ein Galen konnte, bei aller Reserve, an den empirisch-abergläubischen Heilmethoden des Zeitalters nicht achtlos vorübergehen. Aus den Mitteilungen Galens läßt sich auch entnehmen, daß viele Ärzte mit den abenteuerlichen, zugleich oft ekelhaften Heilsubstanzen der Volksmedizin üppig hantierten und jene magischen Prozeduren getreulich ausübten, welche die Volksmystik beim Sammeln, beim Zubereiten, bei der Anwendung der Arzneimittel empfahl. Den besten Einblick in die antiken volksmedizinischen Gebräuche gewinnen wir aber begreiflicherweise durch Schriften, welche von Nichtärzten herrühren oder populärmedizinischen Zwecken dienten. Unter allen diesen ragt die Naturgeschichte des Plinius monumental hervor — ein mit gigantischem Fleiße zusammengetragenes Sammelwerk, das man mit Rücksicht auf die einschlägigen Kapitel ohne Übertreibung als Bibel der antiken Volksmedizin bezeichnen

[1] Die Polypharmazie fand in zahlreichen Gegengiften, namentlich in dem bekannten Theriak, welcher aus mehr als 50 Stoffen zusammengesetzt war, den höchsten Ausdruck.

darf. Anfangs mit der Tendenz, den Aberglauben zu brandmarken, später aber mit immer stärkerer Hinneigung zum Mystizismus und an allen Stellen beseelt von glühendem Nationalhasse gegen die fremdländische ärztliche Kunst, vereinigte Plinius alles, was er an medizinischen Heilgebräuchen aus gräko-italischen, keltischen, asiatisch-ägyptischen Überlieferungen aufzuspüren vermochte. Da eine sehr bedeutende Zahl seiner Angaben mit den Gebräuchen der heutigen Volksmedizin überraschend übereinstimmt, so stellt seine Naturgeschichte geradezu das Bindeglied dar zwischen der grauen Vorzeit und der Gegenwart. In der überquellenden Fülle des Inhaltes finden die Empirie und der Aberglaube fast jeglicher Richtung Vertretung, tritt der ursprüngliche Sinn, jedenfalls aber der uralte Ursprung und die wahre Herkunft vieler volkstümlicher Heilverfahren der Jetztzeit ans Licht. Die Saat, die Plinius gestreut hatte, schoß herrlich in die Halme, denn mit dem Nimbus einer naturwissenschaftlichen Autorität ausgestattet, beeinflußte der Römer Jahrhunderte hindurch die ärztlichen Kreise zugunsten des medizinischen Volksglaubens.

Ganz in seinem Geiste gehalten, in einzelnen Kapiteln oder durchgehends stark an ihn und Scribonius Largus angelehnt, ist die Mehrzahl jener medizinischen Schriften, die aus der späteren lateinischen Literatur (3. bis 5. Jahrhundert) auf uns gekommen sind, so das Lehrgedicht des Serenus Samonicus, die Bücher des Gargilius Martialis, des Lucius Apulejus, des Sextus Placitus Papyrensis, die „Medicina“ des Pseudo-Plinius, das Arzneibuch des Marcellus Empiricus — Werke, welche sich im Abendlande während des ganzen Mittelalters der größten Beliebtheit erfreuten und als Muster für ähnliche Machwerke dienten. Als populäre Arzneibücher waren sie ursprünglich vorwiegend für Laien bestimmt, tatsächlich aber übten sie späterhin den größten Einfluß auf die mittelalterliche Heilkunde des Westens. Sie enthalten zahlreiche Volksmittel (empirische, Sympathiemittel usw.), Beschwörungsformeln, Anweisungen zur Herstellung von Amuletten u. dgl. Ohne auf die sehr interessanten Einzelheiten hier eingehen zu können, sei hier nur der Hinweis gestattet, daß sich bei Serenus Samonicus zum ersten Male das bekannte „Abracadabra“ findet (als Zauberformel für ein Amulett gegen Fieber), ferner daß Marcellus Empiricus (5. Jahrhundert), dessen Arzneibuch geradezu eine Fundgrube für die antike Volksmedizin darstellt, auch keltische Volksmittel anführt und heidnischen mit christlichem Aberglauben innig durcheinandermengt. Was die Schriften der erwähnten Autoren für den Okzident, das bedeuteten die sogenannten „Jatrosophien“ (populäre empirisch-mystische Rezeptsammlungen) für den hellenisierten Orient. Zwar verfiel die Heilkunde im byzantinischen Reiche niemals in dem Grade wie im Abendlande nach dem Sturze des weströmischen Reiches, immerhin wurde aber auch dort das ärztliche Handeln stark durch Volkstraditionen beherrscht, welche größtenteils auf die Nachwirkung der babylonisch-ägyptischen Priestermedizin zurückzuleiten sind. Finden wir doch bei den hervorragendsten Vertretern der byzantinischen Medizin (z. B. Alexander von Tralles und Aetios) nicht wenige abergläubische Mittel (Amulette) empfohlen, welche diese Herkunft deutlich verraten. In noch breiterem Ausmaße läßt sich sodann die Aufnahme von mystischen Elementen (namentlich Glaube an die Heilkraft gewisser Steine!) in der arabischen Medizin nachweisen, ein Umstand, der auch für uns deshalb von Bedeutung ist, weil die mittelalterliche Heilkunde Europas bekanntlich in intensivster Weise von der arabischen beeinflußt worden ist und manches aus ihr allmählich in unsere Volksmedizin gedrungen sein mag.

Im Westen erlosch während der Stürme der Völkerwanderung die wissenschaftliche Heilkunde für Jahrhunderte, die Volksmedizin aber trug antike Krankheitsvorstellungen

und Heilverfahren zu jenen Stämmen, welche fürderhin berufen sein sollten, den abgerissenen Faden der Kultur wieder aufzunehmen. Aus der Mischung und gegenseitigen Durchdringung der keltisch-germanisch-slawischen Stammesmedizin mit den schubweise einströmenden gräko-italisch-orientalischen Elementen der Antike ist die europäische Volksmedizin hervorgegangen.

Verhältnismäßig am besten sind wir über die germanische Stammesmedizin unterrichtet, deren Eigenartigkeiten sich noch deutlich in der gegenwärtigen Volksmedizin widerspiegeln. Abgesehen von den Kultleitern, welche sich zu keiner geschlossenen Priesterkaste zu organisieren vermochten, waren die Hauptvertreter der germanischen Heilkunde: das pflanzenkundige Weib und der dämonenbannende Zauberarzt (ihnen entsprechen heute die weise Frau und der Abbeter, Besprecher usw.), ferner ebenso, wie jetzt noch, Hirten, Schäfer, Schmiede u. a., das heißt jene Personen, welche aus der Beobachtung an Tieren gewisse Kenntnisse erwerben können. Unter den tatsächlichen Heilmitteln standen die pflanzlichen im Vordergrunde; man kannte eine sehr bedeutende Zahl von Kräutern, die zu Tränken, Räucherungen und Bähungen, Salben benützt wurden, ihre Ausgrabungszeit (z. B. in der Donnerstag-Frühsonne) regelten bestimmte kultische Traditionen. Neben ihnen spielten Bäder (Kräuterbäder, Dampfbäder, Thermalbäder), massierende Streichung und Reibung, primitive chirurgische Manipulationen (Wundbehandlung, Blutstillung, Verband, Skarifizieren, Schröpfen, Abszeßeröffnung usw.) eine wichtige Rolle, von letzteren wäre namentlich die geschickte Behandlung der Knochenbrüche (Verband mit Baumzweigen und Moos) erwähnenswert; zur Stillung größerer Blutungen diente die Kompression mit Moos, Steinen u. dgl. oder Pechpflaster, bei kleinen Blutungen fand das noch heute beliebte Spinnengewebe Verwendung. Ein altgermanischer Heilgebrauch bestand darin, durch den Maitau auf den Wiesen in den Morgenstunden zu streichen, um die geschwächten Glieder zu kräftigen. Da die Mehrzahl der Krankheiten auf dämonistische Einflüsse (Besessenheit durch Krankheitsdämonen, dämonische Tiere, namentlich Würmer, Gift) zurückgeführt wurde, so bildete die Heilkunst mit dem Kult und der Zauberei ein untrennbares Ganzes. Kultgebräuche oder deren Rudimente, Kraut-, Stein- und Wortzauber beherrschten die Therapie. Namentlich auf dem Gebiete der seuchenhaften und nervösen Leiden, der Geisteskrankheiten, in der Kinderheilkunde und Geburtshilfe dominierte der Mystizismus, aber selbst rationelle Heilmanipulationen, wie z. B. die Streichung, Reibung, Blutstillung, Einrenkung, waren stets von dem Hersagen der entsprechenden Zaubersprüche begleitet. Bei Seuchen dienten Opfer, Opfergaben, Kasteiungen usw. als Mittel, um die Götter zu versöhnen, bei individuellen Krankheiten entfalteten Zaubergesänge, Runensprüche, das Anhauchen, Anblasen, Berühren und Bestreichen magische Wirksamkeit. Durch seine Zauberkunst verstand es der Medizinmann, den Krankheitsdämon aus dem Leibe des Kranken herauszutreiben oder ihn zurückzubannen in sein Zaubergerät, in Tiere, Bäume usw. (Transplantation). Zur Vorbeugung gegen Krankheiten dienten Amulette (Steine mit eingeritzten Runen, Metallgegenstände, Pflanzenanhängsel, Zähne, Tierkrallen, Opferblut, Dämonenfiguren usw.).

Unschwer erkennt man in den skizzierten Zuständen die Grundlagen der gegenwärtigen Volksmedizin, und wie bei den Deutschen, so erinnern auch bei den übrigen Nationen Europas nicht wenige volkstümliche Heilgebräuche, ja sogar nicht wenige Krankheitsnamen an die Urzeit. Überall auch hat die Volksmedizin im Laufe der Geschichte eine Umwandlung erfahren, welche im Wesen von den gleichen Faktoren abhing.

Die erste und nachwirkendste Umgestaltung bestand in der Christianisierung. In dem Maß, als die neue Weltreligion tiefere Wurzeln schlug, traten an Stelle der

heidnischen Götter, Kulthandlungen und Zaubersprüche christliche Heilige, Gebete, Segensprüche, Bannformeln, Exorzismen, Amulette usw. Doch schritt die Christianisierung nur langsam weiter, das neue Kleid barg oft nur den alten heidnischen Gedanken, und versteckt wucherten der jetzt zum sündhaften Aberglauben gewordene Götterglaube und heidnische Kult gerade in der Volksmedizin lange fort. Manche der mystischen Prozeduren büßten auch allmählich ihren ursprünglichen Sinn ganz ein und wurden zum unverstandenen Formalismus, was aber bei der Tenazität der Sitten die fortdauernde Anwendung nicht hinderte. Solche Rudimente hat die Forschung in Menge aufgedeckt.

Bedeutungsvoller war der Umstand, daß die einheimische Heilkunde seit dem Beginne der Christianisierung eine stetige Zufuhr von neuen, fremden Elementen empfing, welche aus der antiken Kultur stammten und wegen innerer Verwandtschaft leicht assimiliert werden konnten. Diese Zufuhr antiker Heilmittel, Heilmethoden und gewisser Krankheitsvorstellungen vermittelten zunächst die Mönche, welche dem Volk auch in Leibesnöten hilfreich beistanden, in den Klostergärten Arzneipflanzen zogen und die medizinischen Überlieferungen der Vergangenheit sorgsam hüteten. Von der segensreichen Wirksamkeit der Mönchsärzte des frühen Mittelalters — in einer Zeit, da es wenigstens in Mitteleuropa an wissenschaftlich gebildeten Ärzten fast gänzlich mangelte — zeugen noch manche literarischen Reste, so z. B. der Hortulus des Walafridus Strabo (9. Jahrhundert), der Macer Floridus (10. oder 11. Jahrhundert), die Physica der hl. Hildegard (12. Jahrhundert). Man ersieht daraus, daß die Mönchsmedizin sich vornehmlich auf die oben genannten spätrömischen Autoren und auf Plinius und Dioskurides stützte, aber auch bestrebt war, die einheimische Flora für den Heilschatz möglichst auszunützen. Bei dem Ansehen und Vertrauen, welches die Mönche genossen, ist es selbstverständlich, daß viele ihrer Mittel und Krankheitsanschauungen allmählich in die Volksmedizin übergingen. Daß aber auch der Aberglaube genährt wurde, beweist z. B. das berühmte Steinbuch des Bischofs Marbod (12. Jahrhundert), welches über die Heilkraft der Edelsteine handelt und die morgenländischen Fabeln über die sympathetischen Kräfte der Steine weithin verbreitete.

Die Hauptbahn aber, auf welcher gräko-orientalische Elemente in die Volksmedizin eindrangen, nahm ihren Ausgangspunkt von den halb naiven, halb gelehrten Schriften des berühmten Salerno, jener Schule, welche vom 10. bis 13. Jahrhundert blühte und die antike mit der arabischen Medizin harmonisch vereinigte. Vor allem kommt das weltbekannte Lehrgedicht, das Regimen sanitatis, in Betracht, welches im Mittelalter eine unvergleichliche Popularität besaß und manche seiner praktischen Gesundheitsregeln in Sprichwörtern (aller europäischen Nationen) zurückgelassen hat. Kann es einen besseren Beweis dafür geben, daß der Inhalt in die Volksanschauungen nach und nach übergegangen ist? Indirekt, aber noch tiefgreifender hat die gleichfalls salernitanische „Practica“ des Bartholomäus gewirkt, ein Werk, welches zahlreichen in den Landessprachen (z. B. mittelhochdeutsch, mittelniederdeutsch) abgefaßten Arzneibüchern der letzten mittelalterlichen Jahrhunderte zur Grundlage gedient hat. Diese Arzneibücher hatten ursprünglich wohl den Zweck, dem Unterricht in Klosterschulen zu dienen. Ihr Inhalt zeigt viele interessante Übereinstimmungen mit der heutigen Volksmedizin hinsichtlich der Krankheitsanschauungen (Säfteverderbnis, vermeintliche Wurmkrankheiten usw.) und der Therapie (Vorwiegen gewisser pflanzlicher Mittel, Dreckapotheke, religiöse Zeremonien, Gebete, Beschwörungen usw.). Die „Arzneibücher“ sanken zur Zeit, als die wissenschaftliche Heilkunde einen neuen Aufschwung nahm, zum Range der populärmedizinischen

Literatur herab und bildeten die Vorlage für jene Hausarzneibücher und Kräuterbücher, mit denen das Volk im Beginne der Neuzeit durch die junge Buchdruckpresse überschwemmt wurde.

In derselben Epoche kamen auch die für den gemeinen Mann bestimmten Kalender in Aufnahme, welche leider mehr zur Quelle des Aberglaubens als der Belehrung wurden und insbesondere astrologische Ideen für Jahrhunderte in die Volkskreise hineintrugen; letztere hatten eine eminent praktische Bedeutung für die Vornahme gewisser therapeutischer Eingriffe, namentlich den Aderlaß (Aderlaßtafeln).

Wie in der vorhippokratischen Zeit waren auch im abendländischen Mittelalter Berufsmedizin und Volksmedizin lange Zeit einen Weg gegangen, die Grundanschauungen waren im Wesen die gleichen. Erst die Gründung von Universitäten und das Emporkommen eines wissenschaftlich gebildeten Ärztestandes rissen die Verbindung gänzlich entzwei, nur das niedere Heilpersonal, Bader, Barbierer, ungebildete Wundärzte oder die bunte Klasse von Quacksalbern und Kurpfuschern aller Art hielten die Kontinuität aufrecht, durch sie strömte so manche antiquierte Weisheit ins Volk, wo sie fortan gläubig festgehalten wurde. Während sich die Schulmedizin seit dem Wiedererwachen der Wissenschaften mehr und mehr von der naiven Empirie und dem Mystizismus loslöste, den Weg der exakten Krankheitserforschung beschritt, verharrte die Volksmedizin auf dem theurgisch-empirischen Standpunkte des Mittelalters. Noch heute ist ihr die Krankheit etwas Fremdes, Persönliches, zu dem übrigen Leben Hinzugekommenes, etwas Feindliches, Dämonisches, noch heute spielen neben den natürlichen Heilmitteln Gebet, Segen, Zauberspruch, Symbol und Amulett die Hauptrolle, und wie in alten Zeiten wird, im Falle die häusliche Hilfeleistung versagt, der „Beinbruchdoktor" oder „Bruchrichter", der Aderlasser und Schröpfer, der „Bauerndoktor" und der „Abbeter" gerufen, ohne daß der Schmied des Dorfes, der Wasenmeister, der Abdecker, der Schinder, der Hirt und der Schäfer den einstigen Ruf eingebüßt hätten.

Ganz stabil ist aber auch die Volksmedizin seit den Tagen des Mittelalters nicht geblieben, ja man kann sagen, daß fast jede der Hauptphasen der Schulmedizin Spuren in ihr zurückgelassen hat. Freilich erst nach Dezennien, nach Jahrhunderten, wenn sie längst obsolet geworden sind, sickerten die Schulmeinungen durch, dann aber wurden sie vom Volke niemals wieder aufgegeben. So beherrscht noch heute die uralte Humoralpathologie („Flüsse", Blutstauung, verschossene Galle, Verschleimung usw.) die Krankheitsanschauung des Volkes, desgleichen die Lehre von den Schärfen (Theorie des 17. Jahrhunderts); aus dem „Beschauen des Wassers" machen Volksärzte ihre Diagnosen, so wie die mittelalterliche Uroskopie es lehrte. Die noch von gelehrten Ärzten der Renaissancezeit verfochtene Astrologie, die „Sympathie und Antipathie", die Signatur bleibt bestimmend für die Wahl und Anwendung der Heilmittel; die Vorliebe für Abführ- und Schwitzkuren, für Blutentziehungen, für blutreinigende Tees, für Tränke, Salben und Pflaster, was ist dies anderes als der erstarrte Niederschlag jener Theorien, jener Praxis, welche vor Jahrhunderten in der wissenschaftlichen Heilkunde lebendig war!

So erweist sich die Volksmedizin als ein buntes Mosaik aus Steinchen, welche den verschiedensten Kulturepochen von der grauen Vorzeit bis heute angehören — wahrlich ein würdiger Gegenstand des Sinnens und Forschens für jeden Freund des Volkstums und der Geschichte, ein Gegenstand, der nicht bloß zum Verstande, sondern auch zum Herzen spricht!

Erstes Buch.

Allgemeiner Teil.

Allgemeine Lehre von den Ursachen, dem Wesen und der Heilung der Krankheiten (Ätiologie, Pathologie, Therapie).[1]

[1] Beim Aufsuchen eines Schlagwortes wolle man das alphabetische Register am Schlusse des Werkes zu Rate ziehen.

Aal (Anguilla vulgaris) wurde und wird noch vielfach in der Volksmedizin verwendet. Die wurm- und schlangenähnliche Gestalt dieses Edelfisches, die Rätsel seiner Lebensweise, seine (angeblichen?) nächtlichen Wanderungen über Wiesen und Felder mußten das Volk viel beschäftigen. Seit Aristoteles' Zeiten dachte man darüber nach, wie der Aal sich vermehre. Den Israeliten ist nach 3 Mos. 11, 9 ff.; 5 Mos. 14, 9 10 der Genuß des Aalfleisches verboten, da der Aal (nach einer unrichtigen alten Vorstellung) keine Schuppen besitzen soll. Im Mittelalter nahm man an, daß Aale aus Pferdehaaren entstehen; oder man glaubte, daß sie sich aus Gras bilden, offenbar eine Verwechslung junger Aale mit Regenwürmern. Heute wissen wir, daß der Flußaal zum Meere wandert, um dort zu laichen, und daß die jungen Älchen stromaufwärts ziehen.

Trotzdem der Aal im Flußgebiete der Donau nicht lebt, wird er sowohl in Bayern als auch in Österreich volksmedizinisch verwendet. Sehr alt ist der Brauch, kranken Leuten, welche an Seitenstechen oder kolikartigen Schmerzen leiden, lebende Aale auf den Bauch zu binden.

Abbinden, s. Zaubermedizin.

Abnehmen, s. Zaubermedizin.

Abracadabra ist eine Zauberformel, die als Mittel gegen verschiedene Fieber angewandt, auf Zettel geschrieben, an einer Schnur getragen wird. Die Zauberformel ist typisch:

ABRACADABRA
BRACADABR
RACADAB
ACADA
CAD
A

Vertikal stehen gleiche Buchstaben untereinander; die Anfangs- und Schlußbuchstaben schließen den Abracadabraring. Dieses „Mittel" empfahl Quintus Serenus Samonicus (um 200 nach Christi Geburt [566]). — (Siehe Zaubermedizin.)

Abraxas, Abrasax oder Abracax, mystisches Wort. Der Gnostiker Basilides nannte die 365 Geistergestalten des Jahres, in denen die Gottheit sich äußern soll, Abrasax, weil dieses Wort die Zahl 365 nach griechischer Schreibweise ausdrückt:

a = 1	a = 1
b = 2	s = 200
r = 100	a = 1
	x = 60.

Goethe zählt einen Abraxasstein zu den „Segenspfändern" (West-östlicher Divan I 2).

Doch Abraxas bring' ich selten!
Hier soll meist das Fratzenhafte
Das ein düstrer Wahnsinn schaffte,
Für das Allerhöchste gelten.

Lessings Erklärung möge hier eine Stelle finden (Kollektaneen): „. . . das Wort selbst ist von der Erfindung des Basilides und weder griechischen noch hebräischen noch ägyptischen Ursprunges; sondern bloß zusammengenommene griechische Buchstaben, die nach ihrem valore numerico 365, als die Zahl der Tage im Jahre, ausmachen . . . Denn es wird ebensowohl Abrasax als Abraxas ausgesprochen. Der überzeugendste Beweis hiervon ist dieser, daß sich dergleichen Steine finden, auf welchen anstatt des Wortes Abraxas die Buchstaben τξέ stehen, welche gleichfalls 365 ausmachen."

Abraxassteine, welche Zusammensetzungen von menschlichen und tierischen Körperteilen zeigen, z. B. Hahnenkopf, menschlichen Rumpf mit einem Schlangenleibe, waren und sind im Orient, auch in Spanien, Italien und Griechenland Talismane. Bellermann (58b) hat diese Gemmen ausführlich beschrieben.

Achat, der „buntfarbige Stein", welcher nach Orpheus Lithika die Farben des glasartigen Jaspis, des blutroten Sarder und des lichthellen Smaragdes vereinigt, der „dem Apfel, dem Lenzkind" an Farbe gleicht, war einer der 12 Steine im Brustschilde des Hohepriesters (2 Mos. 22), ist heute noch die wichtigste Chalzedonvarietät.

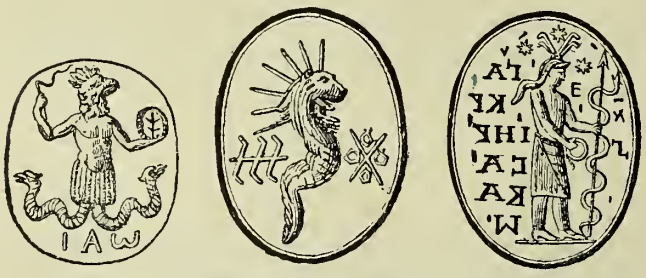


Abb. 1. Abraxasgemmen.

Der Achat, hebräisch schebô, griechisch ἀχάτης, lateinisch achates sc. gemma, heißt chinesisch ma-nao (Pferdehirn), „da seine untereinandergemengten Streifen einem Pferdehirn ähnlich sind" (Führer 210).

Plinius (543) nennt viele Achatvarietäten; so einen Korallachat aus Kreta, „welcher der heilige genannt wird, da er gegen Spinnen und Skorpione helfen soll." Hierzu bemerkt Plinius: „Diese Wirkung möchte ich allerdings von dem sizilischen erwarten, weil vor allem durch die Luft dieses Landes die giftigen Skorpione vertilgt werden." Einem anderen, grünen Achat rühmt Plinius wohltätigen Einfluß auf die Augen nach. Weiterhin sollen die Magier behaupten, ein löwenfarbiger Achat helfe gegen den Skorpionstich; dann soll man in Persien durch Räuchern mit dem Steine Stürme und Blitze abwenden; endlich mache ein einfarbiger, jedenfalls auch löwenfarbiger, also rotgelber Achat den Kämpfer unüberwindlich. Dann lernen wir die von den Alten dem Achat zugeschriebene stark abkühlende Wirkung kennen: In den Mund genommen, stillt derselbe den Durst, in einen Kessel mit kochendem Wasser geworfen, kühlt er dieses rasch ab, und darum beruhigt er auch das stürmische Meer.

Die hl. Hildegard (289) weiß manches über den Achat zu berichten. Er hat die Kraft, das Gift der Spinnen und giftigen Würmer zu vernichten, „solange es noch nicht in den Körper eingedrungen ist." Dann vertreibt der Stein die Epilepsie, „wenn Wasser, in dem der Achat bei wachsendem Monde 3 Tage gelegen hat, beim Bereiten der Speisen für den Patienten 10 Monate hindurch verwendet wird — nisi Deus non velit (wenn es Gott nicht verhindert). In derselben Weise gebraucht, vertreibt der Stein auch Mondsucht und Wahnsinn und macht endlich sogar die Diebe unschädlich, wenn er des Abends durch das Haus, in dessen Länge und Breite, in modum crucis (nach Art eines Kreuzes) getragen wird."

Von den vermeintlichen Zauberkräften des Achates weiß das Volk heute kaum etwas. Interessant ist die Tatsache, daß auf dem klassischen Boden Italiens, wo der Achat einst als Zauber- und Heilmittel hochgeschätzt war, die Frauen und Mädchen noch heute rote Achate behufs Regelung der Menstruation tragen.

Ackerhermel (Anthemis arvensis L.), Ackerhundskamille, Feldkamille, eine Kompositе, deren Geruch Tiere und Krankheiten vertreiben soll. Das Kraut hält die Mäuse von Scheunen fern, die gepulverten Blütenköpfe vertreiben die Flöhe; die Bienenwärter werden nicht gestochen, wenn sie sich mit den Blättern die Hände einreiben. Auch innerlich als Tee, äußerlich zu trockenen Umschlägen gegen Kolik, Verdauungsbeschwerden und bei Entzündungen verwendet. (Siehe Kamille.)

Ackerwinde (Convolvulus arvensis L.) ist seit den Zeiten des Dioskurides (151 IV 40) ein geschätztes Volksheilmittel. Dioskurides nennt sie Helxine, zählt noch andere Namen auf, die für ihr Ansehen bei den alten Kulturvölkern sprechen, hebt richtig hervor, daß ihre „Zweige" (richtig: Stengel) alles umschlingen, und lobt ihre Blätter wegen der den Bauch lösenden, also öffnenden Wirkung.

Wird auch heute vielfach zu Kräutertees verwendet.

Abb. 2. Ackerhermel (Anthemis arvensis)

Aderlassen (Venaesectio). In dem Abschnitte „Chirurgie" wird das Aderlassen seiner volksmedizinischen Bedeutung entsprechend gewürdigt werden. Hier einige allgemeine Bemerkungen. Zumeist wird eine Vene eröffnet (Venaesectio, Phlebotomia), seltener eine Schlagader (Arteriotomia). Celsus (121) spricht bereits den Satz aus: Blut aus einer geöffneten Ader fließen zu lassen, ist nichts Neues; das ist aber neu, daß es kaum eine Krankheit gibt, bei der man nicht zu Ader läßt (II Kap. 10).

Der Aderlaß hat sich fast bei allen Völkern in der Kunst und in der Literatur erhalten. Der Jüngling bei Jean Paul (Titan I 4. Zykel) erzeugt sich, wenn „der Most seines heißen dichten Blutes" stärker gärt, „mit einem Federmesser Schmerzen und sogar kleine Verblutungen". „Er ritzte sich, aber zufällig zu tief; und mit einem schönen kühnen Heben seines leichter atmenden Wesens sah er der roten Quelle seines Armes in der Abendsonne zu und wurde wie nach abgefallenen Bürden leichter — nüchtern — still und weich. Er dachte an die verschwundene Mutter, deren Liebe nun ewig unvergolten blieb — ach, er hätte dieses Blut gern für sie vergossen — und nun quoll heißer als je in seiner Brust die Liebe für den kränklichen Vater auf: o komme bald, sagte sein Herz, ich will dich so unaussprechlich lieben, du lieber Vater! . . . Albano drückte die Hand auf die kleine Wunde und ging . . ."

Neben dieser phantastischen Szene nehmen sich Darstellungen von Bauern, die zu Ader gelassen werden, besser aus. Es muß schon hier betont werden, daß der Aderlaß bei gesunden Menschen, ohne ärztliche Intervention, nur Schaden und Gefahren bringen kann.

Häufig wurde der Aderlaß zu bestimmten Zeiten im Jahr ohne besondere Veranlassung, bloß als Präservativ im allgemeinen, angewendet. Ein dänischer Autor bemerkt, daß, wenn man 70 bis 80 Jahre alt geworden, es am besten ist, hiermit aufzuhören,

und fügt hinzu: „Derjenige, welcher an Aderlaß gewohnt ist, soll ihn nicht ganz aufgeben, selbst wenn er alt geworden ist, sondern mit der Zeit in der Weise: Wenn er gewohnt war, sich viermal im Jahre zur Ader zu lassen, und er will es aufgeben, da soll er sich im zweiten Jahre dreimal zur Ader lassen und im dritten Jahre zweimal" usw. Es war eine nicht so ganz leichte Sache, zu entscheiden, wann man sich zur Ader lassen sollte. Als allgemeine Regel wird aufgestellt, daß man es im Frühling tun soll, denn da ist der Körper voll von Säften und zu Krankheiten geneigt. Im Sommer soll man es sein lassen, denn zu der Zeit sind alle Säfte sehr dünn, und dann läuft leicht das gute Blut aus anstatt des schlechten. Im Spätjahre dagegen ist die rechte Zeit, denn da wird das Blut von seiner Dicke gereinigt. Im Winter endlich soll man sich dessen enthalten, denn da sind die Säfte zähe und fließen nicht, indem die Natur sie zur Vermehrung der natürlichen Wärme zusammenzieht. Aber mit dieser allgemeinen Regel war man noch lange nicht fertig. Man sollte ferner darauf achten, ob der Mond in einem „wasserartigen oder erdreichen Zeichen stand, als wie Stier, Jungfrau, Steinbock, Krebs, Skorpion", denn da ist es nicht gut, „eine Ader schlagen zu lassen". „Aber wenn der Mond in der Wage, im Schützen und im Wassermann steht, da ist es gut, sich zur Ader zu lassen, doch mit dem Unterschied, daß man sich nicht an dem Gliede zur Ader läßt, über welches das betreffende Zeichen regiert" (Troels-Lund 703).

Holländer (307) gibt eine charakteristische Darstellung des Aderlasses. Wenn auch die Operation in diesem Falle von einem Arzt ausgeführt wird, so ist sie dennoch ein gutes Beispiel der volkstümlichen Sitte des Aderlasses, insbesondere wenn man erwägt, daß der zweite Arzt Abführmittel und der dritte ein Klistier handhabt. „Das Trifolium der Therapeutik war das Klistier, der Aderlaß und die Purganz." Molière hat diese Therapie wiederholt verspottet. (Siehe Abbildung: Les Remèdes à tous maux S. 7.)

Doch kehren wir zum volksmedizinischen Aderlaß zurück. Ein Hauskalender vom Jahre 1733 (107a) enthält folgende komplizierte Vorschriften: „In Erwehlung des Schröpffens und Aderlassens hat man auf die generalia zu sehen: Auf des Menschen Alter, Complexion, Jahrs-zeit, und ob ein schöner heller Tag sey: Es wäre dann periculum in mora (Gefahr im Verzuge), da es heißet: Noth hat kein Geboth. 2. Betrachtet man des Monds Configuration mit der ☉. Und zwar für junge Leute gut Aderlassen, wenn der ☽ im Zunehmen; für alte aber, wenn er im Abnehmen sich befindet. 3. ist zu considerieren das Zeichen, darinn der ☽ seinen Lauff hat, ratione complexionis des Menschen: denn die Sanguinischen können zur Ader lassen, der ☽ sey gleich in welchem Zeichen er wolle; aber die cholerici sollen lassen, wenn der ☽ ist im ♋♌♍. Für die Phlegmaticos sind diese beyde gut: ♈ und ♐; und denen Melancholicis sind diese beyde dienlich: ♎ und ♒. Wenn nur ♄ oder ♂ zur Zeit des Aderlassens nicht darinnen sind: weil man 4. allemahl dahin zu sehen hat, daß der ☽ von den bösen Planeten ♄ und ♂ nicht verletzet, sondern von dem gütigen ♃ und ♐ soulagieret werde; die übrigen Signa ♉♊♌♍♑ und ♓ sind dem Aderlassen hinderlich und schädlich. 5. Absonderlich hat man sich auch in acht zu nehmen, daß zur Zeit des Aderlassens der ☽ nicht in den jenigen Zeichen sey, so das Glied beherrschet, daran man Aderlassen will. Was aber ein jedes zeichen für Glieder beherrsche, ist aus folgenden zu ersehen: ♈ hat innen das Haupt, ♉ den Halsz und Nacken, ♊ die Schultern, Armen und Hände, ♋ die Brust, ♌ den Rücken und Seiten, ♍ den Bauch, ♎ die Lenden und Nabel, ♏ den Schmehrbauch, Scham und Hintern, ♐ die Hüfften, Hinterbacken und Schenckel, ♑ die Knieschеiben und Knie, ♒ die Beine, Schienbeine und Waden, ♓ die Ferſen und Füße."

Abb. 3. Les Remèdes à tous maux (Aus Holländer, Karikatur [307])

Adlerfarn (Pteris aquilina L.), Saumfarn, zeigt auf Schrägschnitten des Stengels infolge der eigentümlichen Anordnung der Gefäßbündel eine braunschwarze Figur in Form eines X, die man mit einem Doppeladler verglichen hat; oder mit einem JC, daher der Name Jesus-Christus-Wurzel. Da der Wurzelstock stärkemehlreich ist, wird er zu Brotmehl verbacken, auf den Canarischen Inseln als Nahrungsmittel angebaut. Unter den volksmedizinischen Farnen nimmt der Adlerfarn die letzte Stelle ein. Dioskurides (151 IV Kap. 187) lobt diese Wurzel als Bandwurmmittel, als Mittel gegen Spulwurm; die Wurzel soll bei Frauen die Empfängnis verhindern, bei Schwangeren Fehlgeburten machen. Äußerlich wird die Wurzel auf schlecht heilende Wunden gelegt; junge Blätter wirken abführend. (Siehe Farn.)

Abb. 4. Adlerfarn (Pteris aquilina)

Adlerstein oder Aëtitstein kommt sowohl in griechischen wie auch in Sagen der Insel Rügen als Volksmedikament vor. Sickenberger (642) denkt an Rollkiesel, die sich in der Wüste finden und im Inneren einen Hohlraum haben, in dem sich ein zweiter Kiesel klirrend bewegt. Wittgenstein (543) denkt an Brauneisenstein. Das Adlermännchen schiebt dem Weibchen den Stein unter, damit dasselbe ohne Schmerzen Eier lege. Die Perser nennen den Adlerstein den „Stein der Geburt". Dioskurides (151 V Kap. 167) meint, der Stein halte den Embryo in der Gebärmutter fest, wenn er um den linken Arm der Schwangeren gebunden wird; um ohne Schmerz zu gebären, muß der Stein vom Arm entfernt und um die Hüfte gebunden werden. Fein gerieben, soll er in einer Salbenmasse äußerlich gegen Epilepsie helfen.

Die Niederkunft und die Geburtswehen werden der Frau nach den altrussischen medizinischen Ratschlägen durch ein ähnliches Mittel erleichtert. Dies ist ein Zauberstein, orlow kamenj (Adlerstein) genannt, welchen man in einem Adlerneste finden kann und der Gebärenden auf die linke Hand oder auf den linken Fuß binden soll. Auch gab man diesen Stein den Frauen zu trinken, wie es in einem Prozeß aus dem 17. Jahrhundert behauptet wird. Der Stein war auch ein Heilmittel gegen Fieber. In Spanien bindet man der Frau ebenso einen Zauberstein über das Knie, um die Entbindung zu erleichtern (Bastian 43). Der Stein galt auch überhaupt als ein glückbringendes und schützendes Amulett. (Siehe Chirurgie, Geburtshilfe.)

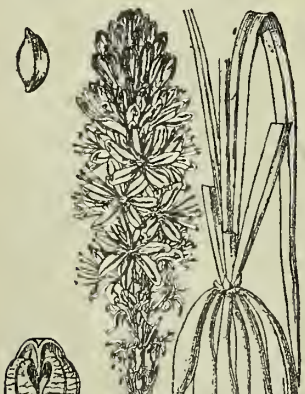


Abb. 5. Affodill (Asphodelus albus)

Affodill (Asphodelus). Asphodelusarten aus der Familie der Liliazeen, Volksmittel in den Mittelmeerländern; insbesondere Weißer Affodill (A. albus W.) und Ästiger Affodill (A. ramosus L.). Wird zur Destillation von Weingeist, Affodillsprit, verwendet. Die Schatten der Toten wandelten nach griechischer Anschauung auf Asphodeloswiesen.

... Da reckte sich auf des Achilleus Schatten
Und schritt mächtigen Ganges hinab zur Asphodeloswiese.
(Homer, Odyssee XI 539 540.)

Und an des Helios Toren vorbei und am Reiche der Träume
Zogen sie, kamen hinab dann bald zur Asphodeloswiese,
Wo sie wohnen, die Seelen, die Schattengebilde der Müden.
(Daselbst XXIV 12—14.)

Die Pflanze war der Proserpina geweiht, wurde auf Gräber gepflanzt und hatte eine sehr ausgebreitete volksmedizinische Verwendung; zum Teil noch heute in Griechenland. Dioskurides (151 II 202) lobt Affodill ganz besonders; es treibe den Urin, befördere die Menstruation, heile Husten und Seitenstechen, erleichtere das Erbrechen, nütze äußerlich bei Schlangenbissen; es heile Gicht (Podagra), und der Genuß der Wurzel mache unempfindlich gegen Liebesgelüste.

Ahorn, Maßholder (Acer pseudo-platanus L.), wuchs nach Höfler (300) unter den Bezeichnungen Z'oro, Z'oron, Orn, Ornau, Ornet an deutschen Kultorten. Der in Bayern einheimische Ahorn liefert wohl zuwenig Ahornwein, über dessen Verwendung auch nichts bekannt geworden ist; dagegen verkeilt man die Krankheitsstoffe unter die Ahornrinde; den Ahornschwamm bearbeiteten die Senner durch Klopfen, Flachstrecken und Beizen mit Aschenlauge zu Zundel wie den Buchenschwamm. Gegen Vergiftungen durch Tiere empfehlen mittelalterliche Arzneibücher die Ahornrinde (Entlehnung aus der Eschen-Therapie?). Es besteht immerhin ein gewisses Mißverhältnis zwischen Alter, Größe des Baumes und Kultorten einerseits und der geringen volksmedizinischen Verwendung desselben andererseits; sollte letztere durch tatsächliche und empirisch erprobte Unwirksamkeit beeinflußt sein?

Akazie spielt volksmedizinisch in Europa eine Rolle. Die Blüten der Robinie oder Akazie, des Wunder- oder Heuschreckenbaumes (Robinia pseudacacia L.) werden als Teeaufguß zur „Reinigung des Blutes", besonders bei Kindern mit Hautkrankheiten, verwendet.

Die wahre Akazie (Acacia vera Willd.) ist ein Baum des nördlichen Afrikas, der in der antiken Medizin eine Rolle gespielt hat. Von mehreren Akazienarten wird Gummi gewonnen.

Akupunktur, das Einstechen von Nadeln in die erkrankten Körperteile, ist bei den Türken viel verbreitet (664). Das Heilmittel stammt aus dem Osten, ist bei den Japanern, Chinesen und Koreanern und auch im ganzen näheren Orient seit jeher bekannt und kam im 16. Jahrhundert nach Europa. Es geriet für eine Zeitlang in Vergessenheit, ward aber dann von französischen Ärzten wieder empfohlen und in Deutschland als Baunscheidtismus — nach dem 1860 in Münster verstorbenen Baunscheidt so genannt — allgemein modern. Mittels eines Instrumentes werden Nadeln in die Haut gestoßen, dann reibt man die Stichwunde mit reizendem Öl ein, wodurch eine Hautentzündung entsteht und Flüssigkeiten, die sich in einer Körperhöhle angesammelt haben, „herausgezogen" werden.

Alant oder das Helenenkraut (Inula Helenium L.), eine Komposite, deren Wurzel als Radix Helenii in Deutschland offizinell ist. Berühmte Heilpflanze des Altertumes, die „Helenion" hieß, weil sie aus den Tränen der Helena entsprossen ist. Frieboes (121) identifiziert das antike Helenium mit dem Alant.

Heute wird Alant gegen Katarrhe, Asthma, Wassersucht, Hämorrhoiden und Hautkrankheiten verwendet. Die Wurzel ist ein beliebtes Bittermittel. Unter den Heilpflanzen der Schola Salernitana (561) nimmt der Alant eine wichtige Stelle ein:

I.

Der Alant ist der brust gesundt,
Vnd so sein safft zur rauten kompt,
Ist den zerbrochenen heylsam sehr,
Nach der ärzte gemeiner leer.

II.

Der Alant ist ein sonderlicher Freund,
Die Bein und Sachen, die da vor dem Herzen sind,
Die hält und schüzet sie, man sagt noch dabey,
Die Alantwurtz sey gut, so man gebrochen sey.

Abkochung der Alantwurzel, 1 Teelöffel auf eine Tasse Tee, wird gegen Hustenreiz, Lungenverschleimung, Appetitlosigkeit, Koliken, Stockungen der Periode verwendet.

Abb. 6. Allermannsharnisch (Allium victorialis)

Die slowenische Volksmedizin (144) kennt die Alantwurzel als Mittel, um „überflüssige Feuchtigkeit im Körper" zu vertreiben, also als harntreibendes Mittel.

Alaun (Alumen) ist von alters her ein Volksmittel; er wird zu Gurgelungen bei Halsentzündungen und zu Ausspülungen bei Katarrhen der weiblichen Sexualorgane verwendet; in letzteren Fällen und bei Hautkrankheiten auch als Streupulver. Bei diesen Indikationen ist er auch ein Heilmittel der wissenschaftlichen Medizin. — Celsus (121) benutzte den Alaun als Blutstillungsmittel, wie heute die Barbiere, und als Ätzmittel, wie heute die wissenschaftliche Augenheilkunde.

Allermannsharnisch (Allium victorialis L.), auch Alpenlauch, Bergalraun, Sieglauch genannt, eine Liliazee. Nicht zu verwechseln mit der Schwertel, Siegwurz oder Siegmar (Gladiolus) aus der Familie der Iridazeen; die Wurzel von Gladiolus communis L. und von G. paluster Gaud. war im medizinischen Gebrauch und wurde vom deutschen Volk ebenfalls „Allermannsharnisch" oder „runde Siegwurz" genannt.

Die Zwiebel des Allium victorialis stand im Mittelalter als Amulett für Kriegsleute in hohem Ansehen, weil sie von Fasern kettenhemdartig umstrickt ist. Der Siegwurz wurde wohl auch die Gestalt eines Alraunes gegeben und dieselbe dann um teures Geld verkauft. Zwei solcher unechter Alraune aus der Sammlung Rudolfs II. befinden sich in der Hofbibliothek zu Wien. (Siehe Alraun.) Clusius erwähnt aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts, daß Allium victorialis in unseren Alpen „Lanlauch" genannt und zur Vertreibung der düsteren Bergnebel verwendet wurde. Noch gegenwärtig hört man am Ötscher die Bezeichnung „Lanawurzen". Frank nennt die Siegwurz auch Allermannsharnisch, Oberharnisch, Neunhämmerlein, Siebenhämmerlein und sagt von ihr: „Sie pfleget angehangen zu werden, und soll Gespenster, Poltergeister und Bergmänner vertreiben, auch die Wunden zusammenheilen, doch hat ein jeder von dergleichen Alfanzereyen Macht zu glauben, was er will." Auf die dem Sieglauch einst zugemuteten Wunderkräfte

beziehen sich mancherlei Märchen. Auf dem Harze wollte einst ein böser Geist ein Mädchen entführen. Dieses aber hielt ihm Allermannsharnisch entgegen, worauf der Böse davonfuhr und wütend schrie:

Allermannsharnisch, du böses Kraut,
Hast mir genommen meine junge Braut.

Wenn die Bauern noch jetzt beim Apotheker oder Drogisten Allermannsharnisch verlangen, so brauchen sie ihn für den Viehstall. Die „Heldenwurz" hat ihre Zauberrolle ausgespielt (Kronfeld 388).

Beckenstedt (727) berichtet von dem Ansehen, dessen sich Allermannsharnisch bei den Wenden erfreut. Wenn man Allermannsharnisch auf der Brust trägt, so schützt er vor ansteckenden Krankheiten. Die Wurzel vom Allermannsharnisch schützt, wenn man sie irgendwo im Stalle befestigt, das Vieh 4 Jahre hindurch vor Seuchen und Verhexung.

Im Juli 1870 kam eine Frau in den Berliner botanischen Garten und verlangte die Wurzel, die unverwundbar macht; die hätte ihr Sohn schon im dänischen Krieg und 1866 mitgehabt und wäre dadurch unversehrt geblieben; nun solle er sie wieder mitnehmen. Man wußte nicht, welche Wurzel sie meinte, bis ein Gärtnerbursche darauf kam, daß es Allermannsharnisch sein mochte, und ihn holte. Damit eilte sie dann sehr erfreut nach dem Anhalter Bahnhof, kam aber zu spät. Der Truppenteil, bei dem sich ihr Sohn befand, war, als sie ankam, schon nach dem Kriegsschauplatz abgegangen. Ihr Sohn fiel bei Gravelotte. Weil das Kraut, von Kriegsleuten um den Hals getragen, vor Wunden schützte, „darumb", meinte der alte Hieronymus Brunschwyg in seiner Kunst der Destillierung, „wirt es Siegwurtz oder Aller Mans Harnischt genannt." Mit letzterem Namen besonders auch deshalb, weil seine „wurtzel überzogen ist von härlein in gestalt eines Panzers". Wo man die Siegwurz in den Sennhütten der Alpen antrifft, soll sie gegen Behexung und Zauberei dienen, im übrigen gebraucht man sie auch gegen den Alp und bindet sie um den Leib zur Verhütung von Krampf und Zahnweh. Bergleute schützt sie vor bösen Wettern und Diebe bannt sie. Wenn man sie unter die Hausschwelle eingräbt, kommt nichts Böses ins Haus. Findet (in der Harzgegend) ein Mädchen am Maria-Himmelfahrt-Tage (15. August) die Siegwurz, so kommt sie sicherlich noch in demselben Jahr unter die Haube; sollte aber gerade bei ihr einmal eine Ausnahme stattfinden, so ruft sie mit grimmiger Resignation:

Det Allermannsharnisch, det böse Krut,
Det hebb ik esocht un bin doch kene Brut! (Söhns 648a.)

Aloe. Der Saft verschiedener Pflanzen, die zum Genus Aloe gehören. Die klassische Antike und Indien kannten die abführende und magenstärkende Wirkung der Aloe. Celsus (121 V Kap. 1) lobt sie als Blutstillungsmittel. Aloe wird auch als Abortivum verwendet.

Alp. Alb, Alp- oder Albdrücken nennt das Volk jene Beklemmung, welche erschwertes Atmen bedingt. Die Geister, welche den Menschen im Traume quälen, sind: Elb, Alb, Trud, Schrat, Schrätig, Walride, Mar, Nachtmar usw. — Mit klassischer Feder hat Höfler (300) den Alptraum als Urquell der Krankheitsdämonen gezeichnet und die Arbeit von Roscher (587) kritisch gewürdigt. Wir folgen seiner Darstellung. Die im Alptraume des Menschen tätigen Geister spielen in der Urmedizin die wichtigste Rolle. Die Doppelstellung der deutschen Alpwesen oder Elben, welche im Alptraume Lust- und Unlustempfindungen, auch solche, die ineinander übergehen können, veranlassen,

gibt sich auch in den Alpdämonennamen des klassischen Altertumes kund: *Ἐπιάλτης* und *Ἐφιάλτης* (zu *ἄλλεσθαι*) z. B., beide haben die Bedeutung eines Lust- und Unlustempfindung im Alptraume bringenden dämonischen Wesens, ebenso der römische Incubus und Jinuus (= in-vus, Aufhocker), entsprechend dem mittelalterlichen deutschen Buhlteufel. Ebenso lehrreich ist es, daß *ἠπίαλος* und *ἠπιάλης* die Doppelbedeutung: Fieberfrost und Alpdruck haben (nebenbei sei erwähnt, daß schon Grimm in den Berichten über die Verhandlungen der Berliner Akademie, 1851 S. 102, auf diese Doppelbedeutungen des griechischen Alpdämons aufmerksam gemacht hatte: *ἠπίαλος* = Fieber, *ἠπίολος* = Lichtmotte, Nachtfalter als Alpgestalt, *ἠπιόλης* = Alpdämon, *ἐπιάλτης* = Incubus).

Ebenso wie der Dämon des Fiebers und Fieberfrostes scheint auch derjenige des oft mit heftigen Fieberdelirien, wüsten sinnlichen Träumen, Rausch und Betäubung verbundenen Typhus (*τῦφος, τυφομανία, τυφώδης πυρετός*) mit dem Alpdämon identifiziert oder vermischt worden zu sein. Diese Sphinx der Griechen ist eine Marengestalt, d. h. die Personifikation der Totenseele. Die Totengeister oder Maren sind es auch, welche unter verschiedenen Gestalten die überlebenden Sippengenossen im Schlafe heimsuchen, sie mit Unlustträumen quälen, oder in der sog. Alpminne, d. h. unter erotischen Träumen, denselben beiwohnen. Das Produkt dieser Alpminne sind entweder Heldengestalten, Heilige oder elbisch gezeichnete Wesen, Mißgeburten, Kretinen. Höfler vermutet, daß das innige alltägliche Zusammenwohnen der früheren Generationen mit ihren Haustieren die nächste Ursache war, daß der Mensch im Alptraume solche als Gestalt der quälenden Seelengeister annahm. Alle Haustiere, selbst die Maden in den alltäglichen Hülsenfrüchten bei der Kost der früheren Kulturperioden, konnten Marengestalten sein, die den Alptraum erzeugen sollten. Darum gab es auch bei den Produkten der Alpminne haustierähnliche Muttermäler, Bocks-, Pferde-, Gänsefüße usw. Viele Kinder der modernen Zeit träumen im Pavor nocturnus (Nachtschrecken) vom schwarzen Pudel mit rauhem Pelz, ohne daß eine zottige Decke auf ihrer Lagerstätte zu finden wäre. Die Mißgeburten sind es, bzw. waren es, vorzugsweise, welche die Vorstellung tierähnlicher Dämonengestalten des Volksglaubens schufen. Die elbischen Zeichen, die Anmäler und sonstige angeborene Anomalien am menschlichen oder tierischen Körper waren das Anzeichen jener Alpgestalt, die in der Alpminne tätig gewesen war.

Der Dämonismus in der heutigen Volksmedizin entstammt dem Dämonismus der Urmedizin, welche durch die ganze Welt geht; er muß, weil er bei allen Völkern der Erde zu finden ist, auf einem allgemein gültigen psychologisch-physiologischen Vorgange beruhen. Der Grund zum Dämonismus der Urmedizin liegt aber im überall gleichen Alptraum, der eine allgemein menschliche Erfahrung und die akuteste, am schnellsten vorübergehende Geisteskrankheit ist, da er immer nur unter Verhältnissen entsteht, die ans Pathologische anstreifen, z. B. bei Herzkrankheiten, bei Beengung der Luftwege, hohem Zwerchfellstande, Blähungen, Bauch- oder Rückenlage des Schlafenden, Behinderung der Luftzufuhr durch Nasenpolypen, kohlendunstreicher Atemluft, Verkalkung der Arterien mit zeitweiser Beeinträchtigung der sonst geregelten Sauerstoffzufuhr zu gewissen Gehirnteilen. Daß blutarme Frauen diese Anomalie viel häufiger zeigen, ist ebenso klar wie die Tatsache, daß der in ungesunden, kohlendunstschwangeren Räumen lebende Urmensch die Erscheinungen des Alptraumes viel öfter erleben mußte als der besser wohnende Kulturmensch.

Die Reflexion über das im Alptraum Erlebte, über den Inhalt des Alptraumes oder Fieberdeliriums ist es, welche die Dämonengebilde der Urmedizin in der ganzen Welt schuf. Der primitive Mensch mußte der Übermacht des Eindruckes eines Traum-

gebildes erliegen; der Unterschied zwischen Traum und Wirklichkeit war ihm zu schwer. Mit derselben Lebhaftigkeit, mit der er die Gefühle des Alptraumes wirklich erlebte, mit derselben Gewißheit glaubte er auch an die Existenz von Geistern oder Lebewesen, die ihn unter den verschiedensten Gestalten heimsuchten. Daß solche Alpdämonen auch zu heilenden helfenden Geistern werden konnten, ergibt sich aus dem den meisten Alpträumen folgenden Gefühle der Errettung und Erlösung. Der Tempelschlaf (eigentlich nur die Inkubation durch einen lokalen Dämon oder einen Gott an einer bestimmten Kultusstelle mit mephitischen Dämpfen, welche die normale Sauerstoffzufuhr zum Blute beeinträchtigen) war einer der primitivsten Heilversuche der alten Griechen und der Vorläufer des Schlafes in den Asklepieien (Pagel 520).

Der Hockauf ist der Alp, der den Leuten unter verschiedenen Gestalten aufhockt; „er hockt mir" = ich bin schlechter Laune (300).

Wie das Volk seine Dämonen in den Namen nach den Krankheiten differenzierte, so unterscheiden auch die früheren ärztlichen Schriftsteller einen Incubus plethoricus, stomachicus, hypochondriacus usw. Der Alp war bei den Weibern ein oben liegender Incubus, bei den Männern ein unterliegender Succubus; als Buhlteufel entzog er den schlafenden Männern im Alptraume den Samen, welchen er dann als Incubus den Weibern einflößte, die aber davon — weil er ein „kalter Samen" war — nicht normal schwanger werden konnten, höchstens nur elbisch veränderte Windeier, Wasserkälber, Mondkälber, Mißgeburten hervorbrachten (Höfler 300.)

Alpminne ist die Liebe wilder Frauen, z. B. der Melusine, zu Menschen. Im übertragenen Sinne wird beim deutschen Volke jeder sinnliche Traum so genannt (300).

Ammen-Ol ist ein Kinder vertauschender, Wöchnerinnen entführender Alpdämon des deutschen Volksglaubens (300).

Alptraum bedeutet nach Höfler (300) meist zweierlei: a) Unlustempfindung, Atemnot, Beklemmung, Schrecken und Angst; b) Lustempfindung, Samenerguß (Pollution). Englisch wet-dream = wässeriger Traum. Kann bei Nacht auftreten: Nachtalp, Nachttraum, Lilith der Babylonier und Juden, Aal der Perser, ἐπιάλτης der Griechen, incubus der Römer; oder bei Tag: Daemon meridianus, Mittagsschlaf, durch die einschläfernden Sonnenstrahlen bedingt; Mittagsalp, Mittagsteufel, griechisch ακηδία, slawisch Vila, böhmisch polednice, polnisch dziewana, Oberlausitz Dziwitza.

August Kopisch, der genaue Kenner des deutschen Volksaberglaubens, weiß auch, wie man den Alp fängt:

Ich stellte den Stuhl nicht an die Wand
Und wandte die Schuh am Bett nur halb
Und nahm den Daumen nicht in die Hand,
Da kam des Nachts der böse Alp.
Er bohrte durch ein Wandloch sacht;
Ich dacht' und nahm es genau in acht:
Sollst dich auf mir nicht wiegen,
Wart, wart, ich will dich kriegen!

Und als er zur Wand hereingehüpft
Und auf den Zehen leise ging,
Da war ich zum Loch an der Wand gehüpft
Und stopft' es zu, da schrie das Ding
Mit feiner Stimm': „O Pein, o Pein,
Nun muß ich hier gefangen sein!"

Kopisch gibt dem Alp gegen das Versprechen, nicht wiederzukommen, die Freiheit wieder.

Mich überkam ein Grauen
Vor seinen Augenbrauen!

Alpenglöckchen (Soldanella alpina), eine Primulazee, ist ein „Beschreikräutel" der Bayern. Im Salzburgischen heißt es „des Teufels Glockenblume", da der Teufel in ihm die Glockenblume (Campanula) nachahmen wollte.

Abb. 7. Alraunmännchen und -weibchen

Alpenleinkraut (Linaria alpina Mill.), eine Skrofulariazee, ist ebenfalls ein „Beschreikräutel" der bayrischen Alpen. Die Blätter des gemeinen Leinkrautes (L. vulgaris Mill.), des gelben Löwenmaules, Wald- oder Frauenflachses wurden früher zu Breiumschlägen verwendet.

Alraun, Alraunwurzel, die berühmteste aller Zauberpflanzen, der menschenähnliche Wurzelstock der Mandragora officinalis L., der schon im Altertume gefeierten und verehrten Solanazee. Man vermutet, daß die Pflanze Dudaim der Bibel Mandragora war. Rahel wünscht (1 Mos. 30, 14 ff.) Dudaim zu haben, um die Liebe Jakobs zu erwecken und gesegneten Leibes zu werden. Die Pflanze, die im Hebräischen „Liebeskraut" heißt, scheint auch gewirkt zu haben, denn Rahel genas eines Knaben (daselbst 23). Oefele (514) schildert die Sache recht drastisch: Rahel, die schöne Schwester, genießt mit seltener Unterbrechung Nacht für Nacht die Liebe Jakobs, ohne schwanger zu werden. Lea, die ältere, häßliche Schwester, bezahlt die wenigen Brosamen von ehelicher Liebe, die für sie abgefallen waren, mit vier Söhnen. Nun erst, in der schwesterlichen Rivalität sehnt sich Rahel nach Kindern. Aber auch hier weiß sie noch ihre Schönheit zu schonen, indem sie das Geschäft der Schwangerschaft, Geburt und Säugung ihrer Magd Bilha überträgt, selbst aber nur die Adoptivmutterschaft über deren Sohn Dan beansprucht. Als nun die vierfache Mutter Lea gar nicht mehr in so intime Berührung mit Jakob kam, um schwanger werden zu können, weiß sie erst durch Preisgabe ihrer noch jungfräulichen Magd Silpa Jakob für einige wenige, intime Umarmungen von ihren Rivalinnen Rahel und Bilha abzuziehen; dann kauft sie direkt ihrer Schwester Rahel eine Nacht ab. Für Lea ist nun schon wieder eine einzige Begattung Jakobs genügend, um Befruchtung eintreten zu lassen. Unterdessen mußte auch Rahel über die ersten Jugendjahre herausgekommen sein, da Leas Sohn Ruben schon erwachsen war. Die körperlichen Reize waren zwar nicht von Entbindungen zerstört, aber von den Jahren begannen sie vernichtet zu werden. Lea droht durch ihren Kindersegen zur übermächtigen Rivalin zu werden. Jetzt wird bei Rahel die Sehnsucht nach einem eigenen Sohn immer mächtiger, und die in diesen Dingen erfahrene Lea muß als Kaufpreis für eine von Rahel überlassene eheliche Umarmung Jakobs ihrer bevorzugten Schwester die Mandragora, als Mittel, schwanger zu werden, selbst überliefern. Auf diese Art wird Rahel die Mutter Josephs.

Abb. 8 Alraun (Aus Kronfeld, Zauberpflanzen [388])

Im Hohen Lied 7, 13 wird die Dudaim als eine stark duftende Pflanze erwähnt. Alraunwurzel ist noch heute ein angesehenes Liebesmittel (Aphrodisiakum) der Araber.

Celsus (121 III Kap. 18) erwähnt die Äpfel des Alraunes als Schlafmittel, verwendet die Wurzel bei Schleimfluß der Augen und die Abkochung als Linderungsmittel bei Zahnschmerz. Eine Darstellung der Alraunwurzel im deutschen Glauben verdanken wir Kronfeld (388). Mit etwas Phantasie kann man in der Wurzel, welche auch das Zaubermittel der Kirke gewesen sein soll, die Gestalt eines nackten Menschen erblicken und in den 4 Wurzeläsien Arme und Beine. Daher die Pflanze bei Pythagoras: „ἀνθρωπόμορφος“ (die menschenähnliche) heißt. Ein in der Erde wachsender kleiner Mensch, ein leibhaftiger Homunkulus, mußte frühzeitig Sinnen und Denken anregen. Plinius (543 XXV 94) schreibt vor: „Das Ausgraben geschieht, nachdem man sich überzeugt hat, daß kein entgegengehender Wind herrscht, und nachdem man, das Gesicht gegen Westen gerichtet, mit einem Schwerte 3 Kreise gezogen.“ Josephus Flavius übertrumpft ihn, indem er sagt, man dürfe die Mandragora nicht selbst aus dem Boden ziehen, sondern ein schwarzer Hund müßte angetrieben werden, die mit dem oberen Teil an seinen Schweif festgebundene Wurzel auszuraufen, worauf man ein markerschütterndes Geschrei der Mandragora vernehme und der Hund tot hinstürze. Der Alraungräber müsse sich die Ohren mit Wachs verstopfen, um das Geheul der Wurzel zu überleben. Von diesem dem Menschen unerträglichen Mandragorageschrei weiß auch Shakespeare:

Abb. 9. „Alraunwurzel“ mit Gewand aus dem Besitze Kaiser Rudolphs II. (s. Allermannsharnisch)

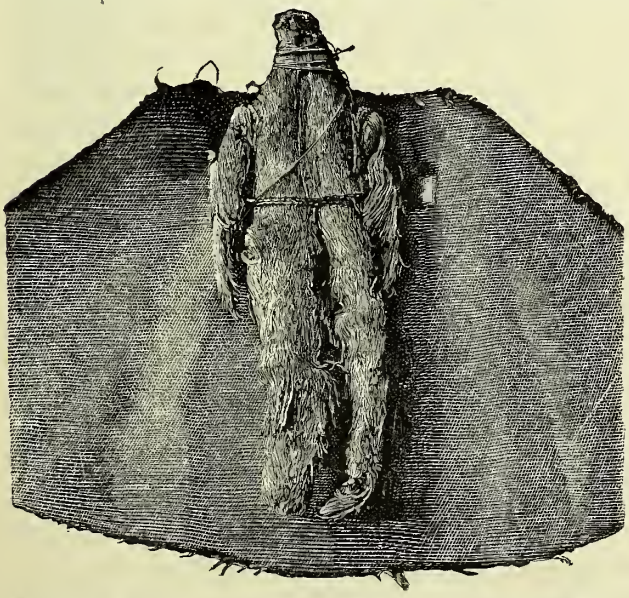


Abb. 10. „Alraunwurzel“ mit Gewand aus dem Besitze Kaiser Rudolphs II. (s. Allermannsharnisch)

Weh, wenn ich dazu früh erwachen sollte,
Wenn mich ein ekelhafter Dunst umqualmt,
Wenn's kreischt, als grübe man Alräunchen aus,
Bei deren Ton der Mensch von Sinnen kommt —

klagt Julie (Romeo und Julie Akt 4 Szene 3), bevor sie den Schlaftrunk nimmt, und Suffolk (Heinrich VI. zweiter Teil Akt 3 Szene 2) meint von seinen Hassern:

Abb. 11. Glücksmännchen von Mariazell

Was soll ich sie verfluchen? Wenn ein Fluch
Todbringend wäre, wie Alraunenstöhnen,
Ich fände Worte so durchbohrend scharf,
So herb, verrucht und greulich anzuhören ...

In dem berühmten Dioskurides aus dem 5. nachchristlichen Jahrhundert der Wiener Hofbibliothek ist ein Bild zu finden, welches den Meister die ihm von einer allegorischen Figur dargereichte Mandragorawurzel beschreiben und dieselbe zugleich von einem Zeichner skizzieren läßt; zu Füßen des Dioskurides fällt der eben verendete Hund rücküber.

Abb. 12. Baumwurzel in Koboldgestalt (Aus Kronfeld, Zauberpflanzen [388])

Für den deutschen Vorstellungskreis wuchsen die Fabeleien des Josephus Flavius mit germanischem Mythos und christlichem Mysterium zusammen. So sagt die hl. Hildegard (289) von der Alraunwurzel, sie sei, als von menschlicher Gestalt und aus derselben Erde wie Adam entstanden, der Versuchung des Teufels mehr als alle übrigen Pflanzen ausgesetzt. Kein Notleidender verschmähe es, solchen Alraun mit frischem Wasser abzuwaschen, in sein Bett zu legen und zu sprechen: „Herr, der du den Menschen aus Lehm ohne Schmerzen gebildet hast, hier lege ich dieselbe Erde, welche jedoch niemals gesündigt hat, zu mir, damit meine sündige Erde jenen Frieden, den dieselbe ursprünglich besaß, wieder erlange." Von den spekulativen Verkäufern des Alraunes wurden auch die Schauer des Schindangers benützt, um von dem gläubigen Abnehmer möglichst viel Geld zu erpressen. Der echte Alraun wachse nur unter dem Hochgericht und gerade an der Stelle, wo ein Junggeselle den Schreckenstod durch den Strang gefunden und sein Samen in die Erde getropft sei. Wer nun eine Alraunwurzel beim Theriakkrämer gekauft hatte, wusch sie mit rotem Wein und gab ihr ein Kleid von weißer und roter Seide, dazu wohl auch ein Mäntelchen. In der Abb. 8 auf S. 14 ist der nackte Alraun zu sehen, welcher zu Anfang des 18. Jahrhunderts in der Sammlung des Professors Hermann von der Hardt (Marienburg) verwahrt und von Samuel Schmid in seiner 1739 veröffentlichten Abhandlung über Alraune nach der Natur abgezeichnet wurde. Ganz „Natur" ist die Wurzel freilich nicht. Man merkt ihr an, daß weiblich mit dem Schnitzmesser nachgeholfen wurde.

Abb. 13. Alraun (Aus Kronfeld, Zauberpflanzen [388])

Professor Matiegka (451) schreibt: Daß die Alraun- oder Mandragorawurzel auch in den böhmischen Ländern als Heilmittel hochgeschätzt wurde, aber auch von verschiedenem Aberglauben umworben war, beweisen die Anspielungen des Philosophen Stítný (im 14. Jahrhundert) und des Meisters Johannes Hus (15. Jahrhundert), sowie die Beschreibungen und Abbildungen in den böhmischen Herbarien und ärztlichen Büchern,

z. B. in dem von J. Černý (Knicha lekarská, Nürnberg 1517). Bekanntlich hat auch Kaiser Rudolph II. teuer erworbene Mandragorenwurzeln besonders verwahren und pflegen lassen. Dr. C. Zibrt, welcher dieser interessanten Wurzel mehrere Artikel gewidmet hat, lieferte im Český Lid (XII 289) eine Abbildung der in der Wiener Hofbibliothek aufbewahrten Exemplare (s. S. 15).

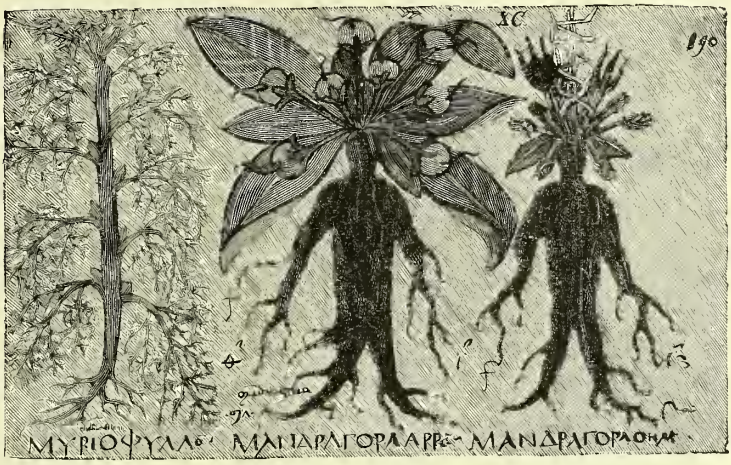


Abb. 14. Mandragorapflanzen nach Abbildungen im Codex Neapolitanus der Wiener Hofbibliothek

Der Alraun gab, wenn man seiner artig wartete, Bescheid auf alle Fragen und prophezeite die Zukunft. Er verdoppelte in stiller Nacht neben ihn gelegtes Geld, brachte Glück in allem, heilte Krankheiten, half den Frauen in der schwersten Stunde, schützte den Wein vor dem Sauerwerden, das Vieh vor dem Behexen usw. Und bis zur Stunde noch sagt man in Wien, so einer besonderes Glück im Spiele hat: „Der muß a Draunl (Alräunchen) im Sack haben!" Diese Beharrlichkeit, ja Unausrottbarkeit bestimmter Vorstellungen im Denken des Volkes ist mit Bezug auf den Alraun um so merkwürdiger, als es verhältnismäßig zeitig an aufklärenden Stimmen keineswegs gefehlt hat.

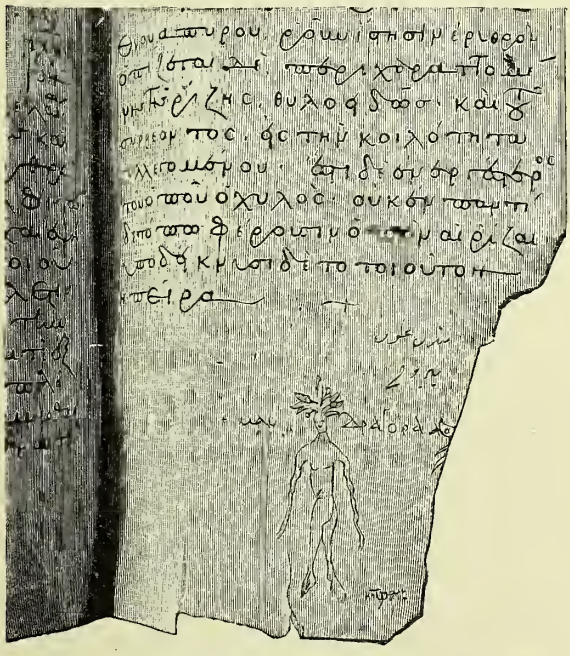


Abb. 15. Mandragorapflanze im Codex Byzantinus der Wiener Hofbibliothek

Bei dem hohen Geldwert, den ein Alraun hatte, dachten die Theriakkrämer bald an ein Surrogat. Zuerst griff man nach dem „wilden Alraun", dem auf felsigen Plätzen der Alpen, Sudeten und des Riesengebirges, in der deutschen Heimat also, wild vorkommenden Allermannsharnisch (Allium victorialis, s. d.). So rührten die Alraune Kaiser Rudolphs II., von denen ein Paar, „Männchen und Weibchen", mit samtenem Gewand angetan, in der Wiener Hofbibliothek verwahrt wird, vom Sieglauch her (s. S. 15).

Allermannsharnisch statt Alraun konnte man sich noch gefallen lassen. Fälschung und Betrügerei war es aber, wenn aus den Wurzeln der allverbreiteten Zaunrübe

(Bryonia, s. d.) Alraune geformt und anstatt echter um schweres Gold verkauft wurden. Die Wurzel wurde entweder zugeschnitzt oder noch jung in eine menschliche Hohlform hineingesteckt, die sie bei weiterem Wachstum annehmen mußte. Baumbach berichtet in „Truggold" von einem Alraunschwindel.

Über Wandlungen des Mandragoraglaubens siehe Mandragora.

Wie schon erwähnt, sieht man in älteren naturgeschichtlichen Werken köstliche Abbildungen der Mandragora, wobei sich die Künstler mit der natürlichen Wurzel nicht begnügten. So wurden wirkliche Haare auf den Kopf gegeben, eine Nase, Schnurr-, Backen- und Kinnbart konstruiert; die Hände mußten Finger und die Füße Zehen haben.

Ameise (Formica), eine Familie der stacheltragenden Hautflüger, deren Fleiß und Emsigkeit schon die Bibel lobt (Sprüche 6, 6—8; 30, 24 25). Plinius bringt in gewohnter Weise Wahres und Unwahres über die Ameisen (543 11 30 36): „Wie groß ist ihre Anstrengung bei der Arbeit, wie anhaltend ihr Fleiß! Und weil sie aus ... verschiedenen Gegenden Waren zusammentragen, so haben sie bestimmte Markttage, an welchen allgemeine Musterung gehalten wird. Dann wimmelt's und grimmelt's, und die einander Begegnenden befragen und besprechen sich mit großer Sorgfalt ... Die Ameisen sind, außer dem Menschen, die einzigen Tiere, welche die Toten begraben."

Die hl. Hildegard (289) meldet: Die Ameise ist warm und entsteht aus der Feuchtigkeit, welche die Gewürze hervorbringt, sie legt auch Eier nach Art der Vögel. Der Ameisenhaufen („haffen") mit den Insekten wird als Zusatz zu Bädern und Dampfbädern, mit Wasser ausgelaugt zur Salbe gegen Schleim im Magen, gegen Gicht und Aussatz verwandt. Die Ameiseneier, mit Hühnerkot auf ein grünes Eichenblatt gestrichen, dienen als Umschlag auf Skrofeln. Gegen Zorn und Schwermut sollen junge Ameisen und Larven in einem Beutel so lange auf das Herz gelegt werden, bis Schweiß ausbricht.

Als Volksmittel werden die Ameisen auf geschwächte, von Lähmung, Nervenschmerz, Gicht oder Rheumatismus befallene Körperteile gelegt, indem man die lebendigen Tiere in Säckchen bindet, zerquetscht und auf die leidenden Teile preßt oder den Saft in dieselben einreibt. Ferner werden Ameisen zu örtlichen und allgemeinen Bädern verwendet, indem man mehrere Liter zerquetschter Ameisen, die in ein Säckchen gebunden sind, mit heißem Wasser abbrüht. Es werden hierzu meist Waldameisen (Formica rufa L.) verwendet. Man kocht auch Ameisen und leitet die Dämpfe auf die leidenden Körperteile. Höfler (300) berichtet aus Bayern: Die Ameisenbäder werden bei Gelenkrheumatismus häufig benutzt; der in Schnaps selbst destillierte Ameisengeist wird bei Gicht und rheumatischen Lähmungen eingerieben; der Ameisengeist wird ebenfalls in der Weise volkstümlich hergestellt, indem man in einem Leinenbeutelchen gefangene Ameisen mit demselben in einen Brotteig schlägt, diesen backt und die nach dem Backen des Brotes und Aufbrechen desselben in ihm angesammelten Tropfen auffängt. Sehr beliebt ist in Österreich der Ameisenspiritus, eine Destillation von schwarzen Ameisen mit Alkohol.

Ampfer (Rumex). Diese Pflanzengattung aus der Familie der Polygonazeen war einst volksmedizinisch bekannt. Die Blätter vieler Arten schmecken sauer, da sie sog. Kleesalz (saures oxalsaures Kali) enthalten. Die Blätter des großen Sauerampfers (R. acetosa L.) waren offizinell und werden als kühlendes skorbutwidriges Mittel verwendet. Die Wurzeln des Gemüse- (R. patientia L.) und des Alpenampfers (R. alpinus L.) wurden früher als Ersatz des Rhabarbers gebraucht; daher die Bezeichnung Mönchsrhabarber (Radix Rhei Monachorum).

Dioskurides (151 II 140) weiß vom Ampfer allerlei Gutes zu berichten; als Gemüse erweiche er den Bauch, als Umschlag heile er Hautkrankheiten; die Wurzeln werden als Amulett gegen Drüsenschwellungen am Halse getragen; fein gestoßen und als ins Zäpfchen eingelegt heilen sie den Fluß der Frauen, mit Wein gekocht und getrunken Gelbsucht und Blasenstein, befördern sie die Menstruation und helfen gegen Schlangenbiß.

Frieboes (121) schreibt: Die Rumexarten sind reich an oxalsauren Salzen und deshalb, in großen Mengen genossen, nicht ungefährlich. Die Blätter dienen noch heute als Gemüse und als Suppengewürz. Der Same von Rumex crispus wird vom Volk als Mittel gegen Durchfall benutzt. Celsus (121) rechnet den Gemüseampfer unter die Pflanzen mit schlechtem Nahrungssaft und zu denen, die dem Magen schlecht bekommen; außerdem führt er ihn als Stuhlgang beförderndes Mittel an. Im großen und ganzen sind diese Angaben richtig.

Amulett ist ein Gegenstand, den man an irgendeinem Teile des Körpers trägt, um sich vor Gefahr, Unglück, Zauberei oder Krankheit zu schützen. Das Amulett ist mit Figuren oder Buchstaben versehen. Die ältesten Amulette sind die ägyptischen Skarabeen. Über die Gestalt der althebräischen Amulette fehlen Angaben. Offenbar hat es sich um Gegenstände aus edlen Metallen oder Edelsteinen gehandelt, welche auch als Schmuck, als Ringe, Ketten, Ohrgehänge, dienten. Die Orientalin und Ägypterin trägt noch heute an der schmückenden Halskette Amulette in Kapseln.

Abb. 16. Votivhand aus Bronze im Berliner Museum. Das Attribut der Frau, die das Kind säugt, soll ein Ex voto für eine glückliche Entbindung sein. Die Büste des Zeus Serapis und die Tiere sollen vor dem bösen Blicke schützen
(Aus Baumeister, Denkmäler [47])

Die Griechen trugen von Kindheit an ein Amulett an der Brust; die Etrusker und Römer auch Zaubermittel in kleinen Bullen (Kapseln). Trotzdem das Tragen von Zaubermitteln den Christen verboten war, haben sich Amulette als Mittel gegen Zauberei und Krankheit bis auf den heutigen Tag überall erhalten. Der Fisch, griechisch Ichthys, dessen Buchstaben ein Christusmonogramm bilden, Abraxassteine (s. d.), Zitate aus den Evangelien waren Amulette.

Fühner (210) sucht zu erklären, weshalb Edelsteine allenthalben als Amulette verwendet werden. Den mit roher Kunst gezogenen farbigen Linien am Körper des Wilden gesellt sich als wertvolle Ergänzung der schimmernde Stein. Durch Geschlechter wird sich der seltene Fund vererben und seinen Besitzer auszeichnen vor seinen Stammesgenossen. Der Stein wird zum kostbaren Amulett werden, dessen Verlust Unglück und Krankheit bedeutet, dessen Besitz Freude, Wohlergehen und Gesundheit bedingt. Im Tragen als gesundheitbringendes, vor Krankheit schützendes Amulett bestand die erste medizinische Verwendung der Edelsteine. Die Amulette der afrikanischen Naturvölker sind großenteils Hörner oder kleine Flaschen, die mit Gift- oder Zauberkräutern gefüllt sind. Neben diesen natürlichen Amuletten gibt es künstliche (s. Zusammenstellung bei Schurtz 632). Die abweisend erhobene Hand, die Hand mit ausgestrecktem Zeigefinger, Geschlechtsorgane,

der Hintere, Spiegel, welche den bösen Blick bannen sollen, Augen, Glocken und andere lärmende Apparate gehören hierher. Die Schrift, die zuerst als wunderbare Kenntnis einzelner Staunen erregen mußte, ist ebenfalls ein Amulett.

Siegrunen lerne, willst du Sieg erlangen,
Ritze sie auf des Hiebers Heft,
In die Blutrinne auch und die blanke Spitze,
Wenn du's tust, sprich zweimal: Tyr ...

Lern Brandungsrunen, wenn bergen du willst
Die Segelrosse auf See:
Den Rudern brenn die Runen ein,
Schneid sie in Stern und Steuer;
Mag dräuen die Brandung,
Schwarz schäumen die Woge,
Du kommst gesund von der See. (Edda, Sigrdrifumal.)

Abb. 17. Antikes Amulettthalsband

Viele der in den Museen erhaltenen, die bereits genannte Skarabäusform tragenden Amulette stammen von Mumien. Nach den Angaben des Totenbuches wurde dem Verstorbenen ein Amulett aus rotem Jaspis (Naville, Totenbuch 156, 1. chenem; von Pierret mit Karneol übersetzt) um den Hals gehängt. Andere häufige Amulette haben die Gestalt des Knotens (Isis), des Pfahles Ded (Osiris) oder die Form eines Auges (Horus). Es ist wahrscheinlich, daß schon im 3. oder 4. vorchristlichen Jahrtausend von den vorsemitischen Bewohnern Süd-Mesopotamiens der Nephrit („grüner Jaspis") als Geburtsamulett gebraucht wurde, ähnlich wie dies Dioskurides in seiner Steinliste beim Jaspis angibt (151). Einen Gebärsteingürtel trug nach der Legende von Jŝtars Höllenfahrt die Göttin Jŝtar um den Leib. (Keilschriftliche Bibl. v. Schrader, VI 1 S. 85.)

Hieronymus Bock, genannt Tragus, sagt von den als Amulette getragenen Kräutern: „Vil Menschen tragen diese Kreutter bei sich für böse Gespenster und Ungewitter und ist der Natur nach zu reden, nit gar erlogen." Die erprobte Wertschätzung dieser Heilmittel führte zur Verwendung der Pflanzen als vermeintliches Schutz- und Stärkemittel (Mugwurzen) in der Form von Pflanzenanhängseln, welche besonders

das schmuckliebende Weib am Hals, am Schenkel oder um die Lenden trug; diese germanischen Pflanzenamulette haben sich als Hutschmuck beim oberdeutschen Volk erhalten. Andere Schutz gewährende Mittel waren: Zähne von Ebern und Wölfen, Tierkrallen, kleine Knochenteile, Kröten, Opferblut, Alpsteine, Hammer, Ringe usw. und auch kleine Figuren der Hauskobolde (Hauswichtel, Schutzengel). Zumeist „am Bug", „beim Fuß" oder am Oberschenkel getragene Pflanzenamulette waren vor allem der „Beifuß" (Artemisia [bifuoz]), „Bugler" oder Sonnenwendgürtler; Antirrhinum (Stärkeband); am „Goller" oder Halse wurden getragen: Achillea (Gollenkraut), angelsächsisch colloncroht, Paenonia (Gollerrose, Gichtrose); um die Lende wurde getragen: Alchemilla (Lendenwurz), Rumex (Lendenwurz), Artemisia (Gürtler) (300).

Höfler bezeichnet ferner als die häufigsten Amulette gegen Krankheiten oder Lebensgefahr in Bayern: Die Benedictus-omnibus-Münze, das Skapulierfleckl, den Georgstaler (namentlich bei Soldaten), den „Palm" (Palm- oder Weidenkätzchen) und die Kranzlkräuter; Frauen und Hebammen tragen mit Vorliebe grüne (Malachit-)Steine in Ringen oder an Ketten, um das Zahnen der Kinder zu erleichtern oder Glück in der Kundschaft zu haben; vielleicht ist dies das Rudiment eines früheren grünen Kultsteines (Nephrit?). „Der Adamas und der rote Schwalbenstein ist auch gut den mondsüchtigen Leuten, die ihren Sinn verkehren nach des Mondes Lauf," sagt ein altes Buch. Ringe und Ketten werden auch vom Volke dazu benützt, Teile von Tieren, die das Gift anziehen, daran zu befestigen, oder um die Eigenschaften des Tieres, des Steines oder eines festen Gegenstandes auf den Träger dieser Talismane überzuleiten. Auch wertvolle Metalle werden in Ringform getragen, damit krankmachende Einflüsse, z. B. Hexenschuß, abgehalten werden.

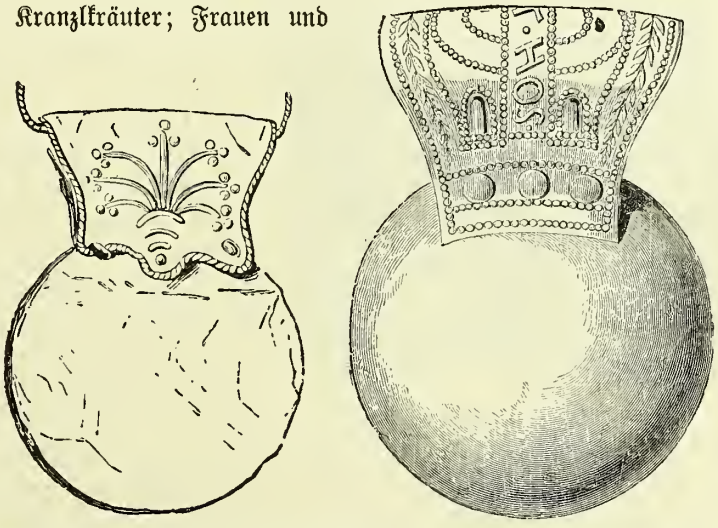


Abb. 18. Amulettkapseln (Bullen), die am Halse getragen wurden. Die Kapsel rechts führt auch den Namen des Besitzers: Host(us) Hos(tilius)

Goethe erklärt (nicht ganz richtig):

Amulette sind dergleichen
Auf Papier geschrieb'ne Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge
Wie auf edlen Steines Enge,
Und vergönnt ist frommen Seelen,
Läng're Verse hier zu wählen.
Männer hängen die Papiere
Gläubig um als Skapuliere.

(West-östlicher Divan, Segenspfänder.)

Die Wenden (727) hängen dem Kind einen „Schreckstein" auf die Brust, um es vor Krankheiten und bösen Wesen zu schützen. Hovorka (313) schreibt: Der Božak ist eine Art Amulett, welches an einem um den Hals umgehängten Band an der Brust getragen wird. Es besteht meistenteils aus einem Papierstreifen, auf welchem ein Bibelspruch oder dergleichen aufgeschrieben ist, und welcher zusammengefaltet in Leder eingenäht wird; oft werden dem Papierstreifen auch Heiligenreliquien oder ähnliche, als solche geltende Gegenstände beigegeben. Ein solcher Božak hat in der Regel die Größe eines Kronen- oder Guldenstückes, und es wird wohl wenig Bewohner der Halbinsel Sabbioncello (Dalmatien) geben, die keinen Božak tragen. In der Regel werden solche Amulette von Geistlichen oder Ordenspriestern „ausgestellt", und ein Pfarrer würde schlecht ankommen, wenn er etwa die Bevölkerung aufklären oder sogar die Ausstellung der Amulette verweigern wollte! Er würde sofort zu einem „modernen Ketzer" gebrandmarkt werden. Die Geistlichkeit ist demnach indirekt gezwungen, diese uralte Sitte, um nicht unpopulär zu werden, mit in den Kauf zu nehmen und sich mit dem „Betrieb" der Božak zu befassen. Ein Božak darf auf keinen Fall geöffnet und auf seinen Inhalt untersucht werden, denn diese Neugierde erführe ihre Bestrafung dadurch, daß eben jene Krankheit, gegen welche der Božak schützen sollte, über dessen Träger hereinbrechen würde. Je weiter man den Božak herholen mußte, als desto mächtiger und kräftiger gilt er. Es gelang Hovorka nur selten, einige seiner Kranken zur Öffnung ihres Božak zu überreden; nach der Auftrennung der Lederkapsel fand er meist mit Bibelsprüchen beschriebene Papierstreifen, bedruckte Papierschnitzel aus alten Kirchenbüchern, diverse Knochenstückchen, einmal sogar Fragmente eines alten Uhrschlüssels, wie man sie einst als Anhängsel an der Uhrkette zu tragen pflegte. Als er sich darüber lustig machte, erhielt er von dem Träger des „entlarvten" Božak, einem älteren Manne mit grauem Haar, welcher als Seemann fast alle Meere des Erdballes kennen gelernt hatte, die lakonische Antwort: „Ne vodi me drvo od barke nego vjera od svete Marte." (Es führt mich nicht das Holz des Schiffes, sondern der Glaube der hl. Martha), d. h. der Glaube macht selig.

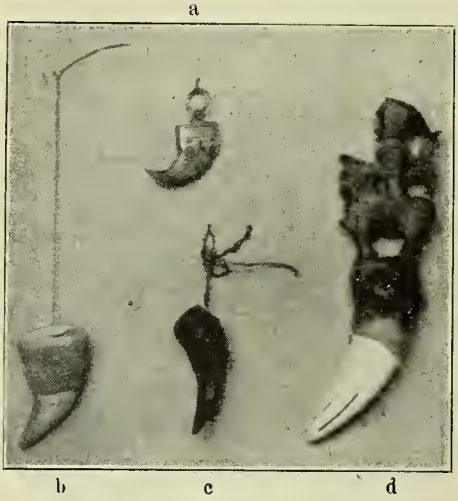


Abb. 19. Vergleich von Amuletten verschiedener Herkunft. a) Luchskralle aus Oberösterreich als Anhängsel einer Fraisenkette (Städt. Museum in Steyr); b) Bärenzahn aus Sumatra, im Kopftuch, als Schutz gegen böse Geister (K. K. Naturhist. Hofmuseum in Wien, Inv.-Nr. 22519); c) Krokodilzahn aus Sumatra, mit Medizin gefüllt (K. K. Naturhist. Hofmuseum in Wien, Inv.-Nr. 22520); d) Tigerzahn mit Reiterfigur (Sumatra, Battak)

Allgemein verbreitet ist die Sitte, wenn man kein Amulett bei sich trägt, bei verdächtigen Begegnungen auszuspucken oder eine Feige zu machen, um der Gefahr durch Verachtung zu begegnen. Die Gebärdensprache des Italieners (350 b) enthält noch heute zahlreiche Amulettwerte — wie im klassischen Altertum. Werden Daumen und Zeigefinger dem Kommenden entgegengestreckt, so bedeutet dies nichts Angenehmes, vor allen Dingen ist es eine Verwünschung: „Daß du platzen möchtest!" Die Gebärde ist in Deutschland nicht unbekannt, dort bezeichnet man sie unschuldigerweise als „jemand einen Esel bohren", und der ausgestreckte Zeige- und kleine Finger haben die Bedeutung von

Eselsohren. In Italien heißt die Hand in dieser Fingerstellung „mano cornuta“, die „gehörnte“, und sie ist in das öffentliche und Privatleben derart verflochten, daß der Neapolitaner ohne manu cornuta nicht leben möchte, nicht leben könnte, denn durch sie wendet er das Unheil ab, das ihm von „allen Enden her bereitet“ wird durch den böſen Blick s. d.), welchen nur die gehörnte Hand, die so leicht an Stelle des nicht immer bereiten Hornes tritt, besiegt.

Das Kapitel „Horn“, die Rolle, die alles Hornähnliche, wie Korallenästchen, Krebsnasen, Hahnensporen, Pferdezähne, Schweinshauer, Schweineklauen, Hufeisen, Halbmöndchen, die bezeichnete Gebärde in sich schließend, als Amulett in Italien spielt, ist ja oft behandelt worden. Sie hat vieles zu bedeuten: die Drohung, jemand die Augen auszustechen, wobei die Bewegung, wenn der Bedrohte fern ist, gegen die eigenen Augen ausgeführt wird; eine verächtliche, unwerte Sache („kein Horn wert“); eine Verwünschung; Stolz und Überhebung („komm nur her, ich will dir die Hörner schon brechen!“); Härte im physischen und moralischen Sinn; Abwehr (Amulett) gegen alles Böse, wobei die Hand vorgestreckt wird gegen das Unheil im allgemeinen, Jettatura gegen den vermutlichen Jettatore und endlich gegen die Person, die man vor der bösen Wirkung des bösen Blickes beschützen möchte! Genau die gleichen Bedeutungen hatte diese Gebärde bei den Griechen und Römern, wie zahlreiche Wandgemälde bezeugen. In die Klasse der Verachtung ausdrückenden Gebärden, die aber gleichzeitig als Amulett dienen, gehört die „mano in fica“, d. i. die Hand zu einer Faust geballt, die Spitze des Daumens hervorragend zwischen Zeige- und Mittelfinger. Jetzt eine der häufigsten Gebärden im Verkehr des Volkes, die soviel wie ein Herausstecken der Zunge mit der Hand bedeutet, hatte sie im Altertum den Charakter tödlicher Beleidigung. So verhöhnte der Kaiser Caligula auf schwerste Weise den Tribunen seiner Leibwache, Cassius Chärea, indem er ihm die Hand zum Küssen in dieser Weise darbot. Dieser erbat sich später dafür die Ehre, den ersten Streich auf des Kaisers Haupt zu führen. Auch diese Gebärde findet sich auf antiken Bilderwerken.

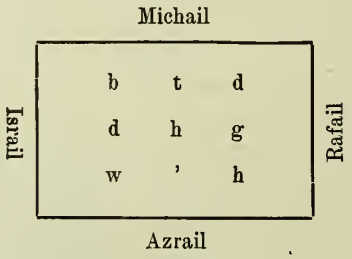
Über alles Gesiegelte haben die Dämonen keine Gewalt (Stern 664). Das ist eine orientalische Anschauung, die man schon bei den alten Juden findet. „Das Siegel des Jupiter“ heißt ein syrisches Amulett aus Papier:

8	11	12	1
13	2	7	12
3	0	9	6
10	14	3	14

Dieses Amulett wird nur wirksam, wenn bei seiner Herstellung folgende Vorschriften peinlich befolgt werden: Wenn der 21. März auf den 14. Tag des Mondumlaufes und noch dabei auf den Donnerstag — den Tag Jupiters — fällt, dann stehe der Schreiber der Formel bei Tagesanbruch auf, nehme ein laues Bad, ziehe Kleider an, die er an diesem Morgen vor dem Bade noch nicht getragen haben darf, und schreibe, während er noch nüchtern ist und ehe noch die Sonne die Erde erhellt, die Formel mit einer aus

Safran, Moschus und Rosenwasser fabrizierten Tinte auf das Papier. Die Schrift trockne man über dem Rauche, den man durch Verbrennen von Aloe und Ambra erzeugt. Hierauf falte man das Papier und wickle es in ein Stückchen gelber Seide. Ein so hergestelltes Amulett, mit einem Seidenfaden an der Kopfbinde befestigt, ist ein vorzüglicher Schutz gegen alle Übel.

Ein syrisches Amulett, das außer gegen Krankheiten besonders auch gegen Verfolgungen schützt, enthält auf einem Blatt Papier ein Quadrat mit 9 arabischen Buchstaben und ist von 4 Namen guter Geister eingefaßt. Dieses Amulett heißt das Siegel von Ghazali und sieht, nach Umschreibung der arabischen Buchstaben in lateinische, so aus:



Schon die Parsen hatten ähnliche magische Quadrate als Talismane, um die Geburtswehen zu erleichtern. Reinaud erwähnt eines, in welchem die Zahlen 1—9 so verteilt sind, daß jede Zahlenreihe, von rechts nach links, von oben nach unten, oder in den Diagonalen die Zahl 15 ergibt:

4	9	2
3	5	7
8	1	6

Kleine Dosen aus Messing, die man in Marokko den Kindern umhängt; heißen arabisch: Et tehelîl. Der Inhalt der Dosen sind Zettelchen in Lederhüllen, wie überall üblich. Auf den Zettelchen ist entweder die Beschwörungsformel: „Bismillah erhamâni rahîm“ oder das Zeichen: „Chatim slimânîa“, Ring des Salomo, aus zwei ineinander gezeichneten Dreiecken oder einem bil kanut, einem Pentagramm bestehend, aufgemalt. Dem Könige Salomo wird im Talmud die Macht über Dämonen zugeschrieben, weil er der weiseste der Menschen war, zu den Bäumen und den Steinen sprechen konnte und durch seinen Reichtum alle Könige überragte (664).

Die Bevölkerung Ziliziens glaubt an die Heil- und Schutzkraft der Amulette (Matchallah), unter denen es prophylaktische, vorbeugende, und Heilmittel gegen jede Krankheit geben soll.

Doch kehren wir nach Europa zurück. Wenn der Oberbefehlshaber des englischen Heeres in Südafrika, Lord Roberts, Hufeisen sammelte und als guter, aber auch abergläubischer Patriot im Garten des Regierungsgebäudes in Bloemfontein Klee pflanzte, so war es bei dem einfachen Tommy um so eher verständlich, daß er seinen Talisman hatte und von ihm sicher durch die Kriegsgefahren geleitet zu werden erwartete. Tausende der englischen Soldaten von jedem Range hatten ein Amulett, von der Kaninchenpfote bis zu dem Bilde der Geliebten, und wenn diese Zauber auch keine magische Gewalt ausübten, so war jedenfalls die Täuschung ein Trost und eine Beruhigung für ihren Besitzer.

Auf den Zetteln der deutschen Amulette findet man am häufigsten die Buchstaben: C(aspar), M(elchior), B(althasar); ferner die Buchstaben:

J
N J R
J

oder die scheinbar sinnlosen Wörter:

SATOR
AREPO
TENET
OPERA
ROTAS

welche sowohl von links nach rechts und von rechts nach links als auch von oben nach unten und von unten nach oben gelesen werden können; ferner Dreiecke, Tetragramme, Vierecke, deren Sinn ist, daß der Name Gottes im Hebräischen, Griechischen (Θεός), Lateinischen (Deus), Französischen (Dieu) und Deutschen aus vier Buchstaben besteht. Im preußisch-dänischen Kriege trugen die Soldaten gedruckte oder lithographierte „Kugelsegen" bei sich, ebenso im preußisch-österreichischen Kriege. Der Text eines dieser gegen Schuß und Hieb „fest" machenden Kugelsegens war: „Heiliger Schutzbrief im Namen Gottes des Vaters usw. So wie Christus im Ölgarten stillstand, so sollen alle Geschütze stillstehen. Wer dies bei sich trägt, dem wird nichts schaden, es wird ihn nicht treffen des Feindes Geschütz" usw.

Abb. 20. Amulett. Am 9. Februar 1749, morgens 7½ Uhr, wurde der Fürstbischof Anselm von Würzburg, Graf von Ingelheim, ein großer Freund der Alchimie, in seinem Bette tot aufgefunden. Auf der Brust des Leichnames hing als Amulett ein Medaillon von Messingblech, auf welches ein Drudenfuß und einige Zaubercharaktere (Vincula) graviert waren

Die Satorformel (Sator arepo tenet opera rotas) wird von Treichel als ein lateinischer Spruch aufgefaßt und folgendermaßen übersetzt: „Der Säemann Arepo hält mit Mühe die Räder." Nach der Meinung des P. Franco ist sie anagrammatisch geschrieben und soll lauten: Pater oro te pereat satan roso. Von Kolbe wird sie als ein sog. Tetragrammaton aufgefaßt, welches folgenden lateinischen Sinnspruch, eine uralte Mönchsregel der Benediktiner, enthalten soll:

SAT ORARE POTEN(ter) et OPERA(re)
(rati)O, oder auch (religi)O T(u)A S(it).

Das heißt: Viel beten und kräftig arbeiten, das sei deine Lebensweise (oder Religion). Rabe übersetzt die Satorformel aus dem Neu-Keltischen wie folgt:

SATOR = Saothar = Schmerzen
AREPO = araba = wegen
TENET = ten neath = Brandwunde
OPER = o bear = Speerwunde
A = vom
ROTAS = rod deas = gewandten Wurf.

Es wäre die Satorformel demnach ursprünglich ein Amulett gegen Brand- und Speerwunden, das später als Schutz- und Heilmittel gegen alle möglichen Krankheiten und Unfälle gebraucht wurde. Nach Gjorgjević (225) wird sie in Serbien als ein

Heilmittel gegen Kopfschmerz gebraucht und die einzelnen Worte sollen die Namen unreiner Geister sein. Glück schließt sich der Meinung Rabes an. Wieser fand die Satorformel auf einem quadratisch abgeteilten Feld als Rezept gegen Hundebiß in einer Papierhandschrift Libellus variarum medicinarum des 15. Jahrhunderts in der Bibliothek

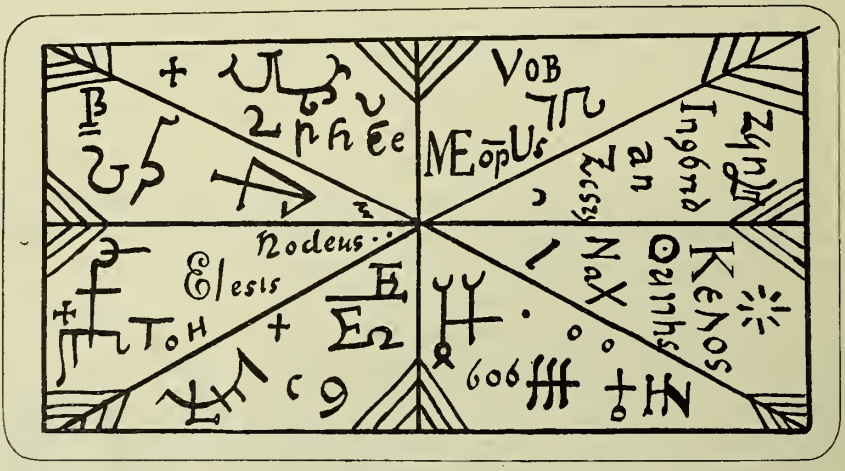


Abb. 21. Bleiplatte in natürlicher Größe im Historischen Verein für Unterfranken

des Schlosses Annaberg im Vintschgau; er führt noch zwei andere altbosnische Formeln an, welche zweifellose Anklänge an die Satorformel aufweisen.

Die Ikonographie der Amulette ist kaum zu übersehen. Wir teilen zwei ehrwürdige Amulette aus Lammerts grundlegender Arbeit mit (399).

To bo Kol Test Tmaha Tmors Tcapta Tdec
iditur TArranis apta TAnani zapta TFecit
Tmors Tque Letere queris TaN;3Achamala
Condrei Post davia Lucida querilique Iim=
atras Boras oliri palactique et epol et elpor
mal Ephana Raptianas Inphes hoc Capvt
Edranpos hoc in Vertici Fronte Finis
E.M.

Abb. 22. Bleiplatte in natürlicher Größe im Historischen Verein für Unterfranken

Ferner ein Kinderamulett, von dem Kronfeld (388) schreibt: „In dieser Figur habe ich das Prachtexemplar eines an einem Bändchen um den Hals zu tragenden Kinderamuletts aus der Znaimer Gegend abgebildet. Es besteht aus einem Haarbüschel aus dem Bart eines schwarzen Bockes, welches durch eine silberne Hülse zusammengehalten

wird. An dieser ist ein Ring angebracht, durch den das farbige Halsbändchen gezogen ist. Ohne Zweifel soll, nach der ursprünglichen Vorstellung, das edle Metall des Gefäßes die Wirksamkeit des Amulettes erhöhen."

Ein ähnliches kleines Amulett stammt aus Hohenruppersdorf in Niederösterreich und wird in der „Zaubermedizin" abgebildet. Matiegka (451) schreibt uns von den Tschechen: Wie überall, so waren auch in den böhmischen Ländern die Amulette und Charaktere beliebte Heilmittel, die in den verschiedensten Formen noch in unseren Tagen Verwendung finden. Dr. C. Zibrt hat ihnen eine eigene Abhandlung (Konzla a čáry starých čeclin, Památky archaeol. VIV 85 ff.) gewidmet, der wir die folgenden Beispiele entnehmen. Das Amulett bestand oft aus einem Fingerringe, manchmal aus einem Armbande; häufiger noch wurde es am Hals oder sonst am Leibe getragen. In den Archiven finden sich zahlreiche Beispiele: Agnes von Rosenberg (15. Jahrhundert) sandte ihrem Bruder Johann ein Kreuzchen, das er stets bei sich tragen sollte, Susanna Cernin (17. Jahrhundert) ihrem Sohne Humprecht das eine Mal einen goldenen Groschen, den sie selbst durch viele Jahre zum Schutze gegen Pestinfektion getragen, das zweitemal (1647) eine weiße Koralle, wie sie in Prag um den Hals gehängt gegen die herrschenden Blattern getragen wurden. In anderen Fällen sollte ein „silbernes Äpfelchen", am Halse getragen, vor Pest, in Gold gefaßte Eichenmistel im Fingerring oder um den Hals gehängt vor Epilepsie, aber auch vor Zauber jeder Art (16. Jahrhundert) schützen, „Gold in Stein" gefaßt gegen Gicht (Anno 1590), eine in ein Läppchen eingeschlagene Wurzel, von der beim Anfall etwas zu genießen war, gegen Melancholie (Heinrich von Schwamberg 1558), der geheimnisvolle Inhalt eines Säckchens, welches nach neuntägiger Verwendung den Wellen

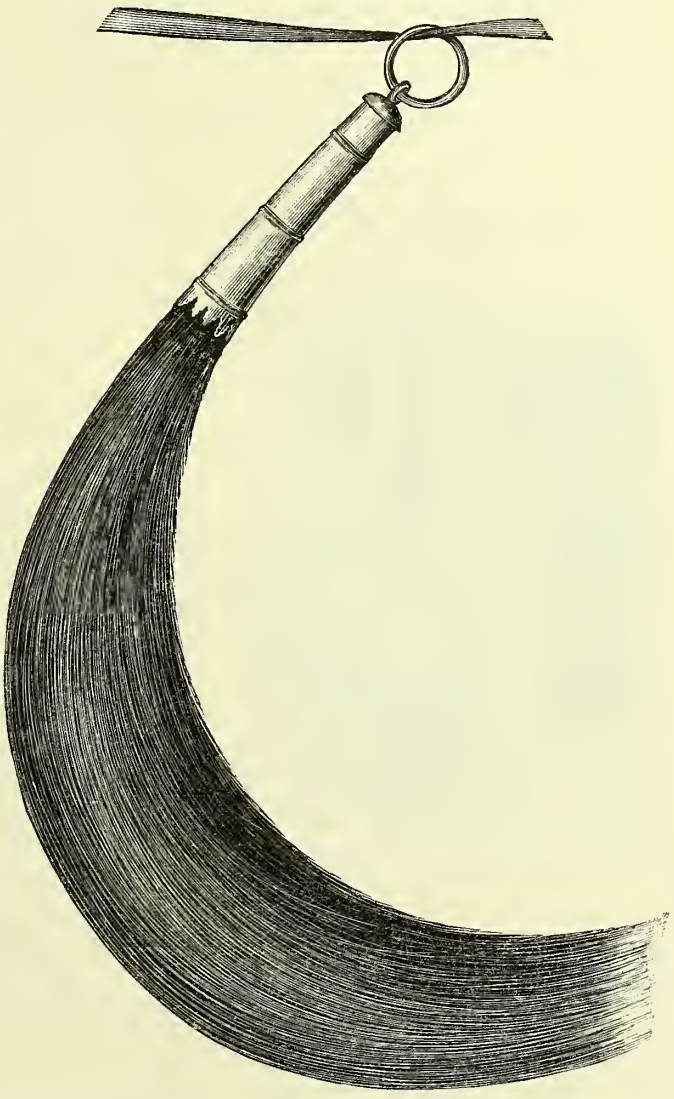


Abb. 23. Kinderamulett aus der Znaimer Gegend (schwarzer Bocksbart in Silberfassung, natürliche Größe). Nach Kronfeld (388).

überantwortet werden mußte, gegen Wechselfieber sich nützlich erweisen. Großes Vertrauen schenkte man den sog. Charakteren, machthabenden Sprüchen oder Zauberworten, deren verschiedene Anwendung schon der Philosoph Štítny im 14. Jahrhundert andeutet, indem er von Aberglauben spricht,

„bobonky, kteryelž nčeń lèkári nedržie: leč žehnánie, leč napsánie, která na jablce, na oplatce, neb na listě, neb pro zuby, ježto na stěne škohrtají, leč na verzi.“

welchen gelehrte Ärzte nicht anerkennen: entweder Beschwörungen oder Aufschriften, welche auf einen Apfel, eine Oblate oder auf ein Blatt entweder für die Zähne (d. i. zum Verzehren) oder auf die Wand geritzt oder (um den Hals) gebunden werden.“

Zur Erläuterung einige Beispiele aus den böhmischen Landen:

Abb. 24. Amulette aus Oberösterreich im Städtischen Museum in Steyr

Eine in einer böhmisch-lateinischen Handschrift (Universitätsbibliothek zu Prag, sign. 11 C 2 142a) gegen Wechselfieber gegebene Anleitung lautet:

„Scribe haec verba in quatuor partibus pomi: in prima: † Dum proficiscendi † — in secunda parte — † tempus instaret † — in tertia — beatum gallum †. Istas comedat patiens per tres dies, prima die primam, altera secundam et tertia tertiam. In quarta parte: † febris dimisit — et hanc quartam die quarta igne comburas et sanabitur.“

In einer anderen böhmischen Handschrift der Prager Universitätsbibliothek (sign. 17 D 10 E 29) wird gegen Wechselfieber der Gebrauch des griechischen Wortes *αβρακλας* empfohlen, welches Mittel laut beigefügter Erklärung in der Zeit, da in Böhmen das Wechselfieber besonders hauste, aus Ungarn nach Böhmen gekommen war. Es soll in der untenstehenden Weise auf einen Zettel geschrieben werden, von dem jeden Tag eine Zeile abzureißen und zu verzehren ist, wobei den ersten Tag 1, den zweiten 2, den dritten 3 usw. bis 10 Vaterunser gebetet werden sollen.

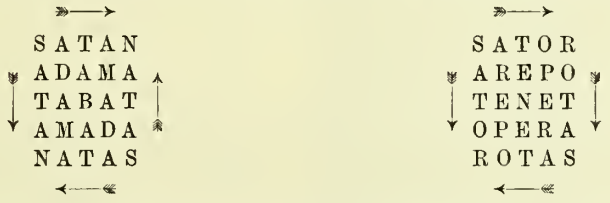
a
ab
abr
abra
abrak
abraku
abrakul
abrakula
abrakulau
abrakulaus

Die Pfeilrichtung deutet an, wie das Zauberwort in dieser Zusammenstellung gelesen werden kann.

Sehr verbreitet war auch das Tragen einer Abschrift des Evangeliums St. Johanni mit den geheimnisvollen Worten: „Am Anfange war das Wort usw.“, und zwar, wie

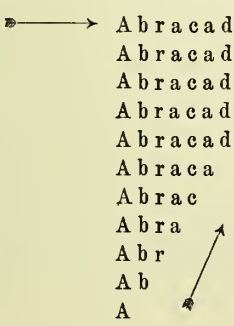
Žalanský verrät, „zum Glücke, sowie zum Schutze vor Wechselfieber, Gewitter, Blitzschlag und anderen Gefahren".

Noch beliebter waren geheimnisvolle, unverstandene, dem Griechischen, Hebräischen, Arabischen usw. entlehnte, oft aber überhaupt jeden Sinnes entbehrende Worte. Diese waren dann zu Reimen oder Alliterationen oder aber in verschiedene Figuren zusammengestellt, so daß entweder das letzte Wort von rechts nach links (nach hebräischer Art) gelesen dem ersten gleicht, während die dazwischengelegenen nur den Zweck haben, das Randwort zu bilden, oder aber daß von einem Worte in auf- oder absteigender Linie einzelne Buchstaben entfallen, um abermals ein Randwort zu ergeben. Als Beispiele können folgende, in einem handschriftlichen, kostbar gebundenen Zauberbuche, welches im Jahre 1785 einem verdächtigen Individuum abgenommen und, nachdem Kaiser Joseph II. selbst es sich zur Durchsicht nach Wien kommen ließ, in der Universitätsbibliothek zu Prag (sign. 16 D. 36 f. 73) deponiert worden war, enthaltenen Charaktere dienen:



In den ersten bedeutet das Wort ADAMA hebräisch Erde[1]. Die bereits wiederholt genannten Zauberworte SATOR usw. haben nicht nur ganz Europa durchwandert, sondern wurden auch in Amerika und Afrika angetroffen. Nach dem Berichte der Frau L. Bakeš verwendete die achtundsiebzigjährige Heilkünstlerin Anna Hájek in Orechon (Mähren), welche dies Mittel von ihrem Großvater ererbt hatte, dasselbe in der Art gegen Hundswut, daß die Worte auf ein viereckiges Stück Brot geschrieben und das Brot dem von Hundswut Befallenen zum Verzehren gegeben wurde.

Für die zweite Art von Zauberwort kann das oben schon angeführte Abrakuläus oder das in einem magischen Buche (Universitätsbibliothek Prag sign. 16 D 36 f. 71) gegen Wechselfieber empfohlene und auch von Wuttke (779) zitierte Wort Abracadabra in der folgenden Zusammenstellung dienen:



Andere Beispiele sind am geeigneten Orte (Mittel gegen Wechselfieber, Epilepsie usw.) zu finden.

Der böhmische Prediger Mat. Steyer zitiert in seiner Postille vom Jahre 1719 einige Zauberformeln, deren Heilkraft er nicht zu leugnen, sondern nur durch Teufelsmacht

[1] Das hebräische Wort RVACH, dessen Permutation die Worte eines von Bastian (Verhandl. d. Berl. Ges. f. A. S. N. 1881) angeführten Amulettes bildet, bedeutet Geist (N. M. Grünfeld — Dr. C. Zibrt).

zu erklären scheint, als Hax-pax-max Deus adimax oder Ira bira lira pira usw. (beide gegen Hundswut), Galbes galbat galdes galdat (gegen Zahnschmerz), Arac Amou usw., Darata Daries usw., Gibel cor usw.

Einige dieser Wortspiele führt schon Wierus (De praestigiis daemonum 1564) an, z. B.: „. . . qui pomi particulae inscribit: Hax pax max Deus adimax — atque edendam illam venenato a cane rabido porrigit." Noch interessanter ist, daß ähnliche Worte auf einem von Dr. V. J. Nováček beschriebenen, erhaltenen Amulett zu lesen sind, welches aus der ersten Hälfe des 14. Jahrhunderts stammt. Dasselbe wurde bei der Restauration der ehrwürdigen Basilika zu St. Georg auf der Prager Burg unter dem Maueranwurf in einer Nische gefunden und besteht aus einem 10 Zentimeter langen, 4 Zentimeter breiten Pergamentstreifen, welcher die Aufschrift trägt:

† In nomine † patris † et filii † et spiritus sancti †. In monte † Celion † requiescunt septem dormientes † Maximianus † Martinianus † Malcus † Constantinus † et Dionisius † Seraphion † et Johannes. Domine Jesu Christe liberare digneris hanc famulam Dobrozlauam a febribus quintanis. Pax † nax vax sit huic famule dei remedium. Amen.

Das ist: † Im Namen † des Vaters † und des Sohnes † und des Heiligen Geistes †. Im Berge † Kelion † ruhen sieben Schläfer: Maximian † Martinian † Malkus † Konstantin † und Dionisius † Seraphion † und Johannes. Herr Jesus Christus geruhe diese Dienerin Dobroslava vom fünftägigen Wechselfieber zu befreien. Pax † nax vax sei dieser Dienerin Gottes Heilmittel. Amen.

Dieses Amulett ist wohl eines der ältesten, im Original erhaltenen. Die angeführten Namen sind die der 7 Christen aus dem Gefolge von Decius, welche zur Zeit der Christenverfolgung im Jahre 251 in einer Höhle des Berges Kelion bei Ephesus sich verborgen hatten, aber vom Kaiser hier eingemauert wurden, worauf sie in Schlaf verfielen, aus dem sie erst im Jahre 447 zur Zeit Theodosius II. erwacht sein sollen. Diese Legende fand im Mittelalter nicht nur allgemeine Verbreitung, sondern bot auch Material zu verschiedenen abergläubischen Gebräuchen.

Daß heutzutage verschiedenartige Amulette zu Heilzwecken in Verwendung stehen, ist allgemein bekannt.

Andorn (Marrubium vulgare L.), auch weißer Dorant genannt, eine als heilkräftig berühmte Labiate. Dioskurides (151 III 107) spricht vom schwarzen Andorn, der Labiate Ballota nigra L., Ballote. Sie soll äußerlich Geschwülste zum Schwinden und Geschwüre zum Heilen bringen. Das Marrubium des Plinius ist M. vulgare; die Italiener nennen den Andorn noch heute Marrubio. Celsus (121) empfiehlt den Andorn zur Behandlung der Geschwülste, und innerlich mit Honig bei Lungentuberkulose. In Deutschland wird der Andornsaft bei Katarrhen und Schwindsucht, der Aufguß der Blätter bei Leberleiden, Gelbsucht, Bleichsucht und bei ausbleibender Periode genommen; die frischen, nach Moschus riechenden Blätter waren als Herba marrubii albi offizinell.

Angang. Mensch, Tier, Sache, auf die man frühmorgens beim ersten Ausgang oder Unternehmen einer Reise stößt, bezeichnen Heil oder Unheil und mahnen, das Begonnene fortzusetzen oder wieder aufzugeben (Andree 10). Auch heute ist der Glaube daran allgemein verbreitet; eine Herde Schafe bringt Unglück, eine Herde Schweine Glück, oder umgekehrt, und als ein Nachhall des Angang-Glaubens mag es angesehen werden, wenn

wir an einen bleich oder erschreckt Aussehenden die Frage richten: „Was ist dir begegnet?“ Das deutsche Sprichwort sagt:

Eine Spinne am Abend
Ist erquickend und labend;
Eine Spinne am Morgen
Bringt Kummer und Sorgen.

Dazu vergleiche man das französische:

Araignée du matin chagrin;
Araignée du soir — espoir.

Nach A. de Gubernatis herrscht im Toskanischen der Aberglaube, daß eine am Abend gesehene Spinne nicht verbrannt werden darf, da sie Glück bringe, während sie, am Morgen gesehen, verbrannt werden müsse, ohne daß man sie anrührt. Der Bergmann von Cornwallis wendet sich mit Schrecken ab, wenn er auf dem Wege zur Einfahrt in die Grube einer alten Frau oder einem Kaninchen begegnet. Ein altes Weib gilt nirgends für glückbringend. Wenn die Brautleute in Böhmen beim Ausgang aus der Kirche einem alten Weib, einer Katze, einem Hasen oder einer Schnepfe begegnen, so bedeutet das Unglück in der Ehe. Sehen sie aber Schwalben, Rotkehlchen oder Tauben, so werden sie glücklich sein (10).

Kaum ein zweites Mal in der Kunstgeschichte ist die Bedeutung der Tiere für ein Unternehmen so drastisch dargestellt worden, wie auf der altertümlichen Vase aus Caere, welche Amphiaraos' Auszug darstellt und sich in Berlin befindet.

Wenn in Niederösterreich jemandem in der Früh zuerst ein altes Weib ins Haus kommt oder begegnet, so bedeutet das nichts Gutes, und ein Hase, der früh über den Weg läuft, deutet auf Unglück für den Tag. Wenn einem Jäger ein altes Weib frühmorgens begegnet, so soll er nur wieder heimgehen, denn er hat eine schlechte Jagd; begegnet ihm aber ein schönes Mädchen, so hat er eine gute Jagd (Schwaben). In Bologna ist es von der höchsten Wichtigkeit, was für Personen man beim ersten Ausgang

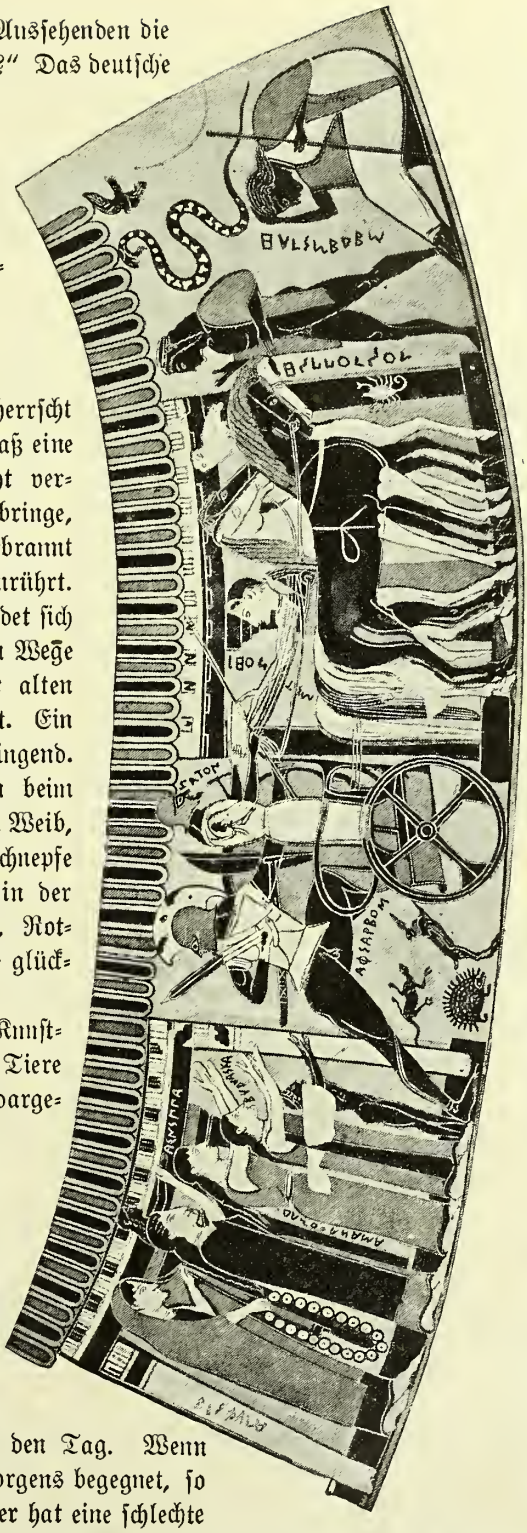


Abb. 25. Amphiaraos' Auszug. Amphiaraos' Wagen ist zur Abfahrt bereit; der Wagenlenker erhält den Abschiedstrunk. Amphiaraos besteigt mit dem linken Fuße den Wagen und blickt zur Familie zurück. Der rechts sitzende Seher Halimedes sieht das traurige Schicksal des Helden voraus, und die Tiere (Adler, Schlange, Eule, Hase, Igel, Eidechse) sind von schlechter Bedeutung

am Neujahrstage zuerst antrifft. Ein Mann bringt Glück, zwei bringen doppeltes; am besten ist es, man begegnet gleich dreien auf einmal. Sind sie jung, sieht man es lieber als wenn sie alt sind; das Alter hat selbst nicht mehr Glück genug, um viel abgeben zu können. Begegnen die Esten auf Oesel einem Schwein, so ist dies ein gutes Zeichen; kommt ihnen eine trächtige Sau entgegen, so bedeutet es geradezu Glück. Die Begegnung eines Hasen, der von vorne kommt, zeigt Neuigkeiten an; läuft der Hase von rechts nach links über den Weg, so steht ein Unglück bevor. Freund Lampe erscheint überhaupt mehrfach als Unglücksbote; läuft er in Böhmen ins Dorf, so brennt es bald in diesem. Wenn dem Letten auf der Reise ein Hase begegnet, oder kommt ihm ein Weib entgegen, wenn er aus dem Hause tritt, so begegnet ihm den Tag über nichts Gutes und er kehrt um. Auch dem Albanesen ist es von böser Vorbedeutung, wenn ihm beim Antritt einer Reise ein Hase quer über den Weg läuft. Die Begegnung eines Fuchses oder einer Schafherde gilt für nichts Gutes, von Ziegen für ein übles Omen. Sehr ausgebildet ist der Glaube an die Bedeutung des Anganges bei einigen asiatischen Völkerschaften. Wenn die Landdajaks sich auf die Reise begeben und in ihrer Nähe einen Hirsch schreien hören, so kehren sie um, da dieses als übles Zeichen gilt. Auch direkt mag dem Menschen durch die Begegnung mit Tieren Unheil zugefügt werden (10).

Abb. 26. Anis (Pimpinella anisum)

Anis (Pimpinella anisum L.), eine Umbellifere, ist seit dem Altertum volksmedizinisch sehr geschätzt. Die Früchte (Fructus Anisi) sind in mehreren Pharmakopöen offizinell. Dioskurides (151 III 58) lobt die Früchte als schmerzstillend, harntreibend, als Mittel gegen den Biß giftiger Tiere, gegen Blähungen, als Liebesmittel (Aphrodisiacum). In Öl heilen sie äußerlich Ohrschmerzen, Anisdämpfe lindern Kopfschmerz. Auch Celsus (121) kennt ihre gute Wirkung bei Harnverhaltung und bei Blähungen. Die Schola Salernitana (561) weiß ebenfalls Gutes zu berichten:

I.

Das Gesicht vnd Magen Anis stärckt,
Je süßer je besser nutz er wirkt.

II.

Der Samen von Anis ist schier dergleichen Art,
Er stärckt den Magen, und die Augen wohl bewahrt.

Neben der ärztlichen Verwendung steht Anis als Volksmittel bei Krämpfen, Magenschwäche, Blähungen, Katarrhen, schwacher Menstruation und ungenügender Milchsekretion in Gebrauch.

Anspucken hat in der Volksmedizin auch eine prophylaktische, Krankheiten verhütende Bedeutung. Haberlandt (250) hat darauf hingewiesen, daß in Wien die Sitte beobachtet werde, das erstvereinnahmte Geld anzuspucken. Prälat Dr. Franz in Gmunden bemerkt hierzu: „Die Sitte des Anspuckens des erstverdienten Geldes ist weit verbreitet. Ich habe sie in Preußisch-Schlesien, in Stadt und Land, auch in Berlin

angetroffen. Das Anspucken des erstverdienten Geldes soll den Wunsch ausdrücken, daß dem ersten Verdienst an diesem Tage weitere folgen, mit anderen Worten, daß das Geld segenbringend sei und so das Unheil ihm fernbleibe. Das Anspucken hat in der Meinung des Volkes die Bedeutung der Abweisung und Abwehr dämonischer Schädigung. So spuckt man aus, wenn man das blühende Aussehen eines anderen rühmt, damit seine Gesundheit nicht etwa infolge des Lobes Schaden erleide. Man fürchtet den dämonischen Neid und will denselben durch das Ausspucken vertreiben. Häufig wird dem Ausspucken das Wort „unberufen" hinzugefügt. Ich zweifle nicht, daß dem Anspucken des Geldes eine gleiche Bedeutung zugrunde liege. Bei den Römern wurde das Ausspucken als Gegenmittel gegen die Wirkungen des bösen Blickes, also gegen dämonische Schädigung gebraucht. Wir finden das Ausspucken auch in dem ältesten christlichen Taufritus. Während der Renunziationen (Widersagungen) oder Beschwörungen hauchte oder spuckte der Täufling aus (vgl. Probst, Sakramente und Sakramentation in den drei ersten christlichen Jahrhunderten 133 134. Tübingen 1872). Das exsufflare und expuere war ein Symbol des Abscheues und des Widersagens und wurde gegen Dämonen, ihren Kult und ihre Lehre angeordnet. Ob und inwiefern jene Volkssitten in Zusammenhang mit dem altkirchlichen Gebrauche stehen, wird sich schwerlich feststellen lassen. Mir genügt es, darauf hinzuweisen. Der menschliche Speichel wird auch als Symbol der Heilung vielfach bei den sog. sympathischen Mitteln in Anwendung gebracht. Den Anlaß dazu gab wohl Mark. 7, 33 (die Heilung des Taubstummen)."

Bugiel (99) meldet von den Ruthenen: Bekommt man Geld von jemandem, so spuckt man es an, damit es Glück bringe. Dasselbe tut man, wenn man z. B. einem Kind ein Geschenk macht. Man spuckt das Kind an, damit das Geschenk ihm nichts Böses bringe. — (Siehe Zaubermedizin.)

Antikonzeptionelle Mittel, Mittel zur Verhinderung der Schwängerung, bilden ein wichtiges Kapitel der Volksmedizin, siehe Geburtshilfe. Hier mögen einige allgemeine Daten Platz finden. Neben dem Sadebaum (Juniperus sabina L.) und dem Mutterkorn (Secale cornutum, Claviceps purpurea), welche zur Fruchtabtreibung dienen, finden Pflanzen, die ätherische Öle enthalten, eine ausgiebige Verwendung. Oefele (514) weist sehr hübsch die Verbreitung derartiger Pflanzen im — Volksliede nach. Es scheint eine Einwirkung der ätherischen Öle auf das äußerst zarte Eiweiß schon des sich bei der Ovulation lösenden Eies selbst möglich zu sein. Anstatt sich die ersten ein bis zwei Wochen nach jeder Menstruation den Geschlechtsgenuß zu versagen, um sicher zu sein, wird vielfach während der Tage der Menstruation von den Mädchen Tee getrunken, um sofort nach Aufhören des Ausflusses wieder ungestraft männlichen Umgang genießen zu können. Dieser Gebrauch scheint sehr alt und sehr verbreitet gewesen zu sein. Die Verwendung mancher unserer Gewürzkräuter stammt daher. Es wäre in dieser Beziehung von Gewürzkräutern Petersilie, Majoran, Thymian und Lavendel zu nennen. Andere, wie Rosmarin und Myrte, haben noch heute symbolische Verwendung. Denn der Rosmarin wird von den Brautleuten an der Brust getragen. Die Myrte wird zum Kranze verwendet. Beide Anwendungen wollen aber symbolisch besagen, daß die Braut vom Hochzeitstag an für die eventuelle Nachkommenschaft einen verläßlichen Beschützer und Ernährer gefunden hat. Sie hat es darum nicht mehr notwendig, zur Vorbeugung eventueller Schwangerschaft in den Tagen der Menstruation Rosmarin- und Myrtentee zu trinken. Die bis zum Hochzeitstage von der Braut gepflegten und benützten

Rosmarin- und Myrtenstöcke werden darum für diesen Tag abgeschnitten und ausgerottet. Und die Zeugen dieses Aktes, also entweder die Brautleute allein oder die Brautleute und die Brautführerschaft oder selbst die ganze Hochzeitsgesellschaft werden mit Zweigen der von jetzt an unnötigen Pflanzen geschmückt.

Vielfach hat sich darum bis heute der Gebrauch erhalten, daß ein Mädchen dem anderen den Ableger zur Brautmyrte schenken und daß eigentlich die Braut selbst die Myrte gezogen haben muß, die zum Schmuck am Hochzeitstage Verwendung findet. Wenn dann im Laufe der Zeit die Forderung gestellt wurde, daß die Braut noch jungfräulich bis zum Hochzeitstage bleiben solle, so konnte die Myrte selbst zum Symbole der Jungfräulichkeit werden. Denn der Begriff der Jungfräulichkeit ist doch nur etwas Negatives im Verhältnisse zum positiven Begriffe des Geschlechtsumganges. Auch im Volksbrauche, die Myrte den Bräuten zu verbieten, die schon geboren haben, ist der ursprüngliche Sinn des Myrtenschmuckes erhalten. Denn bei Bräuten, welche die Freuden des Geschlechtsverkehrs öffentlich mit vollen Zügen genossen haben, oder die beim intimsten Schäferstündchen von Zeugen betroffen worden sind, wird, wenn keine Entbindung vorausging, kein Einspruch vom Volksbewußtsein gegen die Verwendung der Myrte erhoben. Getrunken wurden diese Pflanzen als Teeaufguß an den Tagen der Menstruation. Sie alle enthalten eigentümliche ätherische Öle, die natürlich auch an diesen Tagen oder vielmehr an diesen Tagen erhöhter Reizbarkeit erst recht etwas Katarrh und somit Ausfluß in den ersten Tagen nach dem Blutabgange hervorrufen. Natürlich wird während dieser Tage von den Mädchen, wie ja von allen Frauen unserer Kulturperiode, der Geschlechtsverkehr gemieden. Aber sofort am Tage danach steht dem Schatze wieder das Kammerfenster offen. Das Volkslied drückt diese beiden Phasen der monatlichen Reinigung und die folgende Vereinigung in der Liebe euphemistisch aus mit:

Rosmarin und Thymian
Wächst in unserem Garten.
Jungfer Ännchen ist die Braut,
Kann nicht länger warten.
Roter Wein und weißer Wein,
Morgen soll die Hochzeit sein.

Dies Lied wird von den Kindern (!) in Bayern, am Niederrhein, in Brandenburg, im Nordosten von Deutschland und in Deutsch-Österreich gesungen. Es ist also wohl über ganz Deutschland verbreitet. Dabei kommen aber für die erste Zeile viele Varianten vor, wobei besonders konstant der Thymian auch unter der deutschen Bezeichnung Quendel oder dem allgemeinen Suppenkraut hervortritt.

Lavendel, Myrte, Thymian,
oder: Rosmarin und Suppenkraut,
oder: Rosmarin und Thymian,
oder: Petersilien, Suppenkraut.

Das Liedchen hört sich äußerst poetisch an, und die Darstellung ist auch wirklich sehr poetisch gefaßt, ganz im Gegensatz zu dem sehr realistischen Grundgedanken des Liedes. Die jüngeren Geschwister tanzen im Kreise aus Freude über eine wichtige Entdeckung ihrer Neugierde. Im Familiengarten sind nämlich in letzter Zeit einige Kräuter gepflanzt worden. Das muß natürlich etwas zu bedeuten haben. Sie wissen auch schon, daß diese Kräuter nur verliebte Mädchen pflanzen, welche den Geschlechtsgenuß schon vor der kirchlichen Einsegnung folgenlos erlangen. Die Geschwister brauchen darum nur den Namen der

Braut, die nicht länger warten kann, zu nennen, und dies geschieht auch der Schwester Anna gegenüber. Zugleich aber wollen sie ihre ganze Weisheit verraten, um jeden Widerspruch der Schwester Anna von vornherein zu unterdrücken. Sie sagen dann kurz: Wir wissen, daß du diese Kräuter während der Tage des roten Blutabganges trinkst; dann kommt noch etwas weißer Ausfluß. Wenn aber letzterer schon heute war, so kommt unmittelbar morgen das, was auch wir euphemistisch „Hochzeit" nennen wollen. Freilich, nicht alle Mädchen sind so glücklich, im eigenen Garten diesen Bedarf an Tee ziehen zu können. Aber um Geld und gute Worte ist auf der Welt alles zu haben, also auch Tee beim Gärtner. Auch diese Szene führt uns das kindliche Spiel vor:

Guten Tag, Herr Gärtnersmann;
Haben Sie Lavendel,
Rosmarin und Thymian
Und ein wenig Quendel?
Ja, Madame! Das haben wir
Draußen in dem Garten usw.

Auch hier finden wir dieselben Kräuter. Das kindliche Spiel hat uns die alten Rezepte erhalten, ohne daß die heutigen Sänger in ihrer Unschuld die leiseste Ahnung von dem Sinne haben. Vielleicht denken sie an das zukünftige sorgsame Hausmütterchen, das seinen Garten mit nützlichen Gewürzkräutern beschickt. Daß dann Rosmarin in jeder Weise wieder sinnlos wäre, wird nicht beachtet. Allerdings sind eine ganze Reihe der hier schon genannten und hierher gehörigen Pflanzen vielgebrauchte Gewürze. Ein absolut angenehmer Geschmack kann aber keinem derselben nachgesagt werden. Erst die Gewohnheit, dieselben zu benützen, hat sie zu Gewürzen gestempelt, wie die Chinesen Rizinusöl sich als Gewürzmittel angewöhnt haben. Im gewöhnlichen Leben wird auch von diesen heimischen Kräutern zuwenig als Gewürz gebraucht, als daß dadurch allgemeine Unfruchtbarkeit eintreten könnte.

Die verheiratete Lettin (5 a) erfleht von ihrer altheidnischen Göttin Mahra, welche auch unter der Herrschaft des Christentumes noch nicht vergessen ist, Nachkommenschaft:

Ich legte ein seidenes Kleid an,
Es reicht bis an die Fußspitzen,
Damit die Leute nicht sehen
Das liebe Geschenk der Mahra.

Ach liebe weise Mahrin,
Wodurch habe ich dich geärgert?
Die Bäume bekommen Sprossen,
Mir wächst kein Sprößling.

Aber dennoch gibt es für das unverheiratete Mädchen kein schlimmeres Unglück als den Eintritt der Schwangerschaft. Durch Zaubersprüche sucht sich daher das Mädchen die Liebe ihres Erkorenen zu verschaffen. Durch Zaubersprüche sucht sie aber auch, solange sie noch nicht verheiratet ist, den Folgen der Liebe vorzubeugen. Außerdem wird die Wurzel von gflecktem Knabenkraut (Orchis maculata) benützt, um Unfruchtbarkeit zu erzeugen. Diese Pflanze besitzt nämlich, wie fast alle Orchideen, 2 unterirdische Knollen, und zwar in diesem Falle handförmige. Auch in Niederbayern werden beide Knollen ausgegraben und ins Wasser geworfen. Der Knollen aus dem vorhergehenden Jahre schwimmt, während der neu dazugewachsene untersinkt. Auf dieselbe Weise unterscheiden auch die Letten die beiden Knollen und verwenden den schwimmenden zur Erzeugung der Unfruchtbarkeit. Daß diese Wurzel wirklich Unfruchtbarkeit erzeugen kann, ist kaum anzunehmen. Vielmehr liegt bei der Beziehung, welche die verschiedenen Völker den Orchideen zum Geschlechtsleben beilegen und bei der weiteren Wachstumsunfähigkeit des isolierten schwimmenden Knollens ein symbolisch-abergläubisches Mittel vor.

Apfelbaum (Pyrus malus L.). Diese in zahlreichen Varietäten verbreitete Rosazee wird in der Bibel genannt. Der Atem wird mit dem Geruche der Äpfel verglichen (Hohes Lied 7, 8), der Genuß der Äpfel labt (daselbst 2, 5). Auch von goldenen Äpfeln in silbernen Schalen spricht die Bibel (Sprüche 25, 11). Der Apfel war im Altertum ein Symbol der Fruchtbarkeit, Attribut der Hera, Persephone, Aphrodite. Auch die „goldenen" Äpfel der Hesperiden waren Symbole der Fruchtbarkeit. Im übertragenen Sinne war der Apfel ein Liebeszeichen. Die nordische Göttin Iduna besaß Äpfel, deren Genuß verjüngte. Noch heute beißen wie im Altertum Liebende Äpfel an und senden sich diese als Liebespfänder. Die verbotene Frucht des Paradieses war der Apfel, auch das Symbol des Sinnenreizes, der Erbsünde. Plinius schreibt (543 XXIII 54 und 55): Die Frühlingsäpfel sind sauer, bekommen dem Magen nicht gut, alterieren den Unterleib und die Blase und greifen die Nerven an; gekocht besitzen sie bessere Eigenschaften. Die übrigen süßen Äpfel erleichtern Magen und Unterleib, machen Durst und Hitze, schaden aber den Nerven nicht. Die runden hemmen Durchfall und Erbrechen und treiben Harn. Die Äpfel bildeten bei Griechen und Römern den Schluß des Mahles. Ab ovo usque ad mala — vom Ei bis zu den Äpfeln (Horaz Sat. I 3 6).

Höfler (300) berichtet aus Bayern: Der Apfel als Symbol der männlichen Natur dürfte nicht eine germanische, sondern eine importierte Anschauung sein. Äpfel essen mögen = nicht impotent sein. St. Nikolaus trägt 3 Äpfel in der Hand und hat 3 Kinder in der Badewanne; er schenkt auch Äpfel. Die Blätter vom sauren und wilden Apfelbaum (holzafalter) werden manchmal bei inneren Krankheiten verwendet. Das Moos vom wilden Apfelbaum wurde zum Blutstillen und (1634) zum Auflegen auf Pestbeulen, die gelbe Bastrinde vom Holzapfelbaum beim „Seitenstechen" als Wasseraufguß benutzt; aber alle Apfelbaummittel tragen nach dem Namen der Krankheiten, gegen die sie verwendet werden, den Stempel der jüngeren Zeit und entspringen wohl zumeist den mittelalterlichen Arzneischulen oder auch der Entlehnung, per analogiam z. B. der Holzapfelrindengebrauch gegen die Ruhr und Bauchflüsse; wieder andere Äpfelmittel deuten ihren Import oder ihre Jugend schon durch den Namen des Apfels oder die Art des Mittels an; vom veredelten Apfelbaume werden die zerriebenen böhmischen „Marschanska"-Äpfel (Mišensky) mit guter ungesalzener Butter vermischt als Pomada (Pomadi-Salbe) auf offene Fußschäden gelegt, für aufgesprungene Lippen oder bei Krätze verwendet. Ein „wohlschmeckender" (also nicht wilder) Apfel, mit dem Stiele nach dem Feuer gekehrt, wird am Herde warm gemacht, dann kriecht der Ohrenhöhler aus dem Ohre, dem guten Geruche nach. Wenn man den Marschanska-Apfel gegen den Blütennabel zu abschabt, dann wirkt er abführend, gegen den Stiel zu verstopfend, so meint wenigstens das Volk.

Die Schola salernitana (561) lehrt:

> Die rohen Aepffel seynd dem Magen sehr beschwerlich,
> Thu einen Abtritt drauff, dann seynd sie nicht gefährlich.

Apfelwein wird volksmedizinisch vielfach verwendet.

Apotheker werden vom Volksmediziner heute scheel angesehn, da sie der wissenschaftlichen Medizin dienen und da sie starkwirkende Stoffe nur gegen ärztliche Verschreibung abgeben. Andererseits führt auch die moderne Apotheke zahlreiche Volksmittel. „Teuer wie die Apotheke", ist ein internationales Sprichwort. „Apotheker" ist aus Buchstaben zusammengesetzt, welche nach ihrer Stellung im Alphabete, valore numerico, addiert 99

ergeben; statt Apotheker wird aber auch die „Neunundneunziger" gesagt, weil dieselben nach einer alten Meinung berechtigt waren, 99 % auf ihre Waren zu schlagen.

Das Wort Apotheke kam von den Welschen, die ihre Warenniederlage apothêca nannten; der schon im 6. Jahrhundert (Italien) vorkommende apothêcarius bedeutete damals soviel wie Lagerdiener. 1469 hieß die Apotheke in Deutschland crûthuyss = Krauthaus, welcher Name in Bayern nie volkstümlich geworden zu sein scheint. Die erste Apotheke war wohl in den Urzeiten der Vorrat an heilsamen Gewürzen und Kräutern, die das pflanzenkundigere Weib gesammelt hatte. Die „Kräutlweiber" und „Wurzeltrager", die hausierenden und seßhaften „Gewürzkrämer" werden dann die Arbeitsteilung übernommen haben, wozu sich der Tiroler „Salsenhändler" gesellte. Auf den Einöden und dem Lande jedoch waren es vom frühesten Mittelalter bis auf unsere Tage welsche Krämer aus der Lombardei, dem Friaul und aus Savoyen oder dem Venediger Markt in Mittenwald, der Kraxentrager aus dem Werdenfelser „Landl", welche mit Leinwat, Zwiebeln, Limonien, Feigen, Lorbeerblättern, Loröl, Skorpionen, Schwefel, wilden Wurzeln und Granatäpfeln (Margramäpfeln, Malum granatum, im Mittelalter ein Ersatz der Chinarinde bei Fieber), Theriak, Ölen, Latwergen, Safran, Pfeffer usw. hausierten; außerdem zogen die fahrenden Quacksalber und in den Pestzeiten die Theriakkrämer von Ort zu Ort, wo sie ihre Stationen (Buden, podeca) aufschlugen und ihre Ware verkauften, die sie meist vom Venediger Gewürzmarkte bezogen hatten. Solchen „Stationären", Wurzelgräbern und anderem vagierenden Gesindel wurden die Buden auf den Jahrmärkten visitiert (Höfler, Bayern 300).

Abb. 27. Apotropaion Triquetra

Das bayrische Apothekeninventar war im Mittelalter ein solches, wie es der heutigen Volksmedizin noch entsprechen würde, z. B. gepulverte Edelsteine, gedörrte Kröten (noch 1815 von Virey im Journal de Pharmacie 319 als „empirisches" Mittel bei Epilepsie entschuldigt), gebrannte Maulwürfe, Elenshörner und -klauen, Wolfsherzen, Wolfsgalle und -leber, Viehmist, Hirsch- und Bocksblut, Hühnermagen, Hechtzähne, Krebsaugen, Schlangenfett, Mückenfett, kalzinierte, geraspelte Menschenschädel, menschliche Leichenteile, ägyptische Mumien (waren noch 1834 in den österreichischen Apotheken offizinell), das Blut der Hingerichteten usw.

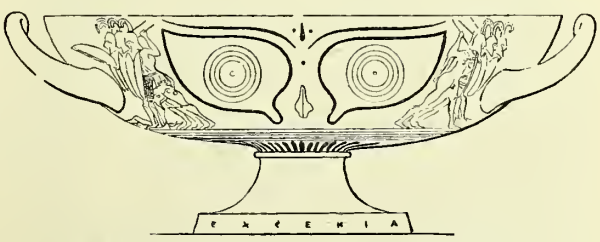


Abb. 28. Trinkschale mit Augenzeichnung

Die Apotheker hießen ebenfalls magistri und werden heute noch im Ötztale als „Meister" angeredet. 1616 erhielten sie die Verordnung, sich des „Arztens" zu enthalten (300).

Apotropaion, das Abwendende, das Schützende des antiken Glaubens kehrt als Amulett, als Talisman, als Schutz gegen den bösen Blick, gegen Beschreien und Behexen immer wieder. Einige historische Beispiele mögen das fast unerschöpfliche Thema illustrieren.

Apotropaia sind grelle Farben, Schmuck, besonders Ringe und Armbänder. Ein Apotropaion war das Haupt der Medusa auf dem Schilde der Pallas Athene,

waren drei laufende Beine, Augen am Schiffe und Augen an Trinkgefäßen, die zahlreichen Schildzeichen und Ornamente an Waffen. Das Haupt der Gorgone Meduſa, das bereits genannt wurde, war ein ſehr beliebtes Amulett. Apotropaia ſind Tierdarſtellungen auf Vaſen, die ſchon frühzeitig ſtiliſiert erſcheinen. Das Auge war ein beliebtes Apotropaion, beſonders gegen den böſen Blick. Neben dem Beiſpiel an einer Trinkſchale nennen wir ein zweites an einer Kithara. Erinnert ſei noch an die Schilde der Dajaks, welche Hein (275) meiſterhaft analyſiert hat. Ein wichtiger Körperteil zur Abhaltung

Abb. 29. Totenſchiff mit Augen; Charon nimmt eine von Hermes geführte Frau auf
(Aus Baumeiſter, Denkmäler [47])

des böſen Blickes und der Hexen iſt der Hintere. Zahlreiche Darſtellungen desſelben, welche angeblich nur der Freude am Rohen und Obſzönen dienen ſollen, gehen auf ein Apotropaion zurück. Von dieſen halb heroiſchen, halb lächerlichen Apotropaien zu den Amuletten unſerer Tage iſt nur ein Schritt. Unſere Kinder müſſen freilich mit einfacherem Halsſchmucke vorlieb nehmen. Kleine Kaurimuſcheln, Korallen, Glasperlen verſchiedener Farbe und Größe, die ſog. Paternoſtererbſen (Samen von Abrus precatorius, die in den letzten Jahren als „Wetterpflanze" ausgeſchrieen wurde), die reifen Samenkörner der Pfingſtroſe (Paeonia officinalis), Kügelchen aus wohlriechendem Holz, in Silber gefaßte Zähne uſw. werden auf Fäden angereiht, den Säuglingen um den Hals gegeben (388).

Zum Schutze von Krankheiten und auch zur Heilung derselben bedient man sich des Weihwassers und kirchlicher Gebete. Da die Krankheit vom bösen Geiste herrührt, so glaubt man sie wie ihn beschwören zu können. Auch trägt man wie zum Schutze gegen den Teufel, so auch zur Abwehr ansteckender Krankheiten Amulette (s. d.). Als solche dienen auch Knoblauchzähne oder Kreuze, die man an Schnürchen um den Hals trägt. Diese Kreuze werden von den Huzulen vom Grabe des Landespatrons Johannes aus Suczawa geholt (351). Zahlreiche Masken, Menschen- und Tierköpfe als Verzierungen haben den Zweck eines Apotropaions. Ein derartiges sehr hübsches Apotropaion, welches an einer japanischen Medizindose befestigt ist — offenbar zu dem Zweck, um die günstige Wirkung der Medikamente zu steigern — möge hier Platz finden.

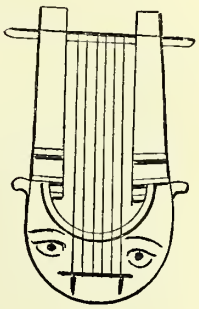


Abb. 30
Musikinstrument (Kithara) mit Augenzeichnung

Arnika (Arnica montana L.), Engelskraut, Wohlverleih, eine Komposite, deren Blüte und Wurzel volksmedizinisch verwendet wird. Die Blüten sind als Flores Arnicae offizinell, wirken erregend, in großen Dosen als Brechmittel. Arnikatinktur wird bei Wunden und Quetschungen der Haut äußerlich verwendet. Arnikatinktur ist schädlich, da sie heftige Entzündungen der Haut erzeugt.

Wohlverleih wird als Brenn-, Fall-, Fruen-, Gemsen-, Melk-, Stich-, Scharbocks-kraut verwendet (Gartenlaube 1865).

Aronstab (Arum maculatum L.), der Pfaffenspint, auch Aronswurzel, Dracheuwurz oder Zehrwurz genannt, eine Araceе. Die Knollen waren als Rhizoma Ari, Tubera Ari, Rhizoma Dracontii minoris offizinell; sie enthalten Stärkemehl (Aronsstärke) und werden gegessen, obwohl die Pflanze wegen ihres scharfen Saftes als giftig gilt. Einst als Heilmittel hochberühmt und vielseitig gebraucht, ist die Pflanze (Fieberwurz, Frostwurz, deutscher Ingwer, Lungenwurz, Magenwurzel, wilde Minze, Schmerwurz, Sperwurz, Zahnwurz) ganz vergessen. Dr. Johann Joachim Becher von Speier (Parnassus medicinalis. Ulm 1663) beschreibt die Heiltugenden des Aron:

Abb. 31. Medusa, älterer Typus

Die Wurzel Pfaffenspint, die trocknet, hitzet sehr,
Zertheilet dies, was der Lungen ist beschwer.
Den zähen Schleim des Leibes in gleichem lößt sie auf;
Heilt Brüch und treibt den Harn. Zwei Stück seynd zum Kauf:
Die Wurzel präparirt, ein Pulver noch darzu;
Die schaffen, wie gesagt, zu solchem Sachen Ruh.

„Die wäl'schen Weiber brennen (aus dem Aronstab) Wasser, preisen es hoch, um das Angesicht glatt zu machen und die Runzeln damit auszutilgen. Etliche drucken den Saft aus der Wurzel, trocknen ihn an der Sonne, und so sie ihn brauchen wollen, zerlassen sie ihn wieder mit Weißwurz-Wasser; damit bestreichen sie das Antlitz, denn es macht die Haut sehr glatt und weiß" (Matthiolus 452).

Abb. 32. Japanische Medizindose aus lackiertem Holz, mit Relieffeldern und Gesichtsmaske (netsuk) aus Porzellanton (K. K. Naturhist. Hofmuseum in Wien, Inv.-Nr. 34778)

Der Namen Pfaffenspint soll „Pfaffenbinde" bedeuten, weil die Blattscheide den Blütenkolben umgibt wie das Gesicht des Mönches von der Kapuze umgeben ist, oder Pint soll = Penis, männliches Glied, bedeuten.

Joh. Andr. Schmeller (Bayr. Wörterbuch I 90. Stuttgart und Tübingen 1827/39) schreibt: Aus dem Ansehen der Pflanze pflegt der gemeine Haufen im Frühling die Beschaffenheit der künftigen Ernte zu prophezeien. Namentlich bedeutet der Kolben das Getreide, der faserige Teil an demselben das Heu, der braunpunktierte das Obst und endlich der traubenförmige, wie billig, den Wein.

Lieblich und lehrreich ist die deutsche Sage: Als Josua und Kaleb ins gelobte Land geschickt wurden, nahmen sie Arons Stab mit und trugen an ihm die große Weintraube und die anderen Früchte jenes Landes zurück. Nachdem sie dieselben abgeladen, steckten sie den Stab in die Erde, und wo er gesteckt hatte, wuchs nachher die Aronswurzel, an welcher bis auf den heutigen Tag ein Abbild jenes Früchtesegens zu finden ist, den Josua und Kaleb aus dem gelobten Lande brachten. Die deutschen Volkssagen von Ant. Ritt. v. Perger (Stuttgart und Öhringen 1864) erzählen unter „Pfaffenbinde": Weil die Blüte von einer Scheide wie ein Kind von den Windeln eingehüllet wird, legt man das Arum auch den Kindern in die Wiege, um sie vor Unholden zu schützen. — Grub man es unter die Türschwelle, so konnte nichts Böses aus und ein gehen. — Hatte ein Kind verdorbenes Blut, so buk man demselben die klein zerhackte Pflanze in einem Kuchen. Die „Ästhetik der Pflanzenwelt" von J. Th. Bratranek (Leipzig 1853) berichtet unter der Aufschrift „Naturreligion": Vielleicht war den Vätern etwas an irgendeiner Pflanze bedeutsam, was unser Sinn nicht mehr gewähret. So mag es sich mit der Zehrwurz verhalten; von der es heißt: Wenn Jungfrauen zum Tanze gehen, sollen sie Zehrwurzelkraut in die Schuhe legen und sprechen:

Abb. 33. Aronstab (Arum maculatum)

Zehrwurzelkraut, ich zieh dich in meine Schuh'.
Ihr Junggesellen lauft alle zu.

Dioskurides (151 II 195) beschreibt den vielblättrigen Aron (Arum Dracunculus L.). Die Wurzel wirkt geröstet und gekocht mit Honig als Leckmittel gegen

Atemnot, innere Verletzungen, Krämpfe, Husten und Katarrh. Mit Wein getrunken erweckt sie den Reiz zum Beischlaf. Mit Honig zerrieben und aufgelegt reinigt sie bösartige und krebsige Geschwüre, am besten mit weißer Zaunrübe. Auch werden aus ihr mit Honig Einspritzungen für Fisteln und zum Holen der Leibesfrucht gemacht. Mit Honig eingestrichen hilft sie gegen weiße Flecken; sie räumt Polypen und Krebse weg. Aber auch ihr Saft ist wirksam in Augenmitteln gegen Flecken und Nebel auf den Augen. Der Geruch der Wurzel und des Krautes tötet den Fötus der im ersten Stadium Schwangeren, ebenso 30 Körner der Frucht mit Essigwasser genommen. Einige haben auch den Saft derselben mit Öl den Ohrenleidenden eingetröpfelt; die Blätter als adstringierendes Mittel haben sie auf frische Wunden gelegt, legen sie in Wein gekocht auch auf Frostbeulen. Es heißt auch, daß diejenigen, welche dieselben mit den Händen zerreiben oder die Wurzel bei sich tragen, von der Viper nicht verwundet werden. Nach Plinius (543 XXIV 142) hat die Pflanze den Namen Drachenwurz daher, weil die Wurzel wie der Drache zusammengerollt ist; sie kommt um die Zeit, wenn die Schlangen aus ihren Schlupfwinkeln hervorkriechen (im Frühjahr), aus der Erde und verschwindet, wenn sie sich zurückziehen (XXV 19).

Arsenik, Arsentrioxyd, Rattengift, Acidum arsenicosum, wird als Heilmittel und als Gift oft genannt. Sehr gefährliches Medikament, das nur über ärztliche Anordnung genommen werden darf! Der Arzt darf höchstens 0,010 (in Österreich 0,020) Gramm für 24 Stunden verschreiben! Doch gibt es eine Angewöhnung an dieses Gift. Die Arsenikesser, die den Hedri, Hidri oder Hüttenrauch zuerst in den kleinsten Dosen nehmen, vertragen schließlich ein bis mehrere Dezigramm. Arsenikesser werden wohlbeleibt, sehen gesund und frisch aus, verfallen aber schließlich dem Siechtum infolge chronischer Arsenikvergiftung.

Da Pferde durch Arsenik glattes Haar und feurigen Blick bekommen, wird weißer Arsenik von Zigeunern und Roßtäuschern viel verwendet, wobei auch zufällige Vergiftungen von Menschen vorkommen.

Asant (Asa foetida), Stinkasant, Teufelsdreck, stammt hauptsächlich von der Umbellifere Scorodosma foetidum Bunge oder Ferula Asa foetida L., ferner von Narthex Asa foetida Falconer. Das Harz haftet an den Wurzeln, wird aus Schnitten an der Pflanze in größeren Mengen gewonnen. Asa foetida wird als krampfstillendes Mittel, bei nervösen Koliken, als Wurmmittel verwendet und ist auch offizinell.

Asa foetida gehört zu den starkriechenden oder -schmeckenden Substanzen, wie Salz, Lauch, Zwiebel, Knoblauch, Alaun, welche beliebte Talismane waren; sie ist bei den Somali ein Schutzmittel gegen böse Geister (Schurtz 632).

Über den antiken Asant sind die Gelehrten nicht einer Meinung. Manche halten ihn für das Harz des hochberühmten Silphiums (s. d.). Andere halten den antiken Asant oder das Laser der Römer (*ὀπὸς σίλφιον* der Griechen) für unser Gummi Asae foetidae. Nun passen allerdings die Beschreibung, welche die Alten von dieser Pflanze geben, die Art und Weise der Gewinnung ihres Saftes, ferner die Angaben über ihr Vorkommen und die Art ihrer kosmetischen und medizinischen Anwendung sehr gut auf Ferula Asa foetida L.; jedoch kann dieses alles jener ersten Annahme noch nicht das Siegel der Gewißheit aufdrücken. Man muß bedenken, daß die im ganzen mangelhafte Beschreibung dieser Pflanze auf mehrere Pflanzen paßt. So halten einige das Laserpitium der Alten für die Ferula tingitana L., andere für die Thapsia silphium. Auch heute herrscht keine Einigkeit darüber, welche Pflanze mit Laserpitium gemeint ist. Von den beiden

unter *σίλφιον* bei Dioskurides III 84 beschriebenen Pflanzen hält man die eine in Armenien und Medien wachsende, häßlich riechende Art sicher für Ferula Asa foetida L., Ferula Narthes Boiss., auch Ferula Scorodosma Bentl. Die andere Art, welche eine wohlriechende, äußerst wohlschmeckende, in der Landschaft Kyrene heimische Pflanze sein soll, ist nicht näher bestimmt. — Nach Sprengel ist das *σίλφιον* der Alten auf Ferula tingitana zu beziehen. Bei den Hippokratikern ist nach Kobert bald Thapsia silphium, bald Ferula Asa foetida gemeint; welches von beiden gemeint ist, geht aus der jedesmaligen Indikation hervor. — Celsus läßt Asant bei Starrkrampf der Halsmuskeln und bei trockenem Husten einnehmen (121).

Daß derselbe als ein sehr heilkräftiges Arzneimittel von den Ärzten gebraucht wird, ist wohl allgemein bekannt. Als Volksheilmittel dagegen findet er im rohen Zustande keine andere Verwendung als zum Räuchern bei Zauber- und Wunderkuren. Er wird dann unter den Bezeichnungen Stinkasant, „Wat vom Schwarten" oder Teufelsdreck gefordert. Hie und da gegen krampfige Leiden, meistens aber auch zu unbekanntem Gebrauche wird die Tinktur unter dem Namen Teufelsdrecks-, Stiefelknechts- und Knoblauchstropfen gekauft. Der menschenfreundliche Apotheker sollte also stets die Leute nach dem Wozu fragen, ihnen den Aberglauben auszureden suchen oder beim Gebrauch als Hausmittel für Menschen oder in der Viehheilkunde nur die Tropfen oder den gereinigten Stinkasant verabreichen. Dieser letztere, der in den beiden genannten Fällen oft zu Klistieren usw. verwandt wird, muß möglichst in der Kälte und in einem Metallmörser sehr fein gepulvert, mit Eigelb angerührt und dann mit der wässerigen Flüssigkeit, Tee oder dergleichen abgequirlt werden. Anders läßt er sich nicht damit vermischen. Um daher nicht den Verlust der sehr heilkräftigen Wirkung zu erleiden, sollte man ihn stets nur von Sachverständigen, am besten in der Apotheke zubereiten lassen (Gartenlaube 1865).

Abb. 34 Mauerassel (Oniscus murarius)

Eines besonderen Ansehens erfreut sich bei den Chinesen die in zahlreichen Schwächezuständen als Panazee gepriesene Asa foetida.

Asseln (Isopoda), die Mauerassel (Oniscus murarius Cuvier) und die Kellerassel (Oniscus scaber) finden in der Volksmedizin Verwendung; noch mehr die offizinelle Rollassel (Armadillo officinarum), die früher unter dem Namen Millepedes viel verordnet wurde. Höfler (300) leitet Assel von asellus = kleiner Esel (wegen der grauen Farbe?) ab und nennt sie ein volkstümliches harntreibendes Mittel in Bayern. Ebenso Dioskurides (151 II 37). Die Kellerassel wird bei Kinderkrankheiten vielfach als Heilmittel verwendet (Dalmatien 313).

Attich (Sambucus ebulus L.), Attah, Kraut- oder Zwergholunder. Die mit roten und grünen Kästchen voll von verschiedenen Ölen und Arzneien auf dem Rücken hausierenden Tiroler (meist aus dem Zillertale) brachten und bringen hie und da noch die Attichsalsen oder Windlatwergen, „eine Salsen (Sulze) zum Harn- und Windtreiben", zu den bayerischen Bauern, die auch die Blätter des „wilden Hohlers" ab und zu zu Überschlägen verwenden (300). Attichwurzel in Abkochung wird als harn- und schweißtreibend empfohlen; der deutsche Bauer verwendet sie auch als Brechmittel. Holuby berichtet uns von den Slowaken (309): Attich wird mit Urin gedünstet und als Umschlag bei Wassersucht gebraucht. Aus reifen Beeren gekochten Leckwar ißt man gegen Husten. Das aus den Kernen gepreßte Öl nimmt man in kleinen Gaben als Abführmittel ein.

Auerhahn (Tetrao Urogallus L.), das größte Waldhuhn Europas, auch Urhahn genannt, wird nach Höfler (300) in Bayern geschätzt. Der beim Falzen (Balzen) in Verzuckungen geratende Hahn liefert für die Volksmedizin in seinem Magen nebst Inhalt (meist junge Fichtensprossen), welcher getrocknet und gerieben wird, ein Fraisenpulver auf das Mehlmus des Kindes, das an Eklampsie oder Konvulsionen leidet (Mittel einer alten Tölzer Hebamme). Die glatten Quarzkörner (Perlen), die man im Auerhahnmagen findet, finden bei Augenkranken Verwendung. Die Zunge des Hahnes, im Schatten getrocknet, soll als Amulett gegen das „Hinfallet" dienen.

Der Magen des Auerhahnes steht als Volksmittel gegen Kindergefraisch auch in verschiedenen Gegenden des Fichtelgebirges im Ruf, und B. Büchner hat das getrocknete Pulver hiervon in epileptischen Zuständen einige Male mit Erfolg angewendet. Dr. Reinsch, der mehrere Mägen von Auerhähnen chemisch untersuchte, hat seine Wahrnehmungen über einen darin aufgefundenen eigentümlichen Stoff in Herbergers „Jahrbüchern für Pharmazie" mitgeteilt (97 c). In Oberösterreich und Steiermark ist ebenfalls der Aberglaube verbreitet, die Zunge des in der Balzzeit geschossenen Auerhahnes vermöge Krampf bei Kindern zu heilen. Man müsse auf den geschossenen Hahn sofort zulaufen und ihm die Zunge herausreißen, weil sie später nicht mehr zu finden sei, da der Auerhahn sie im Sterben verschlucke.

Abb. 35. Augentrost (Euphrasia officinalis)

Augentrost (Euphrasia officinalis L.), eine Skrofulariazee, findet medizinische Verwendung. Die etwas balsamisch riechenden Blätter gelten für ein die Sehkraft stärkendes Mittel.

Ferner wird der Aufguß bei allen Erkältungen der Schleimhäute getrunken.

Zur Vertreibung von Geschwülsten, Schwären, Eiterungen dient der „Schabob", in Tirol auch Spätterich genannt, der „spät" erscheinende, mit der Blüte Kehraus, „Scheib-ab", tabula rasa machende „Augentrost", der neben der Verwendung zu Umschlägen bei Fingerwurm seinen Namen auch der Benützung bei Augenleiden verdankt (300).

Ausspucken. Wenn man im Marchfelde die Kinder zur heiligen Kommunion führt, schärft man ihnen ein: Daß ihr mir aber ja nicht ausspuckt, solange die heilige Hostie auf eurer Zunge liegt! Es ist auch nicht geraten, Kinder, ein paar Stunden später auszuspucken! Dem, der's tut, hüpft eine große garstige Kröte nach bis zum Bette, ja sie kriecht unter sein Kissen und schläft mit ihm! Einmal ist ein unfolgsamer Knabe gewesen, der hat darüber gelacht, wie er das gehört hat. Als er nun den heiligen Leib empfangen hatte, spuckte er mir nichts dir nichts unter den Betschemel; aber o weh! Da glotzten ihn nun auch schon ein Paar grüngelbe Augen an, und aus einem weitgespaltenen Maule züngelte ein feuerroter Fleischlappen, vollauf bedeckt mit giftigem Höllenschaum. Und das häßliche Tier ist dem Knaben tatsächlich auf den Fersen nachgehüpft. Abends, wenn er zur Ruhe ging, hat es unter seiner Bettstatt gelauert und, wie er des Morgens herausstieg, ist es plattgedrückt unter seinem Kopfkissen gelegen. Die Magd, die das abscheuliche Ding jedesmal zum Fenster hinauswarf, hat sich gedacht: Mit dem Kinde schläft wahrlich der lebendige Gottseibeiuns! Seine Eltern haben es aber gewußt, woher das rührt, und

einmal haben sie es denn dem geistlichen Herrn gesagt, und der hat ihnen den Rat gegeben, mit dem unglücklichen Kind allabendlich bei Sonnenauf- und -untergang die heiligen Kreuzwegstationen abzugehen. Dies war auch die richtige Heilung, und mit Jahr und Stunde ist wohl das greuliche Tier immer wieder an des Knaben Bett gesessen, aber wie endlich die Genugtuung vollständig abgetragen war, ist die Kröte auch für immer ausgeblieben, und der Knabe ist zeitlebens fromm und gläubig gewesen (Schukowitz 629).

Von den Wenden wird berichtet: Wenn ein Hund heulend bellt, so muß derjenige, welcher dies hört, zwölf- bis fünfzehnmal ausspucken. Tut er das nicht, so stirbt bald jemand aus seiner Familie (727).

Die Rumänen in der Bukowina meinen: Wenn jemand ein sehr schönes Weib, Kind oder auch Viehstück sieht, muß er dreimal über dasselbe ausspucken; nur so können jene vor dem bösen Blicke geschützt bleiben (140). (Siehe Anspucken, siehe Zaubermedizin.)

Abb. 36. Finnische Badestube, Außenansicht

Bad ist ein uralter hygienischer Faktor und älter als der Mensch auf Erden, da auch die Tiere den Wert des Badens gar wohl kennen. Das mosaische Gesetz macht das Baden zur Pflicht. Flußbäder waren beliebt (2 Mos. 2, 5) und vorgeschrieben (3 Mos. 15, 13). Auch Hausbäder, besonders für Frauen, werden genannt (2 Sam. 11, 2; Susan. 15).

Palästina war schon in alten Zeiten wegen seiner Heilbäder berühmt.

In Ev. Joh. 5, 2—4 heißt es: „Es ist zu Jerusalem bei dem Schaftore ein Teich, der heißt Bethseda und hat 5 Hallen, in welchen viele Kranke, Lahme, Blinde, Dürre lagen, die warteten, wenn sich das Wasser bewegte; denn ein Engel fuhr herab zu seiner Zeit in den Teich und bewegte das Wasser. Welcher nun der erste, nachdem das Wasser bewegt worden, hineinstieg, der ward gesund, mit welcherlei Seuche er behaftet war." Der Teich Bethseda, Bethsaida oder Piscina Probatica, unweit des Schaftores bei Jerusalem, wurde wegen seiner wundervollen Heilkraft auch Gnadenplatz genannt und diente den Israeliten ursprünglich zum Waschen der Schafe, die zum Schlachtopfer bestimmt waren, ehe man sie zum Tempel trieb. Dieser Teich ist noch jetzt in seiner alten Gestalt vorhanden, wenn auch ausgetrocknet und ganz verschüttet. Vormals wurde das Wasser aus Salomos noch jetzt vorhandenen Quellen und Zisternen, jenseits Bethlehems und fast 3 Stunden von der Stadt entfernt, hineingeleitet. Er ist ungefähr 100 Schritt lang, 60 breit und 40 hoch und hat die Form eines Rechteckes. Die Wände sind zum Teil gemauert, zum Teil in Felsen gehauen. Unten am Boden wachsen jetzt mehrere Granat-

äpfelbäume und indische Feigenbüsche. Der Teich bestand aus 2 Sümpfen, die vom Regen mit Wasser angefüllt wurden; der eine enthielt wunderbar rotes Wasser; er äußerte seine Heilkraft nur einmal im Jahre, zur Zeit der Regengüsse oder nach denselben, um die Zeit des Pfingstfestes der Israeliten, welches im Monat Mai oder Juni gefeiert wurde. Man leitet die heilbringende Kraft des Teiches Bethseda von dem bei dem Opfern von Tieren in denselben hineingeflossenen Tierblut ab. Man kann die Heilkraft dieses Wassers gegen die verschiedenen chronischen Krankheiten, vom rein physischen Gesichtspunkte betrachtet, wohl den mineralischen Bestandteilen desselben zuschreiben, denn der Grund

Abb. 37. Finnische Badestube, Innenansicht (Aus Martin, Badewesen [443a])

dieser beiden Teiche enthielt einen Schlamm, welcher mit mineralischen Salzen, Schwefel, Alaun und Salpeter geschwängert sein mochte, deren Wirksamkeit erhöht wurde, wenn diese Bestandteile etwa durch unterirdische oder atmosphärische Wärme, oder durch anhaltende Schlagregen in Bewegung und Gärung gerieten; dadurch würde auch der Umstand erklärlich, daß das Wasser nur dann seine Heilkraft äußerte, wenn es sich bewegte, denn alsdann mußte die Mischung der Bestandteile inniger sein als zu anderen Zeiten, wo dies nicht stattfand und der Schlamm sich wieder zu Boden gesetzt hatte; so mußte es also denen stets am hilfreichsten sein, welche zuerst hineinstiegen. Daß diese Bewegung und die davon abhängige Heilkraft des Wassers einem Engel zugeschrieben wurde, war bei den alten Juden gewöhnlich, da sie alles Außerordentliche und Staunenerregende, sowie die Entstehung und Heilung der Krankheiten einem Engel Gottes zuzuschreiben pflegten. Da

das Wasser seine Wirksamkeit verlor, wenn es wieder klar wurde, also seine größte Kraft nur auf den Zeitpunkt eingeschränkt war, wo es sehr trübe war, so hatte das Bad in diesem Teiche die größte Ähnlichkeit mit dem Schlammbade. In Palästina waren auch sonst Gesundbrunnen und heilsame Bäder nicht selten, und im Ev. Joh. 9, 11 wird noch die Quelle von Siloah im tiefen Tale Ben-Hinnon erwähnt, durch deren wunderbare Kraft — nach Ev. Joh. 9, 1—7 — Christus eine angeborene Blindheit heilte (Stern 664).

Homer gibt im 10. Gesange der „Odyssee" die Beschreibung, wie Circe Odysseus ins Bad führen läßt:

Aber die vierte Magd trug Wasser und zündete Feuer
Unter dem großen Dreifuß an, das Wasser zu wärmen.
Und nachdem das Wasser im blinkenden Erze gekochet,
Führte sie mich in das Bad und goß aus dem dampfenden Kessel
Lieblich gemischtes Wasser mir über das Haupt und die Schultern
Und entnahm den Gliedern die geistentkräftende Arbeit.
Als sie mich jetzo gebadet und drauf mit Öle gesalbet,
Da umhüllte sie mir den prächtigen Mantel und Leibrock
Und dann führte sie mich ins Gemach ...

Das römische Bad wurde eine Stätte der Unterhaltung; man empfahl sogar, mit vollem Magen ins warme Bad zu eilen.

Juvenal tadelt diese Unsitte:

Die Strafe bleibt dir nicht aus,
Wenn du vollgefressen
Das Gewand ablegst
Und den halbrohen Pfauenbraten
Unverdaut ins Bad trägst.

Vor einer Reihe von Jahren wurden in Epidaurus Inschriften gefunden, die besagten, daß die Mineralquellen in Epidaurus, die kohlensaure Salze enthielten, öfters die Heilung von Steinleiden und von Erkrankungen der Verdauungsorgane bewirkt hätten. Die chemische Untersuchung, der man neuerdings, wie die „Gazette des Eaux" berichtet, das Wasser der Brunnen des Äskulapheiligtumes in Epidaurns unterzogen hat, bestätigt die Mitteilung der Inschriften. Das Wasser enthielt einen starken Zusatz kohlensaurer Salze. Dasselbe Resultat hatte die Untersuchung des Wassers von Amphiaräa und von Frikki, den Heiligtümern des Äskulap in Thessalien. Die Quellen in Frikki, die jetzt längst versiegt sind, wurden sicher zu therapeutischen Kuren benützt, da man dicht dabei Badeeinrichtungen entdeckte.

Celsus (121) führt einige Indikationen für das Baden auf. Über die Verwendung der heißen Bäder bei Fieber, ferner über die Sand-, Heißluft- und Dampfbäder spricht er im zweiten Buche bei den Schwitzmitteln. Kalte Übergießungen und kalte Duschen empfiehlt er besonders bei Krankheiten des Kopfes und des Magens, ferner bei Erkältungen, Mandel- und Augenentzündungen.

Eines der primitivsten Mittel war das sog. Steinbad in der altgermanischen Kultur; man goß Wasser auf erhitzte Steine in der Badestube. Mittels des dichten Dampfes und durch Einwicklung in Hanfwerg versetzte man den Körper in Schweiß (Puschmann 564, Handbuch I 465).

Bade- und Schwitzhäuser haben sich bei vielen Völkern der nördlichen kalten Zone von den Wohnhütten gesondert. Bei den Eskimo ist das Männerhaus zum Bade-

raum geworden, der daneben zu Festen und Tänzen dient (632). Martin (443a) bildet eine finnische Badestube ab.

Von der alten cymrischen Heilkunde wird gemeldet (137c): Für innere Krankheiten und chronische Leiden scheinen sie besonders kalte Bäder, Bewegung und Ortswechsel in Verbindung mit dem Gebrauche von Arzneikräutern angewandt zu haben. Unterstützt wurde diese Behandlung durch das Trinken von gewissen Quellen, deren Wässer besondere mineralische Eigenschaften besaßen.

Einen großen Schritt vorwärts bedeutete die Errichtung von öffentlichen Badeanstalten, wie jene von Dr. Ferro zu Ende des 18. Jahrhunderts in Wien.

Höfler (300) nennt als volkstümliche Bäder: a) Die Bäder in den von der Sonne erwärmten Moorlacken bei Residuen des „Kaltvergiftet"; b) die Molken- oder Käswasserbäder bei Skrofulosis; c) die Ameisenbäder bei Gicht und Rheuma; d) das Brühwasser der Metzger und e) Kälberfußbäder für atrophische Kinder; f) das Abspülwasser der Küche für die Mauck der Pferde; g) Träber- und Malzbäder bei Residuen von Verstauchungen und Kontusionen; h) Rosmarinblätterbäder mit Weinzusatz bei Lähmungen einzelner Extremitäten; i) Senffußbäder mit Essig bei Kongestionen; k) heiße Handbäder bei Krupp und Pseudokrupp; l) Aschen- und Kochsalzfußbäder; m) Heublumenbäder; n) Scharbockkräutlbäder.

Abb. 38. Kopfwäsche des Königs Wenzel von Böhmen durch eine Bademagd; Miniatur aus der Wenzelbibel, 15. Jahrhundert (Aus Martin, Badewesen [443a])

Busch (104) zitiert den deutschen Volksglauben: Wer am Fastnachtstage badet, dem tut in den folgenden 12 Monaten der Rücken nicht weh.

Bünker (98) bespricht „Badestuben" in Kärnten. Nicht sehr erfreulich klingt der Text. Ob die Badestuben des kärntnerischen Alpenlandes jemals eine große Rolle im Leben des Volkes gespielt, möchte er bezweifeln. Sollte es dennoch sein, so müßte in bezug auf den Sinn für Reinlichkeit im kärntnerischen Volk ein großer Rückschritt angenommen werden. Abgesehen davon, daß im Hauptraume des Bauernhauses, in der Rauchstube, von mustergültiger Reinlichkeit nie die Rede sein kann, muß er hier, um der Wahrheit die Ehre zu geben, aussprechen, daß der Bauer und sein Gesinde blutwenig auf Reinlichkeit halten, äußerst wenig sogar auf Reinlichkeit der Kleidung und des Körpers. Selbst das Waschen seines Gesichtes und der Hände ist dem Bewohner des Bauernhauses ein lästig Ding. Seife wird dazu in den seltensten Fällen gebraucht. Zum Baden des Körpers nimmt er sich schon gar nicht die Zeit. Wenn warmes Wasser zum Baden auch stets zur Hand wäre, so fehlen doch die Geschirre, in denen man sich baden sollte, im Bauernhause vollkommen. Bünker glaubt, er könnte besonders von den älteren Leuten in der Seegegend sehr viele nennen, die, so bequem sie das Baden in dem herrlichen Wasser des Millstättersees hätten, durch Jahrzehnte, und viele, die seit den Kinderjahren, da das Baden als ein Vergnügen galt, überhaupt nie ein Bad im See genossen. — Die Bayern scheinen hingegen immer Freunde des Badens gewesen zu sein. Durch das fließende Wasser wurden die bösen,

krankheiterzeugenden Geister gebannt (300). Vom württembergischen Wildbade singt Justinus Kerner:

Nie ist ihr Auge trübe,
Nie ist ihr Herze kalt,
Stets jung ist sie an Liebe
Und jung auch an Gestalt.
Die Nymphe ist's, die helle,
Die sonnewarme Flut,
Des Wildbads heil'ge Quelle,
Die brausend Wunder tut.

Von den Slowaken meldet uns Holuby (309): Der Gebrauch der Bäder ist unserem Volke seit jeher bekannt; sie wurden in der Vor- und Nachsaison ziemlich häufig benutzt. Meist sind es rheumatische Übel, die das Landvolk in ein nahegelegenes Bad führen. Häus-

Abb. 39. König Wenzel im Bade; er benutzt einen Wedel zur Bedeckung der Scham und wird von Badefrauen gestrichen; Miniatur aus der Wenzelbibel, 15. Jahrhundert (Aus Martin, Badewesen [443a])

liche Dampfbäder sind auch bekannt. Ein Absud von Wacholderwurzeln wird in ein Faß gegossen; dann setzt sich der Patient auf einen hohen Schemel, stellt die Füße auf einen niedrigen Schemel, der über dem dampfenden Wasser steht, bedeckt mit einem Leintuche die Öffnung des Fasses, so daß nur der Kopf des Patienten, um frei atmen zu können, hervorragt, und verweilt darin unter starkem Schwitzen eine Viertelstunde oder länger, wird trocken gerieben und ins Bett gelegt. So kuriert man oft die Wassersucht, gegen die auch andere Mittel angewendet werden.

In Rußland waren von jeher Bäder, besonders Dampfbäder, beim Volke stark in Brauch, doch sind sie weit einfacher als im Orient (Abb. 37). Man begnügt sich damit, Wasser auf erhitzte Steine zu gießen — ein noch heute bis tief nach Westgalizien hinein verbreiteter Vorgang —, um den Dampf zu erzeugen. Auf rohgezimmerten Bänken liegt man ruhig, den Schweißaustritt abwartend. Besen von belaubten Birkenzweigen dienen dazu, die Haut zu peitschen, um sie zu stärkerer Schweißabsonderung anzuregen.

Der Gebrauch von Seife ist in diesen Bädern gestattet. Kleine Handbecher, die aus einer hierzu bereitstehenden Kanne gefüllt werden, dienen dazu, sich abzuspülen und mit

eiskaltem Wasser zu begießen, ein Liebesdienst, den die Badegäste sich gegenseitig erweisen. Der Reiz ist zwar sehr gewaltig, doch stellt sich bald nach dem Bad ein intensives Wohlgefühl ein. In Galizien und Rußland sind speziell bei den Juden Bäder durch das rituelle Gesetz verordnet, und dieses Gebot hat eine köstliche Type geschaffen: den Badrufer: „In Bud arahn!" („Ins Bad herein!") Einen Badrufer gibt es nun allerdings, aber Badediener keineswegs, da, wie gesagt, ein Badegast den andern peitscht, knetet und abspült. Nur der „Bäder", der Eigentümer der „Schwitz", ist in seinem Lokal tätig, große Kübel Wasser auf die glühenden Steine in den Ofen zu gießen, worauf dann der etwas mit Rauch untermischte und daher beißende Dampf blitzschnell zur Decke schießt. Oben auf den höchsten Stufen des Dampfbades liegt der fromme Jude, sein Wohlgefühl durch das Verlangen nach „a Pelz, a Pelz" kundgebend, wodurch er andeutet, daß die Siedehitze ihm noch lange nicht imponiere.

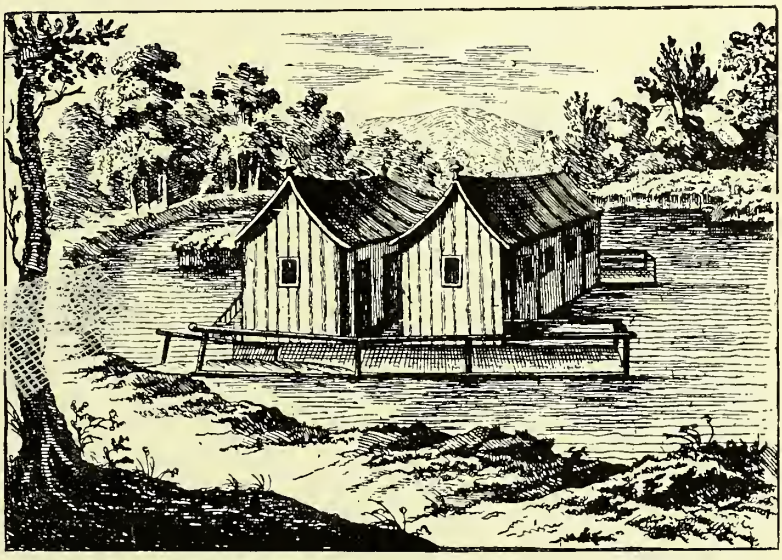


Abb. 40. Die Ferrosche Flußbadeanstalt in Wien

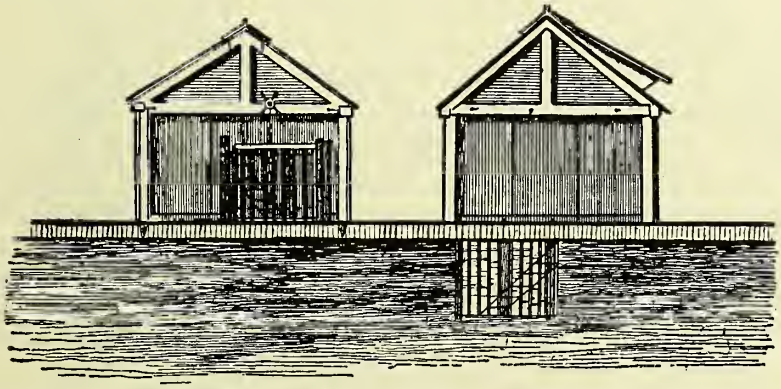


Abb. 41. Ferrosche Badeanstalt, Querschnitt (Aus Martin, Badewesen [443a])

Den Beschluß des Dampfbades bildet die „Mikwa", ein klarer, eiskalter Quell, in welchen jeder fromme Jude einzutauchen gehalten ist. — Diese Glutsteindampfbäder sind alten Ursprunges; denn der Geschichtschreiber Nestor, der beste Historiker Rußlands, berichtet, der hl. Andreas habe, von seiner russischen Missionsfahrt zurückgekehrt, den Römern erzählt: „Ich habe die überhitzten Bäder der Slawen gesehen, sie gehen nackt hinein, waschen sich dann mit kaltem Wasser und scheinen dann neugeboren" (Bryk 97a).

Bär (Ursus arctos L.), spielt bei den Russen und Polen, welche ihn für einen „verzauberten Menschen" halten, noch immer eine Rolle. Die Rumänen der Bukowina

meinen, daß es gut sei, wenn man Kreuzschmerzen habe, sich von einem Bären treten zu lassen (140). Bärenfett wird als Haarwuchsmittel empfohlen. Die Bäuerinnen im Ural legen der Bärenklaue, die Ostjaken dem Reißzahne geheimnisvolle Kräfte bei. Eine Klaue, besonders die vierte der rechten Vorderpranke, zwingt jeden Jüngling, das Mädchen inbrünstig zu lieben, das ihn heimlich mit der Klaue kratzt. Der Zahn des Bären ist ein Talisman des Ostjaken, der ihn gegen Krankheit und Gefahr schützt (90).

Abb. 42. Bärenklau (Acanthus mollis)

Bärenklau (Acanthus mollis L., A. spinosus), eine Akanthazee, nicht bloß wegen ihrer schönen Blattform ein ewiges Motiv der bildenden Kunst, sondern auch im Mittelmeergebiete, wo sie heimisch ist, als „Branca ursina" gegen Durchfall, Husten, Verbrennungen beliebt. Abkochungen der Wurzeln und Blätter werden innerlich genommen, die prächtigen Blätter auch äußerlich verwendet.

Bärenklau, Klaue, Heilkraut heißen ferner die Umbellifere Heracleum sphondylium L. und ihre Verwandten, die in Gärten gezogen werden. Das Sphondylion, das Dioskurides (151 III 80) als Heilmittel lobt, soll ebenfalls Heracleum sphondylium sein.

Bärlapp (Lycopodium clavatum L.) ist die als Schlangenmoos, Teufelsklaue, Gürtelkraut, Unruhe, Johannisgürtel, Kolbenbärlapp, Drudenkraut bekannte Lykopodiazee. Die Sporen werden sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der Volksmedizin verwendet; sie heißen Hexenmehl, Drudenmehl, Blitz-, Streu-, Moospulver.

Hübsche Dinge meldet uns Holuby (309) von den Slowaken. Es wäre vergebliche Mühe, danach zu forschen, wieso es dazu kommen konnte, daß diese Pflanze (L. clavatum) als der beste Verteidiger vor Gerichten zum glücklichen Ausgange der Prozesse beim slowakischen Volk in großen Ruf kam! Der Prozessierende, wenn er als „in causam attractus" zum Gerichte geht, braucht nur ein Stück Bärlapp unter dem Rocke zu tragen, und ein günstiger Urteilsspruch folgt mit größerer Wahrscheinlichkeit nach als nach der pfiffigsten Verteidigungsrede des gut bezahlten Advokaten, selbst wenn dieser Doctor juris utriusque wäre. Aber, merkwürdigerweise, hilft der Bärlapp auch zum schnellen und vorteilhaften Verkaufe von Ochsen und Kühen, wenn ihnen der Verkäufer beim Gange zum Jahrmarkt unbemerkt ein Stückchen dieses Krautes in die Schweifquaste geschickt hineinpraktiziert. Als die Bauern noch fast in jedem Hause chemische Laboratorien hatten und aus Roggen Branntwein fabrizierten, rieb man die Kessel mit Bärlapp gehörig ein: damit recht viel Branntwein destilliert werde. In Schankhäusern hatte man irgendwo über der Türe einen Bund Bärlapp, um damit viele Konsumenten anzulocken. Heiratslustige Mädchen tragen Bärlappstücke im Kleid eingenäht, um recht viele Tänzer zu bekommen. Sonderbarerweise soll die „Netáta" (= Nichtvater) die Konzeption unmöglich machen — daher der Name;

Abb. 43. Bärlapp (Lycopodium clavatum)

aber daß dies nicht untrüglich wahr ist, hat schon manche leichtgläubige Maid bitter beweint. Wo viel Volk, jung oder alt, beisammen ist, und sich jemand das Privatvergnügen gönnt, zwischen die Menge ein Stück „Netáta“ unbemerkt zu werfen, entsteht zwischen den harmlosesten Menschen bald wilder Zank und eine regelrechte Keilerei, vor welcher sich der Verursacher solcher Dissonanz beizeiten aus dem Staube machen muß. Wer „Netáta“ bei sich trägt, zu dem haben die bösen Geister, ja selbst die Teufel keinen Zutritt.

Der tannenartige Bärlapp, Heckenysop, Teufelshand (Lycopodium selago L.) wird in Österreich als Fruchtabtreibungsmittel verwendet. L. selago war sehr angesehen bei den Druiden und wurde von ihnen bei der Behandlung aller Krankheiten der Augen gebraucht. Wie die Leimmistel wurde er mit großer Sorgfalt gesammelt; kein eisernes Gerät durfte ihn berühren, auch die bloße Hand war dieser Ehre unwürdig, eine besondere Umhüllung, ein „Sagus“ wurde mit der rechten Hand angewendet. Diese Bekleidung mußte geweiht und von einer geheiligten Persönlichkeit heimlich mit der linken Hand entgegengenommen werden. Er durfte nur von einem weißgekleideten Druiden mit entblößten Füßen gesammelt werden, die in klarem Wasser gewaschen sein mußten. Ehe dieser die Pflanze sammelte, mußte er ein Opfer von Brot und Wein darbringen, dann wurde die Pflanze, von dem Orte, wo sie wuchs, in einem neuen reinen Tuche weggetragen. In dem „Kadir Talieſin“ wird der Selago „Die Gottesgabe“ genannt — Davydd (Der Unterwerfer); und im modernen Welsch wird er als „Grâs Duw“ oder „Die Gnade Gottes“ bezeichnet. Die Pflanze wurde auch als Talisman angesehen, welcher den Besitzer gegen allen Schaden schützen konnte (137 c).

Bärwurz (Athamanta Meum L.), die Umbellifere Mutterwurz, Bärendill oder Bärenfenchel, lieferte früher die offizinelle, stark gewürzhafte Radix Mei, R. Anethi ursini, R. Foeniculi ursini. Dioskurides (151 I 3) berichtet: Die Wurzeln, mit Wasser gekocht oder auch ungekocht, fein zerrieben und genossen, lindern die Schmerzen bei Blasen- und Nierenverstopfung und sind ein gutes Mittel gegen Harnverhaltung, gegen Aufblähen des Magens und Leibschneiden, auch bei hysterischen Zuständen und Gelenkleiden. Fein gerieben mit Honig als Latwerge (Dicksaft) dienen sie gegen Brustrheumatismus, als Abkochung zum Sitzbade verwendet leiten sie das Blut ab durch die Menstruation. Auf die Schamteile der Kinder gelegt, treiben sie den Harn. Wird mehr als nötig ist genommen, so verursacht sie Kopfschmerz.

Baldrian (Valeriana officinalis L.) und verwandte Valerianazeen sind altberühmte Volksheilmittel. Die widerlich riechende Pflanze wird von Katzen gesucht — Katzenkraut. Radix Valerianae, Tinctura Valerianae sind offizinell; Baldriantee wirkt krampfstillend und nervenstärkend. Der indische Speik oder die echte Narde (V. spica Vahl) und die keltische Narde (V. celtica L.) waren ebenfalls sehr geschätzt und sind noch jetzt beliebte Heilmittel.

Dioskurides (151 I 7) spricht sowohl von der keltischen Narde als auch von der indischen. Nur die Stengel und Wurzeln stehen im Gebrauch und haben Wohlgeruch. Deshalb muß man die Bündel, nachdem man das Erdige entfernt hat, am ersten Tage mit Wasser besprengen, an einem feuchten Ort auf ausgebreitetem Papier hinlegen und sie am folgenden Tage reinigen; denn mit der Spreu und Nichtdazugehörigem wird durch den Einfluß der Feuchtigkeit das Brauchbare nicht zugleich mit hinweggenommen. Sie wird aber verfälscht durch ein mit ihr zusammen ausgerupftes, ihr ähnliches Kraut,

welches man nach dem Geruch stinkendes Böckchen (Valeriana saxatilis L.) nennt. Die Erkennung ist jedoch leicht, denn die Pflanze hat keinen Stengel, ist heller und hat weniger längliche Blätter, auch hat sie nicht eine bittere und aromatische Wurzel, wie es bei der echten ist. Will man die Narde aufbewahren, so soll man die Stengelchen und Wurzeln, indem man die Blätter wegwirft, absondern, fein zerrieben in Wein aufnehmen, zu Zeltchen formen und sie in einem neuen irdenen Gefäße wegsetzen, dieses sorgfältig verschließend. Die beste ist die frische und wohlriechende, die wurzelreiche, nicht leicht zerbrechliche und volle. Sie hat dieselbe Kraft wie die syrische, ist aber noch harntreibender und magenstärkender. Sie hilft auch bei Leberentzündungen, bei Gelbsucht und Aufblähen des Magens, wenn sie mit Wermutabkochung getrunken wird, in gleicher Weise bei Milz-, Blasen-, Nierenleiden und gegen den Biß giftiger Tiere, wenn sie mit Wein genommen wird. Auch wird sie den erwärmenden Umschlägen, Tränken und Salben zugesetzt.

Baldrian ist auch sonst zu mancherlei Dingen gut: in den Bienenkorb gelegt, hält die Pflanze die Bienen im Stocke fest und zieht andere heran; ihre Wurzel aber erregt Zorn, wenn man sie kaut, und das Mittelalter weiß zu erzählen, daß ein Scharfrichter, der ein sehr weiches Herz hatte, vor jeder Hinrichtung ein Stück der Wurzel gekaut, um sich „hart" zu machen. Ihre wunderbarste Wirkung aber ist folgende: Wenn man ihren Saft mit dem Pulver eines in einem Wiedehopfneste gefundenen Steines mischt, so hat dieses Mixtum compositum (Gemisch) zweifelsohne die Kraft, ein damit bestrichenes Tier trächtig zu machen und es ein Tier seiner Art von schwarzer Farbe gebären zu lassen, mit dem man jeden, dem man es vor die Nase hält, augenblicklich zu Boden werfen kann. — Daß endlich ihr bekannter Name Katzenkraut dem sonderbaren Gebaren der Katzen der Baldrianwurzel gegenüber sein Dasein dankt, wußten schon die Alten. Eine ähnliche Anziehungskraft hat die Baldrianwurzel nach Ansicht des Kärntners auf — Forellen. Als Arznei wird der Baldrian nirgends so hoch gehalten wie in Sachsen, das die Heimat des bezeichnenden Wortes ist:

Trinkt Baldrian, —
Sonst müßt ihr alle dran! (Söhns 648a.)

Auch bei Fieber, bei nervöser Unruhe, bei Schlaflosigkeit und Kopfschmerz wird Baldrian genommen. In Bayern soll die Baldrianwurzel nur an den drei Sonntagen im Frauendreißiger vor Sonnenaufgang gegraben werden. Das „Katzenkraut" soll dem Katzenharn ähnlich riechen — daher die Vorliebe (300). Im Wendischen darf man Baldrian nur am Tage vor Johannis pflücken (727).

Balsame sind Gemische von Harzen mit ätherischen Ölen, mit aromatischen Säuren, mit Estern usw. Arznei- und Wundermittel, welche künstlich zusammengesetzt wurden, waren: der Schwefelbalsam (Schwefel in Leinöl), der Hoffmannsche Lebensbalsam (Weingeist und ätherische Öle), der Wundbalsam (Weingeist, Essig, Thymianöl, Myrrhe usw.), der Muskatbalsam u. a. Die Bibel kennt einen Balsam, ein Harz, das von der palästinischen Balsamstaude gewonnen wurde. Der echte Balsamstrauch (Amyris gileadensis L.) gehört zur Familie der Terebinthinaceae-Amyrideae.

Basilienkraut (Ocimum Basilicum L.), die Labiate Basilikum, wurde schon im alten Ägypten kultiviert. In den Totenkammern der Pyramiden wurden Basilikumkränze gefunden. Basilikumöl und Basilikumkampfer werden zu aromatischen Bädern verwendet.

Ocimum kommt bei den Römern in zweierlei Bedeutungen vor. Erstens bedeutet es eine Gartenpflanze, deren bei Celsus, Varro, Columella und Plinius oft Erwähnung geschieht. Plinius (543 XIX 57) erzählt von ihr manche Sonderbarkeit, z. B. sie arte durch die Länge der Zeit in Serpyllum aus und, daselbst 36, sie müsse unter Fluchen und Schimpfen gesäet werden usw. Er meint wahrscheinlich unser Ocimum Basilicum L.; zweitens bedeutet es ein gewisses Futter für Pferde und Rindvieh und bestand vermutlich aus mehreren grün abgeschnittenen Kräutern, wie Plinius (543 XVIII 42) angibt. Die Gartenpflanze ist Ocimum Basilicum L., Basilikum. Das Blatt wird als Aromatikum, Fiebermittel und Gewürz gebraucht, die Frucht bei Nierenleiden, Katarrhen, zu kühlendem Getränk usw., der Saft bei Ohrenentzündung verwendet. Unser Arzneischatz kennt diese Pflanze nicht mehr. Celsus (121) rechnet die Pflanze zu den scharfen Stoffen, benützt sie als urintreibendes und stuhlgangbeförderndes, ferner als kühlendes und zerteilendes Mittel usw.

In größeren Dosen gilt Basilikum als Liebesmittel (Aphrodisiakum).

Von den Rumänen der Bukowina wird berichtet: Wenn ein Kind zur Taufe getragen wird, so pflegt man die Taufleinwand, mit welcher die Lichter umwickelt werden, mit Basilienkraut und anderen Blumen zu schmücken, wovon niemand etwas wegnehmen darf, denn sonst würde man den Schlaf vom Kinde wegnehmen (140).

Basilisk, „der kleine König", ein fabelhaftes giftiges Tier mit Flügeln, Hahnenfüßen, einem Schlangenschwanz, mit einer Krone auf dem Kopfe. Die hl. Hildegard (289) meldet: Der Basilisk entsteht aus gewissen Würmern, die etwas von teuflischem Gewerk haben, wie die Kröte. Als sich die Kröte einst trächtig fühlte, sah sie ein Schlangenei, setzte sich zum Brüten darauf, bis ihre Jungen zur Welt kamen. Diese starben; dann bebrütete sie das Ei weiter, bis Leben in dasselbe kam, welches alsbald von der Kraft der alten (paradiesischen) Schlange beeinflußt wurde. Als die Kröte Leben im Ei sah, floh sie, das Junge aber zerbrach die Schale und schlüpfte aus, gab aber sogleich einen Hauch wie heftiges Feuer, ähnlich dem Donner und Blitz, von sich. Bis zum völligen Auswachsen gräbt es sich 5 Zoll tief in den Boden, dann kommt es wieder hervor und tötet alles, was ihm in den Weg kommt. Wo ein toter Basilisk verfault, sei es auf dem Acker oder im Hause, verbreitet er Verderben, Unfruchtbarkeit und Pestkrankheiten. — Der Basiliskenblick bringt Tod und Verderben. Noch heute glaubt das Volk, daß mißgebildete Hühnereier von Hähnen gelegt werden; vielleicht denkt man an Hühner mit Hahnenfedern, welche nach Art der Hähne krähen. Im Jahre 1474 erging eine Sentenz des Rates zu Basel, zufolge welcher ein Hahn verurteilt wurde, als Hexenmeister den Scheiterhaufen zu besteigen, weil er ein Ei gelegt hatte. Letzteres wurde ebenfalls ins Feuer geworfen. In Appenzell ist der „Baselist" ein Ungeheuer, von dem man sagt: „Wenn en Baselist enn aluega cha, 's öb ma ehna cha g'sie, mos ma sterba," d. h. wenn ein Basilisk einen anblicken kann, bevor man ihn zu sehen bekommt, so muß man sterben — eine Meinung, die auch in England gegolten zu haben scheint, da Dryden sagt:

Mischiefs are like the cockatrice's eye,
If they see first, they kill, if seen, they die.

In Tirol entsteht dieses Fabeltier, welches allerdings nicht aus der germanischen Mythologie stammt, sondern aus dem Morgenland über Rom in die mittelalterlichen Klöster und erst aus diesen unter das Volk gekommen ist — schon bei Plinius wird es erwähnt — aus dem Ei, welches ein vollkommen schwarzer Hahn, nachdem er 7 Jahre

alt geworden ist, zu legen pflegt. Es wird sehr alt, ist ein Gemisch aus Kröte und Schlange mit einem Hahnenkopf und tötet durch seinen giftigen Blick. Tiroler Bäuerinnen lassen deshalb einen Hahn nicht leicht über 7 Jahre alt werden. Nach lausitzer und schlesischem Aberglauben hat der Basilisk auch eine fürchterliche Stimme, deren Schall tödlich wirkt (Busch 104).

Der Basilisk ist nicht selten als Symbol des Krankheiten verscheuchenden Dämons in Aderlaßschüsseln eingestempelt (300).

Bauerngärten sind die Apotheken der Volksmedizin. Karl der Große hat die Pflanzen bestimmt, die jeder Bauer in seinem Garten hegen müsse, und ließ sich in der Auswahl derselben durch die Benediktiner leiten, welche ihre Kenntnisse teils aus den Schriften römischer Autoren schöpften, teils den römischen Garten auf deutschen Boden zu verpflanzen suchten. Daher kamen nach Deutschland manche Gewächse, wie der Mutterkümmel und die Koloquinte, welche unter dem rauheren Himmel für die Dauer gar nicht gedeihen konnten und auch alsbald aus dem Bauerngarten verschwanden. Andere aber, wie die Frauenminze, die Salbei, die Raute, haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Der deutsche Bauerngarten ist in seiner heutigen Gestalt wesentlich nur eine Erneuerung des römischen aus der Kaiserzeit. Dies drückt sich schon in den Namen mancher Gewächse aus. So ist „Lattich" — wie urdeutsch dieses Wort auch klingen mag — das verderbte „Lactuca", und aus „Levisticum" ist gar „Liebstöckl" geworden. Es könnte auch die Stelle des Virgilschen Gedichtes, welches das Gärtchen eines armen römischen Landbauers aus der Zeit des Augustus schildert, mit einigen Änderungen auf jeden deutschen Bauerngarten angewendet werden. Besonders bezeichnend sind die Verse 72 bis 78:

> Hier war Kohl, hier mutig die Arm' ausstreckender Mangold;
> Hier weitwuchernder Ampfer und heilsame Malven und Alant;
> Hier die süßliche Möhr' und buschichte Häupter des Lauches;
> Hier auch grünt' einschläfernd der Mohn mit kalter Betäubung;
> Auch der Salat grünt, der labend die edleren Schmäuse beschließet;
> Häufig sproßt' auch empor der gezackt abwurzelnde Rettich;
> Und schwer hing an der Ranke mit breitem Bauche der Kürbis.

Denken wir uns noch die Rose, Nelke, Lilie, den blauen Schwertel, den Ackelei und Goldlack („Feigel") hinzu, erwähnen wir noch Liebstöckl und Meisterwurz, die aromatische Frauenminze („Fraunbladl") und die Raute, so ist das Bauerngärtchen von heute fertig. In Deutsch-Österreich kommen noch immergrüner Buchs, der wacholderartige Sadebaum und der Rosmarin hinzu. Die ersten zwei geben das Material für die Weihbuschen des Palmsonntages; der Rosmarin schmückt bei der Taufe, bei der Firmung die Gäste, er dient dem jungen Brautpaare zur Zier und fehlt selbst auf der Totenbahre nicht.

Der ruthenische Garten befindet sich noch auf der ursprünglichen Stufe der Entwicklung, d. h. er enthält nebst Gemüse, Arznei- und Zierpflanzen auch eigentliche Brotgewächse, wie Kartoffeln, Mais und Hirse. Von Charakterpflanzen begegnen uns Weiden, dann die Zaunrübe und das Besenkraut (Kochia scoparia). Die ersteren geben das bequemste Einfriedigungsmaterial, liefern ferner Zweige für die Palmbuschen, die dann das ganze Jahr hindurch als unfehlbare Mittel gegen Hagel, Gewitter und Halsentzündung verwendet werden. Die Stauden des struppigen Besenkrautes werden zu Kehrbesen zusammengebunden, und daher ist dasselbe, wie in der Gegend von Cilli der Beifuß

(Artemisia vulgaris), in allen Bauerngärten anzutreffen. Die Zaunrübe (Bryonia dioica) wird nicht eigentlich kultiviert, aber eine abergläubische Scheu hält die Bauern ab, sie auszurotten, und darum wuchert sie üppig in den Gärtchen. Von den im deutschen Bauerngärtchen gepflegten Gewächsen fehlen dem ruthenischen auffallenderweise Rosen, Lilien und Nelken (Kronfeld 388).

Baum. Bäume, insbesondere heilige Bäume, werden mit Lappen und Fetzen von Kleidern, mit Nahrungsmitteln, Haaren und Säckchen, welche Krankheitsprodukte enthalten, behängt. An die Sitte, Fetzen vom Kleid als Votivgaben aufzuhängen, erinnert schon Horaz (Oden I 5):

— — — Mir ist die heilige
Tempelwand der Beweis, daß am geweihten Brett
Ich die triefenden Kleider
Aufgehänget dem Meergott.

In unserem Erdteile lebt bei einigen Völkern der Gebrauch noch heute. Die Kelten Schottlands hingen, wenn sie den Geistern heiliger Quellen opferten, an gewissen Tagen Lappen und Fetzen von ihren Kleidern an den benachbarten Bäumen und Büschen auf. Ist hier dieser Gebrauch auch eingegangen, so ist er doch noch bei den Schweden und Esten der Ostseeprovinzen zu Hause. Bei dem Dorfe Röiks stand eine große heilige Espe, die man noch 1845 bei Krankheiten des Viehes mit bunten Bändern und Kränzen zu behängen pflegte, um die Gunst des Baumgeistes zu erwerben. Hie kohhad oder hie koht heißen bei den Esten auf der Insel Oesel die heiligen Wäldchen, die an verschiedenen Orten sich finden und am Donnerstagabend verehrt werden. Dort sieht man Gespenster und opfert deshalb ein Stückchen Holz oder einen Stein, behängt auch die Bäume mit Läppchen (Andree 10). Eine große Scheu hat der Este vor den heiligen Bäumen, deren es mehrere in Estland gibt; man gräbt dort Brot, Eier und Butter in die Erde, steckt auch wohl kleine Münzen in hohle Äste oder hängt rote Wollfäden an die Zweige auf. Vor etwa 50 Jahren gab es auf der Insel Dagö noch einen heiligen Hain. Derselbe wurde nur im äußersten Notfall und mit Schauern betreten, und niemand würde gewagt haben, einen Zweig von den Bäumen zu reißen oder eine Erdbeere in deren Schatten zu pflücken (178).

Abb. 44. Heilige Fichte; mit einer Hirtenflöte, Glocken, Zimbeln, Opfergeräten geschmückt; ein Hahn und drei kleinere Vögel beleben den Baum
(Aus Baumeister, Denkmäler [47])

Noch stehen bei Pallifer 2 heilige Ulmen, von denen der Bauer keinen Zweig zu hauen wagt und von denen es gelegentlich einer Visitation am 23. Dezember 1645 heißt: „Es werden abgöttische Opfer gebracht bei Steinen und Bäumen, wie denn insonderheit in Herrn Buxhöweden guth (Pallifer) sollen zween Bäume sein, an welche aus einem beyglauben die leute bänder hangen und binden, vermeinten durch solches Wesen von etlichen Krankheiten heyl zu werden oder sonst glück zu haben usw." — Die alte Linde bei der Kapelle von Keppo ist heilig und oft übersäet mit bunten Bändern und Läppchen,

welche die Vorübergehenden von ihren Kleidern nehmen und mit Nägeln an dem Baume befestigen. Man findet in der ägyptischen Wüste hier und da einen alten Baumstamm oder eine zwischen Haufen von Steinen befestigte Stange, die mit zahllosen alten Fetzen verziert ist. Jeder Pilger pflegt ein Stück hinzuzufügen. Diese Dankesgabe für die Errettung aus der Gefahr der Reise beruht in mohammedanischen Ländern auf uraltem Herkommen.

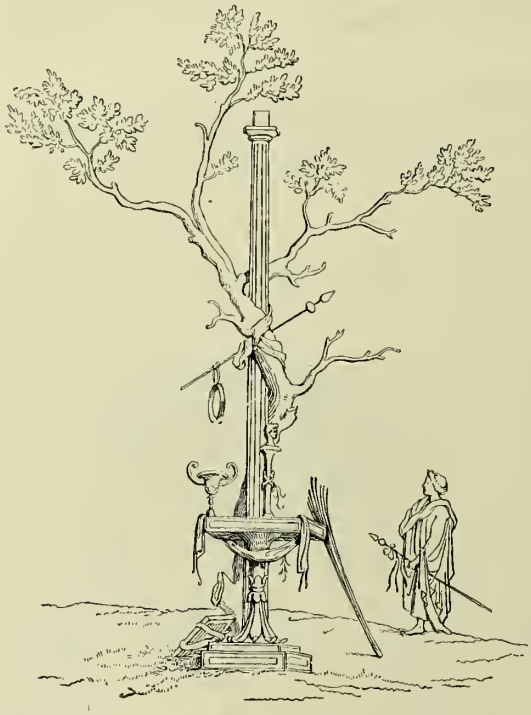


Abb. 45. Heiliger Myrtenbaum nach einem pompejanischen Wandgemälde

Böttticher (80a) hat sowohl den Baum als Symbol wie auch als Bild der Gottheit charakterisiert. Plinius (543 XII) schreibt den Bäumen ein Seelenleben zu. Apollo wurde unter der delischen Palme, Adonis aus der Myrte (Ovid, Metam. X 495), Attis aus der Mandel geboren; Hera gibt durch Berührung einer Pflanze Ares das Leben (Ovid, Fasti V 255); Romulus und Remus wurden unter einem Feigenbaume gefunden. Häufig wurden Bäume mit dionysischen Attributen, mit Krotalen (Klappern), Tympanen (Handpauken) und der Doppelflöte dargestellt.

Schurtz (632) erwähnt die alte slawische Sitte, in der Christnacht die Bäume zu schlagen und zu sprechen: „Schlag' ich dich mit dem Horn, schlag du mich mit Früchten"; oder ein Mann führt einen Beilhieb gegen den Obstbaum, ein anderer hält ihn aber zurück und spricht: „Hau ihn nicht um, er wird schon Früchte tragen!" Die Baumseele wird hier durch Drohungen eingeschüchtert und an ihre Pflicht erinnert.

Abb. 46. Heiliger Baum nach einem Marmorrelief; der Baum (Eiche oder Platane?) ist mit Glocken behangen

Die Mythologie der Germanen weiß zu berichten: Noch fehlte der Mensch. Da ging Odin mit seinen Brüdern zum Meeresstrande. Dort fanden sie zwei Bäume, Esche und Erle, und sie schufen Menschen daraus, aus der Esche den Mann (Ask) und aus der Erle das Weib (Embla). Odin gab ihnen die Seele, Wili Verstand und Kraft zur Bewegung, der jüngste Bruder endlich ein blühendes Antlitz, Sprache, Gehör und Gesicht. Dem alten Germanen war also die Esche der Originalstammbaum des Menschen. Ja, der Urgermane, der aus der Beobachtung des Wachstums der Pflanzen auf Wesensgleichheit zwischen dieser und sich selbst schloß, maß

jener auch eine der seinen ähnliche Seele bei. So war ihm die Pflanze, vor allem aber der hochstrebende, langlebige Baum der Hort des verkörperten Naturlebens, ja das Symbol der Unsterblichkeit. Auf dieser Vorstellung beruht die religiöse Verehrung bestimmter Baumarten und des Waldes im allgemeinen, beruht jener weit verbreitete Baumkultus, der noch heute in zahlreichen Überlieferungen wiederklingt. So werden in manchen Gegenden die kleinen Kinder aus hohlen Bäumen geholt; das bekannte Handwerksburschenlied läßt in Sachsen die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen.

Darauf, so bin ich gegangen nach Sachsen,
Wo die schönen Mägdlein auf den Bäumen wachsen! (Spelter 651.)

Die allgemeine Sitte der Krankheitsübertragung auf Bäume hängt mit der Beseelung, mit der Persönlichkeit des Baumes zusammen. Noch im vorigen Jahr-

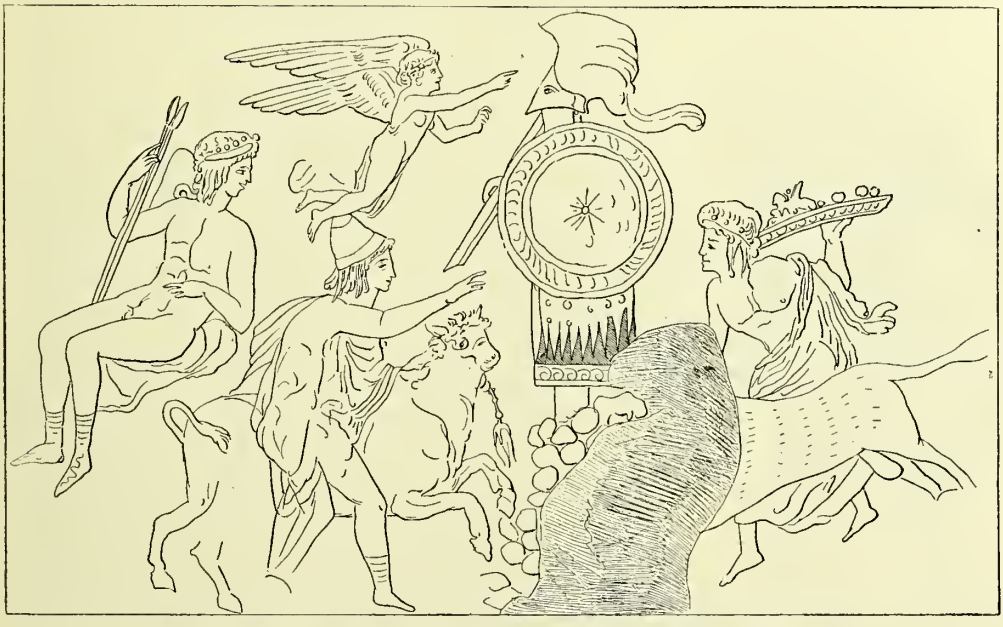


Abb. 47. Siegesopfer; der Baumstamm ist als Siegeszeichen geschmückt

hundert wurden bruchleidende Kinder in England durch gespaltene Eschen hindurchgezogen. Nach Magdeburgischem Glauben wird ein krankes Kind geheilt, wenn es zwei Brüder durch einen von ihnen gespaltenen Kirschbaum hindurchziehen. Wer durch die Löcher der Eiche bei Wittstock kroch, wurde gesund. Auf Rügen wird ein Kind mit Bruchschaden bei Sonnenaufgang durch einen gespaltenen jungen Eichbaum dreimal hindurchgezogen und dieser wieder zusammengebunden. In Wehlau (Provinz Preußen) sucht man, wenn Knaben die Keile (Hodenvergrößerung) haben, eine armsdicke Eiche im Walde, spaltet den Stamm und zieht das kranke Kind dreimal durch den Spalt, der dann wieder verkeilt wird. Wie der Baum wieder zusammenwächst, schwindet die Krankheit. Der Tscheche sagt: Wenn das Fieber kommt, raufe dir ein Büschel Haare aus, reiße ein Stückchen vom Kleid ab, stecke die Sachen in das Loch einer weißen Weide und treibe einen Hagedornkeil hinein; so muß das Fieber aufhören. Diese Anschauung ist keineswegs auf die europäischen Völker beschränkt. Wenn Krankheit in den Dörfern östlich vom Niassasee herrscht, so kriechen die Neger unter einer gekrümmten Rute hindurch, deren beide Enden in die Erde

gesteckt sind, waschen sich dort mit Medizin und vergraben diese samt dem bösen Einfluß. Der Kamtschadale muß sich reinigen, wenn ein Todesfall in seiner Familie vorgekommen ist. Er geht in den Wald, haut verschiedene Wurzeln ab, aus welchen er einen Ring flicht, kriecht zweimal durch denselben hindurch und schleudert ihn gegen Westen wieder in den Wald zurück. Ähnlich die Koriaken, welche nach einem Todesfall, um sich zu reinigen, zwischen 2 in die Erde gepflanzten Stangen hindurchgehen, wobei sie der Schamane mit einem Stocke schlägt und den Tod beschwört, sie nicht auch hinwegzunehmen (Andree 10).

Baunscheidtismus hat sich in der Volksmedizin erhalten. (Siehe Akupunktur.) Der Baunscheidtsche „Lebenswecker" ist ein Zylinder, dessen Basis mit etwa 30 Spitzen armiert ist. Diese Spitzen werden mittels einer Spirale auf die Haut geschnellt. In die Stichöffnungen wird Baunscheidtsches Öl (Terpentin- und Crotonöl) eingerieben. Es entstehen stark juckende Pusteln, die nach 6—8 Tagen abheilen.

Abb. 48. Beifuß (Artemisia vulgaris)

Beifuß (Artemisia vulgaris L.), eine Kompositе, deren Wurzel früher offizinell war. Dioskurides (151 III 117) spricht von A. arborescens (Beifußbäumchen) und von A. campestris (Feldbeifuß). Beide erwärmen und verdünnen. Abgekocht sind sie ein gutes Mittel zu Sitzbädern für Frauen zur Beförderung der Periode, der Nachgeburt und des Embryos, ebenso auch gegen Verschluß und Entzündung der Gebärmutter, wie zum Zertrümmern des Steines und gegen Urinverhaltung. Das Kraut, reichlich auf den Unterleib gelegt, treibt die Menstruation. Der ausgepreßte Saft, mit Myrrhe gemischt und als Zäpfchen eingelegt, zieht aus der Gebärmutter alles wie das Sitzbad. Auch der Blütenstand wird in der Menge von 3 Drachmen zur Wegschaffung desselben getrunken.

Wer Beifuß im Hause hat, dem kann der Teufel nichts anhaben. Am Johannistage sind unter der Wurzel Kohlen zu finden, die zu Gold werden, so einer Glück hat. Aus Beifuß wird der Johannisgürtel geflochten, den Leidende ins Johannisfeuer werfen, um ihre Gebresten zu verlieren; in Galizien und Mähren am 24. Juni geweiht und dann als Johannisgürtel um den Leib getragen, damit Kreuzweh, Verhexung usw. gebannt bleiben. Schützt vor dem Müdewerden; das weiß schon Plinius (543 XXVI): „Artemisiam adligatam qui habet viator, negatur lassitudinem sentire." Schon die deutschen Väter der Botanik wetterten gegen den Aberglauben, der mit Beifuß getrieben wurde. Beispielsweise Brunfels: „Also haben die alten Heyden gegauckelt, so haben wir wie die Affen nachgefolgt, und ist uff den heutigen tag solcher und dergleichen superstitionen weder maß noch end." Konrad von Megenberg wendet sich besonders gegen die Meinung, daß Beifuß nicht ermüden lasse: „ez sprechent die maister, wer peipoz an diu pain pind, es benem den wegraisern ir müed. daz versouch, wan ich gelaub sein niht, ez wär dann bezaubert." Was die unter der Wurzel gesuchten „Narrenkohlen" oder „Thorellensteine" anlangt, so sind sie nichts anderes als abgefaulte, teilweise schon humifizierte Wurzelstücke. Daher die Sage vom Golde der Schatzgräber, das sich morgens in schwarze Kohlen verwandelte. K. Reiterer teilt in der Grazer „Tagespost" vom 13. Mai 1897 aus einem alten Buche mit: „Nimm den Stengel vom Beifuß, wenn

dieser blüht, und schneide den Zweig möglichst nahe am Boden ab. Am dritten Tage hefte ihn mit einem Stückchen Stahldraht an den First des Hauses, so daß die Spitzen der Pflanze nach abwärts stehen; kein Blitzstrahl wird jemals auf dieses niederfahren, keine Seuche ins Haus einkehren" (388).

Beinwell (Symphytum officinale L.), Wallwurzel, Schwarzwurz, eine Asperifoliazee, deren schleimige, außen schwärzliche Wurzel früher offizinell war und zu Breiumschlägen bei Knochenbrüchen verwendet wurde. Es ist nicht sicher, ob das „Symphyton" des Dioskurides (151 IV 10) mit unserem Beinwell identisch ist. Er schreibt: Die Wurzeln darunter sind an der Außenfläche schwarz, innen weiß und schleimig; von diesen wird Gebrauch gemacht. Fein gestoßen und getrunken sind sie gut für die, welche an Blutspeien und inneren Abszessen leiden, als Umschlag verkleben sie auch frische Wunden. Fleisch, mit dem sie zusammen gekocht werden, binden sie zu Gallerte. Als Umschlag dienen sie bei Entzündungen, besonders am After, und zwar vorteilhaft mit den Blättern der Kreuzwurz (Senecio vulgaris).

Abb. 49. Beinwell (Symphytum officinale)

Belemnit (Ceraunius lap.), der Donnerkeil oder Teufelsfinger, Kalkausscheidungen im Mantel ausgestorbener Tintenfische, den Schulpen der jetzt lebenden Tintenfische analoge Bildungen. Einer der wenigen Steine, der in der deutschen Mythologie und in der Medizin eine Rolle spielte.

Plinius (543, 134 19) zählt den Ceraunius, „der das Funkeln der Sterne an sich zieht", zu den weißen Edelsteinen; in seinem Inneren hat er einen Stern. Er findet sich an Orten, an welchen der Blitz einschlägt, und ist von den Magiern sehr gesucht.

Donnerkeile „sind unter dem gleichen Namen auf der ganzen Erde bekannt; bei uns ebensosehr wie bei den Schweden, bei den Südamerikanern wie bei den Japanern." In Grimms „Wörterbuch" (II Spalte 1244) sind als Synonyme von Donnerkeil aufgeführt: Donneraxt, großer glatter Krötenstein, Luchssteine, Storchsteine (weil, wie man sagt, der Storch einen solchen festhält, um wachsam zu bleiben), Rappensteine (schwarz), Teufels- oder Hexenfinger (weil man Zauberei damit treibt), Alpschöße, Alpsteine (weil er gegen den Alp schützt [Fühner 210]).

In Kunovice (Kunowitz in Mähren) bestreicht man denjenigen, den der Kopf häufig und lange schmerzt, an den Schläfen mit einem Donnerkeile. Sonst finden sie zumeist Anwendung gegen Halsschmerz (in Kuželov die schwarzen Steine beim Kuheuter, die grauen beim Menschen), an anderen Orten gegen Kropf (beim Menschen), gegen Furunkel, gegen Kreuzschmerz, Überbeine, beim eingewachsenen Nagel, gegen Gelbsucht, gegen Kinderkrankheiten „aller Art". Die kranke Stelle wird entweder gestrichen oder der Stein wird erhitzt ins Wasser geworfen, welches dann getrunken wird (wohl, wie es scheint, eine prähistorische Methode zur Wassererwärmung); oder ein Bruchstück wird pulverisiert dem Wasser zugesetzt (Matiegka 451).

Bernstein, Brennstein, Succinit, Agtstein, ist das Harz von Nadelhölzern aus der Tertiärzeit. Die Abkunft des Bernsteines von der Pappel wird auf eine Fabel

zurückgeführt, die uns Plinius (543 XXXVII 43) erzählt: Die Schwestern des vom Blitze erschlagenen Phaëton seien durch das viele Weinen in Pappeln verwandelt, und als ihre Tränen fließe noch alle Jahre neben dem Flusse Eridanus der Bernstein, welcher deshalb Elektron heiße, weil die Sonne den Namen Elektor führe. Elektron war ursprünglich der Name für eine Mischung aus 4 Teilen Gold und 1 Teil Silber (Plinius XXIII 80). Als man später den Bernstein durch die Phöniker kennen lernte, mag gleiche Farbe und gleiche Wertschätzung den Grund abgegeben haben, dem Bernstein denselben Namen beizulegen. Plinius nennt eine Sorte Goldbernstein, Chryselektron, der morgens am schönsten aussieht und äußerst feuergefährlich ist: „Noch heute tragen die Bauernweiber jenseits des Padus (Eridanus) den Bernstein in Schnüren um den Hals; allerdings zunächst als Schmuck, aber auch als Medikament, denn er soll gegen geschwollene Mandeln und andere Fehler des Halses, die durch den Genuß des dortigen Wassers leicht herbeigeführt werden, gut sein" ... „Kindern umgebunden nützt er als Amulett. Callistratus empfiehlt ihn gegen Verrücktheit für Personen jeden Alters ferner, eingenommen oder angebunden, gegen Harnbeschwerden. Goldbernstein soll, an den Hals gebunden, Fieber und andere Krankheiten heilen, mit Honig und Rosenöl abgerieben für Ohrenübel und mit attischem Honig abgerieben auch für trübe Augen gut sein. Gegen Magenbeschwerden nimmt man Bernsteinpulver entweder für sich oder mit Mastix in Wasser ein."

Abb. 50. Bertramwurz (Chrysanthemum corymbosum)

Jetzt noch hängen besorgte Mütter der Ostseegegenden, aber auch in Galizien und in Süddeutschland, ihren Kindern eine Kette aus Bernsteinperlen um den Hals, damit das Zahnen leichter vonstatten gehe. Ein Ring aus Bernstein, am Finger getragen, bewahrt den Gläubigen auch heute noch vor Rheumatismus.

Abb. 51. Berufskraut (Erigeron acer)

Bertramwurz (Chrysanthemum corymbosum L.), eine Komposite. Die Wurzeln einiger Arten waren offizinell. Dioskurides (151 III 78) schreibt: Die Wurzel hat die Dicke eines großen Fingers, ist lang, von sehr brennendem Geschmack und bewirkt Schleimabsonderung. Mit Essig gekocht hilft sie daher als Mundspülwasser bei Zahnschmerzen, bewirkt beim Zerkauen Schleimabsonderung und treibt mit Öl eingerieben den Schweiß, ist gegen anhaltende Frostschauer wirksam und ein ausgezeichnetes Mittel gegen erkältete und erschlaffte Körperteile.

Die ein scharf, brennend schmeckendes Harz, Pyrethrin, enthaltende Wurzel ist noch heute als Volksheilmittel geschätzt.

Berufskraut (Erigeron acer L.), das Flohkraut, Dauron, eine Komposite. Ein altes Volksheilmittel, wurde von den alten Germanen zu Räucherungen und Waschungen

verwendet. Dioskurides (151 III 126) kennt 3 Arten „Konyza“: Der Strauch mit den Blättern, als Lager verwandt und auch zur Räucherung angezündet, hat die Kraft, giftige Tiere zu verscheuchen und Mücken zu vertreiben, tötet aber auch Flöhe. Die Blätter werden mit Erfolg bei Schlangenbissen, Geschwülsten und Wunden als Umschlag angewandt, auch werden die Blüte und die Blätter mit Wein zur Beförderung der Menstruation, zum Austreiben des Embryo, gegen Harnzwang, Leibschneiden und Gelbsucht getrunken. Mit Essig getrunken helfen sie bei Epilepsie. Die Abkochung davon reinigt die Gebärmutter. Der Saft, im Zäpfchen eingelegt, bewirkt Fehlgeburt. Das Kraut, mit Öl eingerieben, ist gegen Frostschauer wirksam. Die zarte Art heilt als Umschlag Kopfschmerzen. Es gibt noch eine dritte Art Konyza; sie hat einen dickeren und weicheren Stengel, größere Blätter als die zarte, aber kleinere als die größere; sie sind nicht fett, haben aber einen viel durchdringenderen Geruch, sind unangenehmer und weniger wirksam.

Kronfeld (388) berichtet aus Österreich: Berufskraut hat nach einem alten Pflanzenkenner den Namen daher, „weil die Kinder, so man wegen ihres Abnehmens vor beschrien hält, damit gebadet, wieder besser werden“. Etwas von dem Kraute legte man Säuglingen gegen das Berufen auch in die Wiege. Das berichtet Frank (199a) unter „Conyza coerulea,“ wie unsere Pflanze in den alten Offizinen hieß: „Die Weiber pflegen dieses Kraut denen Kindern in die Wiege zu legen und wollen sie hiermit vor Zauberey verwahren.“ Nach Duftschmid dient Dauron — dieser Name klingt an die Alchimistensprache an! — auch gegen Wetterschäden und wird gegen das Verhexen oder Beschreien des Viehes an die Stalltüre gesteckt. Außer diesem eigentlichen „Berufskraut“ zählt Carus Sterne von naheverwandten Korbblütlern, Inula Conyza, Pulicaria dysenterica und Pulicaria vulgaris zu den Berufskräutern. Alle galten in der Apotheke vordem als „Conyza“ und enthalten ein scharfes ätherisches Öl, welches, durch Räucherung oder Abkochen freiwerdend, Ungeziefer zu töten vermag. In diesem Sinn ist ein gewisser Wert dieser Gruppe von Berufskräutern nicht abzusprechen. Die 4 Kompositen haben auch gemeinsam, daß sie auf trockenen Orten wachsen. Bei Erigeron acer, dem eigentlichen Berufskraut, bildet der Besatz der kleinen Schließfrüchtchen einen kleinen grauen Bart, wie ihn die Phantasie einem winzigen Kobold zuschreiben könnte.

Holuby (309) teilt uns von den Slowaken mit: Berufskraut („turanek“, „urbanek“) wird mit anderen Blumen gekocht und als Waschmittel benützt. Die Mädchen erhalten und behalten davon ein schönes Gesicht. In der Johannisnacht gesammelter „Urbanek“ wird im Zimmer in einen Balken eingesteckt, um das Haus vor Spuk und Hexereien zu schützen.

Höfler (300) zählt eine lange Reihe von Berufs- oder Garbenkräutern auf: Alpkraut, Elfplatte, Alpranke, Marenklatte, Holdenblüh, Unholdenkraut, Schelmenkraut, Tropfwurz, Nachtschadenkraut, Hexen- und Teufelskräuter, Trudenblüh, Altvatermark, Mergendistel, Mergenrose, Fallkraut, Fallblume, Schwindwurz, Schwindelkraut, Mundfaulkraut, Schußkraut, Schießraute, Alpschoß, Schoßkraut, Speerkraut, Nagelkraut, Stichwurz, Verfangkraut, Abfell(Afel-)kraut, Afelblatt, Ohmblatt, Ohmkraut, Rotlaufkraut, Flugwurz, Kopfgrindkraut, Grindheil, Ripplikraut, Bräunekraut, Brandwurz, Geschwulstkraut, Suchtkraut, Fieberklee, Fieberkraut, Dörrweg, Drüsenwurz, Drüsenkraut, Warzenkräuter, Fraisamkraut, Gichtkraut, Schlagkraut, Eiterwurz, Eitergift, Giftkräuter, Bauchwehblümerl, Kopfwehblümerl, Kindliwehblume, Zitterachkraut, Wildniskraut, Zahnkraut, Gliedkraut, Geschadwurz, Wurmwurz, Hünschekraut, Wundkräuter, Blutkräuter, Blutstille, Blutgarbe, Mutterkraut, Herzgespann, Fußgespärr, Ohrenpein. Daß dann entgegengesetzt

ein unheilbares Leiden auch als „Unkraut" in Besprechungen auftreten kann, ist erklärlich.

In außerordentlichem Ansehen steht auch, namentlich bei den Juden, das Dürrwurzkraut, eine Erigeronart. Der Apotheker muß es nur des leidigen Aberglaubens willen halten und verkaufen. Seine Volkstümlichkeit und seine Anwendung gehen ebenfalls aus seinen zahlreichen Namen hervor; es wird gekauft als: Berufungs-, Beschrei-, Glied-, Grind-, Scher-, Verwasch-, Zielken-, Ziesken-, Zeisig-, Zeischen- und Wergenkraut, Neunkraft, Scharfkräutig und Zieſt (Gartenlaube 1865).

Beschneidung, s. Chirurgie.

Beschreien oder Berufen, das Herbeirufen von Geistern, ist ein allgemein verbreitetes, uraltes Zaubermittel. Wenn man von jemandem Gutes spricht, muß man die Worte „unberufen" oder „unbeschrien" einschalten oder ein Kreuz machen, um dem Beschreien vorzubeugen.

Berufen war eine der Tätigkeiten des germanischen Arztes, durch Geschrei oder laute Besprechung mittels einer Zauberformel die Krankheitsdämonen zu vertreiben, und eine der ältesten, weil primitivsten volksüblichen therapeutischen Handlungen, welche auch heute noch zu finden ist (300). Um zu erkennen, ob ein Kind beschrieen sei, setze man unter dessen Wiege ein Faß mit Wasser, werfe in dieses ein Ei; schwimmt das Ei in die Höhe, so ist das Kind „beschrieen", fällt es aber zu Boden, so ist es nicht der Fall; man gebe dem Kinde Korallenpulver oder Korallen um den Hals, dann bleibt es gefeit (Westböhmen 719).

Die Kroaten in Themenau (Niederösterreich) glauben (385): Gegen Beschreien bei Menschen hilft folgendes Mittel: Man nimmt 9 Holzkohlen und wirft dieselben ins Wasser; je mehr derselben auf der Oberfläche des Wassers schwimmen, um so größer ist die Gefahr für den Kranken. Schwimmt keine Kohle auf der Oberfläche, so ist der Kranke nicht beschrieen. Der Wundermann betet 3 Vaterunser zu unserer lieben Frau und sagt: Nicht 9, nicht 8, nicht 7 und macht über das Wasser 3 Kreuze; nicht 6, nicht 5, nicht 4 und macht wieder 3 Kreuze; nicht 3, nicht 2, nicht 1 und macht abermals 3 Kreuze über das Wasser. Von dem Wasser muß der Patient dreimal trinken und sich damit abwaschen.

Ein anderes, gegen Beschreien sicher wirkendes Mittel ist dieses: Man nimmt einen Topf mit Wasser, macht über denselben mit der Hand 3 Kreuze, betet ein Vaterunser und läßt 3 Stücke glühender Holzkohle hineinfallen. Hierauf betet man ein „Gegrüßet seist Du, Maria" und wirft wieder 3 Stück Holzkohle hinein. Nun wird abermals „Gegrüßet . . ." gebetet, und es werden nochmals 3 Stücke Kohle von dem Wunderdoktor in den Topf geworfen, wobei er spricht:

Kúpel Krista pána, jak ho pres potok Cedron vedli — Bad Christi des Herrn, wie sie ihn über den Bach Kedron führten —

worauf wieder 3 Kreuze über das Wasser gemacht werden. Der Kranke wäscht sich nun mit diesem Wasser die Stirne, die Schläfen, die Augen und das Handgelenk und muß auch etwas davon trinken. Der Rest des Wassers wird ausgeschüttet.

Beschreikraut (Stachys recta L.), aufrechter Zieſt. Kronfeld zitiert aus der Literatur (388): Unger macht die flüchtige Bemerkung, daß ihm nicht bekannt sei, wie diese Pflanze „ins Geschrei kam, gegen das Verschreien wirksam zu sein", und erwähnt, daß das Kraut in manchen Gegenden Deutschlands zu abergläubischen Zwecken unter der Türschwelle vergraben werde. Dagegen berichtet Carus Sterne: „Der straffe Zieſt ist

eine berühmte Pflanze geworden, seit Leonhard Fuchs in ihm das erste oder herakleische Eisenkraut (Sideritis) des Dioskurides entdeckt zu haben glaubte, welches alle Eisenwunden schnell heilen, Glieder und Sehnen stärken und alle Gliedschmerzen und Geschwülste schnell vertreiben sollte . . .; der straffe Zieſt . . . führt noch jetzt in den Apotheken den Namen Herba Sideritidis. Ehemals führten die Soldaten und Gladiatoren das angeblich von Herakles, dem Gotte warmer Heilbäder, entdeckte Wundkraut bei sich. Im Mittelalter rechnete man die plötzlich auftretenden Gliederschmerzen, den sog. Fluß (Gicht und Rheumatismus), sowie Lähmungen, andauernde Schwäche usw. zu den Krankheiten, welche dämonischer Natur seien und durch den ‚bösen Blick', Beschreien der Kinder usw. angehext werden könnten, und nannte daher das in Form von Bädern, Waschungen, Räucherungen zum Vertreiben der unnatürlichen Krankheit gebrauchte Bad- oder Gliedkraut auch Abnehmkraut, Berufs- oder Beschreikraut. Das abergläubische Volk trug den Zieſt in der Tasche oder vergrub ihn unter der Türschwelle, um die bösen Einflüsse vom Hause fernzuhalten. Und wie die Weiber nicht in den Tempel des Herakles eintreten durften, so nützt nach Wiener Glauben sein Kraut — dort Rheumatischkraut genannt — nur den Männern, die Frauen müssen bei gleichen Leiden Marienbettstroh (Galium) anwenden. Von diesem verbreiteten Gebrauche zu Bädern und Waschungen, namentlich auch bei der sog. ‚englischen Krankheit' der Kinder, rührt wahrscheinlich der Name Zieſt her, der aus dem Slawischen zu stammen scheint. Im Böhmischen heißt die Pflanze nämlich čistec, was unmittelbar mit čistiti, reinigen, und čisto, rein, zusammenzuhängen scheint."

Abb. 52. Beschreikraut, Zieſt (Stachys recta)

Beschreikräuter sind ferner: das Alpenglöckchen (Soldanella alpina), das Beschreikräutel und das Alpenleinkraut (Linaria alpina), letzteres wird ebenfalls Beschreikräutel in den Alpengegenden genannt.

Beschwören, s. Zaubermedizin.

Besprechen von Krankheiten, insbesondere von Blutungen und Geschwülsten, ist sehr verbreitet. In christlichen Ländern werden die Besprechungsformeln gewöhnlich dreimal wiederholt, worauf das Vaterunser gebetet wird. Der Besprechende darf, wenn er zum Kranken geht, unterwegs nicht reden, auch keinen Menschen grüßen, da seine Handlung sonst keinen Erfolg haben würde. Der Kranke muß während der Besprechung schweigen und soll von der Kur, die oft Wochen und Monate in Anspruch nimmt, nichts erzählen. Zur Vornahme von Besprechungen gilt als günstigste Zeit die Mitternachtsstunde oder die Zeit des abnehmenden Mondes oder die Stunde vor Aufgang und nach Untergang der Sonne. Die Besprechungsformeln, die meist aus dem 18. Jahrhundert stammen, haben für die verschiedenen Krankheiten einen verschiedenen Wortlaut. Einige Beispiele mögen folgen.

Vor die Geschwulst.

Es gingen 3 reine Jungfrauen; sie wollten eine Geschwulst und Krankheit beschauen; die eine sprach: „Es ist Heisch"; die andere sprach: „Es ist nicht!" und die dritte sprach: „Ist es denn nicht, so komm' unser lieber Herr Jesus Christ!" ††† (Bayern 300).

*

Es wird auch ein christliches Gebet, z. B. das Vaterunser, in folgender Wiederholung gebetet: Vater unser † Vater unser † Vater unser † der du bist † der du bist † der du bist † im Himmel † im Himmel † im Himmel † usw. Dabei muß aber der Hauch des Abbetenden den kranken Teil berühren: „anblaseln" (300).

*

Um sich kugelfest und unsichtbar zu machen (beim Wildern), beten die Wildschützen dreimal das Vaterunser, jedoch umgekehrt, d. h. von rückwärts nach vorwärts: Amen! Übel dem von uns erlöse usw.

Wie man aus dem letzten Beispiel entnehmen kann, ist es dem Volke nicht so fest um den Sinn und Inhalt des Gebetes oder Spruches zu tun, vielmehr um die Art und Weise, wie es gesprochen wird; ein umgekehrt gesprochenes Gebet ist ein Zugeständnis an den Teufel (das richtig gesprochene fleht ja den Gegner des Teufels an), und darin liegt dann die Macht eines solchen Gebetes (300).

*

Mittel, einen zu bezwingen, der sonst vielen gewachsen wäre: „Ich, N. N., tue dich anhauchen, drei Blutstropfen tue ich dir entziehen; den ersten aus deinem Herzen, den andern aus deiner Leber, den dritten aus deiner Lebenskraft, damit nehme ich dir deine Stärke und Mannschaft." (Tirol 154.)

Ein besprochenes Kind ist zu heilen, wenn man sich mit ihm gegen die Morgensonne stellt und spricht:

Sei willkommen, Sonnenschein,
Mir und meinem Kindelein;
Wir beide bitten den Heiligen Geist,
Daß er gebe uns Hilfe zumeist! (Alter deutscher Glaube.)

Bezoarstein ist eine Konkretion, die sich im Magen oder Darme von Säugetieren bildet. Bezoar oder Tränenstein wird auch das Drüsensekret genannt, das sich in den Tränenhöhlen der Rothirsche findet und zu einer zähen Masse zusammenbackt. Die deutschen Bezoarsteine bestehen aus Haaren und Pflanzenresten und finden sich bei Gemsen, Steinböcken, auch bei Pferden. Die orientalischen Bezoarsteine finden sich bei der Bezoarziege (Capra aegagrus Gmel.) und bestehen hauptsächlich aus Lithofellinsäure. Andere Bezoarsteine sind reich an Phosphaten und entstammen den Lamaarten. Alle Bezoarsteine galten als unfehlbare Gegengifte.

Die Bezoarsteine (Bezoar im Persischen = Gift, Wind und Gegengift) werden im Orient (Indien, Persien usw.) als Amulette gegen Krankheiten heute noch getragen, während sie bei uns hauptsächlich in früheren Jahrhunderten Anwendung als gift- und pestwidrige Mittel fanden, heute vom Volke nur mehr höchst vereinzelt angewendet werden. Von dem deutschen Bezoar oder der „Gambskugel" handelt eine handschriftliche Aufzeichnung aus dem Jahre 1649, die, wahrscheinlich in Österreich in einem Kloster entstanden, in einem geschriebenen Buche, welches den Titel: „Von der kreüter vnderscheidung vnd namen, so inn vnsern teutschen landen wachsen, so hierin geeißen vnd iluminirt zue findten, mit teütschen vnd lateinischen namen; auch in welchen grad vnder den himlischen zeichen vnderworffen seindt, so woll wie solche inn vnd eüßerlich des leibs zu gebrauchen" führt, enthalten ist und zum Verfasser einen mit G. L. K. unterzeichneten Mann hat (das Buch befindet sich im Linzer Museum). Aus dieser Aufzeichnung ist zu

entnehmen, daß die „Gambskugel" im 17. Jahrhundert in Deutschland und Österreich folgende Anwendung fand:

1. Mit Wein eingenommen gegen die Gicht. 2. Gegen die Pest, wie alle Arzneimittel früherer Zeit. 3. Bei der Niederkunft der Frauen. 4. Bei der Epilepsie. 5. Gegen Vergiftung. 6. Zur Vertreibung der Wassersucht. 7. In Kriegszeiten gegen Hunger und Durst. 8. Bei Bauchschmerzen. 9. Gegen verdorbenen Magen. 10. Macht 24 Stunden lang hieb- und stichfest. 11. Gegen Übelwerden. 12. Zur Wiedergewinnung der Mannbarkeit. 13. Gegen gestocktes Blut. 14. Bei Schwindel und 15. bei der roten und weißen Ruhr (Matiegka 451).

Von einem solchen Bezoarstein aus Indrapura berichtet F. Nix in der Tijdschrift voor Ind. T.-, L.- en V, V 151; er soll im Schädel eines Rhinozeros gefunden worden sein, war relativ leicht; oberflächlich schwarz, gegen das Licht betrachtet durchscheinend ins Lichtrote und sehr hart (er schnitt Glas). Er war nach Angabe des Besitzers ein Universalheilmittel; bei Vergiftung oder Blutspucken brauchte man ihn bloß in den Mund zu nehmen und den Speichel zu schlucken; bei Rheumatismus, Quetschungen oder Brandwunden hatte man bloß mit dem Stein darüberzureiben, bei Biß giftiger Tiere legte man ihn einfach auf die Wunde; selbst Sterbenden half er noch.

Was Borneo betrifft, so schreibt H. v. Dewall in derselben Zeitschrift, IV 436, daß ein Tidungscher Fürst „einen im Mund einer großen sawah-Schlange gefundenen, braunen, durchscheinenden Stein, kamala sawa genannt, besaß, der als Talisman getragen wurde. . . . Bulungan und Tidung liefern viel guliga, eine steinartige Substanz, die zwischen Haut und Fleisch gewisser Tiere, besonders von Affen und Stachelschweinen, gefunden wird. Die Bugineseu kaufen sie um ziemlich teures Geld. Sie sollen Heilkräfte besitzen. Die Dayak haben ein Mittel, um guliga bei den Tieren zu erzeugen; sie schießen sie nämlich mit nicht vergifteten Pfeilchen, und an der Wundstelle entsteht sehr häufig nach Ablauf einer gewissen Zeit eine Erhärtung, die schließlich guliga bildet. Man hat solche gefunden, in denen noch die Pfeilspitze saß (591 b).

Der Bezoar von Hindostan ist schwärzlich und von schwächerer Wirkung als der von Schiras. Der echte Bezoarstein ist im Orient Gegengift gegen sämtliche Gifte, stärkt den Magen, zerteilt kalte Geschwülste und schützt vor der Pest. Äußerlich bewährt er sich gegen Stiche von Insekten, besonders der Bienen (Stern 664).

Bezoarwurzel, Giftwurzel, der bitter schmeckende Wurzelstock von Dorstenia contrayerva L., wurde früher als schweißtreibendes Mittel benutzt, wird in Amerika bei Vergiftungen durch Schlangenbiß verwendet.

Biber (Castor fiber). Dioskurides (151 II 26) hält das Bibergeil fälschlich für den Hoden des Bibers. Der „Hoden" wirkt gegen Schlangen. Er (der „Hoden") erregt auch Niesen und dient überhaupt mannigfachem Gebrauch. In der Menge von 2 Drachmen mit stinkendem Polei genommen befördert er die Menstruation, treibt den Fötus und die Nachgeburt aus. Mit Essig wird er getrunken gegen Blähungen, Krämpfe, Schlucken und tödliche Gifte. Mit Essig und Rosenöl als Besprengung und Riechmittel regt er die Schlafsüchtigen und die auf welche Art auch immer (ähnlich) Befallenen an. Als Räuchermittel wirkt er in derselben Weise. Innerlich und äußerlich angewandt (getrunken und eingerieben) ist er ein geeignetes Mittel bei Zittern, Krämpfen und bei jedem nervösen Zustand, überhaupt hat er erwärmende Kraft. Suche aber stets die

gepaarten „Hoden" eines und desselben Ursprunges; denn es ist unmöglich, zwei Säckchen in einer Hülle zu finden.

Plinius sagt (543 VIII 47 V): „Die Geschlechtsteile (Hoden) der Biber nennen die Ärzte castoreum." Vgl. auch Plinius XXXII 13. — Unter Bibergeil sind die im frischen Zustande mit einer salbenartigen, rötlichgelben, getrocknet aber festen, braunen, zerreiblichen Substanz gefüllten Beutel zu verstehen, die beim Biber (beim Männchen und Weibchen) unter den Schambeinen liegen und deren Ausführungsgang in den Vorhautkanal, bzw. in die Scheide mündet. Das Bibergeil enthält größtenteils Harz; außerdem etwas ätherisches Öl, Cholesterin, Kastorin, Fette usw. Heute unterscheidet man russisches und englisches Bibergeil. Plinius (543 XXXII 13) gibt als Bezugsorte des besten Bibergeils Pontus und Galatien an; eine geringere Sorte kam aus Afrika. Das Bibergeil wurde im Altertume sehr viel gebraucht, besonders als Beruhigungsmittel und als krampfwidriges Mittel. Celsus verwendet es z. B. bei Schlafsüchtigen, als Bestandteil von Ohrentropfen bei Ohrensausen usw. (121).

Bibergeil galt als vortreffliches Gegengift gegen Pest und bei Fieber. Aus den Biberhaaren machte man Hüte, welche gegen Krankheiten schützten. Die Biberzähne hing man und hängen noch die Mütter in Sibirien Kindern um den Hals, um das Zahnen zu erleichtern; Biberblut war ein Heilmittel; Biberknochen sind in Sibirien ein Schutzmittel gegen Fußschmerz. Von einem Heilmittel bei Gebärmuttererkrankungen erfahren wir bei Herodot (284 IV 199) gelegentlich der Beschreibung der Gelonen, einer Völkerschaft zwischen dem Dnjepr und Dnjester. Die Gelonen benutzten die „Hoden" des Bibers bei Gebärmutterbeschwerden.

Bibernell (Pimpinella saxifraga L.), Pimpernell, Pimpinelle, Steinbrech, eine Umbellifere, deren Wurzel offizinell ist, wie die Wurzel der großen Bibernell (P. magna L.). Dioskurides (151 II 168) lobt die harntreibende Wirkung. Nach Busch (104) gilt die Bibernellwurzel in den meisten Strichen Deutschlands als eins der besten Mittel gegen ansteckende Krankheiten. Als vor Jahren die Pest in Tirol wütete, flohen viele Einwohner des Ortes auf einen benachbarten Hügel, auf welchem jetzt die Geisterkapelle steht. Nachdem sie hier mehrere Tage und Nächte um Abwendung der fürchterlichen Sterblichkeit gebetet hatten, erschien eine weiße Gestalt, die ihnen zurief:

Eßt Kranewit und Bibernell,
Dann kommt der Tod nicht zu schnell.

Ähnliches wird zu Owen und Kiebingen in Schwaben erzählt, nur erteilt hier ein Vogel den Rat. Bibernell hilft gegen angehexte Krankheiten. Der Tiroler erzählt, daß einst bei einer Viehseuche (die er personifiziert den „Schelm" nennt) Vögel von sonderbarem Aussehen sich gezeigt und gerufen hätten:

Ihr Leut', ihr Leut', brockts Bibernell;
Der Schelm, der Kunter, fährt gar schnell!
Die Wurzen gebts dem Vieh nur ein,
Mit'm Schelmen wird's dann fertig sein.

Merkwürdigerweise ist bei der Bibernell die Mahnstimme stets die eines Vogels. Noch im Jahre 1832 hat sich das begeben. Als in diesem Jahre Pest und Cholera in Wien wüteten, flog ein Vogel aus dem Walde, setzte sich auf den Kopf eines Mannes und rief auf gut „weanerisch":

Eßt Kranebeer und Bibernell,
So sterbt's net so schnell!

Dem Thüringer gilt das Kraut volksmedizinisch als Heilmittel gegen die Mus (unreine Krankheit):

Hast du die Mus, o Junggesell,
Die Mus vergeht, iß Bibernell!

Und überhaupt:

Grad, grad Bibernellen,
Ist gut für schöne Junggesellen. (650a.)

Bibernellwurzel als Aufguß wird bei Katarrhen der Luftwege und zur Beförderung der Menstruation genommen, ferner als Gurgelwasser verwendet.

Bibernelle, Pimpinelle, Becherblume heißt auch die Rosazee Poterium sanguisorba L. Verwandt ist dieser der Wiesenknopf oder Wiesenbibernell (Sanguisorba officinalis L.), dessen Wurzel früher unter dem Namen falsche Bibernell als blutstillendes Mittel offizinell war.

Bienen (Apis mellifica L.) haben von alters her einen guten Ruf in der Volksmedizin, nicht bloß des Honigs und Wachses wegen, welche für mannigfaltige Heilmittel verwendet werden. Die Anwendung des Bienenstiches, gleichsam einer Injektion von Ameisensäure unter die Haut, wird immer wieder gegen Rheumatismus empfohlen.

Die Bibel kennt wilde Bienenschwärme (Mark. 1, 6); einmal baut sich ein Schwarm im Gerippe eines Löwen an (Richt. 14, 8). Man schreibt Bienen die Fähigkeit zu, böse und gute Menschen unterscheiden zu können; geschminkte Mädchen und Dirnen sind ihnen zuwider. Eine Biene zu töten, gilt als roh und ungerecht. Die Bienen kündigen Unglücksfälle, auch den Tod an. Sie sind das Sinnbild vieler Tugenden und das Emblem der Napoleoniden. Das Bienengift enthält nach den Untersuchungen von J. Morgenroth und U. Carpi im pathologischen Institut der Universität Berlin (Berl. klin. Wochenschr. 44/06) analog den Schlangengiften und dem Skorpiongift eine Substanz (Prolecithid) von toxin- resp. ambozeptorartigem Charakter, die sich mit Lezithin zu einem eigenartigen hämolytisch wirkenden Toxolezithid vereinigt.

Die Bienen sind nach schwäbischem und westfälischem Aberglauben sehr klug. In Schwaben heißen sie „Herrgottvögel" oder „Marienvögel". Herrscht in der Familie ihres Herrn Unfriede, so werden sie unruhig und ziehen fort. Sie vermeiden die rote Blüte des dreiblätterigen Klees, die „Johannisbrot", „Herrgottsbrot" oder „Frauenbrot" heißt, und zwar lassen sie dieselbe deshalb unberührt, weil unser Herrgott bei der Schöpfung zu ihnen gesagt hat, sie müßten entweder am Sonntag das Umherfliegen und Honigsammeln sein lassen oder für immer den (besonders süßen) Saft des dreiblätterigen Klees meiden (Busch 104). Den Bienen wird von dem Tod ihres Besitzers nicht nur Anzeige gemacht, sondern man gibt ihnen auch Trauer, indem man an jeden Korb oder Stock ein schwarzes Läppchen befestigt. Unterließe man dies, so würden die Bienen aussterben. Gleiche Meldung macht man auch dem Vieh in den Ställen, indem man hineinruft: „Der Wirt ist gestorben!" (Marggrabowa 203).

Der Bienenstich, Impenstich, als Mittel gegen Podagra ist in Bayern bekannt (300).

„Stastné drevo" = glückliches Holz, nennt man bei den Slowaken Holzzweige, an welchen ein Bienenschwarm saß. Diese Zweige werden nach Tunlichkeit von den Mädchen abgebrochen und im Haus aufbewahrt, damit viele Freier kommen (Holuby 309). Derjenige, der bei den Bienen herumgeht, soll keinen Knoblauch essen, ansonst er

von denselben ungemein gebissen werden wird, da sie den Knoblauchgeruch nicht vertragen können (Rumänen in der Bukowina 140).

In den letzten Jahren ist auch von ärztlicher Seite die Anwendung von Bienenstichen bei Rheuma und Nervenschmerz empfohlen worden.

Bilsenkraut (Hyoscyamus niger L.), Nasenwurz, Zigeunerkraut, Schlafkraut, Teufelswurz, Dullkraut, Dullbill, eine Solanazee, deren Kräfte seit uralten Zeiten bekannt sind, gebraucht und mißbraucht werden; das frische Kraut ist offizinell, die Samen waren offizinell. In Südeuropa werden das weiße Bilsenkraut (H. albus L.) und das goldgelbe Bilsenkraut (H. aureus L.) verwendet.

Dioskurides (151 IV 69) beschäftigt sich ausführlich mit dieser Giftpflanze. Er kennt 3 Arten: das eine hat fast purpurfarbene Blüten, schwarze Samen und stachelige Kelche; das andere hat quittengelbe Blüten, weichere Blätter und Kapseln und gelblichen Samen wie die Rauke. Diese beiden bewirken Wahnsinn und Lethargie, sie sind zum Gebrauch untauglich. Zum arzneilichen Gebrauche geeignet und sehr milde ist das dritte, es ist fett, zart und flaumhaarig, hat eine weiße Blüte und weißen Samen; es wächst am Meer und auf Trümmerhaufen. Wenn dieses nicht zur Hand sein sollte, muß man das gelbe gebrauchen, das schwarze als schlechteste verwerfen. Zur Saftbereitung dienen die weiche Frucht, die Blätter und Stengel, welche zerstoßen und ausgepreßt werden, worauf die Flüssigkeit in der Sonne eingetrocknet wird. Seine Verwendung ist auf ein Jahr beschränkt wegen der leichten Verderbnis. Sein Same wird noch besonders zur Saftbereitung gebraucht, indem er trocken zerstoßen, mit warmem Wasser übergossen und ausgepreßt wird. Es ist aber der ausgepreßte Saft besser als der natürliche und auch schmerzstillender. Der junge Trieb wird zerstoßen, mit Weizenmehl gemischt, zu Brötchen geformt und aufbewahrt. Der erstere Saft und der aus dem Samen hergestellte eignet sich am besten zu schmerzstillenden Augenwässern, sowie gegen heftigen und heißen Fluß, gegen Ohrenschmerzen und Gebärmutterleiden, mit Mehl aber oder Graupen gegen Augen-, Fuß- und sonstige Entzündungen. Der Same leistet dasselbe, wie er auch wirksam ist bei Husten, Katarrh, Fluß und heftigen Schmerzen der Augen, bei Fluß der Frauen und sonstigem Blutverlust, wenn er in der Gabe von 1 Obole (0,7—1 Gramm) mit Mohnsamen in Honigmet getrunken wird. Er ist ferner ein gutes Mittel bei Podagra, angeschwollenen Hoden und nach der Niederkunft entzündeten Brüsten, wenn er, fein gestoßen, mit Wein umgeschlagen wird; ebenso wird er den sonstigen schmerzstillenden Umschlägen mit Vorteil zugemischt. Auch die zu Pastillen geformten Blätter sind zu allen schmerzstillenden Arzneien sehr geeignet, wenn sie mit Graupen gemengt oder für sich allein aufgelegt werden. Die frischen Blätter aber sind als Umschlag am meisten schmerzlindernd bei jeglichem Leiden. Drei oder vier, mit Wein getrunken, heilen bösartige Fieber. Wie Gemüse gekocht und gegessen bewirken sie gelinden Wahnsinn. Man sagt aber, daß, wenn man sie einem, der ein Geschwür im Dickdarm hat, im Klistier beibringt, dieselbe Wirkung eintritt. Die Wurzel, mit Essig gekocht, lindert als Mundspülwasser Zahnschmerzen.

Abb. 53. Bilsenkraut (Hyoscyamus niger)

Plinius (543 XXV 35) schreibt die Pflanze dem Herkules zu; er nennt 4 Arten: eine stachelige mit schwarzem Samen und fast purpurfarbenen Blüten, die zweite, gemeinere Art ist weißer, staudiger und höher als der Mohn, die dritte hat dem der Rauke ähnlichen Samen, die vierte ist weich, flaumhaarig, fett, hat weiße Samen und wächst am Meere; dies ist die Pflanze der Ärzte. Die Verwendung von Bilsenkraut war im Altertume sehr verbreitet. Es wurde vor allem zur Schmerzlinderung benutzt in Augenwässern, Salben, Pastillen, Abkochungen, die frischen Blätter als Umschlag u. v. a. Celsus (121) führt es als kühlendes und zurücktreibendes Mittel (II 33) an. Seine Rinde ist Bestandteil eines Umschlages gegen Gelenkschmerzen (V 18 29); seine Blätter sind enthalten in einer Augensalbe (VI 6 9), das alkoholhaltige Extrakt seiner Wurzel wird bei Zahnschmerzen und sein Saft bei Ohreiterung angewendet.

Die Wirkungen verdankt das Bilsenkraut seinem Gehalt an Alkaloiden, es sind das Hyoszyamin, das diesem isomere Hyoszin (Geiger und Hesse 1833) und das besonders im Samen enthaltene Skopolamin (F. Schmidt). Sie haben die Eigenschaft, die Pupille zu erweitern. Der Same und das Extrakt des Bilsenkrautes finden als beruhigende und schlafbringende Mittel Anwendung.

Mittelalterliche Quacksalber, die von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zogen, nützten den Wurmglauben (s. Wurm) für ihre Zwecke aus. Wirft man Samen des Bilsenkrautes auf offenes Kohlenfeuer oder auf heißes Blech, so springt, unter Entwicklung der spezifischen Hyoszyamusdünste und unter brenzlichem Geruche die dunkle Samenschale und läßt den hellen, wenn man will, wurmförmigen Keimling hervortreten. Nachdem die Quacksalber den Zahnkranken den Dunst von Hyoszyamussamen durch einen Trichter hatten einatmen lassen — an sich keine unvernünftige Medikation! — zeigten sie ihm die aus den Zähnen herausgezauberten „Würmer" (388).

Höfler (300) schreibt: Eine große Rolle spielte in der früheren Volksmedizin das schon seit alten Zeiten benützte Bilsenkraut; die Samenkörner wurden in den Badhäusern auf die Ofenplatte geschüttet; es machte, daß die badenden Leute, die in den Badwännlein saßen, mit diesen aneinander stießen, d. h. aufgeregt und lustig wurden, wobei das heiße Bad die narkotische Wirkung unterstützte. Der Bilsenkrautsamen wurde auch früher ins Bier gegeben und zum „Wettermachen" gebraucht (toxische Halluzination); heutzutage werden bloß die Blätter zu Aufgüssen für Sitzbäder bei Gebärmutter- und Mastdarmkrämpfen verwendet. In manchen Gegenden Griechenlandes raucht man die Stengel des weißen Bilsenkrautes wie Tabak gegen Zahnschmerzen (210a); s. Zahnheilkunde. Klein (359) hat vor kurzem Beiträge zur Geschichte des Bilsenkrautes als eines Betäubungsmittels veröffentlicht.

Das Bilsenkrautöl (Oleum Hyoscyami) wird nach dem Deutschen Arzneibuche durch Erwärmen von 40 Teilen Olivenöl und 4 Teilen mit Weingeist durchfeuchteten, zerkleinerten Bilsenkrautes gewonnen. Es dient zu schmerzstillenden Einreibungen.

Ein sehr beliebter, erweichender, schmerz- und krampfstillender Beinumschlag (Kataplasma): Man nimmt Schierlingskraut und Bilsenkraut, von jedem 1 Unze; venetianische Seife, eine halbe Unze; übergießt das Ganze mit kochender Milch und setzt nach Belieben so viel Leinmehl oder Roggenmehl hinzu, daß es ein dicker Brei wird, den man zwischen Leinwand legt und über den kranken Teil schlägt (613a).

Binden und Lösen, s. Zaubermedizin.

Bingelkraut (Mercurialis annua L.), eine Euphorbiazee, wird bereits von Dioskurides (151 IV 188) in Beziehungen zum Geschlechtsleben gebracht. Die Entdeckung

der Pflanze wird Merkur zugeschrieben. Es wurde im Altertum eine weibliche und eine männliche Pflanze unterschieden: Die Frucht ist bei der weiblichen traubig und zahlreich, bei der männlichen sitzt sie neben den Blättern, klein, rund, zu zweien nebeneinander wie Hoden. Beide bewirken, als Gemüse genossen, Durchfall; werden sie in Wasser gekocht, so führt dieses als Trank Galle und Wässeriges ab. Dioskurides scheint es, als ob die Blätter der weiblichen, fein gestoßen und getrunken oder nach der Menstruation im Zäpfchen eingelegt, die Empfängnis eines Mädchens, die der männlichen, in derselben Weise angewandt, die Erzeugung eines Knaben bewirkten.

Das Bingelkraut soll geburtsfördernd wirken, wenn es mit Rosenöl auf die Scham gelegt wird.

Birke (Betula alba L.), die vom Volke sehr geschätzte, von den Kindern gefürchtete Betulazee. Die Druiden weihten ihre Schüler mit einem Birkenzweig und mit Tau. Von diesem Weiheakt ist nichts geblieben als die strafende Birkenrute (137c). Sobald die ersten Sonnenstrahlen des Frühlings mild vom Himmel leuchten, schmückt sich die Birke mit frischem Grün; alt und jung zieht hinaus zum lieblichen Birkenwald, um das Frühlingsfest zu feiern. Überall wogt es unter den biegsamen, schlanken Zweigen von fröhlichen Menschen, die eine Zeitlang die Mühen und Sorgen des Lebens vergessen. Naht der Abend, so schmücken sich die Festgenossen mit Birkenzweigen und ziehen in ihre Hütten, die statt der Ziegel mit Birkenrinde bedeckt sind. In vielen Gegenden ist es heute noch Sitte, daß am Pfingsttage, wenn der Frühling seinen Einzug hält, die Jungfrauen das trauliche Stübchen und die Eingangstüre des Hauses mit jungen Birkenzweigen, „Maien", schmücken. Die Pfingstbirke oder der Pfingstmai spielt nicht selten, namentlich in ländlichen Ortschaften, besonders in Rheinland und Westfalen, eine große Rolle. Am Abend vor dem Festmorgen ziehen die jungen Burschen in den Wald und holen die schönsten Bäume des Birkenwaldes, um sie während der Nacht vor dem Fenster einer Jungfrau aufzupflanzen. Erwacht das Mädchen und sieht es den stattlichen Baum, so fühlt es sich hochgeehrt, da es weiß, daß es sich Liebe erwarb. Bei der Erziehung der Kinder war die Birkenrute ein vortreffliches Heilmittel gegen Ungehorsam und Trotz. Diese Züchtigungsart hielt man für unerläßlich, und ein Dichter des 16. Jahrhunderts singt:

Grüß dich, du edles Reise,
Deine Frucht ist Goldes wert,
Der jungen Kinder Weise,
Du machst sie fromm und gelehrt. (Spelter 651.)

Die Birke ist vor allem ein Kultbaum, da sie den Birkenwein, den germanischen „Schönheits"- und „Stärke"trank liefert, einen bierähnlichen, süßen Saft; durch Anbohrung gewonnen, ist er vor allem ein Stärkungsmittel für die „brüchigen" Männer, die früher als impotent galten, und für die am Schwinden Leidenden. Die Birkenstämme, die schon frühzeitig mit feinem Blätterschleier grünen, sind auch die wohlriechenden Maienbirken, die am St.-Johannes-Tag vor die Methäuser gestellt und bei Felderumgängen als „Antlaßbirken" in die Wegränder gesteckt werden. Das grüne Birkenlaub wird beim Ausschlagen klein gehackt und mit Weißbier 3 Wochen lang gären gelassen und dann destilliert, dies so gebrannte Wasser soll ein Mittel gegen den Brand und den fressenden Krebs sein. (Schulmittel der Landbader.) Birkenlaubwasser dient zu kühlenden Umschlägen. In Niederbayern ist ein mit Eichen und Wacholder umwundenes Birkenreis die Martinsgerte (Panzer). Das Birkenreis, die sog. Badequeste, wurde in den öffent-

lichen Badestuben als Peitschbüschel und als Badeschürze gebraucht (Abb. 39). Auf Aderlaßschüsseln vertritt die Birkenqueste das (romanische) Feigenblatt bei Adam und Eva; vielleicht war dieselbe einmal weiblicher Lendenschmuck, ähnlich der Laubschürze der Negerinnen. Birkenblätter, frisch von den Stauden auf den Stubenboden gestreut, vertreiben angeblich alles Ungeziefer (ein in die mittelalterliche Badestube übernommenes Länsemittel). In Niederbayern werden nach Kobell (364a) die Kühe im Frühjahre zu gutem Gedeihen mit Birkenzweigen ausgetrieben. Die Raupen lassen sich vertreiben, wenn man Birkenruten in den Kohlgarten bringt und dabei ruft:

Raupen, packt euch,
Der Mond geht weg,
Die Sonne kommt.

Birkenbüschel sind ein wichtiges Werkzeug für das „russische" Schwitzbad. Pfarrer Prätorius erzählt von den Litauern: „Bekommen sie etwa Ungeziefer in die Kleider, so lauffen sie in die Badstube, und brennen sie mit Hitz heraus. Denn sie haben Badstuben, darin ist anstatt des Ofens von Feldsteinen ein Ofen zusammengefliehen, den machen sie recht glüend, gießen Wasser darauff, daß von dem Fraden oder Dünsten die Badstube so heiß wird, daß einer, der es nicht gewohnt, darin sterben möchte. Wenn sie nun in die heiße Badstube kommen, hat ein jeder einen Quast von Birken mit dem Laube, den legen sie auff den Steinhauffen, machen ihn heiß und peitschen sich damit, dann lauffen sie ins kalte Wasser, das ist ihr Bad" (388).

In Lippe herrscht die Sitte, daß die Kinder zur Zeit, wenn der Saft in den Bäumen steigt, die Birken anbohren, kleine Federkiele oder Röhren in die Löcher schieben, durch welche der Saft in ein darunter gestelltes Gefäß abfließt. Der Saft wird von ihnen getrunken, weil er süß, kühl und erfrischend ist. Der Saft hat im Volk auch den Ruf eines guten Haaröles, das den Haarwuchs befördert. Konrad von Megenberg berichtet in seinem „Buche der Natur", der ersten deutschen Naturgeschichte, von dieser Kinderfreude. Holuby erzählt uns von den Slowaken (309): Bei Hüftweh (Hexenschuß) schlägt man den Patienten unversehens mit einem neuen Birkenbesen übers Kreuz; der Schreck soll helfen. Im Frühjahr trinkt man Birkensaft gegen Husten. Im Frühjahr frisch gesammelte Birkenblätter verwendet man in Preußisch-Polen und in Nordböhmen als harntreibendes Mittel bei Wassersucht und Nierenleiden nach Scharlach, 2—3 Teeschalen pro Tag. Winternitz (764a) hat dieses Mittel mit Erfolg nachgeprüft und empfiehlt es wärmstens. Im Absud von Birkenblättern badet man die Fäule (Geschwüre) zwischen den Fußzehen (Slowaken 309). Diese Fäule heißt „vesky". Gegen dasselbe Übel wäscht man die wehen Zehen mit Wasser, in welchem ein neuer Birkenbesen abgebrüht wurde. Birkenblätter, im Stiefel unter nacktem Fuße getragen, sollen auch die „vesky" vertreiben. Wer mit einem Birkenbesen gestäupt wird, wird nicht heiraten können.

Birnbaum (Pirus communis L.), die Pomazee, deren Kultur uralt ist. Im Garten des Alkinoos (Odyssee VII 112—131) stehen „in freudigem Wuchs hochstämmige Bäume, saftige Birnen tragend". Dioskurides schreibt (151 I 167 168): Es gibt viele Arten Birnen, sämtlich sind sie adstringierend (zusammenziehend), daher eignen sie sich zu verteilenden Umschlägen. Die Abkochung derselben im getrockneten Zustande, sie selbst auch roh genossen, stillen den Durchfall; den Nüchternen aber schadet der Genuß. Eine Art des wilden Birnbaumes ist die Achras (Pirus silvestris L.), welche langsam reif wird. Sie hat mehr adstringierende Kraft als die zahme Birne, daher ist sie für

dieselben Zwecke geeignet. Aber auch ihre Blätter adstringieren. Die Asche des Holzes aber hilft kräftig bei Vergiftungen durch Pilze. Einige behaupten auch, daß, wenn man die wilden Birnen mit Pilzen zusammen koche, diese unschädlich würden.

Der Birnbaum war im bayerischen Heidentum ein heiliger Baum. „Laz Beyer trinken Biremôst", Birnbrot, d. h. Birnklötzchen in Brotteig gebacken (daher Klötzenbrot genannt), ist in der Weihnachtszeit noch eine spezifisch bayerische Kultspeise; ist der Brotteig nicht gut geraten, dann stirbt nach dem Volksglauben im nächsten Jahre die Bäckerin. „Hexen und Zauberer können mehr als Birnbraten," d. h. als was das gewöhnliche Volk in Oberbayern tat. In Tirol muß die Magd den Birnbaum mit ihren Armen umfangen, die sie eben aus dem Brotteige gezogen hat und an denen dieser Teig noch klebt. Am Karfreitag klöpfelt man daselbst mit einem hölzernen Hämmerchen an die Obstbäume („Maierklopfen"), weil dann das Obst besser gerät.

Eine eigentliche, volksmedizinische Verwendung findet der Birnbaum in Bayern nicht. Es ist dies sehr bemerkenswert, weil auch die mit ihm im etymologischen Zusammenhang stehenden Kultorte nur durch Anlehnung oder Entlehnung aus dem älteren heidnischen Kult anderer Bäume zu einer kulturellen Beziehung zum Birnbaum gekommen sind. Erklärlich wäre mit einer solchen Entlehnung auch die an anderen Orten übliche Verwendung der Rinde und der Blätter des Holzbirnbaumes gegen Ruhr, Bauchflüsse, Stuhlzwang, lauter Krankheiten, gegen welche die einheimischen Bäume vor allem sehr volksübliche Mittel liefern (300).

Bei den Wenden spielt nach Veckenstedt (727) der Birnbaum eine größere Rolle. Der wilde Birnbaum heißt Plonika, nach einem Drachen, wie der wilde Apfelbaum; Plonika heißt auch die Frucht dieser Bäume. Aus der Frucht des „Drachenbaumes" kocht man ein Bier, welches gegen viele Krankheiten hilft. Aus den Früchten des Drachenbaumes muß man eine Brühe kochen: dieselbe hilft gegen Schmerzen im Unterleib. Ein Feld wird vor Unheil aller Art behütet, wenn man auf demselben einen Drachenbaum pflanzt. Wenn man in der Silvesternacht gleich nach 12 Uhr Brühe von den Früchten des Drachenbaumes auf die Hausschwelle gießt, so kommt im folgenden Jahre der Tod nicht in das Haus. Im Paradiese hat der Teufel als Drache auf einem wilden Birnbaume gesessen und die Menschen zur Sünde gebracht. Die wilden Birnbäume sind den Menschen aus dem Paradiese nachgezogen. Man findet sie allerwärts in der Welt: sie sind lieblich anzusehen, aber sie taugen nichts. Der Teufel sitzt auf dem wilden Birnbaum und verunreinigt die Früchte desselben, daß sie einen herben Geschmack bekommen. Man muß sich hüten, auf einen wilden Birnbaum zu klettern. Der Teufel sitzt auf dem Baum und stößt den Kletterer, wenn er nicht genau achtgibt, hinunter. In den Drachenbäumen pflegten die Drachen zu hausen; wie die Drachen 7 Häupter hatten, so haben auch die Drachenbäume 7 große Zweige.

*

Auff die birne thu einen trunck;
Nuß seind wider gifft gesundt.
Birne on wein sein gifftes vol;
Kocht mann sie, es vergeht jn woll.
Rohe beschweren sie den magen,
Nach öpffeln thu den bauch entladen.
Auff rohe Pirne setz ein guten alten Wein;
Man sagt, daß sie gekocht dem Magen nützlich seyn.
(Heilpflanzen der Schola Salernitana 561).

Bittersüß (Solanum Dulcamara L.), eine Solanazee, Mänseholz, Hundskraut, Stinkteufel, Alpranke, Teufelszwirn, hat verholzte Stengel, die beim Zerbrechen widrig riechen, beim Kauen erst bitter, dann süß schmecken und als Stipites Dulcamarae offizinell waren. Die Beeren sind giftig. Die Stengeltriebe wurden bei Brustkrankheiten, Hautleiden und Geschwüren angewendet.

Blei (Plumbum). Die hl. Hildegard (289) weiß zu berichten: Das Blei würde bei innerlichem Gebrauche den Menschen angreifen, und zwar wegen seiner Kälte und weil es der Abschaum und Schmutz der anderen Erze ist. Wenn eine Leiche anschwillt, so treibt aufgelegtes Blei die Schwellung etwas zurück, bläht aber ein lebender Mensch auf, so würde aufgelegtes Blei ihn vernichten, weil die Kälte ihn durchdringen und zerreißen würde. Speise und Trank in einem Gefäße aus Blei aufzubewahren, ist nicht zu raten. — Bleierne Kämme werden in Bayern (300) zum Schwärzen der roten Haare empfohlen (Schwefelblei). Eine breitgeschlagene oder schon benützte, namentlich aber die aus einem im Frauendreißiger geschossenen Wild ausgeschnittene Bleikugel wird auf Erysipelas (Glockfeuer, Rotlauf) gelegt oder bei abnehmendem Mond auf Überbeine fest aufgebunden.

„Bletschen". Die verschiedenen Bletschen, d. h. die großen, breiten, stark gerippten Blätter von Chenopodium bonus Henricus, Rumex alpinus, Floderbletschen, Butterbletschen, werden ohne weitere Zubereitung mit der rauhgerippten Unterseite auf leidende, heiße Hautstellen gelegt; sie sind sehr kühlend (selbst im warmen Sommer z. B. erhält sich in ihnen die ungesalzene Butter sehr frisch und fest). Zum „Aufzeitigen" eines Abszesses, als „Zug" wird ein solches Floderbletschenblatt, das vor den Almhütten in Unzahl wächst, mehrmals eingerollt und auf die Kohlenglut gelegt, bis es „schwitzt", und dann recht heiß, aber noch schwitzend auf die schmerzhafte abszedierende Stelle gelegt; eine Anwendungsweise, welche von vielen Sennern und Hirten wegen ihrer schmerzerleichternden Wirkung sehr gerühmt wird (Bayern 300).

Abb. 54. Bittersüß (Solanum Dulcamara)

Blick, Böser, böses Auge, Augenzauber, italienisch mal occhio, occhio cattivo, neapolitanisch jettatura, neugriechisch kakomati, englisch evil eye, hebräisch ajinrah; die Tätigkeit des bösen Blickes nennt der Bayer „verneiden", der Norddeutsche „verscheinen", der Deutschböhme „übersehen".

Der Aberglaube, daß gewisse Menschen, wie Hexen, die Kraft besitzen, durch bloßes Ansehen Personen oder Tieren zu schaden, ist uralt und allgemein verbreitet. Gegen den bösen Blick schützen Formeln, Ausspucken und andere Handlungen, Amulette, Götterbilder, Halbmonde, Hände mit gespreizten Fingern, offene Augen in Schmuckform, das männliche Glied, ebenfalls als Schmuckform. Die geballte Hand, der zwischen Zeige- und Mittelfinger durchgesteckte Daumen, das Herausstrecken der Zunge sind ebenfalls Mittel gegen den bösen Blick, über dessen volksmedizinische Bedeutung hier das Wichtigste folgen möge.

Die Stelle des Koran (C XIII 5): „Ich nehme meine Zuflucht zum Herrn ... vor dem Übel des Neiders, wenn er beneidet", soll sich auf den bösen Blick beziehen. Andree (10) weist in seiner bekannten Zusammenstellung den Glauben an den bösen

Blick fast auf der ganzen Erde nach. Die Entwicklungsgeschichte des bösen Blickes beim deutschen Volke hat Busch (104) sehr hübsch zusammengestellt. Von der salzburgisch-oberösterreichischen Grenze wird gemeldet (635): Wenn jemand seinem Feinde begegnet, schützt er sich mit folgendem Spruche gegen üble Einwirkungen:

Es überschauen mich zwei böse Augen,
Es überschatten mich auch drei gute.
Das erste ist Gott Vaters, das zweite Gott Sohnes,
Das dritte Gott des Heiligen Geistes.
Behütet denn mein Fleisch und Blut,
Mark und Bein und alle Aderlein,
Seien sie groß oder klein,
Sie sollen im Namen Gottes
Beschützet und bewahret sein.
Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit
Des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Wie verbreitet noch heute derartiger Aberglauben in europäischen Großstädten ist, mag folgende Notiz aus dem „Berliner Lokalanzeiger" vom 18. November 1906 zeigen: Wie in unserem Blatte kürzlich berichtet wurde, ereignete sich auf dem Hermannplatz eine entsetzliche Bluttat. Ein zwanzigjähriger Schlosser S. K. überfiel an der Straßenbahnhaltestelle plötzlich eine 61 Jahre alte Frau und richtete sie mit einem Dolche fürchterlich zu, weil, wie er hinterher angab, die alte Frau den „bösen Blick" hätte und ihn, als sie ihn anblickte, behext habe. Daß der Bursche diese an den krassesten Aberglauben erinnernde Aussage nur als Notlüge gebraucht hat, erscheint deswegen sehr zweifelhaft, weil andere Motive nicht ermittelt wurden, vor allem aber, weil dieser krasse Aberglaube noch heute nicht nur in entlegenen Dörfern, sondern im ‚Mittelpunkt der Intelligenz', in Berlin, üppig wuchert. In Berliner Apotheken wird nämlich das bekannte Erigeron canadensis, das kanadische „Berufskraut", eine Pflanze, die erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in der Mark heimisch ist (s. d.), nicht nur als Medikament geführt, sondern auch als Mittel gegen das Behexen oder „Berufen" gekauft; es soll daher auch seinen Namen haben. Es ist noch heute in Berlin sehr allgemein üblich, einer Behauptung die Beschwörungsformel anzuhängen „unberufen, unberufen". In Berlin wird ein Tee aus Berufskraut gekocht, der namentlich Kindern, welche angeblich den Wirkungen des bösen Blickes am meisten ausgesetzt sind, eingegeben wird. Auch Waschungen mit Berufskrauttee kommen vor. Früher waren es die Elfen und Hexen, welche den Menschen durch Anblasen (wogegen man sich durch dreimaliges Ausspeien schützte) oder durch den „Hexenschuß" — daher der Name — oder durch den bösen Blick zu schaden suchten. Später sagte man alten Frauen, welche gerötete Augenlider hatten, den bösen Blick nach. Und noch vor wenigen Jahren erschien in einer Apotheke im Norden Berlins eine Frau und kaufte Berufskrauttee, weil die Nachbarin ihr Kind auf der Treppe mit dem „bösen Blick" angesehen hätte.

Um sich gegen den „bösen Blick" zu schützen, ist es in Dänemark (322) eine verbreitete Sitte gewesen, eine Zeichnung von einem Auge auf das zu kratzen, was geschützt werden sollte; und in alten Bauernhäusern trifft man noch ab und zu hinter Glas und Rahmen einen „göttlichen Haussegen" oder einen Bibelspruch, über welchem ein Auge angebracht ist. Jetzt wird es wohl meistens als Sinnbild von Gottes Allwissenheit aufgefaßt, doch ist es wohl das alte „schützende Auge", welches aus der Zeit vor dem Christentume bekannt ist. Als Wehr wurden Drachenfiguren an Häusern, Schiffen und allerlei Haus-

gerät angebracht, und sollte es wohl nicht aus demselben Grunde sein, daß man, um sich gegen „Edder" (Eiterung) zu schirmen, dahin gelangte, die Wunden mit Speichel, Harn, Exkrementen und einigen anderen mit diesen in gleicher Reihe stehenden „Medikamenten" zu behandeln?

Wenn viele Leute mit einem Male auf ein Kind blicken, so nimmt es davon einen Schaden. Um das Kind vor den Folgen des Anblickens zu bewahren, muß man es belecken (Wenden 727). Sehr verbreitet ist der Volksglaube, daß man durch bösen Blick oder Beschreien (úrok, uvečenie) an der Gesundheit geschädigt werden kann (bei den Slowaken). Aber das slowakische Wort „úrok", „uvečenie" bedeutet eigentlich eine Beschädigung durch Inkantation (Beschwörung), obwohl man es heutzutage vom bösen Blick versteht. Personen, besonders Weiber mit über der Nase verwachsenen dichten Augenbrauen seien sehr gefährlich. Die Magyaren nennen dies „szemverés". Lobt man etwas, etwa ein Kind, ein Kalb oder Ferkel, so sagen die Slowaken „neuročný" = „unbeschrieen"; vergäße man dies Wort zu sagen, würde es dem belobten Gegenstande schaden. Ganz besonders meinen gefallsüchtige Mädchen und junge Frauen an dem eingebildeten „Beschreien" zu leiden und gebrauchen sogleich Waschungen des Gesichtes mit einer Abkochung vom „úročník", Leimkraut (Silene inflata) oder „čistec", Ziest (Stachys recta). Letztere Pflanze hat Holuby in Sillein feilbieten gesehen; und als er einst am Wagufer in der Nähe von Beckov botanisierte, kam eben an dem Berge Turecko eine Prozession vorbei. Plötzlich sprangen mehrere Frauen an den felsigen Abhang des Berges, wo viel Ziest wächst, und rissen ganze Bündel dieses Krautes aus. Solche Weiber, die sich mit Zaubereien abgeben, nennen die Slowaken „bohyna, vedomkyna"; im Púchover Tale (Trenczíner Komitat) lebte ein alter Mann, der sich auch mit magischen Künsten befaßte und unter dem Namen „Pánbozko" (Herrgöttchen) bekannt war. Ganz besonders wird das „Beschreien" durch solche Magier mit Besprechungen und Waschungen mit besprochenem Wasser geheilt; nur muß das Wasser an gewissen Stellen, zu gewisser Stunde, unter gewissen Umständen dem Flusse nach, nicht gegen den Fluß geschöpft werden.

Kacser (350a) schreibt ebenfalls von den Slowaken: Daß sich der Bauer überfressen, daß er den Magen verdorben, das will er nicht zugeben. Er hat ein „böses Auge" bekommen, „urieknul". Es gibt Leute, die einen schädlichen Blick haben, der besonders dann von nachteiliger Wirkung ist, wenn man ißt — und der Betreffende müßig zuschaut. Auch Leute ohne bösen Blick können schaden, wenn sie mit hungrigem Magen jemanden essen sehen. Hat jemand ein böses Auge bekommen, so muß er sich sofort mit verkehrtem Hemd das Gesicht abwischen, oder mit frischem Urin das Gesicht waschen. Ein Haarbüschel des mit bösem Auge Behafteten, verbrannt, wirkt ebenso prompt wie die früheren Mittel. Nach reichlichem Mahle spürt der magyarische Bauer den Csemer — ungcsösnör; das Blut stockt ihm, er wird träge, dann läßt er sich den Csemer reiben, d. h. mit Speichel benäßtem Daumen die Innenfläche der Handgelenke massieren, auch läßt er sich bei kreuzgelegten Händen von rückwärts in die Höhe heben und gut durchrütteln. Gegen böses Auge gibt es eine Menge Zauberformeln und Zauberprozeduren, ja es geht der Wahn so weit, daß Prozeduren vorgenommen werden, die zu schweren Delikten führen. Der Glaube an das böse Auge und an Beschrieenwerden ist ebenso in Palästen wie in Bauernhütten zu treffen und ist so tief eingewurzelt, daß der Arzt umsonst dagegen kämpft — Kacser mußte oft das Beschrieenwerden konzessieren, nur damit sich der Patient seinen Anordnungen füge. Er kannte eine ziemlich intelligente, dem besseren Bürgerstand angehörige alte Frau, die nie mit ihrer Familie bei Tisch aß, seitdem sie von ihrem — Enkelkinde beschrieen wurde.

Verwandt mit den Erkrankungen, die auf den Einfluß des „Unreinen" zurückgeführt werden, sind die Folgen des „bösen Blickes". Für diesen sind vor allem Kinder in der Wiege sehr empfindlich; deshalb bedeckt man dieselben bei der Ankunft fremder Personen. Erst wenn der Fremde seine Fingernägel und die Decke der Stube angesehen hat, darf er das Kind anschauen. Wer vom „bösen Blick" getroffen wurde, wird von unüberwindlicher Sucht zum Gähnen, von Krämpfen, Kopfweh, Erbrechen u. dgl. ergriffen. Das einzige Heilmittel dagegen ist das „Kohlenlöschen". Dieses besteht darin, daß der oder die Heilkundige glühende Kohlen in frisches Wasser wirft und mit diesem den Kranken unter Hersagung von Zaubersprüchen wäscht. Der Rest des Wassers wird auf einen Hund oder über einer Ecke der Türschwelle ausgegossen. Auch vom bösen Blicke geschädigte Haustiere werden auf diese Weise geheilt, nur Hunde sind von diesem Heilverfahren ausgeschlossen. Die hierbei angewendeten Zauberformeln dürfen nicht verraten werden, damit sie nicht ihre Wirkung verlieren. Erst auf dem Totenbett überliefert sie der Heilkundige an seinen Nachfolger unter der Bedingung strenger Geheimhaltung (Huzulen 351).

Kaindl schreibt ferner: In Sepital an der Suczawa (Bukowina) lernte ich im Hause des Alexa Kalenicz folgende Beschwörung kennen. Ein Weib, das (wie ich nachher erfuhr) tags zuvor dem Branntwein zu sehr zugesprochen hatte, kam zur alten Mutter des Wirtes, damit diese ihr „Kohlen lösche"; sie wäre seit gestern infolge eines „bösen Blickes" erkrankt. Wiewohl nun die Alte sehr wohl erkannte, woran es dem Weibe fehle, stand sie doch sofort auf, schürte Kohlen aus dem Herd und ließ 9 derselben in eine Schüssel voll Wasser fallen, indem sie von 9 bis 1 zurückzählte. Über dem Wasser machte sie Zeichen mit einem Messer und lispelte überdies allerlei, was ich nicht verstehen konnte. Schließlich füllte sie das Wasser in eine Flasche, welche die „Kranke" mitgebracht hatte. Offenbar war es zum Trinken und Waschen bestimmt. Bei ähnlichen Gelegenheiten kommt übrigens auch Beräuchern mit Kräutern vor, ferner wird Wasser zum Trinken gereicht, das unter einem weißen Stein auf Czorna Hora, dem höchsten Karpatenberg im Gebiete der Huzulen, hervorquellen soll. Andere holen das Wasser, welches sie bei der Beschwörung benutzen, vor Sonnenaufgang aus 9 Quellen. Nachdem dasselbe in eine Schüssel gegossen wurde, werden 3 Knoblauchzähne hineingeworfen. Sodann tritt der Beschwörer samt der Schüssel vor die Ofenröhre, die im Vorhause mündet, verneigt sich dreimal vor derselben und beschreibt mit einem Messer im Wasser ein Dreieck, indem er mit den Knoblauchzähnen die Ecken desselben markiert. Während der Beschwörer das Wasser noch mehrmals mit der Messerschärfe berührt, spricht er die Zauberformel: „Jordanwässerchen, du bespülst die Auen und Ufer, die Wurzeln und die weißen Steine. Wasche auch rein diesen Christen, der rein geboren ist, von Haß, Neid und allem Bösen" (Huzulen 351).

Menschen mit zusammengewachsenen Augenbrauen haben einen bösen Blick, der leicht Kopfschmerzen verursacht (Slowenen 720). Erkrankt jemand an bösem Blick, so soll er mit dem Wasser, in welchem für ihn Kohlen gelöscht wurden, gewaschen werden, und er wird genesen (Rumänen in der Bukowina 140).

Die folgenden Mitteilungen über „uroky", den bösen Blick bei den Bewohnern der Ukraine, verdanken wir Borufowskyj (84). Er schreibt: Abgesehen davon, daß fast jedes Mißlingen, jeder Unfall auf uroky zurückgeführt wird, sieht das Volk in ihnen die Ursache fast jeder Krankheit, besonders bei den Kindern; ja es wird oft eine Krankheit einfach uroky genannt. Uroky, die Krankheit, bekommt man vom bösen Blicke, vom bösen Wort oder auch vom bösen Gedanken.

Manche Leute haben so böse, häßliche Augen (pohoni oči), daß wenn sie nur jemanden anschauen, derselbe gleich zu kränkeln beginnt. Uroky sind fast immer mit Kopfweh und Übelkeiten verbunden. Epilepsie und besonders Schwindsucht bekommt man meistenteils von uroky. Darum muß man die Kinder vor den bösen, neidischen Augen gut schützen, ferner sehr darauf achten, daß Fremde oder selbst die Angehörigen nie eine Äußerung über gute Gesundheit oder gutes Aussehen des Kindes machen, ohne irgendeine Zauberformel hinzuzufügen. Man kann eben nicht wissen, ob die Stunde, in der die betreffende Äußerung ausgesprochen wurde, nicht eine böse war. Ich will einige solche Formeln, welche allgemein üblich sind, anführen.

„Uroky na soroki a prystrity na jich dity!"

„Uroky den Elstern und ‚prystrity' ihren Kindern!"

„Pehu! Pehu! Uroky na soroki a pomysty na koromysty!"

„Phu! Phu! uroky den Elstern und pomysty dem Schulterjoch!"

„Na psa uroky, na kota pomysty!"

„Dem Hunde uroky, der Katze pomysty!"

„Curacha pohanym očam!"

„Pfui den bösen Augen!"

Nach einer jeden solchen Zauberformel spuckt man dreimal aus. Uroky werden von einer Wahrsagerin geheilt. Fast in jedem Dorfe lebt ein altes Weib, das Wahrsagerin und zugleich ein Wunderdoktor ist. Dieses Weib wird je nach den verschiedenen Gegenden znacharka (Zauberin), šeptucha, worožka (Wahrsagerin) oder einfach baba (altes Weib, Großmutter) genannt. In vielen Dörfern tritt an Stelle eines Weibes ein Mann. Besonders bei den Huzulen leben viele Zauberer und Wunderärzte. Manche von diesen „Ärzten" und „Ärztinnen" erfreuen sich einer großen Berühmtheit, und von weit entfernten Gegenden pilgern die Leute zu ihnen.

Die Wahrsagerin versteht alles. Zu ihr begibt man sich nicht nur mit einer Krankheit, die man allein nicht heilen und bei welcher angeblich kein Arzt helfen kann, sondern man geht auch zu ihr, wenn man einem Feind Unglück oder Krankheit zuschicken will, wenn man unglücklich verliebt ist, wenn man keine Kinder hat, wenn die Wirtschaft nicht gut geht, wenn die Kühe keine Milch geben, wenn man etwas verloren hat oder wenn etwas gestohlen worden ist — denn sie haben für alle einen guten Rat, für alles ein sicheres Mittel.

Uns interessieren hier nur ihre Heilmittel gegen verschiedene Krankheiten und vorläufig gegen uroky. Wenn ein Kind krank ist, so ruft die Mutter die baba, um zu erfahren, was es für eine Krankheit ist. Die Wahrsagerin verfährt auf folgende Weise: Sie gießt in eine Schüssel Wasser, geht damit zum Herd und wirft mit einem Messer dreimal je 9 glimmende Kohlenstücke hinein, welche sie mit größter Vorsicht zählt. Bei jeder Zahl sagt sie das Wort „nicht"; also: nicht eins, nicht zwei uff., und schaut, ob die Kohlenstücke untersinken oder oben bleiben. Im ersten Fall ist es erwiesen, daß das Kind eine andere Krankheit und keine uroky hat; im zweiten Falle sind es sicher uroky. Hierauf wäscht sie das Kind mit demselben Wasser und beginnt Zauberworte zu flüstern. Das beschriebene Verfahren ist allgemein üblich in Ostgalizien — ich habe in meinem Kindesalter auch diese Feuerprobe bestanden — und zwar im Dorfe Duliby bei Stryj bei einer Wahrsagerin, die zufällig und ausnahmsweise eine alte Jüdin war.

Man kann sich auch sehr leicht gegen uroky schützen. In vielen Dörfern im Gouvernement Cernygow waschen sich die Mädchen in einem Wasserschaff, damit sie der böse Blick nicht trifft; Frauen und Mädchen tragen auch im Hemd am Busen eine Nadel,

gewöhnlich mit der Spitze aufwärts, eingesteckt zum Schutz gegen uroky. Dasselbe macht man bei Kindern und Rekonvaleszenten. Das Beste gegen prystrit ist, das Hemd verkehrt zu tragen. Wenn du aber uroky bereits hast, so ziehe dein Hemd aus, wende es um und lege es unter einen Stein (Dorf Wybli, Bezirk Cernygow). Der Gebrauch des Kohlenorakels beschreibt bei den Südslawen Hovorka (313). (Siehe Zaubermedizin.)

Vor kurzem sind zwei Arbeiten erschienen, welche der Frage einer eigenartigen Phobie, die sich in der Angst vor dem fremden Blicke äußert, gewidmet sind. Die eine rührt von Dr. P. Hartenberg (Archives de neurol., Nr. 105, 1907), die andere von Professor W. M. Bechterew („Furcht vor fremdem Blick", Wratsch Nr. 3 1905) her. Es muß hervorgehoben werden, daß Bechterew schon früher auf das Vorhandensein des eigenartigen pathologischen Angstzustandes, von dem hier die Rede ist, aufmerksam gemacht hat.

Die **Blindschleiche** (Anguis fragilis). Noch heutigen Tages gilt die Blindschleiche in den Augen der Ungebildeten als ein giftiges Tier und wird deshalb rücksichtslos verfolgt, während man sie im Gegenteil schonen, insbesondere in Gärten hegen und pflegen sollte. Daß sie nicht giftig ist, wußten schon die Alten, und auch Geßner (223) hebt ausdrücklich hervor, daß „deß blindenschleichers biß nit vergifft vnd sonders schedlich", glaubt aber freilich noch beinahe dasselbe, was die Italiener der Erzschleiche nachreden. „Wenn daß vych, als ochsen vnd dergleychen sich in den weiden ohn geferd auff sie niderlegen, vnd sie mit dem laft jres leybs zum zorn reitzen, so beißen sie, daß der biß zu zeyten aufflaufft vnd eyteret. Woh sich nun diser fal zutregt, so soll der biß mit einem laßeisen oder einer alsen geöffnet vnd gebickt, darnach kreiden oder wascherden in essich zertriben darauff gelegt werden." Dafür weiß derselbe Naturbeschreiber aber auch von einem Nutzen der Blindschleiche zu reden — von dem wirklichen, den sie durch Vertilgen schädlicher Tiere leistet, freilich nicht, sondern von dem, welchen sie der damaligen Quacksalberei leistete und unserer heutigen unzweifelhaft ebenfalls leisten würde. „Ettliche", fährt er fort, „haben ein theriack auß blindenschleicheren zubereitet vnd denselben zur zeyt der pestilentz mit nutz in schweißtrünken gebraucht, zwey oder dreymal eingegeben, vnd vil damit beym läben erhalten." Über diese Anschauung hat sich die Mehrzahl des Volkes hinweggesetzt; an der Giftigkeit hält sie fest und wird darin leider noch von gar manchem Gebildeten unterstützt (90).

Abb. 55. Blindschleiche (Anguis fragilis)

In einem holsteinischen Reime sagt der „Hartwurm", d. h. die Blindschleiche, von sich:

„Kunn ik hören, kunn ik sehn,
Bieten will ik dar en Flintensteen."

Ebenso meint man in der Gegend von Meran, daß die Blindschleichen sehr giftig seien und, wenn sie sehen könnten, den Leuten schnurgerade durch den Leib fahren würden. Das Gesicht aber haben sie hier dadurch verloren, daß einst, als die heilige Jungfrau mit dem Christkind im Grase saß, eine Blindschleiche herzukroch und sie stechen wollte. Als Gott nach der Schöpfung, so erzählt man in Schwaben, alle Tiere fragte, was sie tun wollten, antwortete die Blindschleiche, sie wolle das Kind im Mutterleibe nicht verschonen. Da sprach Gott: „Sei so blind, daß du keinen Menschen siehst." Seitdem können diese Tiere nicht sehen; aber ihre Natur ist noch immer sehr böse, und wenn sie

an jemand herankommen könnten, so würden sie ihn durchbohren. Andere glauben, daß Gott oder die heilige Jungfrau den Blindschleichen mit Binsen die Augen ausgestochen hat, weil sie unter allen Tieren die grausamsten sind, und daß die Binsen davon ihre dürren Spitzen haben (104).

Blut war den Israeliten als Nahrungsmittel verboten (3 Mos. 3, 17; 7, 26 27; 17, 10—14). Als Grund des Verbotes wird angegeben, daß das Blut oder die Seele im Blute das den Körper belebende Prinzip sei (3 Mos. 17, 11 5; 5 Mos. 12, 23). Dioskurides (151 II 97) lobt die Heilwirkungen verschiedener Blutsorten. Das Blut der Gans, des Lammes und der Ente wird mit Nutzen den Gegenmitteln zugemischt, das der Holztaube, der Turteltaube, der Taube und des Rebhuhns wird gegen frische Augenwunden, gegen Blutunterlaufen und Nachtsichtigkeit eingestrichen. Ganz besonders hält das Blut der Taube die Blutflüsse aus der Gehirnhaut auf, das des Bockes und der Ziege, des Hirsches und des Hasen, in der Pfanne gebraten und genommen, hemmt Ruhr und Bauchfluß. Mit Wein getrunken wirkt es gegen Gifte. Das Hasenblut, warm eingerieben, heilt Sonnenbrand- und Leberflecken, das vom Hunde getrunken hilft denen, die vom wütenden Hunde gebissen sind, und denen, die Gift genossen haben. Das der Landschildkröte soll den Epileptikern heilsam sein, das der Meerschildkröte, mit Wein, Hasenlab und römischem Kümmel getrunken, ist ein gutes Mittel gegen den Biß giftiger Tiere und den Genuß des Krötengiftes. Das Stierblut, mit Hafergrütze umgeschlagen, zerteilt und erweicht Verhärtungen, das der Hengste wird den Fäulnismitteln zugemischt; das des Chamäleons, glaubt man, entferne die Augenwimpern, in gleicher Weise das der grünen Frösche. Das Menstrualblut der Frauen scheint die Empfängnis der Frauen zu hindern, wenn sie sich rings herum damit bestreichen, oder wenn sie darüber hinschreiten. Eingerieben hilft es gegen Gichtschmerzen und Ausschlag. — Das Blut der verschiedenen Tiere spielte im Altertum eine große Rolle, teils als wirkliches Heilmittel, weil, wie Plinius (543 224) sagt, in ihm ein großer Teil der Lebenskraft liegt, teils als abergläubisches Mittel. In der Volksmedizin hat es noch seinen Glauben nicht völlig eingebüßt, z. B. Eselsblut gegen Epilepsie. Von der größten Bedeutung ist das in der Neuzeit aus dem Blute gewisser Tiere bereitete Serum antitoxicum.

Auch den Mohammedanern ist der Genuß des Blutes verboten (Koran, Sure VI 147); an anderer Stelle wird krepiertes oder vergossenes Blut verboten (VI 146).

Als Volksheilmittel wird Blut getrunken, oder es werden kranke Körperstellen mit Blut bestrichen. Ochsenblut mit Wein und Honig gemischt war ein germanischer Krafttrunk. Taubenblut wird äußerlich bei gichtischem Fußschmerz (Podagra) gebraucht; das Blut wird aus dem angehackten Flügel einer jungen schwarzen Taube genommen.

Strack (670) verdanken wir eine historische Gruppierung der Fälle mit Berücksichtigung der Volksmedizin, in welchen Blut als Heilmittel verwendet wird.

Plinius (543 XXVIII 1): „So trinken Fallsüchtige sogar das Blut von Fechtern, gleichsam aus lebendigen Bechern ... Sie halten es für das wirksamste Mittel, das Blut, noch warm, noch wallend, aus dem Menschen selbst und so zugleich den Lebensodem selbst aus dem Munde der Wunde zu schlürfen.“ — „Menschenblut, aus welchem Teil es auch geflossen, soll nach Orpheus' und Archelaos' Angabe sehr wirksam auf Halsentzündungen und auf den Mund von Menschen gestrichen werden, die in der Fallsucht hingestürzt sind; denn diese erhöben sich dann gleich.“ Scribonius Largus

(Medicamentorum compositiones) empfiehlt an mehreren Stellen gegen Epilepsie Genuß von Menschenblut. Gleichen Rat geben auch Ärzte der byzantinischen Periode (3.—6. Jahrhundert), Aëtius und Alexander von Tralles.

Von den Ungarn schreibt „Die Chronik des Abtes Regino von Prüm": „Sie essen, wie die Rede geht (ut fama est), rohes Fleisch, trinken Blut, verschlingen als Heilmittel die in Stücke zerteilten Herzen derer, die sie zu Gefangenen gemacht." Als im Jahre 1649 die Huronen-Missionsstation St. Louis von den Irokesen eingenommen und der Jesuit Jean de Brébeuf scheußlichst zu Tode gemartert wurde und nicht einmal zuckte, als man ihn skalpierte, kamen die Wilden in Menge herbei, um das Blut eines so tapferen Feindes zu trinken. Ein Häuptling riß ihm sodann das Herz heraus und verzehrte es (Parkman, Jesuits in North America in the 17th century 389 f.).

Das Herzröt von Hasen wird getrocknet und mit Butterschmalz gemischt gegen Rotlauf gebraucht. Das Gamsblut (Röt) wird roh und warm von Jägern getrunken als Mittel gegen Schwäche, Schwindel, Durchfall usw. An die Stelle des kulturellen Opfers eines unschuldigen Kindes tritt das Blut einer Gebärenden, der Mutterkuchen und seine Blutgerinnsel, das Leinlaken, worin eine Frau geboren hat. An Stelle des kulturellen Opfers einer „reinen Jungfrau" tritt: das Menstruationsblut einer reinen unschuldigen Jungfrau, die zum ersten Male ihre Monatsblutung hat (oft vertraten wahrscheinlich auch Schamhaare diese Stelle, als das Volk kein Hemd, sondern noch Tierfellkleidung trug); später war es, bzw. ist es noch, das blutige Hemd oder ein Teil des blutigen Hemdstückes oder nur der Hemdsaum allein, welche das sehr kümmerliche Rudiment darstellten (Höfler 300). Katzenblut hilft gegen das Fieber. Man muß nämlich einer schwarzen Katze ein Loch ins Ohr schneiden, von dem Blut 3 Tropfen auf Brot fallen lassen und dieses essen. Ochsenblut ist ein heftiges Gift. Wer sich in warmem Blute badet, wird sehr schön. Hasenschweiß hilft gegen Rotlauf. Man muß aber einen Hasen am Karfreitag vor Sonnenaufgang schießen, ihn sogleich aufbrechen und dessen Schweiß in ein ungebleichtes Tuch netzen (2 Ellen), daß es ganz naß wird, und dieses um das entzündete Glied schlagen. Des Tuches kann man sich nachher noch öfters bedienen. — Blut von einer Eselstute, und zwar 3 Tropfen aus dem Ohr, in Erdbeertrank 2 Tage hintereinander ein ‚Vögele' (der achte Teil eines württembergischen Schoppens) getrunken, gibt die Sprache wieder, welche man durch den Schlag verloren. Eselblut, hinter dem Ohr gelassen, mit einem Tuch aufgenetzt und in Brunnenwasser eingeweicht, dieses hernach getrunken, macht tapfer und vertreibt die Gespensterfurcht. — Wenn man die Augen mit Fledermausblut bestreicht, so sieht man bei Nacht so gut wie bei Tag. — Gedörrtes Taubenblut, geschnupft, hilft gegen das Nasenbluten. — In der Pfalz wird bei Augenblattern frisches Bocks- oder Spatzenblut eingeträufelt, bei Gelbsucht u. a. Ziegenblut in Wein getrunken. In Schwaben glaubt man, daß Wieselblut Kröpfigen helfe. — Zu demselben Zwecke bindet man ein in das warme Blut einer Spitzmaus getauchtes Band um den Hals (Bayern, Schwaben).

Wenn man das Mannrecht verloren: Wenn du von einer Frau bezaubert bist, daß du mit keiner anderen magst zu tun haben, nimm Bocksblut und schmiere die Hoden damit, so wirst du wieder recht. Daß einen die Leute lieben: Trage Fledermausblut bei dir (Swinemünde, Pommern).

In Littauen gibt man verrufenen Kindern 3 Blutstropfen ein, welche man aus dem linken Ohr eines schwarzen Schafes oder Lammes genommen. Im Samlande gibt man gegen Krämpfe 3 Blutstropfen von einer jungen Sau, die zum erstenmal

geferkelt hat, ein, und zwar im Namen Gottes des Vaters usw. Werden die Warzen mit einem frischabgeschnittenen, blutenden Hechtkopfe dreimal gedrückt und vergräbt man diesen alsdann unter die Traufe, so schwinden die Warzen, sobald der Hechtkopf verfault (Dönhoffstädt). — Gegen allerlei Krämpfe, doch nicht gegen epileptische, wird ein Trunk empfohlen, der aus Ungarwein und (rohem) Hasenblut besteht. (Das Hasenblut wird zu diesem Zwecke lange gesammelt und aufbewahrt [Preußen 203].)

Gegen Kinderkrämpfe: Der Vater sticht sich in den Finger und gibt dem Kinde 3 Blutstropfen aus der Wunde in den Mund (Bayern 399). Wider die Staupe bei kleinen Kindern: Der Vater gebe dem Kinde 3 Tropfen Blut aus dem ersten Gliede seines Goldfingers ein (Rackow, Kreis Neustettin). Hauß-Apothec, 40 f: „Die wunderbare Tugend des Menschenbluts ist diese. Wann man eines jungen, gesunden, etlich und dreißigjährigen Menschen Blut ... distillieret, so bringt's eine jede schwache Complexion wieder zurecht, ist gut zu allen Gebrechen des Hirns, der Gedächtnis und Geister, treibt alles Gift vom Herzen, heilet allerlei Krankheiten der Lungen, reiniget das Geblüt über alle andere Arzneien und ist gut zu allen Bauchflüssen und Lendenweh, mehret das Geblüt und den Samen usw."

Häufig ist die Benutzung des eigenen Blutes. Das Blut wird gewöhnlich entweder genossen oder in besonderer Weise beiseite geschafft, seltener äußerlich angewendet. Bei heftigen Gebärmutterblutungen reicht man der Gebärenden einen oder einige Löffel des eigenen Blutes unter Wasser gemischt zu trinken (Bayern 399). — Fange im Mai oder zwischen den zwei Frauentagen große grüne Frösche, dörre und stoße diese und gib davon in rotem Wein mit etwas Granatäpfelschelfen und Menschenblut, so stillst du mit diesem Trank jegliche Blutung (Schwaben, Bayern 399). — Auch Höfler (300) erwähnt „das Trinken des eigenen Aderlaßblutes" als gewöhnliches Mittel. Ein Wassersüchtiger soll am rechten Arm Ader lassen, das Blut in ein ausgeblasenes Ei tun und dieses in den Mist vergraben, daß es verfault (Schwaben).

Wem die Fallsucht angetan, der soll sich Blut abnehmen lassen. Dies werde in ein Loch geschüttet, das in einen Baum gemacht ist. Darauf verschließe man das Loch mit dem ausgebohrten Holz (Bayern 399). Fieber: Wird wegen großer Fieberhitze dem Kranken zur Ader gelassen, so benetze man ein reines Tüchlein etwas mit diesem Blut und lege es, ohne es sonst naß werden zu lassen, an einen kühlen Ort, in den Keller, in einen Brunnen; dann wird die Hitze alsbald verschwinden (Bayern 399). Der Kranke geht vor Sonnenaufgang an ein Bäumchen, ritzt sich in den linken kleinen Finger, schmiert das Blut an das Bäumchen und spricht: Geh weg, Fieber; geh weg in den Baum usw. (Zigeuner 769). Gehe Freitag morgens vor Sonnenaufgang in den Wald, bohre ein Loch in einen Baum, tue etwas Blut aus den Schwinden an die ausgebohrten Späne, stecke sie wieder in das Loch und vermache es wohl" (Bayern 399). Der siebenbürgische Zeltzigeuner läßt vor Sonnenaufgang einige Tropfen Blut aus seinem linken Goldfinger in fließendes Wasser fallen; verschlingt ein Wassergeist dies Blut, so ist das Übel, bösartiger Ausschlag, beseitigt (Wlislocki 769). Im nördlichen Litauen wendet man gegen Zahnschmerzen folgendes Mittel an: Man schneidet aus einem lebenden Baum einen Span und bohrt ein Loch in den Baum; dann reinigt man mit dem Spane die Zähne und das Zahnfleisch (gewöhnlich tut das ein anderer), bis Blut kommt, steckt den Span in das Loch und zündet ihn an. Der Geplagte kehrt dem Baume den Rücken und geht ab; den Baum darf er jedoch nie wiedersehen. — Nach Pisanski muß es ein Holunderbaum sein. Mit dem ausgeschnittenen Splitter „stöckert" man das Zahnfleisch, bis es blutet; dann „spündet man ihn wieder in seinen vorigen Ort ein und lässet ihn

verwachsen" (Preußen 203). „Hat jemand Zahnschmerzen, so nehme er bei abnehmendem Mond einen Nagel, bohre damit in den Zahn, so daß Blut kömmt; dann schlage er ihn stillschweigend in die Nordseite einer Eiche, daß die Sonne nicht darauf scheine, und solange der Baum steht, wird er (der Kranke) nie wieder Zahnweh haben." — In Bischofsheim, Kreis Molsheim, nimmt man einen neuen Nagel und schlägt ihn, nachdem er blutig geworden, „in eine Stelle, wo weder Sonne noch Mond hinkommt" (Jahrbuch für Geschichte, Sprache und Literatur Elsaß-Lothringens VIII 13. Straßburg 1892). „Verbrennen eines Leinwandfleckchens, auf welches 3 Tropfen Blut des Blutenden gefallen sind" (300). Der südungarische Zigeuner schneidet sich in den linken Arm und läßt die rheumakranke Stelle erst mit dem Blute, dann mit den Körnern von Hagebuttenfrüchten einreiben (769). „Junge Eheleute kinderlos zu machen: Schneide aus dem Hemde der Braut ein Läppchen heraus, das mit dem Blut ihrer Regelung befleckt ist. Wenn nun das junge Paar in der Kirche zusammengesprochen wird, so stecke das Läppchen in ein Vorlegeschloß und drücke es zu, sobald der Pastor Amen spricht. Danach wirf es in einen Brunnen oder sonst an einen Ort, wo kein Mensch es finden kann. Solange das Schloß ungeöffnet an seiner Stelle liegt, bleiben die Eheleute kinderlos" (Hinterpommern). Ganz Ähnliches wird aus Liepe auf Usedom verzeichnet. „Wenn jemand Nasenbluten hat, so schreibt er seinen Namen mit seinem Blut auf einen Lappen und legt ihn vor seine Augen; dann wird das Blut gestillt" (670).

Eine zusammenfassende Darstellung des Blutsegens verdanken wir Lammert (399). Preußische Blutbesprechungsformeln teilt Frischbier (203) mit:

Halt Blut, stille dich Blut, durch den Namen Jesu, durch die Jünger Jesu, durch die Wunden Jesu! †††

In nomine patris et filii et spiritus sancti. Amen. So wie der Ehebrecher in der Hölle erscheinen, so wie der Hexenmeister in der Hölle erscheinen wird, o wird auch das Blut aufhören, was ich bestimme nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hilfe.

Ein Vaterunser und 3 Ave Maria zu beten.

Auf Christi Grab stehen drei Lilien:
Die erste heißt Demut,
Die zweite Wehmut,
Die dritte wie Christus will!
J. N. G. †††
Dreimal zu sprechen. (Jerrentowitz.)

Auf Christi Grab stehn drei Blümelein:
Das eine unschuldig,
Das eine geduldig,
Das dritte Gottes Wille.
Liebes Blut, steh stille!

Es kommen drei liebliche Mädchen
Herab auf die Erde vom Himmel:
Die eine heißt Blutlasserin,
Die andre heißt Blutfasserin,
Die dritte heißt Blutstehe-Blutversteh-Blutstillerin. (Plibischken.)

Es kommen drei Jungfrauen gegangen,
Die eine sprach: Das ist das Blut!
Die andre sprach: Das ist nicht gut!
Die dritte sprach: Sollst stille stehn!
Im Namen usw.
Dreimal zu sprechen, doch ohne Amen. (Creuzburg.)

Blut, steh so fest als der Fluß Jordan stand,
Wo Jesus Christus und der heilige Johannes drin getaufet haben,
Drum, Blut, stehe, Blut stehe, Blut stehe feste! (Samland.)

Blut, steh stille,
Wie das Wasser im Jordan stille stand,
Als die Kinder Israel durchgingen ins heilige Land.
Im Namen usw. (Wehlau.)

Hier ist eine Blum', die ist verwund't,
Die heilet Jesus Christ mit seinem Mund. (Allenburg.)

Man nimmt einen Stein, wo man ihn findet, merkt sich genau die Stelle, wo er gelegen, und spricht, den Vorschriften der Formel nachkommend:

Jetzt nehm' ich den Stein
Und lege ihn dir auf dein Bein
Und drücke ihn auf das Blut,
Daß es sofort stehen tut.

Dreimal. Der Stein wird genau zurückgelegt, wo und wie er gelegen.
(Neudorf bei Graudenz.)

Von vielen sei noch eine Blutstillungsformel aus Bayern genannt (300):

Fürs Blutstillen:
Unser Herrgott ist gestorben; er stirbt nicht mehr.
Unser Herrgott hat geblutet; er blutet nicht mehr usw.

Die Blutstillungsformeln sind ebenso international wie der sonstige Blutaberglaube. Die Wenden in Preußen (727) sprechen bei Bluten, Reißen, Schmerzen:

In Jakobs Brunnen sitzen drei Würmer:
Der eine ist grau,
Der andere ist weiß,
Der dritte ist rot:
Ich drücke das Blut (die Schmerzen, das Reißen)
mit meinen fünf Fingern tot.

Da die Menstruation (Periode) die Phantasie des Volkes allzeit gar gewaltig erregt hat und man allerlei mystische Dinge über diesen Vorgang fabelte, so ist es wohl natürlich, daß man auch das hierbei gewonnene Blut zu therapeutischen Zwecken verwendete. Und so kannte denn die Volksmedizin verschiedene Krankheitsformen, bei deren Behandlung die Produkte der Menstruation heilsame Dienste leisten sollten. Diese wunderbare Heilsubstanz ist übrigens schon seit langer Zeit ein Bestandteil der Volksmedizin, und zwar scheint dieselbe sich des Schutzes heilbeflissener Frauen des öfteren in besonderem Umfang erfreut zu haben, wenigstens sollen nach Plinius (543 28 23) römische Heilfrauen, so eine gewisse Laïs, Elefantis, Satira, das Menstrualblut bei den mannigfachsten Krankheiten benutzt haben.

Der Volksglaube schreibt noch heute dem Menstrualblut allerlei wundersame und geheimnisvolle Kräfte zu, die dem Wissenden unter Umständen von großem Vorteil sein sollen. Auch die von der Berufsmedizin ausgebaute Form der Blutentziehung, wie Aderlaß und Schröpfen, hat die Volksmedizin mit allerlei mystischem Flitterwerk aufgeputzt und in den Kreis ihrer Tätigkeit einbezogen (Magnus 435). — Es muß hervorgehoben

werden, daß Professor O. v. Petersen (530a) dem Menstrualblut antiseptische Wirkungen zuschreibt. Naegeli-Akerblom (497a) weist nach, daß Menstrualblut einer „ledigen Person" bei Notlauf, bei Gicht äußerlich, bei Epilepsie innerlich verwendet wurde.

Der Vorstellung, daß nur frisches, warmes Blut heilend wirke, entsprang die direkte Transfusion vom Blute des Gesunden durch ein Rohr in das Gefäßsystem des Kranken. Zu Papst Innozenz spricht der Arzt:

Der müde Strom des heil'gen Lebens
In deinen Adern sickert schon;
Die Spezerei ist all vergebens,
Hier hilft allein die Transfusion.

Der Papst antwortet:

... Drei frische Knaben
Hat Tubal, stehlt sie mir geschwind!
Ihr Herzblut soll das meine laben,
Macht schnell! Ein Jude braucht kein Kind!

Seht ihr das Blut hinüberspritzen?
Das Blut der Unschuld, hell und rot,
In seine schwarzen Lasterpfützen?
Weh mir! nun sind die Kinder tot! (Lenau, Savonarola, Tubal.)

Auch der Papst starb trotz der entsetzlichen Kur. Einer anderen Form des Blutaberglaubens entspringt das „Bahrrecht", das durch Märchen und Sage geht.

Hagen schreitet langsam zum Sarge Siegfrieds.

Ute.
Schau weg, Kriemhild.

Kriemhild.
Laß, laß! Er lebt wohl noch!
Mein Siegfried! O, nur Kraft für Einen Laut,
Für Einen Blick!

Ute.
Unglückliche, das ist
Nur die Natur, die sich noch einmal regt.
Furchtbar genug.

Kaplan.
Es ist der Finger Gottes,
Der still in diesen heil'gen Brunnen taucht,
Weil er ein Kainszeichen schreiben muß.

Hagen (neigt sich über den Sarg).
Das rote Blut! Ich hätt' es nie geglaubt!
Nun seh' ich es mit meinen eig'nen Augen.

Kriemhild.
Und fällst nicht um?
(Sie springt auf ihn zu.)
Jetzt fort mit dir, du Teufel.
Wer weiß, ob ihn nicht jeder Tropfen schmerzt,
Den deine Mördernähe ihm entzapft!

Hagen.
Schau her, Kriemhild. So siedet's noch im Toten.
Was willst du fordern vom Lebendigen.

Kriemhild.

Hinweg! Ich packte dich mit meinen Händen,
Wenn ich nur einen hätte, der sie mir
Zur Reinigung dann vom Leib herunter hiebe,
Denn Waschen wäre nicht genug, und könnt' es
In deinem Blut geschehn. Hinweg! Hinweg!
(Hebbel, Siegfrieds Tod V 9.)

*

Nun geht, Graf Otto! zum drittenmal
Erduldet Ihr die Folterqual
Und habt sie, wie keiner, bestanden.
Wohlan denn! reinigt Euch ganz vom Verdacht,
Als hättet den Ohm Ihr umgebracht
Aus Gier nach Schätzen und Landen!
Drei Stunden harrt mit festem Mut
Allein an der Bahre, darauf er ruht;
Entquillt den Wunden alsdann kein Blut,
So lösen wir Euch aus den Banden! (Schack, Das Bahrrecht.)

Für noch wirksamer als das Menstruationsblut gilt das Blut solcher, die eines gewaltsamen Todes gestorben, besonders Hingerichteter. Überhaupt gilt alles, was zu solchen Personen gehörte, für wirksam. Plinius (543 XXVIII 1): „Noch jetzt sind Abhandlungen von Demokritus vorhanden, nach denen in einem Falle die Kopfknochen eines Verbrechers mehr Dienste leisten, in einem andern die eines Freundes und Gastes. Antäus machte aus dem Schädel eines Gehängten Pillen gegen Bisse von einem tollen Hunde." Da das Blut das Prinzip des Lebens war, muß es auch besondere Heilkräfte besitzen. Und da Blut rasch gerinnt oder fault, ist das frischeste Blut das beste. Deshalb war das frische warme Blut eines Enthaupteten besonders kräftig. Schon Aretäus Cappador, ein Arzt des 1. und 2. christlichen Jahrhunderts, erzählt (De curatione morborum I Kap. IV), daß er selbst gesehen habe, wie Kranke, und zwar vornehmlich Epileptiker, auf dem Richtplatze das Blut des enthaupteten Verbrechers in Schalen aufgefangen und getrunken hätten. Als Heilmittel wird das Blut Hingerichteter besonders geschätzt. Busch war bei Dresden wiederholt Zeuge davon, wie das Blut von der sich zum Schafott drängenden Volksmenge begierig mit Löffeln in Töpfe aufgeschöpft oder mit Tüchern aufgetunkt wurde, da es die fallende Sucht heilte, wenn der an dieser Leidende es trank und dann so lange fortlief, als er Kraft und Atem hatte (104). „Das Blut hingerichteter armer Sünder, warm getrunken, hilft Fallsüchtigen" (Bayern, Schwaben). Most erzählt (488), daß jemand, um von diesem Leiden frei zu werden, das noch warme Blut eines Hingerichteten trank, aber, nachdem er hundert Schritte gelaufen, tot niederstürzte. — Strackerjan (671): „Blut von einem Hingerichteten, getrunken, hilft gegen Epilepsie und Fieber (Ovelgönne). Man muß es womöglich frisch trinken und dann so lange laufen, als man kann (Wildeshausen)". Für Dänemark und Schweden vgl. Feilberg (Urquell III 4). Der Märchendichter Andersen beschreibt eine Hinrichtung, die er im Jahre 1823 bei Skelskör gesehen hat: „Ich sah einen armen Kranken, dem seine abergläubischen Eltern einen Becher vom Blute des Hingerichteten trinken ließen, damit er von der Epilepsie geheilt werde; wonach sie mit ihm in wilder Fahrt dahinliefen, bis er zur Erde sank." Auch nach dem Volksglauben der Siebenbürger Sachsen hilft das Blut der Erhängten bei Fallsucht (Urquell 1893, 99). —

„Den 6. Juni 1755 wurde Z., welcher in der Trunkenheit . . . einen Menschen ermordet hatte, auf dem Rabensteine zu Dresden enthauptet . . . Vor der Exekution baten nun zwei Altgesellen der Schneiderbrüderschaft zu Dresden den Premierminister Reichsgrafen Heinrich v. Brühl für ihren Mitgesellen Joh. Ge. Wiedemann, welcher stark an Epilepsie litt, darum, daß derselbe von dem . . . Mörder . . . zu seiner Genesung das Blut trinken dürfe. Eine Registratur meldet, daß Brühl dem Suchen stattgegeben, auch Wiedemann des Dekollierten Blut getrunken habe und danach ‚fortgelaufen' sei." Distel (Neues Archiv für Sächsische Geschichte und Altertumskunde IX) fügt hinzu: „Merkwürdig dabei ist, daß sogar die höchste Obrigkeit das Trinken solchen Menschenblutes auf Ansuchen genehmigte, also dem krassen Aberglauben nur Vorschub leistete."

Karl Lehmann (Chronik der freien Bergstadt Schneeberg III 299) erzählt die am 15. Dezember 1823 bei Zwickau vollzogene Hinrichtung des Mörders K. H. F. Am Schlusse wird berichtet: „Und mit eigenen Augen haben wir es gesehen, wie ein Topf voll Blut des Hingerichteten von Personen ausgetrunken wurde, und wie man diese Personen, meistens Kinder, mit Peitschenhieben zu dem schnellsten Lauf über das Feld hintrieb." — Als der Mörder C. H. H. am 16. April 1844 bei Tönning hingerichtet worden war, trank der an Epilepsie leidende Sohn des Landmannes K. aus Gunsbüttel mit Erlaubnis des aus Oldenburg gekommenen Scharfrichters von dem Armensünderblute. — „Ich war Schüler des berühmten Professors Herrmann in Göttingen. Auf seine Veranlassung wohnte ich anfangs Januar 1859 der öffentlichen Hinrichtung einer Giftmischerin bei Göttingen bei. Dieselbe erfolgte mittels Schwertes. Als der Kopf vom Rumpfe getrennt war und die Blutfontäne wohl $1^1/_2$ Fuß emporsprang, durchbrach das Volk das von Hannoverschen Schützen gebildete Karree, stürzte auf das Schafott und setzte sich in den Besitz des Blutes der Hingerichteten, es auffangend und weiße Tücher darin eintauchend. Es war geradezu ein grauenvoller Eindruck. Auf meine entsetzte Frage wurde mir geantwortet, daß dieses Blut zur Heilung der Fallsucht verwendet werde" (Mitteilung des Oberstaatsanwalts Woytasch, Marienwerder, August 1892). — „Ein Weib in einem außerrhodischen Armenhause litt an Epilepsie und erhielt von dem zuständigen Vorstande der Anstalt die Erlaubnis, am Tage der Hinrichtung eines Metzgers nach Trogen (in Appenzell) zu gehen und das grausige Heilmittel zu versuchen. Drei Schluck müssen unter Anrufung der drei höchsten Namen warm hinabgetrunken werden. Bereits stand sie am Schafott, als ein neuer Anfall ihres Übels losbrach und die Ausführung des Planes verhinderte" (Aargauer Nachrichten vom 26. Juli 1862). — „Der Nutzen des Armsünderbluts: Wenn ein Verbrecher hingerichtet wird, muß von seinem Blut in einem Lappen aufgefangen werden. Bäcker und Brauer müssen einen solchen Lappen in den Teig und das Bier, Kaufleute und Gastwirte in die angezapften Branntweinfässer tauchen, dann bekommen sie großen Zulauf von Kunden; Pferdebesitzer müssen damit ihre Rosse einreiben, dann werden sie blank und glänzend. Die Kraft des Armsünderblutes reicht jedoch nur bis in das dritte Glied (Allgemein)." — Die in Stolp bekannte Sage „Der Sündenfinger" lautet im wesentlichen: Ein Kaufmann in Stolp hatte in dem Spiritusfaß einen Finger von einem Hingerichteten verborgen. Infolgedessen strömten ihm die Kunden in Menge zu, und das Geschäft blühte. Der Hausknecht zeigte seinen Herrn an. Dieser wurde strenge bestraft, und den Finger nahm man ihm fort. Nach Verbüßung der Gefängnisstrafe hatte der Kaufmann kein Glück mehr; die Kunden blieben fort. — „Abdeckerfamilien bewahren als Zaubermittel ‚Armsünderblut'." „Ein Armensünderfinger oder Armensünderblut bringen Glück ins Haus und ins Geschäft (Dönhoffstädt). Legt man einen solchen Finger in den

Pferdestall, so gedeihen die Pferde gut (Ermland [Preußen 203]). Wie aus dem Bericht über den Konitzer Hexenprozeß vom Jahre 1623 (Preußische Provinzialblätter II 133 f.) hervorgeht, waren ehemals nicht nur Finger und andere Glieder von armen, am Galgen hängenden Sündern, sondern auch Galgenketten und -nägel glückbringend; sie dienten zum guten Bierbrauen und Verkaufe von Bier, förderten das Handwerk, machten die Pferde unermüdlich usw. — „Das Blut von Hingerichteten bringt Glück, und man fährt, um davon zu erlangen, oft mehrere Meilen (Neidenburg). Denn wie bei der Hinrichtung eine große Menge Menschen zusammenkommt (wenigstens bei den früheren öffentlichen Hinrichtungen zusammenkam), so strömen dann bei ihnen die Käufer zusammen (Willenberg)." Nachdem Andreas Hofer 1810 hingerichtet worden war, verbanden sich einige Soldaten, darunter der nachmalige Direktor der Strafhäuser in Wien während der fünfziger Jahre, namens Müller, um sich eines Gliedes seines Leibes zu bemächtigen, da sie solches als Amulett betrachteten. Sie wurden jedoch ertappt und bestraft (Strack 670). — Der Zusammenhang zwischen der fallenden Sucht und dem fallenden Kopfe des Hingerichteten ist in den meisten der hier angeführten Fälle unverkennbar (s. Epilepsie).

Eine Hauptsorge jedes Lippowaners (Russen in der Bukowina) ist es, sein Blut vor Verunreinigung zu bewahren. Verunreinigt wird das Blut durch den Genuß von Fleisch unreiner Tiere. Solche Tiere sind: Hunde, Katzen, Hasen, Kaninchen und Tauben. Der Hund wird in dem Grade für unrein angesehen, daß er nie das Wohnhaus betreten darf; auch wird ihm das Futter nur in einem hölzernen Troge dargereicht, weil Teller oder Schüsseln, einmal dazu benützt, zu anderen Zwecken nicht mehr gebraucht werden dürfen. Für unrein gelten dem Lippowaner auch Nutztiere, wenn sie mit Brandmalen bezeichnet worden sind. Zum mindesten trinkt er die Milch solcher Tiere nicht. Dagegen wird ein anderes, früher sehr verpöntes Genußmittel, der Tee, durchaus nicht verschmäht (545 b).

Die Blutprobe wird bei Mord und im Streitfalle, wer der rechtmäßige Vater eines Kindes sei, in Bosnien ebenfalls angewendet. Bei Mord wird der Beschuldigte zur Leiche des Ermordeten geführt, weil man glaubt, daß dem Toten sofort Blut aus der Wunde, aus der Nase oder aus dem Munde zu rinnen beginnen werde, wenn der Beschuldigte der wahre Mörder ist (s. oben). Nach dem Volksglauben wird der Mörder nach vollbrachter Tat vom Blute des Ermordeten derart angezogen, daß er sich vom Ermordeten nicht entfernen kann. Um dies zu können, muß er einen ihm gehörigen Gegenstand, z. B. eine Flinte, auf den Toten werfen. Der Anziehungskraft des Blutes vertraut man auch, wenn man eines Kindes rechtmäßigen Vater sucht. Ist der angebliche Vater tot, so holt man aus seinem Grab einen Knochen, macht dem Kind am Leib einen Schnitt und läßt des Kindes Blut auf des angeblichen Vaters Bein träufeln. Saugt das Bein das Blut auf, so ist der Tote der rechtmäßige Vater gewesen, wenn nicht, so stammt das Kind von einem anderen (419).

In Tripolis ist man überzeugt, daß die einheimischen Zauberdoktoren jede Krankheit heilen können. Diese Doktoren sagen, daß sie das Geheimnis der „Blutsegnung" besitzen: Der Patient kniet nieder, der Arzt nimmt Feuerstein und Stahl heraus, ruft: „Bismillah, im Namen Gottes!", schlägt Funken und sagt eine Sure des Korans her. Und die Prozedur ist fertig, das Blut des Kranken gesegnet und die Heilung kann nicht ausbleiben. Bemerkenswert ist, daß Allah nur demjenigen „die Kraft der Blutsegnung gewährt, der viele Köpfe von Ungläubigen abgeschlagen hat" (664).

Das Blut spielt bei den Hochzeitsgebräuchen in Indien (617) eine Rolle. Die niedrigen Kasten angehörigen Bewohner von Nordindien versehen den Scheitel der Braut mit einem roten Zeichen. Das ist ein Überrest des ursprünglichen Blutvertrages, durch den sie in die Sippe ihres Mannes eingeführt wurde. Bei den Hâris wird bei Hochzeiten der kleine Finger der rechten Hand des Gatten der Bräutigamsschwester angestochen, und man läßt ein paar Blutstropfen auf Jutefäden fallen, die zu einem kleinen Ballen aufgerollt werden. Diesen hält der Bräutigam in der Hand, während die Braut es ihm zu entreißen versucht. Gelingt ihr dies, so betrachtet man es als ein gutes Vorzeichen für das Eheglück.

Blutegel (Hirudo medicinalis, H. officinalis), fälschlich Blutigel genannt, war in der wissenschaftlichen und in der Volksmedizin sehr beliebt; heute ist er in Mißkredit geraten — mit Unrecht, da er in vielen Fällen dem Kranken gute Dienste leisten und Schmerzen lindern kann. Freilich wird mit diesem lebendigen Blutentziehungsmittel Mißbrauch getrieben. Dem Egelsetzen bringt das steirische Landvolk das höchste Vertrauen entgegen, weil nach seiner Auffassung mit dem Blut auch alle Unreinigkeit aus dem Körper entfernt wird. Spielt in der Volksmedizin sonst die ungerade Zahl die Lieblingsrolle, so hält man beim Blutegel an der vollen Zahl eines Dutzends (196). 50 Blutegel sind bei einer Blutentziehung in Dalmatien keine Seltenheit (313). Blutegel sind in Südtunesien sehr gebräuchlich, so daß es manchmal zu gefährlichen Erscheinungen von Blutarmut kommt (498). Nicht minder wie die Anwendung der Aderlässe wird in Persien die der Blutegel, die man dort „Zalu" nennt, übertrieben. Hat der Perser Langeweile, so sucht er irgendeinen schmerzenden Punkt an seinem Leib auf, sei es auch an der Nasenspitze oder am Ohrläppchen, um sich dort Egel anzusetzen. Die Tiere finden sich in großer Menge in den Süßwassersümpfen am Kaspischen Meer und in der Nähe von Schiras, sie fehlen aber ganz im östlichen Teile des Reiches. Ihr Preis ist äußerst gering; in den Straßen Teherans ziehen immer Leute aus Masanderan umher mit dem Rufe „Ai zalu!" Wird ein solcher Verkäufer gerufen, so setzt er gleich die gewünschte Anzahl selber an, wobei es ihm auf 5—10 Stück mehr nicht ankommt. Als Mittel gegen die so häufig vorkommenden Augenleiden setzt man Blutegel an der Schläfe (664).

Blutwurz (Potentilla tormentilla L.), die Blutwurzel, die Rotwurz, eine Rosazee, deren Wurzelstock früher gegen Durchfall offizinell war und jetzt in der Volksmedizin verwendet wird.

Bockshornklee (Trigonella foenum graecum L.), griechisches Heu, Siebengezeit, eine Papilionazee, von der schon Dioskurides (151 II 124) Gutes zu melden weiß. Das Mehl des Bockshornklees hat erweichende und verteilende Kraft. Fein gerieben, mit Honigmet gekocht, wirkt er als Umschlag bei inneren und äußeren Geschwülsten. Mit Natron und Essig fein zerrieben und aufgelegt, verkleinert er die Milz. Die Abkochung desselben ist als Sitzbad bei Frauenleiden angezeigt, wo es sich um Entzündungen oder Verstopfung des Muttermundes handelt. Die Abpressung von einer Abkochung desselben in Wasser bringt Haare weg, sowie Schorf und bösen Grind. Mit Gänsefett als Zäpfchen eingelegt, erweicht und erweitert er die Gebärmutter. Grün aber mit Essig eignet er sich für schlaffe und geschwürige Stellen; die Abkochung davon hilft gegen Stuhlzwang und übelriechenden Stuhlgang bei Ruhr. Das Öl daraus mit Myrrhe entfernt die Haare und an den Schamteilen die Narben.

Die Heimat des Bockshornklees ist nicht bestimmt. In den Rezepten des Papyrus Ebers kommt derselbe sehr oft vor. Plinius (543 XVIII 140) hat die echt römische Bezeichnung Silicia. Der Name Foenum graecum, griechisches Heu, weist auf die Einwanderung über Griechenland hin. Bei den Ägyptern dienten die frischen Schößlinge der Pflanze als Gemüse, die Griechen benutzten die ganze Pflanze als Viehfutter. Die mittelalterlichen Apotheker gebrauchten die Samen des Schleimes wegen zur Bereitung des Bleipflasters; jetzt dienen dieselben fast nur noch als Tierheilmittel; sie enthalten ein Alkaloid, Trigonellin.

Nach der deutschen Volksmedizin wirkt Bockshornklee als Tee kühlend bei hitzigen Fiebern. Bei Halsleiden bewährt sich der Tee als gutes Gurgelwasser. Wenn man das Pulver zu einem öligen Brei kocht und in Leinentüchlein bringt, soll es das Beste zum Auflösen von Geschwülsten und Geschwüren sein. Die Samen sind offizinell; im Orient werden sie als Mastmittel genommen.

Braunwurz (Scrophularia peregrina L.), Skrofulariazee. Dioskurides (151 IV 93) schreibt: Die Blätter, sowie der Stengel, der Saft und die Frucht haben die Kraft, Krebse, Drüsen am Ohr und an der Schamgegend zu zerteilen. Man muß sie zweimal des Tages mit Essig auflegen und einen warmen Umschlag davon machen. Ihre Abkochung wird vorteilhaft zum Bähen benutzt. Sie ist auch von guter Wirkung gegen fressende Geschwüre, Brand und faulige Geschwüre, wenn sie mit Salz aufgelegt wird. — In Deutschland kommen S. nodosa L. und S. aquatica L. vor; sie waren offizinell. Kraut und Wurzeln werden äußerlich gegen Geschwülste angewendet.

Brennessel (Urtica urens L.), die bekannte Urtikazee, deren Kraut und Samen offizinell waren, und die große Nessel (U. dioica). Dioskurides (151 IV 92) unterscheidet die Pillennessel (U. pilulifera L.) und die kleine Brennessel. Die Blätter beider, mit Salz als Umschlag, heilen Hundsbisse und Brand, böse, krebsartige und schmutzige Geschwüre, sowie Verrenkungen, Skrofeln, Drüsen an den Ohren und an den Schamteilen und Abszesse. Milzkranken werden sie mit Wachssalbe aufgelegt. Die Blätter mit dem Safte zerrieben und eingelegt helfen auch gegen Nasenbluten. Ferner befördern sie mit Myrrhe im Zäpfchen die Menstruation; die frischen Blätter eingelegt bringen Gebärmuttervorfall in Ordnung. Der Same, mit Rosinenwein getrunken, reizt zum Beischlaf und öffnet die Gebärmutter; mit Honig als Leckmittel hilft er bei Atemnot, Lungen- und Brustfellentzündung, führt die Unreinigkeiten aus der Brust und wird den fäulniswidrigen Mitteln zugesetzt. Mit Muscheln zusammengekocht, erweichen die Blätter den Bauch, vertreiben Blähungen und treiben den Harn. Mit Suppe gekocht, reinigen sie die Brust. Die Abkochung der Blätter, mit etwas Myrrhe getrunken, befördert die Periode. Der Saft als Gurgelmittel beseitigt die Entzündung des Zäpfchens. — Plinius (543 XXI 92) unterscheidet sie in eine männliche und eine weibliche, gibt die brennende Eigenschaft der Haare an und empfiehlt die jungen Schüsse als Gemüse. Celsus (121) rechnet die Nessel zu den abführenden Stoffen und zu denen mit gutem Saft. Bei Nervenschmerzen benutzt er eine Salbe, die aus Fett, Bilsenkrautsamen und Nesselsamen besteht.

Der Gebrauch der jungen Blätter als Salat ist ein verbreiteter. Medizinisch wird die Brennessel vom Volke gegen Blutungen, Tuberkulose, Diarrhöe, Gicht, äußerlich gegen Hämorrhoiden und bei Lähmungen (Nesselpeitschung) gebraucht. — Die Brennessel enthält

ein Glykosid, das auch in Urtica pilulifera vorzukommen scheint. In den Brennhaaren dieser Arten konnte man Ameisensäure und ein Ferment nachweisen. Durch die beiden letzten Substanzen, die hautreizend und dadurch blutstauend wirken, erklärt sich die Linderung der Nervenschmerzen durch einen Nesselumschlag (Frieboes 121).

In Deutschland werden Brennesselblätter gegen Verschleimung der Brust und der Lunge, gegen Wassersucht und Magenleiden verwendet. Auch bei Blutflüssen und Ausschlägen werden sie gelobt. Die Wurzeln sollen — äußerlich angewendet — eine haarstärkende Kraft haben.

Holuby (309) schreibt uns über die Verwendung der großen Nessel (Urtica dioidica L.) bei den Slowaken folgendes: Auf Schnittwunden legt man zerstoßene Brennesseln, nachdem die Wunde zuvor mit dem Absud von Agrimoniakraut gewaschen wurde. — Brennessel mit gedörrten Zwetschgen gekocht braucht man als Tee gegen Magenschmerzen. — Im Frühjahr ißt man abgebrühte und zu Spinat zerhackte Brennesseln gegen Husten. — Man sagt, daß an den Wurzeln Kohlen zu finden seien (wohl abgestorbene, alte Stengel), welche zerrieben, gekocht und eingenommen werden gegen Blutsturz. — Brennessel mit grünen Wacholderbeeren zerstoßen und mit Schafbutter geschmort und durchgeseiht gibt eine Salbe gegen Gichtschmerzen. — Brennessel mit Schmer zerschlagen dient zu einer Salbe gegen Krämpfe und Lähmungen (Schlag). — Mit einem Absud des Krautes waschen sich Mädchen die Haare, damit diese gut wachsen. — Ein Tee aus trockenen Brennesselwurzeln wird gegen die Schwindsucht getrunken. — Den getrockneten pulverisierten Samen läßt man die Kinder einnehmen gegen Spulwürmer. — Brennesselblätter, Meerzwiebel und 3 zerstoßene Krebse werden mit Schmer geschmort, durchgeseiht und als Pflaster für Krebs oder schwere Wunden gebraucht. — Mit getrockneter Brennessel beräuchert man angeschwollene Körperteile. — Brennesselwurzeln, gehörig ausgewaschen, kocht man mit eingerührtem Eiweiß zu einer Suppe, die morgens früh, auf nüchternen Magen gegen Schwindsucht genossen wird. — Brennesselblüten, mit Butter geschmort und mit frischem Ei durchgerührt, nehmen die Gebärenden ein. — Auch genießt man das mit Fett geschmorte Kraut gegen Darmschmerzen. — Man sagt, daß eine Frau, welche den Urin auf Brennesseln läßt, nicht schwanger wird. — Ein Absud der kleinen Brennessel wird als Tee getrunken gegen Uterusblutungen. Mit getrockneter kleiner Nessel beräuchert man Anschwellungen am Körper.

Brombeere (Rubus fructicosus L.), die bekannte Rosazee, ist heute mehr Genußmittel als Medikament. Dioskurides (151 IV 37) weiß von der wolligen Brombeere (R. tomentosus Willd.) Gutes zu berichten. Sie adstringiert und trocknet aus, färbt auch die Haare. Die Abkochung der Zweigspitzen, getrunken, beruhigt den Bauch und hält den Fluß der Frauen auf, heilt auch den Biß der Schlangen. Die gekauten Blätter kräftigen das Zahnfleisch und heilen Soor. Ferner halten die Blätter als Umschlag kriechende Geschwüre auf und heilen Kopfgrind, das Vorfallen der Augen, Feigwarzen und Hämorrhoiden. Fein gestoßen als Umschlag sind sie ein geeignetes Mittel bei Magen- und Herzkrankheiten. Ihr aus den Stengeln und Blättern gepreßter und in der Sonne eingeengter Saft wirkt in allen angeführten Fällen noch besser. Der Saft der vollständig reifen Frucht eignet sich zu Mundmitteln; aber auch die nicht ganz ausgereifte Frucht beruhigt den Bauch, endlich auch die Blüte, mit Wein getrunken.

Die Stengel der Brombeere werden in Deutschland als Volksmittel gegen Durchfall und zum Gurgelwasser, die Beeren in Sirup gegen Brustaffektionen und sog. Schwämmchen (Soor) der Kinder gebraucht.

Bruchkraut (Herniaria glabra L.), Sanikel, „Nimm ma nix" (Nimm mir nichts) in Oberösterreich. Die Festigkeit, mit welcher dieses an sandigen Stellen wachsende Kraut seine Stengel mittels Würzelchen im Boden verankert hält, veranlaßte den Aberglauben, daß selbst eine Hexe aus einem Haus, in welchem dasselbe aufbewahrt wird, nichts wegnehmen könne. Unter „Nimm ma nix" werden auch Alchemilla alpina und das Widertonmoos (Polytrichum commune) verstanden. „Nimm-ma-nix" ist ein wohl schon uralter imperativischer Kräutername, der zugleich Zauber- oder Besprechungsformel war. Der schriftdeutsche Name Bruchkraut erinnert an den früheren Gebrauch des jetzt als Herba Herniariae bei Blasenleiden angewendeten Krautes wider Brüche (388).

Abb. 56. Bruchkraut (Herniaria glabra)

Brunnenkresse (Nasturtium officinale, R. Br.), eine Kruzifere, wurde als Aufguß verwendet, da sie harntreibend wirkt. Zalackas (Compt. rend. de l'Acad. des sciences, März 1905) empfiehlt neuerdings — was nebenbei bemerkt sei — Brunnenkresse als vorzügliches Mittel gegen Tabakvergiftung.

Buche (Fagus silvatica L.), die Rotbuche, ist ein alter Kultbaum der Deutschen und findet volksmedizinische Anwendung. Die Buchenasche dient zur Laugenbereitung für die Seelbäder am „Allerseelentag". Buchenasche neunmal mit kaltem Brunnenwasser übergossen und so ausgelaugt, mit Leinöl gemischt, war ein häufiges Mittel gegen den Wundbrand und Wundschmerz (Glockfeuer, Asel). Die Aschermittwochasche ist aus Buchenholz gemacht; manche lassen dieselbe als Mittel gegen Kopfweh möglichst lange nach dem priesterlichen Aufstreuen liegen. Unter Buchenbäumen und im Walde wächst der Buchampfer (Oxalis acetosella L. = Sauerklee), Buchenklee, Buchenbrot, früher ein Mittel gegen die Pestilenz. Die Buche ist auch als ein sog. Lichtbaum zu Leuchtspänen verwendet worden. Der Buchenteer ist nicht volksüblich. Aus Buchenholz machte man die Feuerscheiben, die am Funkensonntag mittels eines Stockes, der im Scheibenloch steckte, hügelabwärts geworfen wurden. Den Puchen-Mai, d. h. die für den Eschgang und den Eschritt am Pfingstmontag und Fronleichnamstag neben den Wegrand eingesteckten Buchenstämme oder Buchenschößlinge (Buchengrün), trägt man nach der Prozession schleunigst auf die Flachsäcker als Hexenbesen, Vogelscheuchen und Schauerschlagpräservativ (Höfler 300).

Abb. 57. Brunnenkresse (Nasturtium officinale)

Buchenschwamm (Boletus formentarius L.), der Zundel, war schon in germanischen Zeiten als Anzünder (Zundel) benutzt; mit ihm wird das Osterfeuer der Kirche gemacht; er diente auch als Blutstillungsmittel, sowie als Kappe gegen Kopfweh. Den

Buchenzunder stecken am Karsamstag die Kinder mittels eiserner Spitzen in das Osterfeuer, worauf sie schleunigst nach Hause eilen, um daselbst für „das heilige Feuer" ein Ei zum Geschenk zu erhalten (Bayern 300).

Buchsbaum (Buxus sempervirens L.). Das Wort Buxbaum, Buchsbaum ist weit verbreitet: im Niedersächsischen Bußboom, Buskbaum, im Hochdeutschen auch Buschbaum, im Englischen box, im Angelsächsischen boxtreow, im Dänischen buxboom, im Spanischen box, im Italienischen busso, bosso, im Französischen buis, bouis, im Polnischen buksopam, im Lateinischen buxus, im Griechischen *πυξος*. In einigen, besonders oberdeutschen Gegenden lautet dieser Name auch nur schlechthin Buchs.

Wie seine Pfeile flogen,
Geschnitzt aus leichtem Buchs. (Utz.)

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Name, weil aus Buchsbaum vorzüglich die Behälter für manche Arzneien bereitet wurden, von *πυξίς* (Büchse) oder auch umgekehrt, dieser von jenem stammt. Offizinell waren und sind zum Teil noch das Holz und die Blätter Lignum et folia Buxi. Das Holz schmeckt bitterlich, die Blätter haben, besonders gerieben, einen widerlichen, etwas betäubenden Harzgeruch und schmecken unangenehm reizend, süßlich und ziemlich bitter. Die Blätter sind, klein zerschnitten unter Hafer und Streu, ein gutes Mittel für von Würmern geplagte Pferde.

Vollends singt Dr. Joh. Joach. Becher in seinem medizinischen Parnaß (Ulm 1863):

Ein Öl und ein Extrakt aus Buchsbaumholz man macht,
Es steht vor Faulung, Wurm; der Schlaf wird dadurch bracht,
Den Schweiß es treibt wohl, im Zahnweh ist es gut.
Auch in der schweren Not man's nützlich machen tut.
So bloß ohn' präpariert, dem Haupt es Schaden bringt;
Denn der Geruch davon gar stark ins Hirn sich dringt.

Heutzutage ist der Buchs in der Heilkunst fast ganz vergessen; selbst das Holz ist gegen eingewurzelte ansteckende Krankheiten außer Gebrauch (Pruck-Mayr 561).

„Ich schließe meine Flora Mythologica des Buchses mit dem Rate des Joh. de Kuba (hort. Sanitat. Kap. 20), daß derjenige, der sein Leben in Keuschheit zubringen will, von dem Buchsbaume gedrehete Kugelein am Halse tragen soll." (vid. Chr. Fr. Paullini, observat. medic. physic. 51 Cent. 4.) (Daselbst.)

Buchsbaumzweige sind in Bayern die Weihwasserwedel auf Friedhöfen und neben der Totenbahre im Hause; „er riecht nach dem Tode"; der Buchsbestand auf dem Irschenberg ward darum auch zum „Leutacker" (= „Pestacker"). Aus Buchsbaumholz ist auch die Trinkschale der hl. Brigitta, welche diese auf ihrer Pilgerreise von Schweden nach Jerusalem gebraucht hatte. Der Buchs als Totenbusch ist der römisch-christliche Gegensatz zum Rosmarin, der nach der Volksmeinung auf Gräbern (als Hochzeitsbusch) nicht gedeiht. Der Buchs ist Blätterschmuck bei Kirchenfesten (Leonhardifahrt, Osterwidder); er soll die Obstbäume und Kornfelder reichfrüchtiger machen, daher er in Wein- und Obstgärten halbverwildert zu finden ist, die ja selbst wieder fremdem, romanischem Einfluß ihre Existenz verdanken. Die Buchsblätter sollen für „Flüsse" (Weißfluß) und „Schlangenbiß" helfen, ebenso für das „Wechselfieber", Verwendungen, die auch nur der südliche Import des Baumes erklärt (300.)

Carragheenmoos, s. Karragheenmoos.

Chinarinde (Cortex Chinae), China-, Fieber-, oder peruvianische Rinde, stammt von mehreren Cinchonaarten Südamerikas. Volksmittel der südamerikanischen Indianer gegen Fieber; eines der wichtigsten Fiebermittel der wissenschaftlichen Medizin wird aus dieser Rinde dargestellt, die auch äußerlich bei bösartigen Geschwüren und brandigen Wunden verwendet wurde.

In der Volksmedizin finden die starkwirkenden Chininpräparate keinen Eingang, da sie nur gegen ärztliche Verschreibung vom Apotheker abgegeben werden. Der Versuch, sie in Italien als bestes Mittel gegen das Sumpffieber dem Handverkaufe frei zu geben, scheitert daran, daß sie als Fruchtabtreibungsmittel sich eines großen Ansehens erfreuen.

Chiromantie, die Kunst, aus der Hand zu wahrsagen, ist von alters her verbreitet und spielt noch immer volksmedizinisch eine Rolle. Wir geben ein chiromantisches Bild aus dem 18. Jahrhundert mit Erläuterungen aus der Feder des berühmten Leibarztes der Kaiserin Maria Theresia Gerard van Swieten (Janus X 1906 459): „Die Chiromantie ist eine Wissenschaft aus den Linien und Bergen der Hände von eines Menschen Gesundheit und Kranckheit, Leben und Tod, Glück und Unglück muthmaßlich ein Urtheil zu fällen. Ob solche Wissenschafft Grund habe, oder nicht, will ich voritzt nicht untersuchen. Mann muß aber zuvorderst die Linien und Berge der Hand kennen lernen, wo man daraus von obgedachten Dingen ein Urtheil fällen will. Dazu wird folgende Figur dienen, welche man sich wohl bekannt machen muß (s. Abb.).

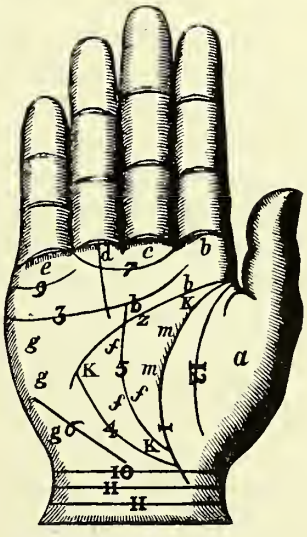


Abb. 58. Linien der Hand

Die Linie, welche mit 1 bezeichnet ist, heißet die Lebens- oder Hertzens-Linie.

2 Ist die Naturalis oder Haupt-Linie.
3 Die Tisch-Linie.
4 Die Magen- Lungen- und Leber-Linie.
5 Saturnina oder Glücks-Linie.
6 Die Milch-Straße.
7 Cingulum Veneris, der Liebes-Gürtel.
8 Die Ehren-Linie.
9 Die Heyraths-Linie.
10 Heißet Rascetta.
11 Heißet Restrictae.
12 Linia Martis oder Soror vitalis.
a Ist der Venus-Berg.
b Ist der Berg Jupiters.
c Der Berg Saturni.
d Der Sonnen-Berg.
e Der Berg Mercurii.
g Der Berg des Mouds.
fff Der Berg oder Cavea Martis.
hh Heißet der Tisch.
kkk Ist der Triangel.
mm Werden Rami profectionis genannt."

Christophskraut (Actaea spicata L.), eine Ranunkulazee, ist in Schwaben als Zauberpflanze gerühmt und wird beim „Christophlsgebet" zur Beschwörung geldbewachender Geister verwendet. St. Christoph vertritt hier den Thor, der als Schatzgott angerufen wurde. Letzterer trug Loki über das Wasser, wie der Heilige den Herrn. Der Standort der Pflanze in düsteren Schluchten mag zu diesem Aberglauben Anlaß gegeben haben. In Niederösterreich heißt die Pflanze wegen der Blütezeit Johannis- und Sonnenwendkraut; sie gilt auch als Wundmittel (388).

Christus. An den Namen und die Persönlichkeit des Heilands knüpfen sich in christlichen Ländern zahlreiche Bräuche. Das Christusmonogramm gilt als Amulett, besonders die Verschränkung der beiden ersten Buchstaben des griechischen Wortes Christos: X = Ch und P = R; manchmal ist diese Buchstabenverschränkung eingeschlossen vom ersten und letzten Buchstaben des griechischen Alphabetes: A und Ω (Omega). Verbreitet ist auch die griechische Formel: $IX\Theta Y\Sigma$ (Ichthys), die aus den Anfangsbuchstaben der griechischen Worte:

Iesus Christos Theu Yios Soter
(Jesus Christus, Gottes Sohn, Heiland)

besteht. Da Ichthys Fisch bedeutet, wurde das Bild eines Fisches ebenfalls zum Amulett. Verbreitet ist auch die Abkürzung: ICXC (Is Chs). Bernhardin von Siena hat das Christusmonogramm IHS (für Ies) verbreitet. Alte Christusbilder und Christusmonogramme sind auch für die Volksmedizin von großer Bedeutung.

Reiterer teilt in der „Zeitschr. f. österr. Volkskunde" IV mit, daß er aus Weißenbach bei Liezen einen Papierstreifen erhielt, der 30,8 Zentimeter lang und 4,8 Zentimeter breit ist und auf der einen Seite folgenden Text enthält: „Frauen eine fröhliche Geburt zu verleihen. O mein getreuer Gott und Herr, durch dein H. Läng und vielfältige Güte und Barmherzigkeit bitte ich dich, daß du mich in deiner H. Läng allzeit verbergest, behütest und bewahrest, heute und diese acht Täge und Nächte in deine heil. verborgene Gottheit, als sich die hohe Gottheit verborgen in die Menschheit, die wie du dich verbergest in des Priesters Hand unter der Gestalt des Brod und Wein. O Herr Jesu Christe! ich bitte dich, daß du mich zwischen deinen Rucken und der heiligen Kron. O Herr Jesu Christe! ich bitte dich, daß du mich verbergest in deine heil. fünf Wunden, und mich abwaschest durch deine heilige Läng und mit deinem H. rosenfarben Blut, die heil. Dreyfaltigkeit sey mein Schild und Schirm für alle meine Feinde sie seyen sicht- oder unsichtbar. Im Namen Gottes Vaters und des Sohnes und des heil. Geistes, Amen. Gott der Vater ist mein Mittler, Gott der Sohn ist mein Vorgeher und Gott der heil. Geist ist mein Beystand, und welcher dann stärker ist als diese drei Mann und diese H. Läng Christi, der komme und greife mich an. Das helfe mir Gott der Vater, der Sohn und der heil. Geist, Amen. Und auf meinen Herrn Jesum Christum, meinen lieben Seligmacher steure ich mich christlicher Mensch, der beschütze und führe mich in das Leben, Amen. Je—" (Hier ist der Papierstreifen abgerissen).

Zu diesem Thema bemerkt Ilg (daselbst): In der ehemaligen Zisterzienserstiftskirche, jetzt Pfarrkirche, zu Neuberg in Steiermark hängt ein sehr gutes realistisches Ölgemälde auf Leinwand vom Ende des 17. oder Beginn des folgenden Jahrhunderts, welches den Leichnam Christi gerade ausgestreckt in Lebensgröße darstellt. Laut Inschrift ist damit die wahre Größe und Gestalt des Erlösers wiedergegeben. — In Gottschee (Krain) fand Tschinkel (710) eine „Länge Christi", welche 158 Zentimeter lang und 6 Zentimeter breit war. Der Text ist auf Papier gedruckt und dieses auf einen seidenen Streifen aufgetragen. Der Streifen ist in 10 Teile geteilt und der Quere nach bedruckt. Das erste Feld ist durch ein Bild verziert. Den Inhalt der 10 Felder teilt Tschinkel ausführlich mit. Wenn man bei einer Feuersbrunst das Feuer mit dem Band in der Hand umkreist, so wird dem verheerenden Element Einhalt geboten. Schwangere Frauen umwinden ihren Leib in der schweren Stunde. Bei einer Klage hält man es im Sack verborgen. Ein Gewitter sucht man unschädlich zu machen, indem man mit dem Bande Kreuze durch die Luft schlägt.

Matiegka (451) schreibt uns von den Tschechen: Ein ganz eigentümliches Heilmittel war die sog. „Länge Christi" (Délka Krista Pána), d. i. die vermeintliche Körpergröße Christi in natürlichem Maß oder reduziert auf einem bildartigen Hausfegen dargestellt.

Dr. Zibrt (794a) hat gezeigt, daß sich dieser Aberglaube in Böhmen bis in das 14. Jahrhundert rückverfolgen läßt. Auf dem kostbaren, altböhmischen Miniaturwerke, welches unter dem Namen Passionale der Kunhuta, der ältesten Tochter Přemysl Ottokars II. und damaligen Äbtissin des St.-Georg-Klosters auf der Prager Burg, in der Universitätsbibliothek zu Prag aufbewahrt wird, dessen Text vom Mönche Kolda und dessen Miniaturmalereien vom Kanonikus Beneš in den Jahren 1312—1314 hergestellt worden sind, findet sich neben der Abbildung Christi auf dem Ölberg und am Kreuze, sowie neben dem Veronikabild und den Werkzeugen, mit denen Christus gemartert worden war, auch ein 13 Zentimeter langer schwarzkonturierter Streifen mit der Aufschrift „Haec linea sedecies ducta longitudinem demonstrat Christi" — „Tato linea šestnactekrát spojena velikost znamenává Kristovu". Hiernach stellt derselbe, sechzehnmal vergrößert, die Körpergröße Christi, die etwa 208 Zentimeter betragen hätte, vor. Außerdem ist als mandelförmiger Schlitz die Größe der Wunde dargestellt, die Christus am Kreuze hängend empfangen hatte.

Der Künstler nahm hier ohne weitere Absicht unter die Andenken an Christi Martertod auch dessen Körpergröße und die Größe seiner Herzwunde, wobei ihm — wie Dr. Zibrt vermutet — ältere Quellen zum Vorbilde gedient haben mögen[1]. Mit der Zeit ging jedoch die ursprünglich selbstlose, gottesfürchtige Achtung zu den Marterwerkzeugen und den übrigen Andenken an Christus in abergläubische Verehrung über, so daß das Volk unter anderem auch den die vermeintliche Körpergröße Christi darstellenden Papierstreifen als heilige Reliquie verehrte und zum Werkzeug abergläubischer Handlungen machte, trotzdem die Kirche ein solches Beginnen als Sünde erklärte und mit kirchlichen Strafen sühnte.

Von den Sittenpredigern, welche dergleichen Aberglauben rügten, zitiert Zibrt besonders Wenzel Klugar, Pfarrer in Skalitz an der Aupa, am Anfang des 18. Jahrhunderts, welcher in seinem Katechismus (Prag 1746) von Sündern redet, „welche die Länge der Jungfrau Maria, Christus des Herrn, den Segen des hl. Michael mit dem Aberglauben verehren, daß sie ‚fest' (unverletzlich) werden, daß sie der Blitzschlag nicht tötet, daß ihnen das Feuer nicht schadet, daß sie Glück haben werden, daß sie geliebt werden usw." Hierbei erklärt Klugar, daß Gott diesen Gegenständen nicht die Macht gegeben, auch die Heilige Kirche hiervon keine Kenntnis habe, daß diese Objekte zwar Verehrung verdienen, aber nicht zu Aberglauben mißbraucht werden dürfen. Wie diese „Länge Christi" aussah, erfahren wir von anderen Seiten.

So wurde beim Demolieren einer Scheune in Přistoupim bei Böhm.-Brod im Gemäuer eine Glasflasche gefunden, welche eine die „Länge Christi" vorstellende Papierrolle enthielt. Die Flasche war wohl ursprünglich mit Weihwasser gefüllt gewesen und nach den Berichten der Ortskundigen am Ende des 18. oder Anfang des 19. Jahrhunderts eingemauert worden. Die Papierrolle bestand aus 6 Papierstreifen von 9 Zentimeter Breite und 33,5 Zentimeter Länge, welche zusammen eine Länge von 200 Zentimeter ergaben. Die Streifen waren beschrieben und enthielten eine Abschrift einer wohl älteren

---

[1] Christus sollte derart von ungewöhnlich hoher Statur dargestellt und so auch seinen körperlichen Vorzügen Ausdruck verliehen werden.

Vorlage. Dieselbe besagte (in böhmischer Sprache): „Wahrhaftige und richtige Länge unseres Herrn Erlösers Jesu Christi, wie er auf der Welt und am Kreuze war, welche bei dem Heiligen Grab in Jerusalem im Jahre 1655 gefunden wurde, was Papst Klemens, der Achte dieses Namens, bestätigt hat. — Gesegnet sei der heiligste Name unseres Herrn Jesu Christi und seine Länge in Ewigkeit, Amen. Und wer diese Länge bei sich trägt oder in seinem Hause verwahrt, ist geschützt vor allen sichtbaren und unsichtbaren Feinden. Auch hat er sich nicht vor Zaubereien und Hexereien zu fürchten, noch kann ihm irgendeine böse, verleumderische Zunge schaden. Wenn eine schwangere Frau eine solche bei sich trägt, oder sich mit ihr umgürtet, so pflegt dieselbe ohne irgendwelche Schmerzen glücklich einer erfreulichen Entbindung entgegenzusehen. Und in welchem Hause sich diese Länge befindet, in dem kann sich nichts Böses halten, auch kann ihm weder Blitzschlag noch böses Wetter schaden, noch kann durch Feuer dem Hause Schaden angetan werden . . ."

Hierauf folgt eine Anleitung, wie das beigeschlossene, ziemlich lange Gebet, das übrigens im allgemeinen an die Beschwörungsformeln des 17. und 18. Jahrhunderts erinnert, zu handhaben, d. h. wie oft und wann zu beten ist usw. Zíbrt macht auf die irrigen Angaben dieses Amuletts aufmerksam, besonders daß Klemens VIII. erst in den Jahren 1592—1605 den päpstlichen Stuhl innehatte, übrigens die Länge Christi — wie aus dem früher Angeführten ersichtlich — schon im 14. Jahrhundert verehrt wurde, daher nicht erst im Jahre 1655 aufgedeckt worden sein konnte.

Eine andere Darstellung der „Länge Christi" wurde nach einer Mitteilung von J. Tykač im Jahre 1852 in Celakovitz auf dem Dachboden eines Hauses unter dem Dachstuhl gefunden, und zwar in Form einer Latte, welche einem alten Klaftermaß ähnlich war. Der Hauseigentümer, Borovička, erklärte selbst, daß dies die „Länge des Herrn Jesu" sei, welche, unter dem Dachstuhle verwahrt, das Haus vor Blitzschlag schütze. Dieses Exemplar stamme noch von seiner Großmutter; es stelle tatsächlich die Körpergröße Christi, nämlich gerade eine Klafter dar; kein Mensch habe diese Höhe, sondern sei entweder größer oder kleiner, aber nie gerade so groß.

Eine dritte Art dieser Reliquie ist die bildliche Darstellung der Länge Christi in Form eines Hausſegens. J. Kalousek beschrieb zwei derartige Bilder, die auf der im Jahre 1894 in Reichenau a. d. Kn. arrangierten ethnographischen Exposition ausgestellt waren; dieselben maßen 15 × 17 Zentimeter und stammten aus der zweiten Hälfte des 18. oder der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In der Mitte der Bilder war die offene Wunde Christi und in derselben ein Kreuz abgebildet, dessen Längsholz von 48 Millimeter Länge — nach beigefügter Erklärung — vierzigmal vergrößert die Länge Christi vorstellen sollte, nämlich 192 Zentimeter. Überdies sind die durchbohrten Hände und Füße Christi, die Marterwerkzeuge, der hl. Franziskus Ser. usw. abgebildet.

Zíbrt hat auch eine Anleitung zur Verehrung der „Länge Christi" aus einem im Jahre 1788 für J. Veselý abgeschriebenen und nun in der Bibliothek des Landesmuseums des Königreiches Böhmen aufbewahrten Gebetbuche (Nábožné Modlitby) abgedruckt.

Christwurz (Helleborus viridis L.), grüne Nieswurz; schwarze Nieswurz, Schnee- oder Weihnachtsrose (H. niger L.), deren Wurzelstock früher offizinell war; Stinknieswurz (H. foetidus L.), Läusekraut, Ranunkulazeen. Die weiße Nieswurz, eine berühmte Pflanze des Altertums, ist nicht genau bestimmt. Dioskurides (151 IV 148) schreibt von der weißen Nieswurz: Sie reinigt durch Erbrechen, indem sie

Säfte von verschiedener Farbe wegführt. Sie wird auch den Augenwässern zugesetzt, welche die Verdunkelungen von den Augen zu vertreiben vermögen. Ferner befördert sie die Menstruation, tötet, im Zäpfchen eingelegt, den Embryo, erregt Niesen und tötet, mit Honig und Mehl gemischt, Mäuse. Wird sie mit Fleisch zusammengekocht, so löst sie dasselbe auf. Sie wird nüchtern gegeben, entweder für sich allein oder mit Sesam und Gerstenschleim, oder mit Spelttrank oder Honigmet oder Linsenbrei oder mit irgendeinem anderen Schlürftrank. Sie wird auch ins Brot gebacken und geröstet. Die Anwendungsweise und Nachdiät ist vorzüglich von denen ausgearbeitet, welche über den Gebrauch derselben geschrieben haben. Einige geben sie mit einem Schlürftrank von Brei oder mit Graupenschleim; oder sie verordnen vorher eine kleine Mahlzeit, geben dann Helleborus rasch nach, besonders bei solchen, welche eine Erstickung befürchten lassen oder bei denen Schwäche des Körpers vorhanden ist. Für diejenigen, welche Nieswurz so nehmen, ist das Abführen gefahrlos, weil das Mittel nicht in ungeeigneter Weise dem Körper gereicht wird. Auch die aus ihr gefertigten Zäpfchen, mit Essig dem After eingeführt, bewirken Erbrechen.

Die schwarze Nieswurz war im Altertum als Abführmittel berühmt.

Beckenstedt (727) nennt den Wurzelstock von Wohlverleih (Radix arnicae) Christwurzel; wenn diese nach wendischem Glauben im Viehstall unter der Krippe vergraben werde, so befalle die Schweine keine Krankheit.

Abb. 59. Christwurz (Helleborus niger)

Conchilien, s. Konchilien.

Dachs (Meles Taxus Pall.), muß für die Volksmedizin sein Fett lassen. Der Dachs lebt still, er ist böse „arg", wenn auch nicht boshaft „frevele", hat Kraft wie der Löwe, welche er plötzlich zeigt, aber ebenso rasch wieder schwinden läßt. Er liebt es nicht, diese Kraft zu zeigen, wenn nicht zuweilen aus Freude und Lust. Das Herz des Dachses werde in Wasser zu einem Brei „trab" gekocht, diesem etwas von seinem Fett, etwas Gichtbaum und Skalwurz zugesetzt, und alles zur Salbe gerührt. Sie ist heilsam gegen Gicht, Seiten- und Rückenschmerzen usw. Gürtel und Schuhe aus der Haut des Dachses bringen Schutz gegen jegliche Pest und Gesundheit in Füßen und Beinen (hl. Hildegard 289.)

Das ausgelassene Dachsschmalz wird benützt bei den Sehnenscheiden-Entzündungen des Fußes. Das Dachsfett ist ein uraltes, schon von Serenus Sammonicus gepriesenes Mittel. Das Volk glaubt fest daran, daß das Dachsschmalz die Haare grau mache (Bayern 300). Hehn (274) hält das Wort Dachs oder Dax für wahrscheinlich keltischen Ursprunges.

Desinfektionsverfahren in Form von Räucherungen, Waschungen, Bädern kennt das Volk, da die Überzeugung von der Übertragbarkeit der Krankheiten sich jedem naiven Beobachter frühzeitig aufdrängen muß. Da die Krankheiten durch etwas Substantielles oder Geistiges übertragen werden, so muß man sich des ersten physisch, des zweiten psychisch entledigen. Statt vieler sei ein Desinfektionsverfahren aus einem im „Janus"

veröffentlichten, vom Jahre 1776 datierten Briefe mitgeteilt: „Die Türkischen Briefe aus Konstantinopel und diesen Gegenden werden folgendermaßen in Semlin von dem Kaisserl. Cordon angenommen. Alle 14 Tage kommt die Post aus Constantinopel an, der Turkische Courier aus Belgrad eröffnet in Gegenwart eines Griechen seinerseits außerhalb der Palisaden von Semlin einen jeden Brief, stecket solchen an einen ihm von den Kaiserlichen dargereichten langen Pfahl vorn in eine zu diesem Ende gemachte Korbe, worauf er innerhalb den Palisaden über einem Feuer von allerhand stinkender Materie so lang beräuchert wird, bis man glaubt, er sei genug gereinigt und dies währt wohl ½—1 Stund, hierauf erst wird er Kaiserl. seits in die Hände genommen, mit dem Kais. Siegel zugemacht und so an seine Behörde abgefertigt; und so wird jeder Brief einer nach dem andern außen von den Turken aufgemacht, an den Pfahl gesteckt, von den Kaiserl. von weitem beräuchert und versiegelt, ohne daß einer oder der andere Theil sich unterfangen darf, einen solchen Brief zu lesen. Die Türken aus Belgrad kommen oft herüber an die Palisaden von Semlin, um von den Christen Lebensmittel zu kaufen, zu dem Ende wird dicht an die Palisaden von den Christen eine Schüssel Essig gestellt, wohinein die Türken ihr Geld werfen, wenn sie des Handels eins geworden, durch dieses Mittel kann mit dem Geld keine Pest von den Türken herübergebracht werden, weil der Essig das Geld reinigt und dann gleich ausgeschüttet wird."

Diamant. Plinius (543 XXXVII 4) berichtet: Der Diamant ist unbesiegbar. Das Feuer besiegt ihn nicht, er läßt sich überhaupt nicht erhitzen. Er ist der härteste Körper. Legt man ihn auf den Amboß und schlägt mit dem Hammer darauf, so zerspringen Hammer und Amboß und der Diamant geht als Sieger hervor. Doch der unbezwingliche Diamant hat eine schwache Seite, denn diese unüberwindliche Kraft, diese Verächterin zweier der heftigsten Potenzen in der Natur, nämlich des Eisens und des Feuers, wird durch — Bocksblut, jedoch nur wenn dieses noch frisch und warm ist, zersprengt.

Ähnliche Weisheit ist auch zu den Chinesen gelangt. So zitiert Pfizmaier (532): Die Menschen der auswärtigen Reiche . . . schlagen den Diamant mit einer eisernen Mörserkeule, sind aber nicht imstande, ihn zu beschädigen. Wenn man ihn aber mit einem Widderhorne schlägt, so zergeht er wie Eis. Die Menschen der auswärtigen Reiche lieben es, mit ihm Ringe zu verzieren und ihn zu tragen. Man kann durch ihn Schädlichkeiten und Gifte vermeiden.

Nach Plinius (543) macht der Diamant Gifte unwirksam und vertreibt den Wahnsinn. Nach Aristoteles (587a) besitzt der Diamant eine kalte und sehr trockene Beschaffenheit. Er zerbricht alle Steine, welche mit ihm in Berührung kommen; darum findet er auch Verwendung, um Nieren- oder Blasensteine, die in der Harnröhre eingeklemmt sind, zu zerstückeln, was leicht gelingt, wenn man mit einer eisernen Nadel, an deren Spitze der Diamant angebracht ist, in die Harnröhre eingeht. Doch wegen der zerbrechenden Wirkung ist es gefährlich, den Diamant in den Mund zu nehmen, denn unfehlbar würden alle Zähne zerspringen. Wenn aber unglücklicherweise jemand den Stein verschlucken sollte, so zerreißt er demselben alle Gedärme, und der Arme muß elendiglich sterben.

Der Diamant, am linken Arm getragen, gilt als Talisman gegen Gift und böse Geister (590).

Dill (Anethum graveolens L.), Umbellifere, auch Till genannt. Die Samen waren früher offizinell. Dioskurides (151 III 60) berichtet: Die Abkochung der

trockenen Dolde und der Frucht befördert als Trank die Milchabsonderung, lindert Leibschneiden und Blähungen, reinigt den Bauch und stillt leichtes Erbrechen, treibt den Harn und beruhigt den Schlucken, bei anhaltendem Genuß aber schwächt sie das Gesicht und unterdrückt die Zeugungskraft. Von Nutzen ist die Abkochung als Sitzbad für hysterische Frauen. Der gebrannte Same als Umschlag vertreibt Geschwüre (Kondylome) am After. Plinius erwähnt Dill an mehreren Stellen. Das Wirksame der Pflanze ist das ätherische Öl; sie treibt daher den Urin. Celsus (151) benutzt Dill außer als Diuretikum (harntreibendes Mittel) als Blähung erleichterndes und Stuhlgang beförderndes Mittel. Er rechnet die Pflanzen zu denen, die schlechten Nahrungssaft enthalten. — Die Pharisäer verzehnteten dieses Gewürz (Math. 23, 23).

Abb. 60. Diptam (Dictamnus albus)

Dill, Fenchel und Kümmel schützen in Deutschland vor Zauber (104). Wenn man im Frühjahr das erstemal donnern hört, schütteln die Frauen die Gartenzäune, damit ihnen viel Dill wachse, der als Gewürz zu Topfenkuchen, zum Kraut (Kapusta) und beim Einsäuern der Gurken dient; Dillsamen gibt man den Kühen, damit sie viel Milch geben (Slowaken 309). Die Früchte sind aus dem Arzneischatze wohl ganz verschwunden; im Haushalte dagegen wird die ganze Fruchtdolde wegen des gewürzhaften, kümmelartigen Geschmackes beim Einmachen der Früchte, besonders der Gurken verwendet (Frieboes 121).

Diptam (Dictamnus albus L.), eine Rutazee, deren bitter schmeckende Wurzel früher offizinell war. Die Pflanze, die Dioskurides (151 III 34) meint, ist der echte Diptam (Origanum Dictamnus L.), eine Labiate: Er hat in allem dieselbe Wirkung wie der gebaute Polei, nur viel kräftiger; denn nicht allein getrunken, sondern auch im Zäpfchen und in der Räucherung wirft er den toten Fötus heraus. Man sagt, daß die Ziegen auf Kreta, wenn sie von einem Pfeile getroffen sind und dieses Kraut fressen, das Geschoß herauswerfen. Auch der Saft desselben hat reinigende Kraft, sei es, daß er eingestrichen oder mit Gerstenmehl eingerieben wird. Als Umschlag heilt die Pflanze an den Fußsohlen oder am übrigen Körper eingedrungene Splitter. Sie ist auch bei Milzleiden wirksam, denn sie verkleinert die Milz. Man sammelt sie im Sommer und Herbst. Der Genuß der Wurzel erwärmt, beschleunigt auch die Geburt. Ihr Saft, mit Wein getrunken, hilft gegen den Biß giftiger Tiere. Die Pflanze hat eine solche Kraft, daß ihr Geruch giftige wilde Tiere verscheucht und ihre Berührung sie tötet. Wenn ihr Saft auf eine Speerwunde oder auf eine Giftbißwunde getröpfelt und auch innerlich genommen wird, so macht er schnell gesund. Auch Celsus (121) benutzt den wahren Diptam, zusammen mit ammonischem Salz, als Mittel zur Herausbeförderung toter Früchte.

Abb. 61. Donnerkraut (Sedum telephium)

Dohle (Monedula turrium Bschm.), die kleinste Rabenart Deutschlands, gilt als Unglücksvogel. Man spricht von ihr, denn sie hat viele deutsche Namen: Turmkrähe,

Thalke, Thalicke, Dachlücke, Geile, Kaike, Elke, Tschokerle. Dohlen, die in Scharen ziehen, bedeuten in Tirol Sturm, in der Wetterau Krieg (107).

Donnerkraut (Sedum telephium L.), auch Johanniskraut, knollige Fetthenne, eine Crassulazee, wendet, im Hause aufgehangen, den Blitz ab (Abb. S. 99). Große Fetthenne (Sedum maximum Sut.). Wurzeln und Blätter wurden als kühlende Mittel angewendet. Hängt man Fetthenne, am Johannistage gepflückt, in die Stube und benennt jeden Stengel mit dem Namen eines Gliedes der Familie, so zeigt das Grünbleiben dieser Stengel das Gesundbleiben des oder der Betreffenden, ihr Welkwerden aber das Erkranken desselben oder derselben im künftigen Jahr an — ein Aberglaube, der vorwiegend in westfälischen Gegenden, dann aber auch hie und da im übrigen Norddeutschland anzutreffen ist (104).

Abb. 62. Große Fetthenne (Sedum maximum)

Donnerwurz (Sempervivum tectorum L.), Hauslauch, Donnerbart, Hauswurz, Jupiterbart, eine Crassulazee. War dem Donar gewidmet und wird noch heutigentags überall, wo Deutsche wohnen, auf Dächern gepflanzt. Karls des Großen „Capitulare de villis", das dem deutschen Landmanne die Gewächse vorschreibt, die wegen ihres Nahrungs- oder Heilwertes zu pflanzen sind, verlangt ausdrücklich, daß jeder Bauer „Jovis barbam" als Mittel gegen den Blitz auf seinem Hause besitze. Französisch heißt das Kraut: Barbe de Joves. In Galizien erkennt man die Häuser der deutschen Kolonisten schon von weitem an der Hauswurz. Hauswurz legt sich nach Reiterer die steierische Bäuerin auf die Stirne, wenn sie Kopfweh hat. Speziell nur im Donnersbachtal traf dieser Autor den Aberglauben: der Saft der Hauswurz, vermengt mit Gummi, rotem Arsenik und Alraun, gibt ein Arkanum, das, auf die Hand gestrichen, ermöglicht, glühendes Eisen anzufassen. Nach Neidhart gebraucht man den Saft der Hauswurz gegen aufgesprungene Lippen, gegen „Scherzen und Schrunden", daher auch „Scherzenkraut" genannt. Als „unguentum graecum ad caput" ist in Pfeiffers „Arzneibuch" aus dem 12. Jahrhundert ein interessantes Rezept mitgeteilt, in dem „hûswurz" eine wichtige Rolle spielt; es lautet: „Rute mani palum I, hûswurz m. II, epphes m. V, folia lauri m. V, scozwurze (Artemisia abrotanum) m. V. Disin allin solt dû vil harte nuwen (conterrere) mit dem ezziche joch sîh in durch ein tnoch in ein êrin vaz. Daz selbe vaz solt dû begrabin in der erden niun tage unde solt ez vil vaste obenan betuon (verschließen). Unde dar nâch solt dû ez biderbum (benützen). Nim ein cupher vaz oder ein hêrîniz vaz unde gûz éin mez oles dirzuo, daz andir des handigin ezzichis dar în unde begrabiz in der erde nûn tage, unde dar nâch sô engrab sie unde biderbe sie ze allen den erzentin, sô dâ gesribin ist in dem arzinbuoche. Och is sin vile gût ze der wundun unde ze der houbitsweren" (388).

Abb. 63. Donnerwurz (Sempervivum tectorum)

Hauswurz ist „der kleine Freund“ des deutschen Bauernhauses (416). Auch in Steiermark schützt er das Haus vor Blitzschlag (319a).

Holuby (309) schreibt uns von den Slowaken: „Eine Podhragyer Frau hatte eine große Gruppe Hauswurz auf dem Strohdache, von welcher ihre Schwägerin, eine Schmiedin und Nachbarin, einige Rosetten nehmen wollte, was zwar die Eigentümerin wehren wollte, aber schließlich nicht verhindern konnte, daß die Schmiedin die ganze Hauswurzgruppe vom Dach herabwarf. Die erboste Frau schleuderte den ganzen Klumpen Hauswurz mit dem Fuß auf den Misthaufen und fühlte sogleich starken stechenden Schmerz im Kniegelenk. Das wurde den Zauberkünsten der Schmiedin zugeschrieben. Um dafür gehörig Rache zu üben und den Fuß zu entzaubern, ging die Frau, wie zu einer höheren Instanz, zur Zitkower Zauberin, welche sie im Absud verschiedener Kräuter baden ließ, und zwar in einer Mulde, damit das Bad desto wirksamer sei. Darauf gab die Zitkower Zauberin eine Erbse in die Flinte und schoß sie beim Fenster aus, ‚damit die Schmiedin zur Strafe bezeichnet werde‘. Sogleich sprang der Schmiedin ein Auge heraus, so daß sie bis zum Tod einäugig blieb. Dies erzählte mir ein altes Mütterchen als unbestreitbares Faktum.“

Hauswurztee löscht die „Hitze“ beim äußerlichen oder innerlichen Gefühl von Brennen (Slowenen 144). Allgemein verbreitet ist die Sitte, den Saft der ausgepreßten Blätter äußerlich gegen Insektenstiche oder Brandwunden zu verwenden.

Abb. 64. Dorant (Antirrhinum maius)

Dorant (Antirrhinum maius L.), die Skrofulariazee Löwenmaul, Löwenschnänzchen, Orant. Schon zeitig hat die Blumenform die Aufmerksamkeit der Menschen erregt. Theophrast, Dioskurides und Plinius erzählen, daß das Kraut den Träger schön mache und von ihm alles Böse abwende. Im Profil sieht die Blume wie ein verzerrtes Gesicht aus, daher wohl ihr Ruf als starkes Berufskraut. Der alte Matthioli erzählt die rührsame Geschichte eines Kettenhundes, der verzaubert war und erst zu bellen begann, als man Löwenmaul in seine Hütte legte. Unter dem Namen Dorant spielte die Pflanze im Mittelalter eine große Rolle. Mit Dosten (Origanum vulgare) war es das wirksamste Mittel wider Teufelskünste. In einem vogtländischen Bauernmärchen sagt ein Zwerg:

Hättest du nicht Dorant und Dosten,
Wollt' ich das Bier dir helfen kosten.

oder nach einer anderen Version:

Hättest net Dorant und Dosten,
Solltest's Bierle nicht kosten.

Die Frau, die in den Keller gekommen war, um Bier zu holen, griff, als ihr ein Geist erschien, nach einem in der Nähe liegenden Strauß von Dosten und Dorant und ward so gerettet. Und ein Spuk raunt einer Frau zu:

Heb auf dein Gewand,
Daß du nicht fallest in Dosten und Dorant.

Allein die Kluge merkte die Absicht, trat auf Dosten und Dorant und scheuchte so den Zauber. Trotz dieser Tugenden ist Dorant auch eine Irrwurz; denn es heißt:

Stoß nur nicht an den Dorant,
Sonst kommen wir nimmer ins Vaterland!

Die eigentliche Irrwurz, an die noch heute Jäger glauben, gehört zu den Farnkräutern (Kronfeld 388).

In Westfalen heißt es:

Dorant un Duft (Dost)
Jagt den Düwel dor den Buft.

Und ein anderer Reimspruch lautet:

Dorant un Duft,
Dat heat de Hexe nit en wußt,
Hätt' et Duft un Dorant nit dan,
Sull de Kop imme Nacken stan.

Die Hexe hätte also jemand den Hals umgedreht, wenn er nicht Dost und Dorant bei sich getragen hätte.

Dorant und weiße Heid'
Tun dem Teufel viel Leid,

lautet ein westfälischer Zauberspruch gegen den Koller der Pferde. In einem großen Teile Norddeutschlands gilt der Dorant für ein Schutzmittel gegen Kinder stehlende Zwerge. In der Mark nahmen die Bauern früher Dorant, Gartheil, Kreuzraute und roten Knoblauch, banden einen Strauß davon und begruben diesen unter der Schwelle, über welche das Vieh hinwegschreiten mußte; dann konnten die Hexen, welche die Tiere krank machten, und die „Bilweisen", die hier Zauberer zu sein scheinen, während sie anderwärts Feldgeister sind, den Kühen die Milch nicht nehmen (104).

Im Wendischen schützt die Komposite Dorant, Worant (Achillea ptarmica L.), vor Verhexen; Dorant, mit Johanniskraut und Schreckkraut gemischt, hilft gegen Schreck, Husten und Leibschmerz (727). (Die Komposite Achillea ptarmica L. heißt [weißer] Dorant, ferner deutscher Bertram, Niesekraut.)

Dost (Origanum vulgarum L.), der wilde Majoran, ist ebenso wie der echte Majoran (Origanum majorana L., s. d.) eine Labiate, von der das Origanumöl auch spanisches Hopfenöl genannt, gewonnen wird, ein Mittel gegen Zahnweh. Soll im deutsch-österreichischen Haus als Arkanum gegen Zauberei, Hexerei, Diebstahl usw. sorgfältig verwahrt werden. Es ging das Sprüchlein: Vor Dosten und Dorant fliehen Nixen und Wichtlein. Der Teufel wollte im Badischen ein Mädchen entführen, aber die Mutter hatte es heimlich mit Zauberkräutern versehen. Der Teufel entfloh mit dem Rufe:

Dosten und Johanniskraut
Verführen mir meine junge Braut.

Und als die Hexe von Hildesheim in einen Garten schlich, um Unheil zu stiften, wurde sie durch Dill und Dosten gebannt:

Dillen und Duft
Dat hev ick nich gewußt.

Wenn die Hexen auf der Folterbank ohnmächtig wurden, beräucherte man sie mit Dosten, um sie vom Teufel loszukriegen. In einer Brixer Sage heißt es: „Buben, nun tut euch kein schwarzer Zwerg etwas, denn das Kraut Orant, welches an den schönen Perlenschnüren hängt, schützt euch, bis der Pfarrer kommt und euch ordentlich tauft." Erwähnung verdient eine neue hygienische Anwendung des zauberberühmten Dosten. Den zahlreichen, bisher meist mit wenig Erfolg durchgeführten Versuchen, dem Tabak die giftige Wirkung des Nikotins zu benehmen, ohne ihm gleichzeitig alle anderen, für den Raucher wertvollen Bestandteile zu entziehen, hat nämlich Dr. Gerold (Halle) ein weiteres Verfahren zugesellt. Er behauptet, in dem Safte von Origanum vulgare bei gleichzeitiger Anwendung von Gerbsäure ein geeignetes Mittel zur Imprägnierung des Tabaks gefunden zu haben, welcher hierdurch vollkommene Unschädlichkeit erlange, ohne am schönen Äußeren, an seinem Aroma und Geschmack irgendwelche Einbuße zu erleiden (Kronfeld 388).

Bei den Slowaken (309) werden die Blüten in Harn geweicht, getrocknet, zu Pulver gerieben und mit dem Pulver offene Wunden bestreut. Bei Kopfgrind der Kinder nimmt man zerriebenes Pulver vom getrockneten Dostenkraut, wie auf einen Pinsel, auf die Blütenstände und bestreut damit die Köpfe der Kinder; auch skrofulöse Wunden werden so behandelt. In Liebesangelegenheiten wird das Kraut auch häufig gebraucht, nur muß es beim Abreißen besprochen werden.

Nach Dioskurides (151 III 3) helfen die Blätter und Blüten, mit Wein getrunken, gegen den Biß giftiger Tiere. Das blühende Kraut war früher als Herba Origani offizinell, ist ein sehr beliebtes Volksmittel, besonders zu erweichenden und verteilenden Umschlägen. Die Wirkung der Dostenarten beruht auf dem Gehalte von einem durchdringend riechenden ätherischen Öl.

Abb. 65. Dost (Origanum vulgare)

Drache (Draco) ist ein schlangenartiges Tier der Fabel, mehrköpfig, das Gift und Feuer ausatmet. Er ist Schatzhüter und Gewitterdämon. Die hl. Hildegard (289) meldet: Der Drache hat eine trockene und eine fremdartige Wärme, ein gewisses feuriges Ungestüm in sich. Sein Atem ist oft feurig, wie wenn ein Funke aus dem Stein geschlagen wird. Er haßt den Menschen und hat etwas von teuflischem Wesen. Wenn er den Atem ausstößt, ist das Blut dick und trocken, wenn er ihn anhält, flüssig. Bei Steinbeschwerden soll etwas Drachenblut in Wasser kurze Zeit gelegt, dann entfernt und das Wasser getrunken werden; bei Verdunkelung der Augen sollen die Augenbrauen und Wimpern mit demselben Wasser gewaschen werden. — Geßner (223) schreibt: „Diser namen track, kompt bey den Griechen von dem scharpffen gesicht her, vnd wirt offt von schlangen ingemein verstanden. Insonderheit aber sol man diejenigen schlangen, so groß und schwer von leyb, all ander grösse halb übertreffen, tracken heissen." Ein deutscher Autor aus dem 16. Jahrhundert meldet (312a): „Eyn Drach ist der größt under allen Schlägen (d. i. Schlange). Im morenland un (und) in India wirt er gborn. Der trachen wonung ist am meisten in den hölen vm der hitz willen in orient, dann gar selten wirt das thier funden / den allein in den heißen orten der welt. Darum sucht er gern sein wonung in den steynen felßen bey dem thurn Babel und in

den ſtetten der ſelben alten Babilonien. Wo er wonet vergifftet er den lufft. Aus dem hirn der Drachen ſchneidt man ein ſtein Dracontias genannt / vn wen man jm (= ihm) den nicht lebēdig nimpt, ſo iſt es kein ſtein / wan ſo er ſtirbt / ſo verſchwindt er. Des trachen haupt macht ſelig glück hafftig hauß da es innen iſt. Des trachen blut das die ärtzt brauchen in den artzneien / iſt ein gummi eins baums alſo genant / vmb der gleiche des rechtenn trachen bluts."

Der Egerländer glaubt, daß feurige Drachen mit langen feurigen Schweifen durch die Luft ziehen und den Leuten Schätze durch den Schornſtein bringen. Es ſind dies Dünſte, die ſcheinbar einen feurigen Schweif nach ſich ziehen (Grimm 237).

Drachenblut (Sanguis Draconis) iſt das Harz einer Rotangpalme (Calamus draco W.). War früher ein beliebtes Arzneimittel, wird noch in der Volksmedizin genannt.

Ebereſche (Sorbus aucuparia L.), die Vogelbeere, Quitſchbeere, Droſſelbeere, eine Pomazee, deren Früchte zur Franzbranntwein- und zur Eſſigbereitung verwendet werden. Die Früchte der ſüßen Ebereſche (S. a., var. dulcis) werden gegeſſen, ihr Saft gegen Diarrhöe und Blaſenleiden eingenommen.

Abb. 66. Edel- oder Baummarder (Mustela martes)

Der Ebereſchenbaum mit ſeinen roten Früchten war in der Heidenzeit dem Gewittergotte heilig. Ein Nachklang davon hat ſich noch in manchen Sitten erhalten, z. B. in der weſtfäliſchen, nach welcher man in der Walpurgisnacht Zweige dieſes Baumes über die Haus- und Stalltüren ſteckt, um den fliegenden Drachen abzuhalten, und die Kühe mit ſolchen Zweigen auf das Kreuz ſchlägt, um ſie milchreich zu machen (104).

Von der Ebereſche (S. domestica L.) ſchreibt uns Holuby (309): „Daß man in früheren Zeiten bei den Slowaken aus teigigen Ebereſchen (Oskoruša) einen ſtarken Branntwein bereitete und ihn als Arznei bei Dysenterie löffelweis gebrauchte, haben mir Leute erzählt, die dieſes ſtarke Getränk gekoſtet haben. Hie und da finden ſich noch einige uralte, wohl 200 Jahre oder noch ältere Ebereſchenbäume; aber es werden ihrer von Jahr zu Jahr weniger. Man ſagt: Wer eine Oskoruša pflanzt, der erlebt ihr Obſt nicht. Hiermit iſt nur ſoviel geſagt: daß die Ebereſche ſpät Obſt trage, aber nach 20—25 Jahren kann man ſchon obſttragende Ebereſchenbäume ſehen."

Vom Holze der Ebereſche, die nicht vom Blitz getroffen werden ſoll, müſſen die Stierjoche und die Kufen zum Bierbrauen gemacht werden, und mit ihren Blättern füttert man die kranke Ziege — ein Tier Donars —, um ſie zu heilen (Bayern 300).

Eberraute (Artemisia Abrotanum L.), Eberreis, zarter Beifuß, eine aus Kleinaſien und Südeuropa importierte Kompoſite, Verwandte der Edelraute (A. mutellina Vill.), der A. spicata Jacq., die als „Genippi" volksmediziniſch verwendet wird, des römiſchen Wermut (A. pontica L.), einer bekannten Arzneipflanze, des bereits

genannten gemeinen Beifuß (A. vulgaris L., s. d.), dessen Wurzel früher offizinell war, und der turkestanischen A. Cina Berg, welche die Wurm- oder Zitwersamen (Flores Cinae) liefert. Von der Eberraute schreibt Dioskurides (157 III 26): Wird der Same von diesem (Abrotonon) gekocht, auch roh mit Wasser zerrieben, getrunken, so hilft er gegen Atemnot, innere Brüche, Krämpfe, Hüftweh, Harnverhaltung und Zurückbleiben der Menstruation. Er ist, mit Wein getrunken, auch ein Gegengift gegen tödliche Gifte. Mit Öl gibt er eine Salbe gegen Frostschauer. Als Lagerstreu und als Räucherung angezündet, verscheucht er die Schlangen, mit Wein genommen hilft er auch gegen ihre Bisse. Besonders ist er von guter Wirkung gegen Spinnen- und Skorpionstiche; ist auch ein Heilmittel bei Augenentzündungen, wenn er mit gekochten Quitten oder mit Brot aufgelegt wird. Mit rohem feinem Gerstenschrot gekocht zerteilt er Geschwülste, wird auch bei der Bereitung des Irisöles zugesetzt.

Die Pflanze enthält ätherisches Öl und ein Alkaloid (Abrotanin); ihre Verwendung im Volk ist mannigfach; sie dient als Wurmmittel, belebendes Mittel, wird bei Katarrh, Hysterie, Fieber, Bleichsucht, Harnbeschwerden usw. gegeben und äußerlich bei Quetschungen und Verrenkungen aufgelegt. Celsus (121) benutzt sie als urintreibendes, reinigendes und zerteilendes Mittel; von Ärzten wird sie nicht mehr verwendet.

Die Eberraute ist in Österreich ein Zaubermittel für Kinder. Diente, unter das Kopfkissen gelegt, wider böse Anfechtungen, Gespenster, Zauberei und Nestelknüpfen. Hieß auch Mugwurz (vom Keltischen, = wärmen) wegen der anregenden Würze, und galt als wirksames Mittel gegen Lungenschwindsucht. Daher der Vers, den eine Meerfee sprach, als in Glasgow die Leiche eines jungen, an Tuberkulose gestorbenen Mädchens zu Grabe getragen wurde:

Wenn sie Nesselsaft tränken im März
Und Mugwurz äßen im Mai,
So ginge noch manch fröhliche Maid
Munter am Ufer des Clay.

Ein anderes Mädchen genas, nachdem man der Weisung der Meerfrau gefolgt war:

Ihr laßt sterben das Mädchen in eurer Hand,
Und doch blüht die Mugwurz rings im Land.

Interessant ist der österreichische Volksname „Herrgottshölzl" für die vielgepriesene Pflanze, die mit Wermut, Alant, Wasserdost, Baldrian und Rainfarn zu den am Maria-Himmelfahrts-Tage (15. August) gesammelten, in den Rauch- oder Rauhnächten (Thomastag, Weihnachtstag, Neujahr und Dreikönigstag) im Viehstall gegen Druden und Hexen angezündeten Rauchkräutern gehörte (388).

Das alte Volksheilmittel hat in Form der „Abrotonal-Pastillen" wieder Eingang in die wissenschaftliche Medizin gefunden.

Edelmarder (Mustela martes L., s. Abb.), Buch- oder Baummarder, scheint früher volksmedizinische Bedeutung gehabt zu haben. Höfler (300) schreibt aus Bayern: Das Steißbein des Edelmarders wird ausgelöst und als Amulett gegen Krankheiten getragen. — Die hl. Hildegard (289) berichtet: Der Baummarder ist warm und friedlich, lebt in Kolonien. Sein Fett mit etwas Eieröl ist eine ausgezeichnete Salbe für noch nicht aufgebrochene Skrofeln.

Edelsteine. Uralt ist die Vorstellung, daß die Edelsteine Heilkräfte, besonders gegen Gifte und gegen den bösen Blick, besitzen. Abraham trug nach einer talmudischen Sage einen Edelstein am Halse, der jeden Kranken bei bloßer Betrachtung gesund werden ließ. Nach einem alten Aberglauben gibt es für jeden Monat einen Stein, der für die, die in diesem Monat geboren sind, besonders glückverheißend sein soll. So soll der Granat Treue und Dauer dem Bündnis derer verleihen, deren Geburtstag in den Januar fällt. Der Amethyst, ein purpurroter Stein, ist dem Februar geweiht, und im März soll der Blutstein (Heliotrop) Mut, Weisheit und Festigkeit in der Liebe verleihen. Der Diamant (s. d.) gehört dem April an und er bedeutet Reue. Die im Mai geboren sind, sollten einen Saphir tragen, während den Kindern des Juni der Achat langes Leben, Gesundheit und Glück bringen soll. Der Rubin ist für jene bestimmt, die im Juli das Licht der Welt erblickt haben, und wenn jene, die im August geboren wurden, ein glückliches Eheleben führen wollen, so sollen sie den Sardonyx tragen. Der September steht unter dem Zeichen des Smaragdes, der die schätzenswerte Eigenschaft besitzt, falsche Freunde zu erkennen und treue zu fesseln. Auch der Opal, der sonst immer Unglück bringen soll, hat einen Monat, für den sein Bann wenigstens teilweise von ihm genommen zu sein scheint, denn er soll den im Oktober Geborenen zu Erfolg verhelfen. Der gelbe Topas ist für den November bestimmt, während im Dezember der Türkis Glück in der Liebe sichert.

Anderer Edelsteinaberglaube lehrt: Wenn man mit Saphir oder Smaragd die Augen bestreicht, so werden diese klar. Kristallinglas, zerstoßen mit Honig und Bier innerlich, gibt den Frauen Milch. Jean de Renou sagt: „Saphir erfrischt das Herz und heilt innerliche Wunden." „Smaragd stärkt das Gedächtnis und zähmt fleischliche Gelüste. Ein König von Ungarn bemerkte, als er einmal mit seiner Frau Liebesumgang pflegte, daß ein kostbarer Smaragd, den er an seinem Finger trug, plötzlich in zwei Stücke zerbrach. So sehr liebt dieser Stein die Keuschheit." „Rubin ist sehr kordial und bekämpft Faulheit und Gift." „Sardonyx gibt dem Furchtsamsten Mut und sichert gegen Verzauberung." „Amethyst verhindert die Trunkenheit." Henrik Ranzau teilt in der Anleitung an seine Söhne mit: „Ich pflege immer einen großen Amethyst auf der Brust zu tragen, da viele behaupten, daß er gegen das Trunkenwerden hilft, weil er die Säfte nicht ins Gehirn steigen läßt. Es kommt mir vor, als helfe es etwas." Über Lapislazuli sagt Jean de Renou: „Wenn man ihn bei sich trägt, stärkt er nicht bloß das Gesicht, sondern erquickt auch das Herz; aufgelöst und richtig zubereitet führt er ohne die mindeste Gefahr den melancholischen Saft ab. Wenn ich abergläubisch wäre, so würde ich auch wie viele andere Schriftsteller Vertrauen dazu fassen, daß er jeden, der ihn trägt, liebenswürdig, reich und glücklich macht; aber man denke sich, ob ich das glaube!" „Perlen (die irrtümlich zu den Edelsteinen gezählt werden) sind außerordentlich kordial (herzerfreuend) und imstande, das Herz zu erfrischen. Darum bereiten auch die Alchimisten einen eigenen Likör, den sie Perlenlikör nennen, und behaupten, damit eine Masse Krankheiten heilen zu können, obschon ihr meistes Getue eitel Rauch, Nichtigkeit und Charlatanerie ist. Ich habe hier in Paris einen Barbier gekannt, der zu einem Kranken gerufen wurde, um ihm zwei Blutegel anzusetzen und Frechheit genug hatte, 6 Goldtaler für seine Bemühung zu verlangen. Er behauptete nämlich, daß er diesen beiden Blutegeln einen ganzen Monat lang keine andere Nahrung gegeben als allein Perlenlikör" (703).

Selbst wenn man aller Charlatanerie entging, so gab es doch nach der Meinung kundiger Ärzte wie Jean de Renous gewisse Grenzen, über welche hinaus selbst die

kostbarsten Steine nicht zu helfen vermochten. Das zeigte sich z. B. bei der Krankheit Papst Klemens' VII. 1534. Er bekam zuletzt ein Diamantpulver für 3000 Dukaten, und doch starb er (Raumer, Hist. Taschenbuch VI 370). — Eher durfte man wohl sagen, daß Gold richtig verwendet unfehlbar war. Wenn ein Mensch denkbar gewesen wäre, der allein von Gold lebte, so hätte er unsterblich werden müssen. Gold wurde darum als das trefflichste Stärkungsmittel angesehen und genoß in dieser Hinsicht noch größeres Ansehen als in unserer Zeit das Eisen. Henrik Ranzau faßte dieses Vertrauen zu edlen Steinen und Metallen in folgendem Rat an seine Söhne zusammen: „Es ist von nicht geringer Bedeutung für die Gesundheit, aus goldenen und silbernen Bechern zu trinken, ebenso ist es nützlich, glühendes Gold oder Silber im Getränke zu löschen. An euren Händen solltet ihr immer Korallen, Bernstein, Agat oder kostbare Steine haben. Am Ringfinger der linken Hand solltet ihr Ringe mit Smaragden, Saphiren oder roten Edelsteinen tragen. Im Munde solltet ihr zuweilen einen Amethyst halten, etwas Kristall, einen Granat oder etwas reines Gold oder Silber." Noch zur Zeit Ludwigs XIV. herrschte der Glaube an die edlen Heilmittel. So nahm im Jahre 1655 der König auf den Rat seines Arztes Vallot Täfelchen, in denen Gold und Perlen enthalten waren; 1664 wurde ihm ein Heilmittel aus Perlen und Korallen verordnet und 2 Jahre darauf ein „Wunderwasser" aus Vitriol, Eisen und Gold (Troels-Lund 703).

Efeu (Hedera Helix L.), eine von alters her volkstümliche Araliazee, Sinnbild der Liebe und Treue.

Kennt ihr den Sinn, den Efeu birgt?
Je meurs ou je m'attache! (Scheffel.)

Dioskurides (151 II 210) ist des Lobes voll: Efeu ist scharf, zusammenziehend und greift die Nerven an. Von seiner Blüte so viel, als man mit 3 Fingern greifen kann, in Wein genossen und zweimal im Tage getrunken, ist wirksam gegen Ruhr; mit Wachssalbe fein zerrieben sind sie auch ein gutes Mittel bei Brandwunden. Die zarten Blätter mit Essig gekocht oder auch roh mit Brot zusammen fein zerrieben sind für die Milz heilsam. Der Saft der Blätter und der Fruchtdolde wird mit Iris- und Salböl oder mit Honig oder Natron in die Nase gebracht, er hilft dann gegen chronische Kopfschmerzen, wird aber auch mit Essig und Rosenöl zum Begießen (des Kopfes) angewandt. Ohrenschmerzen und eiterflüssige Ohren heilt er mit Öl. Der Genuß des Saftes und der Fruchtdolde vom schwarzen Efeu bewirkt Schlaffheit und im Übermaß Erschütterung des Verstandes. Werden 5 Beeren der Fruchtdolde fein zerrieben, mit Rosenöl in der Granatapfelschale erwärmt und in das dem leidenden Zahn gegenüberliegende Ohr getröpfelt, so lindern sie die Zahnschmerzen. Als Umschlag angewandt färben die Fruchtdolden die Haare schwarz. Die Blätter, mit Wein gekocht, dienen als Umschlag auf jedes Geschwür; böse Brandwunden und Sonnenbrandflecken heilen sie, wenn sie, wie vorher angegeben, gekocht werden. Die fein gestoßenen Fruchtdolden befördern die Periode, wenn sie als Zäpfchen eingelegt werden; in der Gabe von 1 Drachme nach der Reinigung getrunken, bewirken sie Unfruchtbarkeit; der junge Sproß der Blätter, mit Honig bestrichen und in die Gebärmutter gelegt, befördert die Menstruation und treibt den Embryo aus. Der Saft, in die Nasenlöcher getröpfelt, beseitigt schlechten Geruch und faulige Geschwüre. Das Gummi desselben entfernt die Haare und tötet, eingeschmiert, die Läuse. Der Saft der Wurzel mit Essig getrunken hilft gegen den Biß der Spinnen.

Magnus (435) vermutet, daß man Blätter oder Holzteilchen des Efeu in Wunden gelegt habe, um die Lebenskraft dieses Gewächses dem Kranken mitzuteilen.

In Niederösterreich schützt Efeu gegen Verzauberung. Im Mittelalter glaubte man, daß Löffel aus Efeuholz gegen Bräune und Halskrankheiten überhaupt gut seien. In

Abb. 67. Efeu (Hedera Helix)

Ostpreußen hält man den Efeu, in den Stuben gepflegt, für einen Zankerreger. Der ostpreußische Bauer hält keinen Efeu im Zimmer, da dieser Unfrieden in das häusliche Leben bringe. Griechen und Römer verwendeten denselben Efeu, der sich in Festesfreude um ihre Stirne schlang, als Grabespflanze — ein Memento mori, das beim heitersten Beginnen ernste Gedanken anregen sollte. Unger gedenkt eines zu Athen befindlichen

Grabsteines, der zwischen dem Gatten und der Gattin ein kleines Kind zeigt, wie es der allzu früh verblichenen Mutter ein Efeublatt reicht. Darunter liest man:

Nike, Tochter des Dositheus, aus Thasia,
Herzteure und liebend-besorgte, lebe wohl!

Bei Horaz, Ode 4, heißt es in der Einleitung zu einer Einladung: „Ich habe vom Efeu eine große Menge, mit dem Du geschmückt wirst." In der zweiten Epistel wird Bacchus als der „Schlaf- und Efeulaubfrohe" bezeichnet (388).

Von der ganzen volksmedizinischen Kraft des Efeus ist nichts übriggeblieben als hie und da die Verwendung seiner Blätter.

Ehrenpreis (Veronica officinalis L.), Köhlerkraut, eine Skrofulariazee, war früher als heilkräftig geschätzt. Der bellisartige Ehrenpreis (Veronica bellidioides L.), ist ein Beschreikräutl in Niederösterreich. Er wird insbesondere gegen Verschreien oder Verhexen des Viehs in Anwendung gebracht (388). Die Slowenen (144) nehmen Ehrenpreistee oder Ehrenpreisgeist, zweimal täglich 3 Lot, um schlechte Säfte zu vertreiben. Holuby (309) berichtet von den Slowaken: Das zerstoßene Kraut der Bachbunge (V. Beccabunga L., bobovnik) bindet man auf den geschwollenen Hals. — In das frische Kraut werden Wassersüchtige, oder durch Überanstrengung an inneren Schäden Leidende eingewickelt. Im Frühjahr ißt man das frische Kraut als Salat, zur Magenstärkung. Veronica officinalis L. (úlozná zelina) kuriert nach der Volksmeinung 9 Krankheiten. Geht ein Schauer durch den Menschen, als Vorbote böser Krankheit, so trinkt man einen Absud dieses Krautes. Veronica Teucrium L. (bezurênik): Welche Maid sich im Absud dieses Krautes am ganzen Körper wäscht, verliert die Jungfrauschaft.

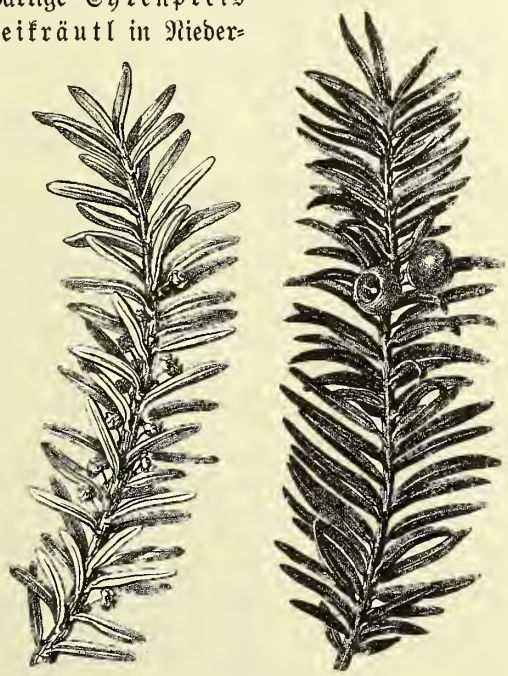


Abb. 68. Eibe (Taxus baccata)

Eibe (Taxus baccata L.), die Ybe oder der gemeine Taxus, eine Taxazee, hat giftige Nadeln und kleine fleischige Beerenzapfen. Dioskurides (151 IV 80) erzählt, daß die italienische Eibe Menschen Durchfall und Tod bringe, daß die in Narbanien wachsende auch jene schädige, die in ihrem Schatten ruhn. Von der Giftigkeit der Eibe sprechen auch Julius Cäsar (De bello gall. VI 31), Plinius u. a.

Die giftige Wirkung kommt auf Rechnung des in den Nadeln enthaltenen Taxins, eines lockeren, weißen, amorphen, bitteren, in Wasser schwer, in Alkohol leicht löslichen Alkaloids, welches aus ätherischer Lösung sich in sehr feinen, glitzernden Kriställchen ausscheidet. Die weinsäuerlichen Eibenbeeren werden von bayerischen Holzknechten als durstlöschendes Mittel genossen; in südlichen Gegenden (Italien) sollen sie so giftig wirken, daß schon der Schatten des Baumes gefährlich und schädlich ist und daß beim Menschen,

welcher solche Beeren verzehrende Vögel genießt, Durchfall erzeugt wird; in der Schweiz werden sie ohne Schaden gegessen (300).

Linné spottet darüber, daß die Leute auf Gothland ihre Stuben mit Taxusgrün austapezieren. Ein Stückchen Holz, auf bloßem Leibe getragen, diente wider Zaubereien. Der Eibenzweig bannte und löste den Zauber. Im Märchen von Rolands Schildknappen verwandelt die Alte die übermütigen Knappen mit der Eibe Hilfe zu Stein, um sie mit derselben wieder zu entzaubern. Die Taxusbogen waren seit Homer die gesuchtesten. Bei Shakespeare (Richard II. Akt 3, Szene 3) heißt es:

Betbrüder lernen selbst, die Eibenbogen,
Die zwiefach tötlichen, auf dich zu spannen.

Außer der Zähigkeit wirkte also auch der Zauber des Holzes. War Taxus wegen des düsteren Grüns schon bei den alten Griechen ein Trauerzeichen, so ist er auch später Friedhofbaum geblieben. In „Romeo und Julie", Akt 5, Szene 3, sagt Paris auf dem Friedhofe zu seinem Pagen:

Dort unter jenen Eiben strecke dich,
Das Ohr am hohlen Boden haltend, nieder.

Vom Totenbaum zum Unglücksbaum war der Gedankengang nicht weit:

Dann, als sie kaum erzählt die Höllenmär,
Erklärten sie sogleich, sie wollten hier
An einer Unglückseibe Stamm mich binden
Und preis mich geben solchem schnöden Tod.
(Shakespeare, Tit. Andron Akt 2, Szene 2.)

Der Geist von Hamlets Vater klagt:

... Als ich schlief im Garten ...
Da schlich heran dein Ohm mit einem Fläschchen
Voll Saft vom gottverfluchten Eibenbaum,
Goß in die Höhlung meines Ohrs die Tropfen,
Den ätzend scharfen Absud, der den Aussatz
Erzeugt, der die natürlichen Kanäle
Und Gäng' im Leib queckſilberschnell durchrieselt,
Daß, wie die Milch vom sauren Tropfen, plötzlich
Das reinste, dünnste Blut gerinnt und stockt.
So ging es mir ... (Shakespeare, Hamlet Akt 1, Szene 5.)

Andererseits wurden dem „gottverfluchten Eibenbaum" wieder Heilkräfte zugerühmt. Osiander (518) führt zerstoßene Taxusblätter, die mit Bier zu nehmen seien, als Mittel gegen Hundswut, Schlangenbiß und Insektenstich an. Das Medikament sei in Wien unter dem Namen des „schwarzenbergischen Mittels" bekannt. Eibenblätter und junge Zweige sind ein volkstümliches Fruchtabtreibungsmittel (306, 388).

Das Eibenholz schützt in Bosnien gegen Hexen und böse Geister. Deshalb verfertigt man gerne Löffel und Messerstiele aus Eibenholz. Kindern näht man kleine Kreuzchen aus Eibenholz an ihre Kleider. Rindern wird es an die Hörner gebunden, Bäuerinnen tragen es in ihrem Halsschmuck, Männer im Geldbeutel (419).

Eibisch (Althaea officinalis L.), in Tirol Althe genannt, die bekannte Malvazee, deren Wurzel und Blätter in der Heilkunde verwendet werden. Auch die Blätter der Stockrose oder Stockmalve (A. rosea L.) werden in Apotheken geführt.

Das höchste Lob des Eibisch singt Dioskurides (151 III 153). Althaia, die heilsame, heißt sie, weil sie viele Krankheiten heilt und eine vielfache Verwendung findet. In Honigmet oder Wein gekocht, auch für sich allein gestoßen, ist sie ein gutes Mittel bei Wunden, Drüsen an den Ohren und am Halse, bei Abszessen am After, entzündeten Brüsten, bei Lungenerweiterung und Sehnenspannung. Denn sie verteilt und erweicht oder eröffnet und vernarbt. Gekocht, wie angegeben, und mit Schweine- oder Gänsefett oder Terpentin zusammengemischt, wirkt sie im Zäpfchen gegen Entzündung und Verstopfung der Gebärmutter. Ihre Abkochung leistet dasselbe, befördert auch die sog. Lochien, den Ausfluß der Wöchnerin. Die Abkochung der Wurzel, mit Wein getrunken, hilft bei Harnverhaltung, gegen die Beschwerden der Steinkranken, bei Ruhr, Nervenschmerz, Zittern und inneren Verletzungen. Auch Zahnschmerzen lindert sie mit Essig gekocht als Mundspülwasser. Die Frucht, grün und getrocknet, bringt weiße Flecken weg, wenn sie fein zerstoßen mit Essig in der Sonne aufgestrichen wird. Mit Essig und Öl eingesalbt ist sie ein Schutzmittel gegen den Biß giftiger Tiere. Sie ist auch ein wirksames Mittel bei Ruhr, Blutauswurf und Durchfall; die Abkochung der Frucht ist ein Trank gegen die Stiche der Bienen und aller kleinen Tiere, wenn sie mit Essigwasser oder Wein genommen wird. Auch die Blätter werden mit etwas Öl bei Verwundungen und Brandwunden aufgelegt. Endlich verdickt die Wurzel auch das Wasser, wenn sie, fein gestoßen, damit vermischt und an die freie Luft gesetzt wird.

Abb. 69. Eibisch (Althaea officinalis)

Die Pflanze ist reich an Schleimstoffen; Wurzel, Blätter, Blüten, früher auch die Früchte, werden vom Volke verwendet. Altheesirup, Blätter, Wurzel und einige Präparate sind heute noch offizinell. Bei Celsus (121) ist nur die Wurzel genannt, und zwar wird sie, mit Wein gekocht, bei Gelenkaffektionen als Breiumschlag gebraucht. Sie wirkt hierbei lediglich durch die Wärmeübertragung.

Für die Berühmtheit des einen ganz unschuldigen Schleim enthaltenden Eibischtees mag folgendes Scherzwort der jüdischen Kinder in Galizien sprechen. Gott heißt im Jargon „der Eiberste" (der Oberste); man sagt beim Besuche Leichterkrankter: Der Eibeschte (Gott oder Eibischtee) wird schon helfen.

Eiche (Quercus robur L.). Die Sommer- oder Stieleiche, eine Kupulifere, hat die reichsten Beziehungen zum Gemütsleben der Menschen. Bereits in der Bibel gibt es berühmte Eichen, Eichen als Denkmäler oder historische Eichen (1 Mos. 35, 4 8. Richt. 4, 11; 9, 6. 1 Sam. 10, 3). Die Griechen und Römer verehrten die Eiche als Heiligtum der höchsten Gottheit. Kränze aus Eichenblättern wurden sehr geschätzt.

Dioskurides (151 I 142 143) schreibt: Die ganze Eiche hat zusammenziehende und austrocknende Kraft; am meisten adstringiert aber von ihr die hautartige Substanz zwischen Rinde und Stamm (die Bastschichte), ebenso das, was um die Eichel herum unter der Schale ist. Die Abkochung davon wird denen gegeben, die am Magen, an Ruhr und an Blutspeien leiden; auch wird jenes fein gestoßen im Zäpfchen den an Fluß leidenden Frauen eingelegt. (Die Blätter aber verkleben frisch geschlagene Wunden.) Auch die Eicheln leisten dasselbe. Genossen sind sie harntreibend, verursachen Kopfschmerzen und Blähungen. Sie wirken gegessen gegen giftige Tiere; auch ihre

Abkochung und die der Rinde mit Kuhmilch getrunken hilft gegen Gift. Roh und fein gestoßen lindern sie als Umschlag Entzündungen, mit gesalzenem Schweinefett sind sie als Umschlag ein gutes Mittel gegen bösartige Verhärtungen und schlimme Geschwüre; die der Ilexeiche (Quercus Ilex L.) sind kräftiger an Wirkung als die der Stieleiche.

Die Wurzelrinde der Ilexeiche (daselbst 144), mit Wasser bis zum Weichwerden gekocht und eine ganze Nacht aufgelegt, schwärzt die Haare, wenn diese vorher mit kimolischer Erde abgerieben sind. Die Blätter von allen zerschnitten und fein gestoßen sind bei Geschwülsten angebracht, sie stärken auch schwache Teile. —

Die Eiche war den Germanen schon vor ihrer sprachlichen Trennung in eine östliche Völkergruppe (Goten und Skandinavier) und in eine westliche (Engländer, Friesen, Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben und Alemannen) bekannt; sie ist der echt germanische heilige Baum, dessen Frucht eine Nahrung bot für den noch nicht Getreide bauenden Urmenschen der gemäßigten Zone. Der Eichenwald war der eigentliche „Loh" der Germanen; in Oberbayern sind die Lohorte sehr häufig und waren auch die Eichenwaldungen zahlreich; denn Sebastian Frank in seinem Weltbuche (199a) berichtet: „Beyerland ist so voller Eicheln und holzops(t) das sy allen nach pauren und Anstoeßern Säuv genug ziehen und moesten"; daher auch der Ausdruck „Saubayer, Bayerfark" (tirolerisch = Ferkel). Mit dem Sturze der heidnischen Gottheiten verfiel der Eichenwald öfters dem Beil oder der Benutzung als Weidewald für das mit Eicheln zu mästende Vieh (daher Münzloh, Spannloh, Eberloh), oder er sank zum Spukorte herab, vor dem man die Jugend warnte. Eichenbestände heißen: in der Aich, Aichach, Aichat, Aichau; der Anwohner: Aichner, Aigner (Höfler 300).

Abb. 70. Tetradrachmon von Philipp V. (221—179); die Kehrseite zeigt die Keule im Eichenlaubkranze

Abb. 71. Tetradrachmon des Königs Perseus (179 bis 168); die Kehrseite zeigt den Adler auf dem Blitz im Eichenlaubkranze

Der Eichenschwamm (Polyporus fomentarius) dient als Blutstillungsmittel; das Eichenlaub, im Frühjahr gesotten, ist ein Mittel gegen Darmblutungen (Ruhr) und Frauenblutungen, Durchfall sowie Schwindsucht, auch ein gutes Buttermittel beim Vieh nach altem Sennerglauben; Eichenlaub, in kleinen Säckchen um den Leib gehangen, soll für die „aufsteigende Gebärmutter" helfen; die Eichelschalen (Hülsen) gegen Mundfäule, Halsweh, wackelnde Zähne und Durchfall. Die gemahlenen Eicheläpfel (Galläpfel), zu deren Ernte die Bauern früher „in Haufen" auszogen, sind ein antiseptisches Wundstreumittel; ist im September am St.-Michaels-Tag eine Spinne darin, so bedeutet es ein kommendes Unglücksjahr; ist eine Fliege darin, ein mittelmäßiges, eine Made ein gutes Jahr; ist gar nichts darin, so bedeutet es ein Sterben. Tabernaemontanus (685) sagt schon, daß die an unseren Eichbäumen wachsenden Galläpfel zur Arznei nichts taugen. Die als impotent angesehenen brüchigen Männer gebrauchten

sie im Mai. Überwintertes, vermodertes Eichenlaub und die ebenso gerbsäurehaltige Eichenrinde werden als Aufguß gegen Blutharnen, Ruhr, Weißfluß benützt. Die Bastrinde von jungen Eichen, in Wasser gesotten, wird als Umschlag gegen Brustkrebs empfohlen; ebenso Eichenlaub in Wein gesotten gegen den Durchfall; das überwinternde Eichenlaub scheint die erste Gerblohe für die abgezogenen Opfertierfelle gewesen zu sein; der Eichenloh wurde so zur Gerbstätte. Eichenlohbäder sind neben den Buchenlaugenbädern die ältesten, künstlichen Bäder, die heute noch volksüblich sind. Die Erfahrung, daß die Eichenrinde mehr Gerbstoff enthält als die Blätter, wird sich bald an die Erprobung des Eichenlaubes angereiht haben; das Regenwasser, in Eichstammlöchern angesammelt, benützte das Hirtenvolk als Mittel gegen das Blutharnen, ebenso das mit dem Brot mitgebackene Eichenlaub; solches Brot gab der Hirt am ersten Tag, an dem er das Vieh auf die Weide trieb, als Futter. Die Beschäftigung mit der Gerberlohe oder Eichenrinde (Gerber, Lederer) soll nach dem Volksglauben vor Pest und anderen Seuchen schützen; kurzum, die antiseptische und zusammenziehende Wirkung des in der Eiche enthaltenen Tannins (Gerbsäure) war dem Volke längst vor der Darstellung desselben empirisch bekannt; das Kultmittel war eben im Laufe der Jahrhunderte zum empirischen Mittel geworden (300).

Eichenrinde war lange Zeit offizinell, ihre Abkochung diente zur Bereitung des Kataplasma ad decubitum (Umschlag gegen das Aufliegen). „Eichenrinde, mit Milch genossen, widerstrebt allen Giften," sagen die Kräuterbücher. Die Früchte werden als Sem. Quercus tost. (Eichelkaffee) verwandt.

Eichhörnchen (Sciurus vulgaris L.), das Eichkatzel.

Falb-feurig gemantelter Königssohn
Im blühenden, grünenden Reiche,
Du sitzest auf ewig wankendem Thron
Der niemals wankenden Eiche. Rückert.

Nach alter Vorstellung waren Gehirn und Fleisch des Eichhörnchens kräftige Heilmittel. Die hl. Hildegard (289) berichtet: Das Eichhörnchen ist warm und hat etwas von der Natur der wilden Tiere und Vögel in sich. Gegen die schlimmste Gicht soll das Eichhörnchen ohne Kopf und Eingeweide am Feuer gebraten und währenddessen mit Bärenfett bestrichen werden, so daß dieses abläuft; das Gebratene werde dann abgepreßt, das davon erhaltene Fett mit dem vorigen gemischt und als Salbe verwandt. Brehm (90) erzählt, daß noch heutzutage hie und da der Glaube herrsche, das Pulver verbrannter männlicher Eichhörnchen sei das beste Heilmittel für kranke Hengste, weiblicher für kranke Stuten. Seiltänzer essen Eichhörnchen, um bei gefährlichen Kunststücken vor Schwindel und Unfall gesichert zu bleiben. Das Hirn des braunen oder roten Eichkätzchens wird gegessen, um ein scharfes Gedächtnis zu bekommen. Das rote Eichkätzchen ist ein dem rotbärtigen Donnergotte (Eiche) geweihtes Tier (300). Auf seinem Kopfe sieht man zuweilen eine kleine Krone. Die Eichhörnchen sollen verwünschte Menschen sein, und sie leiden an der fallenden Sucht, was, wie ihre rote Farbe, darauf hinweist, daß sie zu den Tieren Donars gehören (104).

Eidechse (Lacerta agilis L.), die Smaragd- oder Grüneidechse, Gruenz (L. viridis L.), die Mauereidechse (L. muralis L.) haben eine große volksmedizinische Vergangenheit. Dioskurides (151 II 75) meldet: Der Kopf der Eidechse, aufgelegt, zieht Splitter aus und alles, was sich im Körper festgesetzt hat, vertreibt aber

auch (gewöhnliche) Warzen und solche mit dünnem Stiel, ferner Hühneraugen. Die Leber derselben, in die hohlen Zähne gesteckt, bewirkt Schmerzlosigkeit. Das ganze Tier gespalten und aufgelegt macht die Skorpionstiche unschädlich. Über die Zähigkeit ihres Lebens und das Wiederwachsen verlorener Organe finden sich bei Aelian II 23 und V 74 wunderliche Erzählungen.

Dioskurides (151 II 70) spricht von einer chalkidischen Eidechse (Erzschleiche?, s. d.), welche die von ihr selbst Gebissenen heilt, wenn man sie in Wein trinkt. Brüche bei Kindern behandelt man so, daß man sie im Schlafe von einer grünen Eidechse beißen läßt und dann letztere an einem Rohre befestigt in den Rauch hängt; sobald das Tier stirbt, heilt der Bruch. Oder man fängt eine männliche Eidechse — sie hat unter dem Schwanze nur eine einzige Höhlung —, läßt sie durch Gold oder Silber oder ein purpurnes Tuch hindurch in den Bruch beißen, steckt sie dann in einen neuen Becher und setzt sie dem Rauch aus (543 30). — Die hl. Hildegard (289) schreibt: Die Eidechse ist warm und trocken, ihr Gift nicht schädlich. Bei Kopfgrind soll eine zu Pulver verbrannte Eidechse mit Wein ausgezogen und dieser mit altem Schmalz zu Salbe verrieben werden. — Die Eidechsen sind nach Ansicht der Schwaben, welche sie Eckäse heißen, Prinzessinnen, die wegen ihrer Eitelkeit in Tierchen verwünscht und verwandelt worden sind. Der Schwanz soll ihr langes schönes Haar gewesen sein (104).

Gegenwärtig begnügen wir uns mit Anerkennung des Nutzens, welchen uns die Eidechsen durch Wegfangen von allerlei schädlichem Kleingetiere gewähren; in früheren Zeiten wußte man noch anderweitige Vorteile aus ihnen zu ziehen. „Der grüne Egochs gall", sagt Geßner (223), „so der stam des boums damit beschmiert wirdt, söllend die öpffel an dem boum nit faulen noch wurmäßig werden. Bey den Africanern kompt sölch fleisch der thieren auch in die speyß: sol insonderheit gut sein denen so das hufft wee habend. Dieser thieren fleisch zerschnitten, roum, oder gesotten, in der speiß dem Habich oder Falken gegäben, oder damit gewäschen, verenderet jm in kurztem seine fäderen. Dise thier one den kopff vnd süß in weyn gesotten, dauon getruncken alle morgen ein bächer voll, sol den absterbenden leyb wider bringen, oder die lungensüchtigen, den Etticken heilen. Diser thieren fleisch, blut, äschen oder sy in ein glesins geschirr, sampt etlichen eysinen oder silbernen oder guldinen ringen beschlossen auff 9. tag, demnach sy lassen louffen, dise ring getragen, söllend ein sonderbare artzney sein trieffenden, roten vnd prästhaften ougen. Diser grünen Heidachsen, oder vnserer gemeinen, auch der grünen 7. sol man in einem pfundt gemeins öls werffen, also zubedeckt lassen erstercken, drey gantzer Tag wol sonnen, damit daß rot vnd fließend angesicht beschmiert, macht es lauter vnd rein. Etlich siedend dise thier in dem öl, verhindert auch das außgerafft haar, daß es nicht weyter wachsst: söllichs thut auch die gall von den thieren, mit weyßem weyn an der Sonnen zu einem dicken brey genracht."

Einhorn (Monoceros), ein fabelhaftes, wildes Tier von Pferdegestalt, welches auf der Stirne ein langes, gewundenes, in eine scharfe Spitze auslaufendes Horn trägt. Der Stoßzahn des Narwales wurde als „Einhorn" bezeichnet.

Die schönste Darstellung des Einhornes als des Symbols der Keuschheit verdanken wir Moretto (s. Tafel). Die Heilige steht in der Mitte des Bildes in einer lichten Landschaft und blickt auf einen ihr zur Linken knieenden Mann nieder. Mit der Rechten hält sie den Palmenzweig, mit der Linken erfaßt sie den Mantel aus Goldbrokat, welcher von der linken Schulter niederfällt und den unteren Teil ihres roten Kleides bedeckt. Eine

schmale, lichtblaue Schärpe ist um den Leib gewunden, blau sind auch die Sandalen an ihren Füßen. Über dem Busen trägt sie ein weißes Schleiertuch. Das Haupt ist unbedeckt, ein dünnes blaues Band hält das blonde Haar zusammen, das in Zöpfe geflochten ist. Ihr Gesicht, im Dreiviertelprofil, zeigt die rechte Seite, und mit gütigem Blicke schaut sie auf den Mann zu ihren Füßen nieder, der sein Auge zu ihr emporrichtet und betend die Hände faltet. Sein bärtiges Antlitz zeigt einen noch jungen Mann; das Haupt ist mit einem schwarzen Barett bedeckt; das schwarze Gewand, an den Ärmeln weiß gepufft, läßt das weiße Hemd am Halse sehen. Weiß ist auch die Bekleidung der Beine, die Hände sind in grauen Handschuhen. Vorne, zur Rechten der Heiligen, gewahrt man als Sinnbild der Jungfräulichkeit ein weißes Einhorn, das vor Justina kniet. Zu ihren Füßen sprießt das Moos, und die Blumen erblühen. Über ihrem Haupte sieht man die Zweige und das Blattwerk eines Baumes und hinter ihr in eine schöne Gegend hinein; erst Wiesen, Hügel und Baumgruppen, dann ein befestigtes Bergstädtchen, dann Wälder, Berge, und endlich den lichten Himmel. — Die hl. Justina war in Antiochien von heidnischen Eltern geboren. Sie wurde Christin, bekehrte auch ihre Eltern und weihte sich der Kirche. Ein vornehmer Jüngling, von ihrer Schönheit berückt, wollte sie zur Ehe zwingen und wurde Christ. Im Jahre 304 unter Kaiser Diokletianus wurden beide, Justina und Cyprianus, gemartert und enthauptet. Diese Legende bringt auf die Vermutung, daß der vor Justina knieende Mann Cyprianus sei. (?) Man wollte in ihm auch eine Ähnlichkeit mit den Bildnissen Alfons I., Herzogs von Ferrara, finden, der zuerst mit Anna Sforza, dann mit Lukrezia Borgia vermählt war, und nahm an, daß die Angebetete seine Geliebte Laura Eustochia sei. Auch für den venezianischen Senator Lodovico Barbo wurde der knieende Mann gehalten, weil dieser zu Padua im Kloster der hl. Justina eine Reform vornahm (Engerth, Beschreibendes Verzeichnis I).

Ein älteres Werk ist die „heilige Jungfrau mit dem Einhorn" von Mariotto Albertinelli, das wir mit gütiger Erlaubnis des Grafen Carl Lanckorowski reproduzieren (s. Tafel). Hier spielt das Wundertier geradezu die Rolle eines Hündchens.

Die hl. Hildegard (289) meldet: Das Einhorn ist mehr warm als kalt, sehr stark, nährt sich von reinen Kräutern und macht beim Laufen Sprünge. Es scheut den Menschen und alle anderen Tiere, die nicht zu seiner Art gehören, es kann daher nur schwer gefangen werden. Namentlich fürchtet es sehr den Mann und weicht ihm aus, nähert sich aber dem Weib. Es war einmal ein Philosoph, ein Zoologe, welcher das Einhorn auf keine Weise fangen konnte. Einst ging er auf die Jagd in Begleitung von Männern, Frauen und jungen Mädchen, letztere blieben zurück und spielten mit Blumen. Das Einhorn, diese erspähend, hielt in seinen Sprüngen inne, setzte sich auf die Hinterläufe und starrte sie unaufhörlich an. Der Philosoph betrachtete sich die Sache und sah ein, daß das Tier mit Hilfe der jungen Mädchen zu fangen sei, schlich sich von hinten heran und griff es. Das Einhorn wunderte sich nämlich beim Anblicke der jungen Mädchen, daß sie keinen Bart trotz der menschlichen Gestalt haben, und wenn ihrer 2 oder 3 sind, dann ist sein Staunen um so größer und der Fang um so leichter. Es müssen aber vornehme Frauen und nicht Bauerndirnen sein. Unterhalb des Hornes befindet sich ein Erz (vielleicht richtiger zu lesen ein Knochen), so durchsichtig, daß man sich darin spiegeln kann, aber ohne Wert. Die Leber wird gegen Aussatz und ähnliche Leiden angewandt; ein aus der Haut geschnittener Gürtel schützt gegen Pest und Fieber. Ein unter das Eß- oder Trinkgeschirr gelegter Huf läßt bei warmen Speisen und Getränken durch Heißwerden, bei kalten durch Rauchen erkennen, ob Gift beigemischt ist.

Ein Knochen vom Einhorn, wenn möglich sein Horn selbst, war das trefflichste Mittel gegen eine Menge von Krankheiten, die „fallende Sucht", Gift und Pestilenz. Im Jahre 1565, während des nordischen Siebenjährigen Krieges, mußte Friedrich II. von Dänemark sein Einhorn für ein größeres Darlehen zum Pfande geben. Im Jahre 1588 war der Vorrat Johanns III. von Schweden aufgebraucht, so daß er an seinen Sohn, König Sigismund von Polen, schreiben und ihn bitten mußte, ihm doch endlich neues zu verschaffen. (Gjörwell, Svenska Magazinet [1766] 713.) Leute die nicht imstande waren, sich Einhorn zu beschaffen, behaupteten, daß Klauen und Geweih des Elentieres (s. d.), wenn es zwischen den beiden Marientagen erlegt war, in vieler Hinsicht ein ebenso kräftiges Mittel wären. Die Kurfürstin Anna von Sachsen hatte darum Löffel von Elentierhorn. (Weber, Anna Kurfürstin zu Sachsen 192.) Gegen die „fallende Sucht" war solch ein Mittel unfehlbar, und der Grund war leicht zu fassen, da das Elentier selbst zu dieser Krankheit neigte. Als ein Franzose, de la Martinière, im 17. Jahrhundert in Norwegen an einer Elentierjagd teilnahm, stürzte wirklich ein Tier, von dieser Krankheit getroffen, und der zuvorkommende Wirt schenkte dem Fremden sofort die Klaue des linken Hinterbeines als Mittel gegen Fallsucht. Der übermütige Empfänger antwortete: Wenn das Mittel wirklich gut ist, so ist es wunderbar genug, daß das Biest sich nicht hat selbst helfen können (444a). Der spöttische Franzose wußte eben nicht, daß das Elentier (Elch, Elk) sich selbst kuriert, indem es sich die Klaue des Hinterbeines in das Ohr steckt (703).

Holuby schreibt uns von den Slowaken (309): Bis heute ist der Glaube verbreitet, daß die Stoßzähne und andere Knochen vom Mammut Hörner und Knochen des fabelhaften Einhornes seien. Bei den Erdabgrabungen am Ostabhange des Turecko fand man im Jahre 1905 einige Mammutrippen, die von den Arbeitern verschleppt wurden, um sie gelegentlich pulverisiert als Spezifikum gegen das Wechselfieber einzunehmen.

Einpflöcken von Krankheiten beruht auf der alten Erfahrung, daß man Krankheiten auf andere Lebewesen übertragen, und auf der unrichtigen Vermutung, daß man sie auch auf tote Gegenstände übertragen kann. Man gibt Ausscheidungen von Kranken, Haare, Nägelabschnitte Tieren als Futter, man vergräbt sie in Ameisenhaufen, man keilt sie in Baumstämme ein (Einkeilen).

Der entsetzliche Aberglaube, daß ein Mann Geschlechtskrankheiten, Tripper oder Syphilis, los wird, wenn er mit einer Jungfrau verkehrt, ist allgemein verbreitet.

Über das Einpflöcken von Krankheiten hat Albert Hellwig eine interessante Arbeit vor kurzem veröffentlicht (277a). Die Einpflöcken, Verpfropfen, Verheilen, Gesundbohren, Verpflanzen oder Vernageln genannten Heilmethoden haben das gemeinsam, daß man glaubt, die Krankheiten auf einen Baum übertragen zu können, indem man Aussonderungen des kranken Körpers oder sonstige mit dem Patienten in enger Beziehung stehende Gegenstände in einen Baumstamm einfügt und die entstandene Öffnung wieder verschließt. Am häufigsten werden Zahnschmerzen und Brüche verheilt, aber auch Gelbsucht, Ohnmacht, Blattern, Pest, Gliederreißen, Abzehrung, Warzen, Fieber, Kopfschmerzen und andere Krankheiten. Die Zigeuner verheilen sogar die durch einen bösen Geist hervorgerufene Unfruchtbarkeit ihrer Frauen (s. unten). Auch die Bäume, auf welche die Krankheit übertragen wird, sind nicht immer dieselben. Stets aber sind es Bäume, die in irgendeiner Beziehung zu dem heidnischen Kultus standen und daher im Volksglauben häufig bei magischen Prozeduren eine Rolle spielen, oder es sind Bäume,

die sich durch besonders rasches Wachstum auszeichnen und infolgedessen am besten geeignet sind, den Krankheitsstoff zu absorbieren. Häufig muß es eine Weide, ein Holunderbaum sein, häufig auch ein Kirsch-, Pflaumen-, Pfirsich- oder sonstiger Obstbaum. Aber auch Lindenbaum, Esche, Haselstaude, Hagebutte, Vogelbeerbaum und Felberbaum kommen vor. Im Vogtland und in der Lausitz gelten als geeignet jene Bäume, in die der Blitz eingeschlagen hat; in Ungarn wird ein Friedhofsbaum gewählt, was mit dem Totenkult zusammenhängt. Die Prozedur des Einpflöckens wird vor Sonnenaufgang und bei abnehmendem Monde vorgenommen.

Im Jahre 1788 wurde folgende Prozedur in Sodersleben ausgeführt. Der Dorfhirt nahm einen an Blattern erkrankten Jungen nach Sonnenuntergang mit in das Holz und schlug einen Nagel von einem schwarzen Hengst in einen Baum, nachdem er mit dem Nagel Blut oder Eiter einer Wunde oder eines Geschwürs des Kranken berührt hatte. „Dies war die ganze Kur, wobei noch verschiedene Grimassen gemacht wurden."

Im Vogtlande, besonders in Reichenbach, und in der Lausitz werden Zahnschmerzen und Brüche „vernagelt". Man macht Holzstifte von Bäumen, in die der Blitz eingeschlagen hat, und schlägt sie unter Beobachtung gewisser Formeln, am liebsten an einem Karfreitag vor Sonnenaufgang in einen Baum. Gleichzeitig werden durch den Holznagel auch Gegenstände, die von dem Kranken herrühren, z. B. Haare, mit eingeklemmt. Zahnschmerzen vertreibt man in Reichenbach auch dadurch, daß man einen Zweig von einem Baum, ohne ihn abzuschneiden, zuspitzt und damit so lange in dem kranken Zahne stochert, bis Blut herauskommt. Das zugespitzte blutige Ende wird hierauf in die Rinde des Baumes festgesteckt, so daß von dem Zweig ein Öhr gebildet wird. Derartig umgebogene Zweige, die vielfach mit dem Stamme wieder verwachsen sind, kann man in der Umgebung von Reichenbach oft sehen. Sobald jemand den Zweig herauszieht, soll der Zahnschmerz wiederkommen. In Bayern, und zwar im Allgäu, lebte um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein alter Knecht, der den Leuten von Zahn- und Kopfweh, sowie „allerlei Schmerzen" helfen konnte, indem er einige Haare und abgeschnittene Fingernägel der Patienten in Papier eingewickelt in einen Obstbaum einbohrte. Der Historienmaler Fischer sah dies einmal und zog gleich darauf den Zapfen und das Papier, in dem sich die Haare und Nägel befanden, heraus; da bekam ein Mädel, das dadurch hätte geheilt werden können, zwei Monate hindurch entsetzliche Zahnschmerzen. „Allmählich starben in der Umgegend die meisten Obstbäume ab; den Leuten aber wurde immer geholfen." Gegen Fallsucht nimmt man in der Karwoche unter bestimmten Zeremonien von dem Patienten Blut, schreibt den Spruch aus Jesaias 53, 45: „Fürwahr er trug unsere Krankheit und lud auf sich unsere Schmerzen" auf ein Blatt Papier, taucht dieses in das Blut und pflöckt am Karfreitag vor Sonnenaufgang dies Papier in einen Obstbaum unter Aussprechen des Namens der Dreieinigkeit; nachher betet man noch 3 Vaterunser und den Glauben. Bemerkenswert ist hier die religiöse Gestaltung der Heilprozedur. Auch wird das Blut eines Fallsüchtigen, gleichfalls am Karfreitag, in einen Elsbeerbaum verkeilt: „Wie das Blut verwächst, hören die Geister auf." Auch verbohrt man bei Gicht die abgeschnittenen Fußnägel in einen Eichbaum. Schließlich braucht man noch folgendes Mittel gegen Zahnweh. Man löst im Frühjahr an einem jungen Weiden- oder Erlenbaum auf der dem Sonnenaufgange zugekehrten Seite behutsam die Rinde los, schneidet einen Splitter heraus, stochert mit ihm am Zahnfleisch, bis es blutet, und befestigt dann den Splitter wieder im Stamm, zieht die Rinde wieder darüber und verbindet oder verklebt sie. „Sobald der Splitter

wieder eingewachsen, vergeht der Schmerz, wo nicht, muß die Operation wiederholt werden." Dieselbe Operation wendet man auch zur Beseitigung von Muttermälern an.

In Unterfranken verkeilt man die Schwindsucht frühmorgens auf der Ostseite eines Nußbaumes bei zunehmendem Mond und das „Schwinden" Freitags vor Sonnenaufgang in einen beliebigen Baum. In Oberfranken, und zwar in Gössenreuth, wird Bruchschaden bei abnehmendem Monde vor Sonnenaufgang unbeschrieen unter gewissen Zeremonien verkeilt. „Ist der Baum verwachsen, so wird auch der Bruch verschwunden sein." In Hessen wird ein Stückchen kranker Haut, werden auch Nägel oder Haare unter die Rinde eines Baumes gebracht. Bei Neukirchen im Kreise Ziegenhain braucht man hierzu die Eberesche (s. d.), die ehedem dem Heilgott Donar geheiligt war. „Sobald die Rinde darüber wächst, soll der Kranke von seinen Krämpfen befreit sein". Auch in vielen Orten Badens werden Krankheiten durch Einpflöcken auf Bäume übertragen. So schneidet man in Reichenbach einem am Bruch leidenden Knaben die Nägel ab, zieht ihm 7 Haare aus und bohrt sie, in Papier eingewickelt, am Neumond „unbeschauen" vor Sonnenuntergang in den Stamm eines Kirschbaumes, daß die Rinde darüber wächst. Sägt man aber einen solchen Baum ab, so bekommt man den Leibschaden. Ähnlich versteckt man in Reckingen bei Zahnweh den Zahnstocher in einer Weide, und in Ottersdorf legt man die Wirbelhaare eines Bruchleidenden in einen Weidenbaum. In Höheseld werden die Fingernägel von einem Gichtischen in das Loch eines Weidenbaumes unter 3 Vaterunsern verkeilt. Das sog. „Gliederwesen" heilt man in Todtnau, indem man einen Blutstropfen des Kranken in eine hohle Hagebutte rinnen läßt, diese verstopft und in einen Baum hineinbohrt.

Auch aus Österreich liegt eine ganze Reihe ähnlicher Berichte vor. In dem Schlosse St. Martin in Oberösterreich, an der bayerischen Grenze, lebte in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ein alter Mann, der jeden Leibschaden heilen konnte. Man schrieb Vor- und Zunamen auf Papier, dieses steckte der Heilkünstler dann in eine Weide und nagelte es mit einem hölzernen Nagel zu. Nach einem halben Jahr wurde der Schaden geheilt, wenn man außerdem tagtäglich 5 Vaterunser gebetet hatte. In Siebenbürgen kennt man gegen Zahnschmerzen folgendes Mittel: Man bohre ein Loch in einen Baum, stelle sich hin, kaue mit dem wehen Zahn ein Brotstück; die Hälfte schlucke man, die andere Hälfte aber keile man ins Bohrloch und spreche: „Baum, ich gebe dir die Hälfte von dem, was ich habe; nimm mir ab den ganzen Schmerz und führ ihn zur Erde nieder." Der Krankheitsstoff soll also durch die Baumwurzeln in die Erde geleitet werden.

In Böhmen pfropft man Zahnschmerzen auf schnell wachsende Bäume, insbesondere auf Weiden, Holunder oder Hasel. Mit einem Baumsplitter bringt man das Zahnfleisch zum Bluten, schiebt den Splitter wieder in den Baum hinein und verstreicht ihn mit Lehm. Ähnlich verfährt man mit einem eisernen Nagel, den man bis an den Kopf in den Baum hineinschlägt.

Im Egerland sollen Haar und Nägel, im abnehmenden Mond abgeschnitten, in ein Bäuschlein gebunden und in einen grünen, gesunden Weidenbaum verbohrt, für das Gliederreißen gut sein. Auch soll es gewiß helfen, wenn man einen geschundenen Arm oder ein solches Bein blutrünstig macht, im zunehmenden Mond dies Blut abwischt, mit dem Papier oder Stück Zeug zusammenwickelt und in eine Esche verbohrt.

Ein Rezept gegen Zahnweh aus dem Berner Oberlande lautet: „Nimb Einen Issigen nagel Vnd grübli den Zann Schlage in Einen baum Kehr deich Gägen Sonen

auf gang es wird bal besser werden." Gleichfalls im Berner Oberlande stochert man mit einem aus einem Baume herausgeschnittenen Holzsplitter das Zahnfleisch und pflöckt den Splitter dann wieder ein. Oder man verkeilt auch ein Haar in einen Baum und meint, daß die Zahnschmerzen erst wiederkommen, wenn der Baum umgehauen wird. Verschiedene Schweizer Sagen berichten uns, wie die Pest in Bäume verkeilt wurde.

Bei den Südslawen wird das Einpflöcken auch als Präservativ vor Krankheiten vorgenommen: Wenn dem Kinde der erste Zahn ausfällt, so nimmt ein altes Weib den Zahn, bohrt ihn in den Stamm eines alten Weidenbaumes hinein und keilt dann die Öffnung mit einem Pfropfen zu. Dies geschieht, damit das Kind nie Zahnweh bekomme. In Ungarn gebraucht das Volk folgendes eigenartige Heilmittel bei Gelbsucht: Man trägt einen Totenknochen am bloßen Leibe bei sich, schlägt täglich dreimal sein Wasser auf das Knöchlein ab, wobei man sagt: „Was gelb ist in mir, das gebe ich dir", und steckt dann nach 9 Tagen das Knöchlein in das Loch eines Friedhofbaumes, worauf der Kranke aufs eiligste nach Hause laufen muß.

Bei den Zigeunern werden Bruch und Kropf bei abnehmendem und Unfruchtbarkeit der Frauen bei zunehmendem Mond in einen Linden- oder anderen Baum verbohrt: Ist das Bohrloch wieder überwachsen, so ist auch das Gebrechen geheilt.

Hellwig (277a) zieht auch juristische Folgerungen: Wenn das Einpflöcken in dem Glauben an die Wirksamkeit der Prozedur vorgenommen wird, so kann es zwar nicht zweifelhaft erscheinen, daß eine strafbare Sachbeschädigung vorliegt; denn hierzu genügt, daß dem Baume vorsätzlich eine Verletzung beigebracht wird. Wohl aber wird ein Richter, welcher diesen Glauben kennt, den Täter selbst dann möglichst milde bestrafen, wenn durch seine Heilprozedur etwa der Baum zugrunde gegangen sein sollte; denn der Täter hat nicht mit dem Einpflöcken das Absterben des Baumes herbeiführen wollen oder gar den Baum böswillig und lediglich aus Roheit angebohrt, sondern wünschte vielmehr nichts sehnlicher, als daß die Verletzung des Baumes recht bald wieder heilen möchte, denn nur dann glaubt er ja von seiner Krankheit befreit zu sein.

Eisen (Ferrum) ist in verschiedenen Verbindungen und Zubereitungen ein altes Heilmittel. Der Eisenrost (Ferrum oxydatum) zieht zusammen (Dioskurides 151 V 93), im Zäpfchen eingelegt stillt er den Fluß der Frauen, innerlich genommen verhindert er die Empfängnis. Mit Essig aufgestrichen heilt er Rose und Ausschlag; er ist ferner sehr heilsam bei Nebennägeln, übergewachsenen Nägeln, rauhen Augenlidern und Geschwülsten, macht das Zahnfleisch fest, hilft als Salbe bei Gicht und bewirkt nach der Fuchskrankheit (Haarschwund) dichtes Haar. Wasser oder Wein, worin glühendes Eisen abgelöscht ist, wirken getrunken als gutes Mittel bei Unterleibsleiden, Ruhr, Milzsucht, Cholera und durch Durchfall angegriffenem Magen. Ähnliche Heilwirkungen sollte Eisenschlacke entfalten, zudem, mit Sauerhonig getrunken, gegen Sturmhutvergiftungen gut sein. Der Eisenhammerschlag (Squama ferri) hat dieselbe Kraft wie der Kupferhammerschlag, aber darin, den Bauch zu reinigen, bleibt er hinter dem Kupferhammerschlag zurück (151 V 90). Celsus (121) nennt ihn unter den blutstillenden Mitteln.

Auch die Berührung des Eisens verleiht Kräfte. Wenn die Weiber nach der Entbindung aus der Kirche heimkehren, nachdem sie in die Kirche geführt wurden, pflegen sie auf ein an die Schwelle gelegtes Eisenstück zu treten, damit sie so stark und fest wie das Eisen werden (Rumänen der Bukowina 140).

Wir sahen in Galizien sowohl bei Bauern als auch bei Stadtbewohnern den Brauch, blassen Kindern Äpfel zu geben, in welchen wochenlang Eisennägel staken und rosteten. Dasselbe geschieht in Dalmatien (313).

Eisenkraut (Verbena officinalis L.), eine Verbenazee, der man arzneiliche Kräfte zuschrieb. Das Isenkraut steht in besonderer Beziehung zum Planeten Venus, gibt große Liebeskraft und macht bei allen angenehm. Kinder bekommen dadurch Verstand und Neigung zum Lernen; es bringt Wohlhabenheit und erhöht den Reichtum. In den Acker gesteckt, verschafft es reiche Ernte. Gibt man es einer Wöchnerin ins Bett, so wird weder ihr noch dem neugeborenen Kinde Schaden geschehen. Es verjagt alle Gespenster und Zaubereien. Kurz, es war das Kraut aller Kräuter; keines konnte sich so vieler Kräfte rühmen. Wird das Isenkraut mit einem goldenen oder silbernen Werkzeug aus der Erde gehoben, so muß es liegen bleiben, bis der Morgentau auf dasselbe fällt, während welcher Zeit man es nicht verlassen darf. Einige bestimmten zum Ausgraben den Maria-Himmelfahrts-Tag, andere den St.-Johannis-Abend usw.

Abb. 72. Eisenkraut (Verbena officinalis)

Sebastian Frank schreibt (199a): „Am St.-Johannis-Tage (24. Juni) machen sie (in Franken) ein Simet-Feuer, tragen auf diesen Tag sundere Krenz auf, weiß nicht, aus was Aberglauben, von Beifuß und Eisenkraut gemacht, und hat schier ein Jeder ein blau Kraut, Ritterſporn genannt, in der Hand: welcher dadurch in das Feuer siehet, dem thut das ganze Jahr kein Auge weh; wer vom Feuer zu Hause weg will gehen, der wirft dieses sein Kraut in das Feuer, sprechende: Es geh hinweg und werd verbrennt mit diesem Kraut all mein Unglück. Grimm (237) bringt aus Thurneissens Erklärung der Archidoxen (Berlin 1575 Bl. 76) die wahrscheinlich aus lateinischen Quellen geflossenen Verse:

Verbenae, Agrimonia, Modelger,
Charfreitags gegraben, hilfft dich sehr,
Daß dir die Frauen werden hold;
Doch brauch kein Eisen, grab's mit Gold.

Neues bringt auch Chevalier (126a): In dem Werk über die Skrofeln von Morley wurde, um den vielgeschmähten Charakter und den Gebrauch des Eisenkrautes wiederherzustellen, empfohlen, die Wurzel der Pflanze mit einer Elle weißen Atlasbandes um den Hals zu binden und sie zu tragen, bis der Patient geheilt ist.

Die Pflanzennamen: Altarkraut, Opferkraut, Segenkraut, auch Isiskraut, bei älteren Schriftstellern, bedürfen keiner weiteren Aufklärung. Lorinser (Botanisches Exkursionsbuch. Wien 1883) bringt Dinskraut, mit dem Vorwort: Es mußte an dem Ziu geheiligten Tage — dem Dienstage — gebrochen werden, und war heiliges Opferkraut bei Kriegs- und Friedensbeschlüssen. Wer Dinskraut bei sich trug, der wurde auf dem Wege nicht müde und niemals irre; es schützte vor Unglück und vor allem Zauber; doch mußte man es am Morgen vor Sonnenaufgang mit Gold graben.

Das Eisenkraut hatte nach Busch (104) allerlei schätzbare Eigenschaften und nur die eine schlimme, daß es den Hexen Material zu ihrer Zaubersalbe lieferte. Die Pferde liefen schneller, wenn „Isenkrut" an ihrem Schweife befestigt war, womit die noch jetzt

Aleſſandro Bonvicino (Moretto, 1498—1555): Hl. Juſtina
(Kunſthiſtoriſches Muſeum in Wien)

im Passeier herrschende Meinung zu vergleichen ist, daß man nicht müde werde, wenn man Eisenkraut in den Schuhen trage. Kinder, denen man es in die Wiege legte, gediehen und lernten später fleißig; die Saat des Ackers, auf den man die Pflanze eingegraben, trug reichliche Frucht. Das Eisenkraut schützte ferner vor Bezauberung, es machte giftige Tiere unschädlich; wer sich mit ihm bestrichen hatte, dem konnte niemand seine Liebe versagen. Es war auch „ein gut Kräutlein für unfriedsame Eheleute".

Betreffend die besondere Vorsicht, die beim Graben der Verbena gebraucht werden soll, ist auch an den alten Spruch zu erinnern (s. oben):

Verbeen hilft dir sehr,
Daß dir die Frawen werden hold
Doch brauch kein eisen
Grabs mit goldt.

Der Brauch der Verbena ist in Österreich noch lebendig. Gegen schmerzhaftes Zahnen und gegen das Verschreien wird Kindern Eisenkraut in einem Säckchen um den Hals gehängt. Dr. Paris ist in der geschichtlichen Einleitung zu seiner „Pharmakologie" eine ausreichende Erklärung für den Verbena-Wunderglauben geglückt. Hiernach bezeichnete der Ausdruck verbena (gleichsam herbena) alle Kräuter, welche man ihrer Verwendung bei den Opfern wegen für heilig hielt. Da aber vorzüglich ein Kraut für diese Gebräuche verwendet wurde, so bezeichnete das Wort verbena nach und nach das eine besondere Kraut, das Eisenkraut, das seinen großen Ruf bis in unsere aufgeklärten Tage zu erhalten wußte (Kronfeld 388).

Nach dem Glauben der Rumänen in Siebenbürgen hat jener, der das Eisenkraut besitzt, die Kraft, alle damit berührten Schlösser zu öffnen (140).

Elen (Alces palmatus), Elentier. Elenhaut wurde hochgeachtet und teuer bezahlt. „Sein Haut," sagt Geßner (223), „gibt gar gute Leybgöller (Koller), das regen, auch stich, vnd schwärtschläg aufhebt, vnd etwan annstatt eins harnefchs zu vnfern zeyten angelegt wirt. Ein Ellendshaut gilt etwann drey biß in vier Ducaten, vnd wirt als vnderschidlich von der einer Hirtzenhaut erkennt, daß sy lufftlöcher hat, vnd der so sy aufblaßt des athens in der übergehebten Hand empfindet." In früheren Zeiten wußte man noch weit mehr aus dem Elentier zu machen. Es wurden allerlei Heilmittel von ihm gewonnen, und der Aberglaube fand reichlich Nahrung durch die wunderbaren Kuren, welche man damit bewirkte; galt ja doch das Tier den alten Preußen als eine Gottheit. Insbesondere Elentierklauen standen, weil man sie als eine treffliche Arznei gegen fallende Sucht und andere Gebresten anfah, hoch in Ehren wie im Preis und wurden zerfeilt eingenommen, in Ringform getragen, als Amulette verwendet und sonstwie benutzt, auch oft verfälscht, d. h. durch Kuhklauen ersetzt. Gescheite Leute gaben freilich schon zu Ende des 16. Jahrhunderts nicht viel auf den mit solchen Klauen getriebenen Heilschwindel. „Herr Geßner", bemerkt sein Übersetzer, „sagt, er habe etwann erfahren, daß söllichs geholffen, etwann habe es nit helfen wollen, vnd vermeinet, was also der arzney gebraucht werde, da etwas aberglauben bey sein müß, daß dieselb ye dem Glauben nach, dessen der sy nimpt, vil oder wenig helffe. So seye diese Verwänung, daß Elendsklaw für söllichen siechtagen (fallende Sucht) gut sey, dahär entstanden, diweyl es täglich auch dise krankheit hat. — Anstatt der Ellendsklawen, da sich dann wol zu verwarnen, verkauffen die landfarer etwan kuklawen; doch so man es feylet vnd auff kolen wirfft, hat es ein guten geruch, da kuhorn stinckt". (Siehe Einhorn.)

Elster (Pica caudata), Atzel, Azel, Alster, Schalaster, Algarde, Hefte, Heister, Angerst, Gartenrabe, ist ein Opfer des Volksaberglaubens. Sie steht in enger Beziehung zu verschiedenem Zauberwerke. Sie ist im allgemeinen ein Unglücksvogel, und häufig nehmen Hexen ihre Gestalt an. Wenn 9 Elstern beisammen sind, behauptet man im Lechtale, so ist unfehlbar eine Hexe darunter. Einst schoß jemand in Graubünden nach einer Elster, da fiel eine halbe weibliche Brust herab. Setzt sich in Schwaben eine Elster, die hier geradezu Nagel- oder Gagelhexe heißt, auf ein Haus, so muß binnen 3 Tagen jemand darin sterben. Zwar meint man in Schlesien, wenn die Elster recht munter „schackere", d. h. schwatze, so habe man liebe Gäste zu erwarten; sonst aber weiß sie hier nichts als Unangenehmes zu prophezeien. Wenn sie in der Neumark auf die Erde herabfliegt, so stirbt bald jemand. Schreien in Tirol Elstern um ein Dorf, so hat dasselbe Hungersnot oder große Sterblichkeit zu befürchten. Umschweben sie ein Haus, so gibt es darin bald Unfrieden, einen Unglücksfall oder auch unwillkommenen Besuch. In Westpreußen und Hessen ist in dem Hause, vor dem eine Elster sich hören läßt, an demselben Tage noch Zank und Streit, und in der Wetterau bedeutet der Flug eines solchen Vogels über ein Dorf, daß man hier bald einen Leichenzug sehen wird. Wer zu Münster im unteren Inntale eine Suppe ißt, in der man eine Elster gesotten hat, der wird irre (Busch 104).

Abb. 73. Elster (Pica caudata)

Eine im März erlegte, an der Stalltür hängende Elster hält Fliegen und Krankheiten vom Vieh ab (Tirol 154); eine in den 12 Nächten geschossene, verbrannte und zu Pulver gestoßene Elster ist ein Heilmittel gegen Epilepsie (90). Dieses sehr berühmte — in Wirklichkeit gänzlich wirkungslose — Volksheilmittel heißt Diakonissenpulver.

Ein Dorfpastor bei Dresden heilte mit einer Suppe, in welcher eine Elster gesotten wurde, die Epilepsie. Im Brandenburgischen darf man keine Elstern schießen, weil es Unglück zur Folge hat. (Dasselbe gilt in der Wetterau von den Bachstelzen, die in Tirol sich gern bei Kühen aufhalten, „weil sie früher selbst Kühe waren"). In Glarus sind Elstern Todesverkünderinnen: setzen sie sich auf ein Haus, in welchem jemand krank liegt, so zeigen sie dessen baldigen Tod an. In Zürich hat der Flug dieser Vögel um ein Haus herum dieselbe Bedeutung. In der Nordschweiz darf man die Elstern nicht schießen, weil sich die Hexen oft in sie verwandeln und dann der Schuß den Schützen trifft. „De Ägesta rätschid, es ged en Chib", die Elster krächzt, es gibt einen Zank, sagt man in Appenzell. Hühneraugen an den Füßen heißen ebendaselbst „Ägestanaug", und um sie zu vertreiben, muß man da, wo man eine Elster sitzen sieht: „Zigi, zigi, Ägest, i ha dreu Auga, ond du gad zwä, ha, ha!" (Ätsch, ätsch, Elster, ich habe drei Augen und du nur zwei) rufen (104). Die Elster ist auch in Bayern ein Unglücksvogel, der einem nicht über den Weg fliegen soll; im 14. Jahrhundert hießen die Hühneraugen auch in Bayern „Elsteraugen" (300).

Empusa, Gespenst der griechischen Fabel, von wechselnder Gestalt, von blutgefüllter Blase umgeben. Ein Fuß ist aus Erz, der zweite aus Eselsmist gebildet. (Siehe Zaubermedizin.)

Engelsüß (Polypodium vulgare L.), der gemeine Tüpfelfarn. Dioskurides (151 IV 185); Die Wurzel ist rauh, mit Fasern wie Fangarmen des Meerpolypen, von

der Dicke eines kleinen Fingers. Abgeschabt ist sie innen grün, hat herben, süßlichen Geschmack und purgierende Kraft. Zum Purgieren wird sie mit Hühnerfleisch oder Fischen, Bete oder Malve gekocht gegeben. Trocken in Honigmet gestreut, führt sie Schleim und Galle ab. Die fein gestoßene Wurzel als Umschlag wirkt auch gut bei Verdrehungen und Rissen zwischen den Fingern.

Engelsüßwurzel oder der -tee macht flink und behend (Slowenen 144). Der süß schmeckende Wurzelstock wurde früher als auflösendes Mittel bei Husten und Heiserkeit verwendet.

Abb. 74. Engelsüß (Polypodium vulgare)

Engelwurzel (Archangelica officinalis Hoffm.), Theriakwurzel, Brustwurzel, französisch racine d'angelique, englisch angelica root, die Wurzel einer Umbellifere, die häufig in der wissenschaftlichen Medizin Verwendung findet. Slowakische Bauern geben Kraut und Wurzel der wilden Engelwurzel (A. silvestris L., slowakisch vandelica) den Kühen, damit sie reichlich Milch liefern (309).

Enzian (Gentiana lutea L.), eine Gentianazee, deren Wurzelstock, wie von verwandten Arten G. pannonica Scop., G. purpurea L., G. punctata L., in der wissenschaftlichen Heilkunde verwendet wird. Man gibt sie als Abkochung oder Tinktur bei Verdauungsstörungen, Magenkrampf, Blutarmut, Skrofulose; sie ist ein Bestandteil der bitteren Magentinktur (Tinctura amara), des Hoffmannschen Magenelixiers und bitterer Schnäpse (Spanischbitter, Enzianbranntwein, Enzeler, Enzigs).

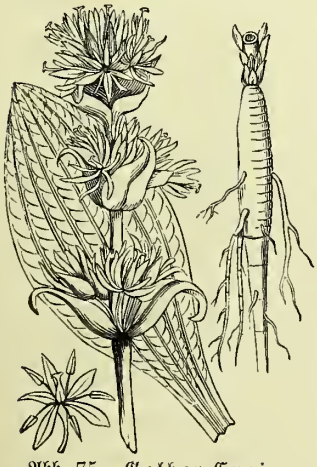


Abb. 75. Gelber Enzian Gentiana lutea)

Plinius (543 XXV 7) leitet den Namen von einem König Gentius ab. Dioskurides (151 III 3) berichtet: Die Wurzel hat erwärmende, adstringierende Kraft, hilft auch in der Menge von 2 Drachmen mit Pfeffer, Raute und Wein genossen gegen den Biß giftiger Tiere, vom Saft tut es 1 Drachme; ferner gegen Seitenschmerzen, bei Sturzverletzungen, inneren Verletzungen und Krämpfen. Mit Wasser getrunken ist sie Leber- und Magenkranken heilsam. Sie gibt Augenwasser; eingelegt treibt sie den Embryo aus. Wie das Lykion aufgelegt, ist sie ein Wundmittel, auch ein Heilmittel bei fistelartig hinkriechenden fressenden Geschwüren, vorzüglich der ausgezogene Saft, auch als Salbe bei Augenentzündungen. Der Saft wird ferner dem scharfen Augenwasser statt Mohnsaft zugemischt. Die Wurzel entfernt auch weiße Flecken. Der Saft wird gewonnen, indem sie zerstoßen und 5 Tage mit Wasser erweicht wird; dann wird sie in dem Wasser gekocht, bis die Wurzeln hervorragen, und nach dem Erkalten das Wasser durch ein leinenes Tuch abgeseiht; es wird dann bis zur Honigkonsistenz eingekocht und in einem irdenen Topf aufbewahrt.

Der Kreuzenzian (G. cruciata L.) wurde erst im Mittelalter als „kleiner Enzian" in den Arzneischatz aufgenommen. Seine Wurzel ist fingerdick, ästig, weißlich, in ihrer

Substanz mehrseitig, wie mit einem Speere, kreuzweise durchstochen. Der Kreuzenzian ist daher wieder eine der vielen Signaturpflanzen, welcher durch die sonderbare und auffällige Gestalt seiner Wurzel so mächtiglich auf die Einbildung des sinnlichen Mittelalters einwirkte. Dies bezeugen auch seine vielen deutschen Namen: Madelgeer, Speerenstich, Kreuzwurzel, Heil aller Schäden, Himmelsstengel, Himmelsauge, Engelwurz, St. Peterswurz, Sibyllenwurz usw.

Weit und breit in Zauberkünsten wird insbesondere der alte Kräutermann Bock (79a), wenn er über Madelgeer (Heil aller Schäden) schreibt: Modelgeer nennen Etliche auch Kreuzwurtz, Cruciata; darum, daß die Wurtzel in der Mitte kreuzweise durchstochen ist. Die alten Weiber sagen: „Modelgeer sey allen Wurtzel eine Ehr". Und ist ein rechtes philtrum, ein Liebestrank; denn sie wird zu seltsamen Künsten gebraucht in fascionationibus amorum (Liebeszauber). Sie ist wie ein weibliches Glied, zerspalten in der Mitte. Darum die zirkäischen Weiber ihren Handel damit treiben, nennen es deshalb Heil aller Schäden. Andere nennen es, um der Wunden willen, Speerenstich. Die Hirten in Westreich treiben Aberglauben mit dem Kraut und der Wurzel. Denn sobald ein Säu-Sterben einfällt, nehmen sie das Kraut und die Wurzel zerhackt, mit anderen Pulvern dazu bereitet, geben es den Schweinen mit etlichen Gebethlein: soll die Schweine verhüten, daß der Schelm (Finnen) nicht unter sie komme. Es muß aber in allen Orten Zauberey seyn; Niemand ist, der solches mit Ernst widerfechtet. Die Weiber, so etwa ihrer Tage viel seltsame Künste gelernt und erfahren haben, halten dieses Gewächs für ein treffliches Wundkraut zu den Pferden. Denn damit heilen sie alle Brüche und Schäden der Pferde, das Kraut und die Wurzel in Wein gesotten, damit gewaschen, und das reine, gestoßene Pulver in die Wunden gestreuet.

Abb. 76. Kreuzenzian (Gentiana cruciata)

Und zum Teil wieder neue Wunder- und Zauberkünste weiß A. Ritter v. Perger (528a) vom Kreuzenzian zu erzählen: Der kreuzweise Spalt der Wurzel war den Leuten überhaupt ein großes Räthsel; man glaubte, daß er durch einen vierschneidigen Speer entstanden sey, den der Herr durch die Pflanze stieß. Sie half gegen Gift, gegen ansteckende Krankheit (Pestilenz) und gegen Liebestränke; sie machte den, der sie bei sich trug, bei Jedermann beliebt. Wenn der Jäger sicher seyn wollte, daß ihm sein Rohr nicht versprochen werde, so fütterte er den Flintenstein mit Enzianwurz. (Jäger-Brevier S. 111.) Die Wurzel mußte Samstag vor Sonnenaufgang mit einem Pfenning ausgegraben, unter das Altartuch gelegt und von dem Pfarrer, der davon nichts wissen durfte, mußten 3 Messen darüber gelesen werden.

Ferner schreibt Hohenberg in seinem „Adelichen Land- und Feldleben" unter Modelgeer: Das Kraut wird in Ungarn Szent Lasló Kiraly fine, d. i. St.-Ladislaus-Kraut, Flos Sancti Ladislai, genannt. Weil, als zurzeit des hl. Ladislaus, die Pest in Ungarn stark grassierte, habe er Gott auf freiem Felde herzlich und andächtig gebethen, daß, wenn er mit dem Pfeile in die Höhe schießen würde, auf welches Kraut der Pfeil liegen bleiben würde, dasselbe soll für die Contagion Hilfe leisten: so sey es auf die Cruciata oder Modelgeer gefallen. Und damit seyen alle diejenigen, so es gebraucht

haben, von der grausamen Pest erlediget worden; wie Carolus Clusius in seinem Nomenclator botanicus bezeuget. Hiermit erklärt sich auch der alte Pflanzenname Engelwurz (561). Es galt einst für ein sehr kräftiges Kraut. Das Sprüchlein

Modelgeer
Aller Wurzel eer

war viel im Schwange (s. oben). In der Kirche zu Werder bei Potsdam befindet sich ein altes Gemälde, auf welchem Christus als Apotheker dargestellt ist, wie er in einer Handwage die Sünden der Menschheit durch Kreuzwurz ins Gleichgewicht bringt. Wenn der Jäger des Schusses sicher sein wollte, mußte er den Flintenstein mit Kreuzwurz „füttern". Noch in der neueren Zeit machte die Kreuzwurz viel von sich reden, da ein ungarischer Schullehrer sie als unfehlbares Mittel gegen Wassersucht anpries.

Die Wurzel des Kreuzenzians wird um Johanni gegraben; ihre Beeren wurden früher gegen Fieber und den Biß wütender Hunde empfohlen.

Erbse (Pisum arvense L.), die Peluschke, eine Leguminose. Dioskurides (151 II 126) meint, sie sei gut für den Bauch, treibe den Harn, erzeuge Blähungen, mache eine gute Farbe, treibe die Menstruation und die Frucht ab und befördere die Milchabsonderung. Am besten wird sie, mit Wicken zusammengekocht, als Umschlag gegen Hodenanschwellung und Warzen gebraucht, mit Gerste und Honig gegen Krätze und Schorf, Flechten, krebsartige und böse Geschwüre.

Die Schola Salernitana lehrt (561):

Die Erbsen wollen wir hier loben und auch schelten,
Die Schelffen blehen auff, die müssen es entgelten,
Thu Die davon, so seind de Erbsen ziemlich gut,
Derhalber billig sie, man so genießen thut.

Durch Erbsen kann man sich in Schwaben unsichtbar machen. Dabei ist folgendes Verfahren einzuschlagen. Man muß einen Totenkopf ausgraben, ihn mit Erde anfüllen und in diese in der Karfreitagsnacht 3 Erbsen drücken. Der Totenkopf wird darauf unter der Traufe des Kirchendaches wieder eingegraben, und dann geht man in die Kirche hinein und sagt sein Glaubensbekenntnis her. Nimmt man von den Erbsen, die auf diese Weise gezogen werden, eine in den Mund, so wird man unsichtbar. Früher sollen sich die Wilddiebe häufig solcher Erbsen bedient und sich dadurch vor den Augen der Förster in allerlei leblose Dinge, z. B. in Baumstümpfe verwandelt haben. Ein Bursche aus Wurmlingen aß solche Erbsen. Wie er aber in der Kapelle das Glaubensbekenntnis hersagen wollte, zog eine Menge Verstorbener, die er kannte, als Gespenster an ihm vorüber, worauf ihn ein solcher Schauder ergriff, daß er forteilte und heftig erkrankte (104).

Erdbeere (Fragaria vesca L.), eine Rosazee, wird in Bayern gegen gefrorene Füße in der Weise verwendet, daß ein Paar Mannsstiefel mit den Beeren vollgefüllt werden; die betreffende Person, welche „gefrörte Füße" hat, tritt mit bloßen Füßen in die Stiefel ein und trägt sie einige Stunden lang; auch zu Umschlägen werden die getrockneten Erdbeeren bei demselben Leiden benützt. Die Tatsache, daß zur Zeit der Erdbeerenreife die „gefrorenen" Füße am seltensten schmerzen, wird die Anwendung und Wirkung dieses Mittels vielleicht erklären können (300). Die ersten gefundenen Erdbeeren zerquetscht man bei den Slowaken (309) zwischen den Fingern und bestreicht damit das Gesicht, damit die Sommersprossen vergehen. Von Fasern gereinigte Erdbeerenwurzelstöcke

werden zerschnitten, abgesotten und als Tee gegen den Bluthusten getrunken. Auch junge Blätter werden als Tee gegen dasselbe Übel getrunken.

Erdrauch (Fumaria officinalis L.), die Feldraute, eine Fumariazee, die gegen Hautkrankheiten und als magenstärkendes Mittel gebräuchlich war (s. Abb.).

Dioskurides (151 IV 108) schreibt: Der Saft ist beißend, er schärft das Gesicht und reizt zu Tränen, wodurch er den Namen erhalten hat. Er hat die Kraft, das Wiederwachsen der aus den Augenlidern ausgezogenen Haare zu verhindern, wenn er mit Gummi aufgestrichen wird. Genossen treibt das Kraut den galligen Harn.

Erdscheibe (Cyclamen europaeum L.), Saubrot, Alpenveilchen, eine Primulazee. Der Knollen enthält Zyklamin, das Brechen und Purgieren erzeugt. Die Pflanze ist nicht, wie der Volksglaube meint, giftig. Die Knollen wurden früher bei Kropf und Drüsen äußerlich angewendet, werden in Italien noch zu Salben verarbeitet.

Erle (Alnus glutinosa Gärtn.), Schwarzerle, rote Erle, Roterle, eine Betulazee, ferner die Weißerle (A. incana DC.), Grauerle, die Alpenerle (A. viridis DC.), Grünerle, Drossel und andere Arten. Sowohl die schwarze Erle als auch die grüne Erle, die Roterle, die Ellritze (Pirus, Sorbus torminalis), namentlich aber auch die dafür substituierte und importierte „Traubenkirsche" (Prunus Padus) werden vom Volk als „Elsen" bezeichnet, als „Darmbeere" gegen die Ruhr (tormina) und heute noch als „Faulbaum" gegen die „Mundfäule" benützt. Den eigentlichen Alahsamen (Elsen) lieferte wohl nur die als Brennholz wertgeschätzte Erle, deren Früchte beim Brandopfer vom dürren Holz auf den Opferboden fielen. Alles, was beim Kultopfer abfiel, selbst die Knochen und die Holzfrüchte, hatte kulturellen Heilwert schon in fernen Zeiten des Heidentumes. Als echt germanischer Kultbaum dient seine Rinde zur Austreibung der „Schön" bei den Kühen und vertreibt das Erlenlaub „früh, wann es noch voller Tau ist", Flöhe und Ungeziefer. Die gänzliche Entsagung von der Verwandtschaft geschah in althochdeutschen Zeiten durch Zerbrechen einiger Stücke Erlenholz vor Gericht und auf dem Kopf. Ein Kreuz aus Erlenholz, welches das Wasser aus der Luft begierig anziehen soll, benutzten im Mittelalter die Quellensucher (300).

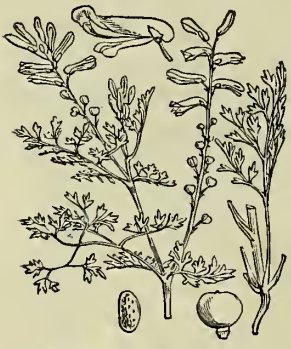


Abb. 77. Erdrauch (Fumaria officinalis)

Die Innenrinde, in Wein gekocht, ist in Niederösterreich Heilmittel gegen Zaubertränke. Die Erle ist der Baum, aus dem nach altgermanischem Mythos das Weib erschaffen wurde. In den Erlenzweigen wohnt der gespensterhafte Elbenkönig, von Goethe (nach Herders Vorgang) „Erlkönig" genannt. Ein alter Spruch besagt:

Erlenholz und rotes Haar
Sind auf gutem Grunde rar.

In Niederbayern bei Niederaltaich stand das Bild des hl. Hirmon auf einem Erlenstumpf im Wald und kehrte wiederholt dahin zurück, als man versuchte, das Bild in einer Kirche unterzubringen. Im Jahre 1340 baute man dort eine Wallfahrtskapelle (388).

Der **Esel** (Asinus vulgaris) scheint seine Rolle in der Volksmedizin ausgespielt zu haben. Gebrannte Eselshufe, in täglichen Gaben von 2 Löffeln, sollen nach Dios-

kuribes (151 II 44) den Epileptikern von Nutzen sein; mit Öl gemischt öffnen sie Drüsen und heilen sie Frostbeulen. Schon die alten Ägypter kannten ein Haarwuchsmittel aus Krallen des Windhundes, Blüten von Datteln und Eselshufen (151, Berendes). Die hl. Hildegard (289) berichtet: Der Esel ist dumm und fast blind vor Geilheit, dem Menschen sehr anhänglich. Sein Fleisch eignet sich nicht zum Genuß für den Menschen. Wenn jemand gelähmt ist und mondsüchtig, der werde auf der Stelle, wo ein Esel getötet wird oder stirbt oder sich wälzt, „walgert", auf das Gras oder die Erde gelegt und mit einem Laken zugedeckt und womöglich zum Einschlafen liegen gelassen. Dann ergreife man seine rechte Hand und spreche: „Lazarus dormivit et requievit, et surrexit, et sicut eum Deus de foetendi foetiditate excitavit, sic et cum periculosa peste hac et de mutabilibus moribus febrium sarge in conjunctione, qua ipse Christus ad hujusmodi desuper sedendo istud se conjunxit, praesignans quod hominem de peccatis suis redimeret et eum erigeret". Dies werde öfter wiederholt.

Esche (Fraxinus excelsior L.), eine Olerazee, Asch, Eschling, Hochäsche, Laubäsche. Der Mensch (ask) ist der Sohn des Eschenbaumes. Die Esche lieferte vermutlich als das festeste Holz auch den früher notwendigen Feuerquirler für das Notfeuer, das als ignis fricatus de ligno von der Kirche verboten (Anno 742) und dem kirchlichen „novus" ignis de lapide excussus gegegenübergestellt wurde. Dieses nach dem Erlöschen des unter der Kranewittasche bewahrten Herdfeuers hergestellte Notfeuer wurde ehemals als Kultfeuer von keuschen Jünglingen durch bloßes Reiben von Hölzern erzeugt, welcher Modus nach Jahn (326) noch vor kurzem in Schwaben gebräuchlich war; jedes Haus steuerte zu dem so mit dem Notfeuer entzündeten Simmetsfeuer (Sunnwendfeuer) bei, „damit der Haarflachs recht lang wird", zur Vertreibung von Krankheiten und zur Reinigung der Luft; jedes Haus trug einen Brand mit nach Hause. Diese Oster-, Johannes-, Judas-, Simmets- usw. Feuer sind getreue und unverfälscht erhaltene Nachkommen eines älteren Kultus. Wer ungesengt durch das Sonnwendfeuer springt, bleibt vor Krankheit verschont; regnet es darein, so werden die Nüsse teuer, sagt das Volk. Mädchen und Bursche springen durch dasselbe. Zum Sonnenwendfeuer soll jedes Haus im Dorfe seinen Anteil an Brennholz geben, das die Jungen sammeln; um das Feuer wird im Ring getanzt und über dasselbe gesprungen; das macht und erhält gesund und bewahrt das ganze Jahr vor Ungemach. Das Eschenholz ist das sog. Schwindholz, das heute noch den Nattern gefährlich ist; es durfte nur nackend, nur mit Holz, nie mit Eisen, ohne Berührung der Erde, nur in der Luft gebrochen werden. Die Esche wird noch als „Wundholz" bezeichnet und aus ihren Zweigen der „Walpernmai" geschnitten, der glatt abgeschält und verziert vor das Fenster der Mädchen aufgestellt wurde (300).

Von dem gelben Eschenbaste schabt man eine Handvoll ab und destilliert ihn in Wein, davon gibt man den am Gries Leidenden in einem Bade zu trinken. Ein Stück der Eschenrinde, unter die Zunge genommen, soll gegen Sprachlosigkeit helfen: d. h. die Zunge, das Sprachorgan nach Volksmeinung, soll nicht schwinden. Man köpft die Eschlinge, um üppiges Eschenlaub für die Ziegen- und Kuhmilchsekretion zu erwirken; die Ziegen verzehren allein Baumlaub; schon die Ziege Heidrun weidete auf der Weltesche. Gegen „Vergiftungen", „giftige Tierbisse", „unreine Luft" benützte man früher Eschenlaub, Hobelspäne von Eschenholz, auf der Herzgrube getragen usw. Das sog. Eschenwasser (Acetum pyrolignosum) ist ein Schönheitsmittel und wird gegen Warzen verwendet. Bei abnehmendem Monde vor Sonnenaufgang wurde der Eschenast mit einem Schnitte von

unten nach oben geschnitten; damit bestrich man den Gliedschwamm. Eschenblätter, im Mai gesammelt, dienten als Heilmittel gegen Brüche (Höfler 300).

Die Druiden sollen auch die Bergesche sehr verehrt haben, und sie wird oft in der Nähe der Altäre und Denkmäler, die sie bauten, gefunden. Sie wurde auch in der Nähe der Häuser gepflanzt, um dieselben vor bösen Geistern zu beschützen, während ein in der Hand getragener Zweig den Träger vor bösen Zaubereien und Hexereien schützen sollte (137c). In Tirol soll man, wenn Mariä Verkündigung mit dem Karfreitag zusammenfällt, Äste von der Esche schneiden, und zwar von der Seite, wo der Baum nicht von der Morgensonne beschienen wird. Das auf diese Weise gewonnene Holz ist unverweslich, und wenn sich jemand mit einer Waffe verwundet hat, so braucht er, um das Schlimmerwerden zu verhüten, nur die Waffe in solches Holz hineinzuschlagen. Die Hexen oder Truden verursachen nicht bloß den Menschen Alpdrücken, sondern quälen auf ähnliche Weise auch die Eschen. Daher kommt es, daß man an diesen Bäumen so viele verkrüppelte Bildungen bemerkt, die bald Sicheln, bald Bischofsstäben gleichen. Auch knollige Auswüchse an Fichten und Lärchen rühren von Hexen her (104). Bei den Niederdeutschen (im Lande Wursten) muß der Bruchkranke in der Johannisnacht durch eine gespaltene Esche gezogen werden; dabei müssen 3 Leute, die den Vornamen Johann tragen, tätig sein, und ähnlich wie bei Schatzgräbereien darf kein Wort dabei gesprochen werden. Um Krebsschaden zu heilen, schnitt man im Frühjahre von einer kräftigen Esche bei zunehmendem Monde vor Sonnenaufgang einen Ast mit einem einzigen Schnitte von unten nach oben ab, brachte dann das Krebsgeschwür an die Schnittfläche des Astes und verwahrte letzteren sorgfältig an einem kühlen und dunkeln Orte.

Erzschleiche (Seps chalcides). Wie die deutsche Familienverwandte hat auch die an Küsten des Mittelmeeres lebende Erzschleiche viel zu leiden. Ihr stellen Säugetiere, Vögel und Kriechtiere gemeinschaftlich nach, und zu dem zahlreichen Heere der Gegner, welche sie fressen, gesellt sich als schlimmster Feind der Mensch. Ihm erscheint noch heute das harmlose Geschöpf als ein äußerst giftiges Tier, welches er mit allen Mitteln bekämpfen zu müssen glaubt. Selbst die aufgeklärten Sardinier, welche wissen, daß die Erzschleiche entweder gar nicht beißt, oder, wenn sie es wirklich tut, mit ihrem Bisse keine bösen Folgen hervorbringt, sagen, daß sie, von dem Rindvieh oder von den Pferden mit den Pflanzen zugleich aufgenommen und verschlungen, diesen Nutztieren den Bauch ungewöhnlich aufschwellen und eine ärztliche Behandlung notwendig machen soll, weshalb auch sie die allgemeine Vernichtungswut zu rechtfertigen suchen. Sauvage beobachtete, daß eine Erzschleiche, welche ein Huhn hinabgewürgt hatte, lebendig wieder aus dem Mastdarme herauskroch, zum zweiten Male verschluckt wurde und wiederum auf demselben Wege zum Vorschein kam, worauf endlich der ergrimmte Scharrvogel sie zerbiß und nunmehr sicher in seinem Magen vergrub. Sauvage meint, daß man die Erzschleiche vielleicht bei gewissen Krankheiten verwenden und durch die Därme schlüpfen lassen könnte, da sie unzweifelhaft besser als Quecksilber wirken würde. So vortrefflich in seiner Art dieser Gedanke des Franzosen sein mag, fragt es sich doch sehr, ob der Arzt, welcher ein solches Heilmittel verordnen wollte, auch willige Einnehmer finden dürfte (90).

Eule (Athene noctua Scop.), Käuzchen, Steinkäutzlein, Steinkauz, Leicheneule, Totenhuhn, Klagemutter, Wichtl, ist vom Volke wegen des klagenden Geschreies als Verkündigerin des Todes gefürchtet. Ostjaken und Helgoländer essen nach Brehm (90) Eulenfleisch.

Die Eule als Unglücksvogel ist auf einer berühmten griechischen Vase verewigt (s. Abb. 25). Als weises, der Pallas Athene heiliges Tier war sie trotz ihres unheimlichen Wesens gefeiert.

Sehr verbreitet ist auch der Aberglaube, daß die Eule vor Unglück schütze. Wenn man eine Eule an die Türe nagelt, so hält dieselbe Krankheiten und sonstiges Unglück ab (727).

Wenn sich die Steinkäutzlein öfters auf einem Haus zur Nachtzeit hören lassen, so stirbt bald jemand aus diesem Haus (Deutschland 104, Egerland 340a). Es wird auch in der Bukowina (140) geglaubt, daß das Gekreisch der Nachteule den Tod eines Inwohners jenes Hauses anzeigt, auf welchem sie sich niedergelassen hat.

Abb. 78. Tetradrachmon von Athen aus der Zeit des Perikles

Farne (Filices) spielen eine große Rolle in der Volksmedizin. Dioskurides (151 IV 183) erzählt vom Wurmfarn (Aspidium Filix mas L.): 4 Drachmen der Wurzel, mit Honigmet genommen, treiben den Bandwurm aus, besser aber, wenn man sie mit 4 Obolen Skammonium und schwarzer Nieswurz gibt. Diejenigen, welche sie nehmen, müssen vorher Knoblauch essen. Sie hilft auch zur Beseitigung der Milzsucht. Ferner ist die zerriebene Wurzel mit Fett als Salbe von guter Wirkung bei Wunden durch Rohr. Der Beweis ist dieser: Wo viel Rohr das Blechnon (Wurmfarn) umgibt, verschwindet das Blechnon, und andererseits, wo Rohr ist und viel Blechnon dieses einschließt, verschwindet das Rohr. Plinius (543 XXVII 78) sagt: Es gibt 2 Arten von Filix, aber beide haben weder Blüte noch Samen. Die Griechen nennen die eine Art Pteris oder Blechnon; aus einer Wurzel kommen mehrere über 2 Ellen lange Pflanzen, die nicht stark riechen, diese hält man für die männlichen. Der Wurzelstock ist in Form des ätherischen Extraktes das bekannteste Wurmmittel. Zur Zeit des Mittelalters geriet der Wurmfarn eine Zeitlang in Vergessenheit; im 18. Jahrhundert wurde er besonders in der Schweiz und in Frankreich als Geheimmittel in den Handel gebracht. Ein solches, aus Zinn, Filix mas, Wurmsamen, Jalape, Kaliumsulfat und Honig bestehendes wurde vom Apotheker Matthieu, dem Gründer der Schweizerapotheke in Berlin, vertrieben und diesem von Friedrich dem Großen für 200 Taler und den Hofratstitel abgekauft. Der wirksame Bestandteil des Wurzelstockes ist die amorphe Filixsäure, ein in Äther, Chloroform, Azeton leicht, in Alkohol schwer, in Wasser unlösliches hellbräunlichgelbes Pulver.

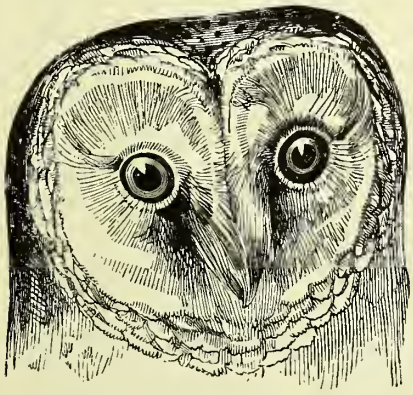


Abb. 79. Kopf der Schleiereule (Strix flammea)

Während bei Dioskurides, wie jetzt bei uns, ein Extrakt aus Filix gegen Bandwürmer gebraucht wird, erwähnt Celsus (121) diese Verwendung gar nicht, sondern sagt nur, daß die in die Finger usw. eingedrungenen Splitter des Wurmfarnschaftes recht unangenehm zu beseitigen seien und daß, wie gegen die Filixsplitter ein Umschlag aus zerstoßenem Rohr nützlich sei, so auch ein Filixumschlag bei Rohrsplittern die Ausstoßung

derselben bewirke. Das Schweigen über die Filixwirkung bei Darmwürmern ist auffallend.

Woenig (771) hält die ägyptische Amapflanze für ein Farnkraut. „Mittel gegen Taubheit oder Ohrenschmerzen. Dies ist eine Pflanze, welche aussieht wie Foeniculum. (?) Die Blätter an ihrem Stamme sind eingeschnitten, gerade wie bei der Pflanze ‚Männerlieb'. Zerreibe sie trocken, solltest du krank werden, so tue es (das Zerriebene) zu Betonica officinalis (?), lege es auf jedes Ohr, wo die Taubheit ist, bis daß sie aufhört." Die dürftig angedeuteten Kennzeichen aus dem Habitus dieser Heilpflanze lassen auf ein Farnkraut schließen.

Das feingegliederte, im „Waldgedränge" hervorkommende Laub, das braune Pulver an der Wedelunterseite, der eigenartige Wurzelstock, vor allem aber das Fehlen jeglicher Blüte mußte das Farnkraut frühzeitig schon als ein ganz besonderes, ein zauberhaftes erscheinen lassen. Sprechen wir vorerst von den häufigsten Arten, den beiden Schildfarnen, die, als Reminiszenz an die alte Anschauung, noch heutigestags als „männlich" und „weiblich" unterschieden werden (Polystichum Filix mas, Athyrium Filix femina), so geht von ihnen die Sage, daß sie nur um Mitternacht blühen; komme man hinzu, so verschwinde die Blüte. In zahlreichen deutschen Sagen wird die Johannisnacht (24. Juni) genannt, in der das Farnkraut blühe und Samen erzeuge, seltener die Christnacht. Das Holen des unbezahlbaren Samens ist aber ein gefährliches Beginnen; wer Farnsamen haben will, müsse auf einem Kreuzwege die Mitternacht erwarten, sich nicht rühren (ansonst ihn der Teufel zerreißt), und dann komme der finstere Jäger und gebe ihm eine Düte voll. Wer Farnsamen besitzt, ist stark in der Arbeit, glücklich in allen seinen Unternehmungen, ja selbst unsichtbar, so einer danach Verlangen trägt! In Shakespeares Heinrich IV., erster Teil, Aufzug 2, Szene 1 sagt Gadshill: „Wir besitzen das Rezept zum Farnsamen, womit man unsichtbar umherstreift." Nach galizischem Glauben öffnet die „Blüte" des Farnkrautes jedes Schloß und hilft Schätze entdecken (515). Farnsamen, über Schußwunden gestreut, macht „des geschozes âne, daz geschoz vert uz" (fährt heraus). Man nannte den Samen als Pendant zur Wünschelrute auch „Wünschelsamen". Die Verwandtschaft mit dem Bösen verrät das Farnlaub durch seine Wirkung. Bringt man es in ein Haus, so entsteht Gezänke, daher es auch Greinkraut genannt wird. Andererseits hilft es gegen Zauber und Hexerei.

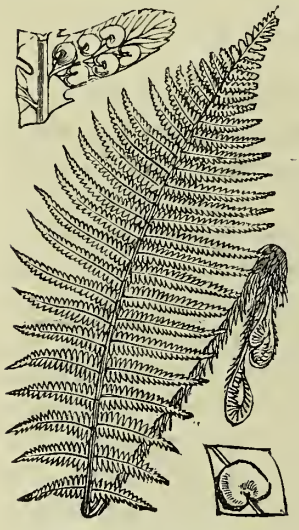


Abb. 80. Wurmfarn (Aspidium Filix mas)

Fuhrleute im Gebirge haben beim Herabfahren auf steilem Wege Farnbüschel vorne aufgebunden. Schildfarn (noch mehr aber die Mauerraute [Asplenium Ruta muraria]) gilt in den Alpen als „Stoanneidkraut", es ist Bestandteil der täglich dem Vieh gereichten „Maulgabe", die gegen das „Verneiden" schützt. Aus dem Kopfe des Wurzelstockes, der mit wurmförmigen gekrümmten Wedelknospen versehen ist, wurden ehedem die Johannis- oder Glückshändchen geschnitzt. Die Mondraute (Botrychium Lunaria), die als im Zeichen des Mondes erwachsenes Farnkraut von den Alchimisten geschätzt wurde, wird in Oberösterreich als milchbeförderndes Mittel angesehen und mit eigenem Spruche gepflückt. Johanniswurzel heißt noch heute der Tüpfelfarn (Polypodium vulgare), nebstdem

wegen der Süße des Wurzelstockes Engelsüß. Die Apotheken führen den gepulverten Wurzelstock des Schildfarns als gutes Wurmmittel. Auch hier mag der erste Hinweis durch das Volk geschehen sein, welches sympathetisch die Würmer mit dem wurmartigen sprossentreibenden Wurzelstock zu vertreiben versuchte. Übrigens gilt das Farnkraut in Thüringen auch als Irrwurz; wer unversehens darüber schreitet, vergeht sich im Walde. Der Name Irrwurz, den Höfer aus Niederösterreich anführt, gilt vielleicht ebenfalls für diese Pflanze. Bei den Wenden im Spreewalde geht folgende Sage: Einem jungen Hirten fiel beim Weiden der Gänse Farnsamen in die Schuhe. Nun verstand er, Wort für Wort, was das Federvieh schnatterte. Er wollte es auch seinem Herrn zeigen, und da er Prahlhans war, zog er neue Schuhe an. Da war aber der Zauber weg und er stand blöde da, wie er früher war. Vielerlei sind die Kräfte des Athyrium Filix mas, die Frank zu rühmen weiß: „Dieses Kraut ist ein trefflich Medikament in lange anhaltenden Krankheiten, treibet den Urin, kuriert Entzündung der Nieren, den Stein, Würme, Skorbut und die englische Krankheit. Die Wurzel ist warm im ersten und anderen, und trocken im dritten Grad, dienet der Milz, hält gelinde an, eröffnet und wird dieser wegen in Verstopfung derer Eingeweide, der Milz, in Seiten- oder Milzwehe und wider die breiten und langen Würme im Leibe (Bandwurm) gerühmt“ (199 a).

Abb. 81. Milzfarn, Widerton (Asplenium trichomanes)

Alles in allem waren Farnkräuter nach der abendländischen Vorstellung besonders kräftige und wirksame Zauberpflanzen. Daß es schon früh an aufgeklärten Geistern nicht gefehlt hat, die dem Aberglauben entgegentraten, mag an dem einen Beispiel des anonymen Autors einer im Jahre 1703 erschienenen Schrift erwiesen sein. Dieser gute Mann erzählt von einem Offizier, der sich im Jahre 1702 veranlaßt sah, Farnsamen zu erwerben: „Der Same war ihm nun sehr lieb, und also zweifelte er nicht, daß er damit Universalglück haben würde, trug derohalb solche Blätter fleißig bei sich, ließ sie in die Hose einnähen, nahm allerhand Proben damit vor. Allein er hat damit kein Glück bei Frauenzimmern, kein Glück im Spielen gehabt, in summa gar nichts daran mehr befunden“ (388).

Auch Busch (104) nennt für den deutschen Volksglauben den Farnsamen (schwäbisch: Faarsamen) das vornehmste aller Zaubermittel. Welcher Pflanze er angehört und wie er aussieht, ist nicht klar. Sicher ist nur, daß er eine Menge wunderbarer Eigenschaften hat, daß er in Norddeutschland unsichtbar macht, in Tirol zum Heben der Schätze gebraucht wird, auch, zum Gelde gelegt, dieses nie abnehmen läßt, in Schwaben seinem Besitzer eine solche Kraft verleiht, daß derselbe täglich soviel arbeiten kann wie 20 oder 30 andere, endlich, daß er nur in gewissen Nächten des Jahres, in Westfalen, Thüringen, Franken und Tirol in der Johannisnacht, in Schwaben in der Christnacht zu gewinnen ist. In Westfalen sagt man, der Farnsamen ist schwer zu finden, denn er reift nur in der Nacht vor Mittsommertag von 12 bis 1 Uhr; dann fällt er sogleich ab und ist verschwunden. Im nördlichen Franken hegt man dieselbe Meinung. Hierzu er noch bemerkt, daß Theophrastus Paracelsus den Farnsamen dadurch bekam, daß er Wullekraut (Königskerze) unter das Farnkraut legte.

Wenn man im Wendischen sein Gehöft vor Kröten bewahren will, so muß man auf demselben am Johannistag Farnkraut, Paproschy, ausstreuen (727). Auch nach

rumänischem Volksglauben blüht die Pflanze in der Johannismitternacht. Wer diese Blüten pflücken könnte, der würde in den Besitz aller Schätze der Erde gelangen. Der Teufel gönnt dem Menschen dieses Glück nicht (99). Die Slowenen meinen, daß der Besitzer von Farnsamen in der Silvesternacht die Sprache der Haustiere verstehe und erfahre, was im nächsten Jahre geschehen werde (720). Die Mauerraute tragen slowakische Mädchen bei sich und legen sich einige Stücke davon auch in die Kleidertruhen, um bei Burschen beliebt zu sein. In den Brautkranz flechtet man immer Wedel dieses Farns. Auch dem Bräutigam gibt man in den Blumenbuschen ein paar Wedel davon (309).

Faulbaum (Rhamnus Frangula L.), eine Rhamnazee, Schieß-, Schiß-, Scheißbeere, Pulverholz. Die Rinde (Cortex Frangulae) ist ein offizinelles Abführmittel. Das Holz wurde früher, zu Kohle verbrannt, für die Schießpulverfabrikation verwendet. Dioskurides (151 I 119) unterscheidet den ölblättrigen Wegdorn (R. oleoides L.), den Zwergkreuzdorn (R. axatilis L.), den stacheligen Wegdorn (R. Paliurus L.) und meint (151 I 119): Die Blätter aller wirken als Umschlag gegen Flechten und Bläschenausschlag. Es heißt aber auch, daß die Zweige desselben, vor der Tür oder draußen hingesetzt, den schädlichen Einfluß der Gifte abhalten.

Der „Frangulitee", der Faulbaumrinde als wirksames Mittel enthält, ist ein sehr beliebtes Volksmittel gegen Verstopfung, Leberleiden, Gallensteine.

Feigenbaum (Ficus carica L.), die bekannte Morazee, von der Dioskurides (151 I 183 f.) viel Gutes zu melden weiß. — Die Schola Salernitana lehrt (561):

Dem Kropff, der schwulst, hewdruse groß,
Von Feigu ein pflaster ist nicht boß.
Ist gestoßner mann (Mohn) darbey,
Gebrochen gbein ist ein artzney.

Zertruckte Feigen legt auf Kröpffe, Schwielen, Beulen,
Sie helffen und thun die zerbrochne Beine heylen:
Maagsamm nimmt man, und ihn damit mischen thut,
Sie seynd zu solcher Sach alsdam gerecht und gut.

„In guter Milch" gekochte Feigen, welche bis vor kurzem der welsche Hausierer nach Bayern brachte, werden zum „Aufzeitigen" von Abszessen, Schwären und Hühneraugen an Stelle eines Umschlags übergelegt (300). Die Feigen (Caricae) waren früher offizinell; jetzt werden sie für Kräutertees verwendet, auch legt man sie auf geschwollene Hautstellen, auf Zahngeschwüre usw. auf.

Fenchel (Anethum Foeniculum L.), die bekannte Umbellifere, wird von Dioskurides (151 III 74) sehr geschätzt. Das Kraut desselben hat die Kraft, die Milchabsonderung zu befördern, der Same auch, wenn er getrunken oder mit Gerstenschleim gekocht wird. Die Abkochung des Blütenstengels ist als Trank den Nieren- und Blasenleidenden zuträglich, da sie den Urin treibt. Mit Wein getrunken, ist der Blütenstengel ein gutes Mittel gegen Schlangenbisse, auch befördert er die Menstruation. In Fieberzuständen mit kaltem Wasser getrunken, beseitigt er das Übelkeitsempfinden und den Brand des Magens. Die Wurzeln, fein gestoßen und mit Honig aufgelegt, heilen den Biß des tollen Hundes. Der ausgepreßte und in der Sonne getrocknete Saft der Stengel und Blätter wird mit Nutzen zu den Augenmitteln, welche für die Schärfe des Gesichtes dienen, verwandt.

Für dieselben Zwecke wird auch aus dem noch frischen Samen nebst den Zweigen und Blättern sowie auch aus der Wurzel nach dem ersten Ausschlagen der Saft bereitet.

Fenchel findet sich in Griechenland in allen feuchten Niederungen, aber entfernt von der Meeresküste, wild. Die Früchte sind reich an ätherischem Öl, welches in seiner Zusammensetzung dem Anisöle gleicht. Das Wirksame in der Pflanze ist das ätherische Öl; dieses wirkt urintreibend und Blähung befördernd. Celsus (121) gebraucht es zu beiden Zwecken. Außerdem bedient er sich des Samens als kühlenden und zerteilenden Mittels. Den Fenchel rechnet er zu den Pflanzen mit schlechtem Nahrungssafte. Der Fenchel ist ohne jeglichen Nährwert.

Die Schola Salernitana lehrt (561):

Der Fenchelsamen treibt vnd jagt
Die Gäng des Hindertheyls mit macht.
Der Fenchel-Samen ist ein gutes Ding im Hauß
Er weist die Wind im Bauch zum rechten Thor hinaus.

Der Gartenfenchel (Foeniculum officinale All.) ist ein appetitanregendes, blähungtreibendes Mittel. Die Früchte werden zu Brustpulvern verwendet. In Deutschland wurde der Fenchel auf Verordnung Karls des Großen eingeführt.

Fettwachs (Adipocire), das Leichenfett, entsteht durch Umwandlung sämtlicher Weichteile, insbesondere der Muskeln, in Fett; nach Hofmann (306) ist es das Fett, welches die Fäulnis der Gewebe der Leiche überdauert.

Das Leichenfett hat in der Volksmedizin eine Rolle gespielt. Sehr alt ist der Glaube, daß Kerzen aus Leichenfett besondere Kräfte besitzen. Kratter (376a) schreibt: Seitdem meine Beobachtungen über das Vorkommen von Adipocire auf Friedhöfen in Einzelgräbern bekannt geworden sind, haben steirische Ärzte wiederholt gleiches gesehen und mir mündlich oder schriftlich davon Mitteilung gemacht. Heute ist es bekannt, daß sich Leichenfett in sehr vielen Einzelgräbern bildet, wenn das Erdreich mehr oder weniger wasserundurchlässig ist. Eine besonders gut erhaltene Adipocireleiche aus einem japanischen Einzelgrabe hat jüngst Okamoto beschrieben. Er hat meine Beobachtungen vollauf bestätigt. Ludwigs Bemerkung über die relative Häufigkeit der Adipocirebildung auf Friedhöfen ist daher auch nach meinen Erfahrungen vollkommen zutreffend. Durch ihn ist es auch bekannt geworden, daß Leichenwachs seit langer Zeit in den Gebirgsgegenden von Schlesien als Heilmittel verwendet wird. Die dortigen Kurpfuscher, zu denen nicht selten die Totengräber gehören, reichen nämlich ihren Patienten innerlich Leichenwachs, in Wein verteilt, als ein ihrer Meinung nach vortreffliches Diaphoretikum (schweißtreibendes Mittel)!

Feuer ist sowohl der Name mehrerer Krankheiten als auch ein universelles Heilmittel. Bei Celsus (121) ist das heilige Feuer ein Sammelname für verschiedene Leiden. Celsus selbst unterscheidet zwei Hauptarten. Die erste ist durch in die Tiefe gehende Geschwüre gekennzeichnet, die zweite durch in der Haut lokalisierte Prozesse. Irgendeinen Anhalt, was für Krankheiten die Alten zu dem Ignis sacer gerechnet haben, besitzen wir nicht; Vermutungen sind in großer Zahl ausgesprochen worden. Bei den tiefgreifenden Prozessen könnte man an geschwürig zerfallende weiche Geschwülste der Brustdrüse, an Druckgeschwüre und Mal perforant du pied (Fußgeschwür) denken. Plinius (543 XXVI 74) gibt auch mehrere Arten des Ignis sacer an und bemerkt,

diejenige Art, welche rund um den Körper gehe, heiße Zoster; letztere ist wohl Herpes zoster (Gürtelausschlag).

Auch die Juden betrachteten mehrere Krankheiten als Wirkungen des Feuers, insbesondere mit Fieber oder lokaler Entzündung und Röte einhergehende. Auch wurde Feuer mit (brennendem) Gift identifiziert, feurige Schlangen oder Drachen sind giftig (4 Mose 21, 16; 5 Mose 8, 15. Jes. 14, 29; 30, 6).

Die Vorstellung vom Feuer als einer schützenden und helfenden Macht findet man mehrmals in der Edda. Auch die Anwendung desselben gegen Krankheiten wird dort erwähnt. „Feuer ist das Beste gegen Krankheit" (Hávamál 37). Will man zum Urquell der Vorstellungen zurückgehen, so deutet alles auf die Feueranbetung eines primitiven Naturvolkes. Ein geflügeltes Wort ist der Ausspruch aus Hippokrates (Aphorismi VIII 6), den Schiller in der Theaterausgabe der „Räuber" als Motto verwendet hat: Quae medicamenta non sanant, ferrum sanat, quae ferrum non sanat, ignis sanat. (Was Heilmittel nicht heilen, heilt Eisen; was Eisen nicht heilt, heilt Feuer). Bei Hippokrates lautet der Schluß: Quae vero ignis non sanat, ea insanabilia existimare oportet. (Was aber Feuer nicht heilt, das muß man für unheilbar halten.)

Magnus (435) schildert die Bedeutung des Feuers als Volksheilmittel in seiner philosophisch-historischen Art. Die Einverleibung des Feuers in den metaphysischen Heilvorgang konnte vom Volke nur in ausschließlich symbolischer Beziehung vorgenommen werden. Auch hier war der Ausgang des Heilgebrauches die alltägliche Beobachtung von der reinigenden Wirkung des Feuers. Da aber der unmittelbare Einfluß des Feuers auf den kranken Körper doch ein zu heftiger ist, um ihn ohne Herbeiziehung eines Berufsarztes in heilkünstlerischer Absicht verwerten zu können, so überließ das Volk die wirkliche Feuertherapie der Berufsmedizin und beschränkte sich auf die sympathetische Verwendnng des Feuers, wie z. B. auf Verbrennung solcher Dinge, welche mit dem Kranken in Verbindung gestanden hatten, Anzünden von Feuern unter Hersagung geheimnisvoller Worte u. dgl. m. Auch der beim Verbrennen entstehende Rauch wurde von der Volksmedizin im Heilgeschäft gern benützt, und hier scheint man neben der rein metaphysischen auch noch eine medikamentöse, in dem mechanischen Einfluß des Rauches beruhende Wirkungsweise vorausgesetzt zu haben.

Das Feuer gewinnt beim deutschen Volke (104) unter Umständen wohltätige Zauberkraft. Hierher gehören vorzüglich die „Notfeuer", welche bei Viehseuchen durch Drehung oder Reibung einer Walze oder Stange in der Nabe eines Rades entzündet werden, und durch welche man das kranke Vieh hindurchtreibt. Es darf dabei aber im ganzen Orte kein Ofen- oder Herdfeuer und keine Lampe brennen, sonst gerät es nicht. Die Sonne, das reinste Feuer, deren Strahlen im Holze wie in allen brennbaren Dingen latent sind, wurde ursprünglich als Entzünderin gedacht. In Norddeutschland ist dieses Verfahren noch jetzt gebräuchlich.

Von den Hindukusch-Völkern, den Dardu, berichtet Hellwald (277): Der Flamme schreibt man heilende Kraft zu. Bei allen Übeln brennen sich die Dardu Arme, Beine und Leib wund; Mütter brennen ihren Kindern zehnpfennigstückgroße Scheiben auf der Spitze des Scheitels, manchmal auch oberhalb der Ohren ein, um sie vor Kopfleiden zu schützen.

Fichte (Pinus abies L.), Rottanne oder Tanne genannt, Schwarz- oder Pechtanne, ein Nadelholz der Gattung Picea. Fichtenharze geben den „gemeinen Weih-

rauch", werden zu Pflastern und Salben benutzt, Fichtennadeln verwendet man zu stärkenden Bädern. Die Fichte ist, wie bereits früher erwähnt wurde, ein heiliger Baum der Griechen gewesen (s. Baum).

Die Fichte ist in Bayern der Festbaum bei politischen Feierlichkeiten geworden und verdrängt selbst im Kulte die Buche und die Birke. Gezierte Fichtenkoppen werden auf den First des neugebauten Hauses gesetzt („Maien aufstecken" mit obligatem Festtrunk), eigentlich das Hereinholen des Waldschutzdämons in das Haus. Bei Zunftfesten stehen heute Fichten vor dem Wirtshause, früher 2 Birken (Birkenreisig in Glockenform mit Bändern war ein Wirtshauszeichen); zum Maibaume nimmt man heute die höchste Fichte; früher waren die Buche, Birke oder abwechselnd andere Bäume der Maibaum; kurzum, man sieht, die Laubbäume werden nicht nur örtlich, sondern auch in Sitte und Brauch zurückgedrängt von der Fichte, die aber auch schon früher (namentlich bei den Alemannen) ein verehrter Baum war. Die Fichte ist ein Gichtmittel (300).

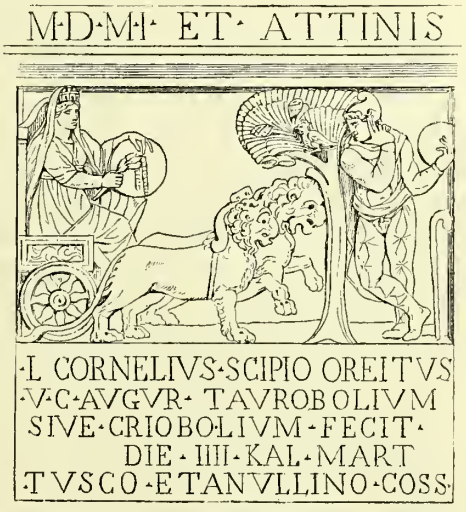


Abb. 82. Heilige Fichte; Kybele sucht den verlorenen Attis, der sich hinter dem Baume versteckt; Relief eines römischen Altars

Fieber (Febris), eine Kombination von Gesundheitsstörungen, deren Symptome Frost und Hitze, Temperatursteigerungen sind. Nach einem allgemein verbreiteten Volksglauben ist das Fieber ein Dämon, der den Kranken beutelt und schüttelt. Das Fieber wird besprochen, abgeschrieben, in den Wald gebannt usw. Seit Asklepiades wird das Fieber auch vom Volk als Heilmittel, Heilfieber, gepriesen (564). Hinsichtlich der Vorhersage des Ausganges hatte sich im Anschluß an Pythagoras' Zahlensystem, wie uns Celsus (121) berichtet, ein Schema entwickelt, und zwar glaubte man, daß die geraden und die ungeraden Tage für das Fieber von verschiedener Bedeutung seien und daß vor allem die Änderung des Fiebers an bestimmten ungeraden Tagen eine Entscheidung über das Wohl und Wehe des Kranken herbeiführe. Celsus geht sehr ausführlich auf diese Theorien ein und beweist das Unhaltbare der unlogischen Erörterungen; aber seine Stimme blieb ungehört und noch das ganze Mittelalter hindurch hat sich diese Zahlentheorie behauptet. Auch alle Spitzfindigkeiten über die Zeit von Essen und Trinken verwirft er und stellt sich auf den Standpunkt, daß es nur darauf ankomme, dem Kranken mit allen zu Gebote stehenden Mitteln die Krankheit zu erleichtern und nicht der Theorie zuliebe dem Kranken zu schaden und ihn unnütz zu quälen. In dem Satze: Freilich könne man bei solcher Behandlung nur wenige Patienten überwachen und infolgedessen auch nur wenig Geld verdienen, charakterisiert er so ganz den vom Gesagten abweichenden Standpunkt der damaligen Ärzte (121).

In der Bibel wird das Fieber, das „hitzige Fieber" oft genannt (3 Mos. 26, 16; 5 Mos. 28, 22; 32, 24. Matth. 8, 14 15 u. a. O.)

Die Druiden (137a) widmeten beträchtliche Zeit dem Studium der medizinischen Eigenschaften der Pflanzen und sie glaubten, daß einige Kräuter mit zauberkräftigen

Wirkungen begabt wären. Hervorragend unter diesen war Eisenkraut, Verbain (Verbena officinalis, s. d.), welches gebraucht wurde, um Fieber zu verhindern, Freundschaften zu verschaffen und alles, was das Herz begehrt, zu erlangen. Fieber wird nach der Ansicht der Druiden erregt durch zuviel Hitze oder Kälte. Sie nehmen an, daß ein „Gift" in den Körper eindringe und Fieber verursache — diese Annahme ist heute Gemeingut aller Ärzte.

Oberländer erzählt im „Globus" (IV 281) von einer sonderbaren Behandlung einer fieberkranken Australierin. Die australischen Papua legen Fieberkranke während der Frostperiode in die brennende Sonne oder auch innerhalb des Hauses auf ein Gerüst über dem Feuer; bei „heißem" Fieber sucht man den Kranken durch Begießen mit kaltem Wasser abzukühlen. Das Fieber wird dem Einfluß eines bösen Geistes zugeschrieben (277).

Osiander (518) zählt eine lange Reihe von Volksmitteln gegen Fieber aus aller Herren Länder auf: Die nordamerikanischen Indianer trinken in Fiebern nichts als viel Wasser; sie folgen darin der Natur, die in Fiebern zum Getränk nichts als Wasser verlangt. — Das älteste und berühmteste Krankengetränk ist die hippokratische Gerstentisane, welche Speise und Trank in akuten Krankheiten zugleich war. Abkochung von geschrotener oder eigentlich enthülster Gerste (πτισανη von πτισειν) war das Hauptmittel des Hippokrates in allen hitzigen Krankheiten. — Statt der Gerste wird auch Hafergrütze benutzt. — Zweckmäßiger und angenehmer zum Trinken scheint die bloße Abkochung reingewaschener, roher Gerste, die so lange gekocht werden muß, bis die Körner aufplatzen, und der man etwas Süßholz zusetzen kann. Dies ist die Gerstentisane der Franzosen, welche in französischen Hospitälern häufig getrunken wird und welche Napoleon meinte, da er seinem Arzt O'Meara sein Hausmittel rühmte: Nichts zu essen, keinen Wein, sondern viel Gerstenwasser zu trinken und 6—8 Stunden zu reiten, um Transpiration zu befördern. — Buttermilch, ein vortreffliches, leicht nährendes und eröffnendes Getränk für Fieberkranke, doch nur für solche passend, die, wie Landleute und Älpler, gegen Milch keinen Widerwillen haben. — Einige Schnitten über Kohlen gerösteten Weizenbrotes, in frischem Wasser eingeweicht, teilten dem Wasser einen ganz angenehmen Geschmack mit und passen als Krankengetränk. Brotwasser, wie es häufig aus einer Menge verbrannter Rinden von saurem Brot, mit heißem Wasser aufgegossen, bereitet wird, ist unpassend. — Wasser und Wein ist für manche entkräftete Fieberkranke ein passendes Getränk. In Frankreich, wo nur roter Wein mit Wasser getrunken wird, ist das sog. gerötete Wasser (eau rougie) auch Krankengetränk. (Wein ist in den meisten Fällen entbehrlich!) — Zuckerwasser mit einem Zusatz von Pomeranzenblütenwasser ist ein beliebtes Krankengetränk der Franzosen. — Himbeeressig in Wasser ist ein deutsches Krankengetränk. — In Norwegen werden dazu die Beeren des Rubus chamaemorus (Zwerghimbeere) verwandt. — In Ägypten trinkt man Berberitzensaft, den man für vorzüglich durstlöschend und erquickend ansieht und der in der ägyptischen Medizin eine große Rolle spielt. — Einige dünne Schnitten Renettenäpfel, mit kochendem Wasser aufgegossen, geben den Apfeltee der Engländer. Er wird warm getrunken. Einige setzen noch Zitronensaft und Zucker hinzu. — Schwache Kalbfleischbouillon. Ein kleines Stück mageres Kalbfleisch wird ohne Salz mit viel Wasser gekocht, und Sauerampferblätter oder ähnliche Kräuter werden damit abgebrüht. Dies bildet ein Krankengetränk der Franzosen unter dem Namen Tisane de veau oder Bouillon aux herbes. — Fischsuppe (yxa), ein dünner Absud von kleinen Fischen, mit

Zitronensaft und Gurkenlake gewürzt, ist eine in Rußland sehr beliebte und heilsame Speise in entzündlichen Krankheiten. — Die gelatinöse Abkochung der Samen von Beifuß (Artemisia) wird von den Tataren als durstlöschender, kühlender Trank in entzündlichen Krankheiten benutzt. — Als kühlendes und leicht eröffnendes Getränk gebrauchen die Eingeborenen Hindostans „Toddy", ein Getränk, welches erhalten wird, indem man die Rinde gewisser Palmen, z. B. Cocos nucifera, verwundet. Der Saft wird nachts gewonnen und morgens, ehe die Sonne eingewirkt hat, getrunken. — Getrocknete Queckenwurzeln und Süßholz, mit Wasser abgekocht, geben die in den französischen Hospitälern allergewöhnlichste Tisane (Tisane de chiendent), die meistens kalt, aus zinnernen oder irdenen Krügen wie Bier getrunken wird. Das allgemeine Fiebermittel der Ägypter ist Calaf, d. i. Wasser, über die Blumen einer Salix (Weide) abgezogen. — Amulette und Zauberformeln, welche die Phantasie zu beruhigen und Vertrauen zu erwecken dienen, sind vielgebrauchte Fiebermittel (s. unten). — Blutentziehungen in entzündlichen, schmerzhaften Krankheiten, zumal durch Schröpfen, gehören zu den am allgemeinsten verbreiteten Volksmitteln. Die Hottentotten bedienen sich dazu eines Kuhhornes, dessen Spitze abgesägt und dessen entgegengesetzte weitere Öffnung am Rand abgeglättet ist, welche der Helfende auf den kranken Teil aufsetzt und fest ansaugt. Dann macht er 2 Einschnitte in die Haut und saugt wieder. — Andere Afrikaner ritzen die Schultern, nachdem sie kleine Enden von Hörnern auf die Haut gesetzt haben, die als Schröpfköpfe dienen. — Das Verfahren der Neger im Inneren von Afrika ist folgendes: Es werden Einschnitte in die leidenden Teile gemacht, und auf diese wird ein Rindshorn mit einer kleinen Öffnung am Ende angesetzt. Der Operateur nimmt ein Stück Wachs in den Mund, setzt die Lippen an die Öffnung, zieht die Luft aus dem Horn heraus und verstopft dann durch eine geschickte Bewegung mit der Zunge die Öffnung mit dem Wachs. — Auch die Indianer in Brasilien kennen den Aderlaß. Sie schießen nämlich ein an der Spitze mit einem kleinen Kristall bewaffnetes Pfeilchen mittels eines kleinen Bogens auf eine Armader ab. — Auf Neuseeland pflegt man Einschnitte mit scharf geschliffenen Muscheln zu machen. — Die Papuas auf den Molukken und in Neuguinea haben folgende Art, Blut zu lassen: Sie legen die rauhe Seite eines Blattes, ungefähr von der Größe einer Mannshand, auf denjenigen Teil, aus dem sie Blut ziehen wollen, lecken dann über die äußere Seite des Blattes und bewirken dadurch, daß die untere Seite gleich blutig wird. — Die Araber ritzen die Kopfhaut in gewissen Krankheiten, wie bei heftigem Kopfweh, vor der Kranznaht mit dem Messer und streichen das hervorquellende Blut mit einem scharfen Holze vorwärts. — In Ägypten ist noch in solchen Fällen das in alten Zeiten häufig angewandte Ritzen der Nase, um Nasenbluten zu erregen, üblich. — Unter den ableitenden Hautreizen können als Hausmittel angesehen werden: Zerriebener Meerrettich; Senfmehl und Essig; ein Teig von Ingwerpulver und Branntwein; ein Gemenge von Sauerteig und Seidelbast; Cayennepfefferpulver mit Branntwein; Fußbäder mit einigen Händen voll Buchenasche, Kochsalz und Senfmehl; zerquetschte scharfe Pflanzen, namentlich Zwiebeln, Knoblauch, Hauslauch, Schöllkraut, Mauerpfeffer, Rettich. Hahnenfuß (Ranunculus acer) wird in Island, die Rinde von Juglans cinerea (Wallnußart) in Nordamerika, Adonis vesicatoria am Kap als blasenziehendes Mittel gebraucht. — Selbst die Seife gehört zu den wirksamen, die Haut rötenden Mitteln, wenn sie, dick auf Leinwand gestrichen, aufgelegt wird. — Die Griechen um Athen, Saloniche usw. brauchen als Hauskur in allen hitzigen Krankheiten Umschläge von zerstoßenen Schnecken mit Fleisch und Schale,

die sie unter die Füße legen. Es wirkt als rotmachendes Mittel und zieht selbst Blasen. — Anstatt der spanischen Fliegen (Lytta vesicatoria) gebraucht man in der Levante Mylabris fasciata, in China Myl. postulata, in Amerika Lytta cinerea. — Kneipen und Kneten der Haut, in-die-Höhe-Ziehen einer einzelnen Hautstelle zwischen den Fingern, bis sie gerötet und selbst schwarz wird, wenden die Bewohner von Manila sowohl wie die Chinesen als ableitenden Hautreiz an. — Die Lappländer saugen gewaltsam an einer Hautstelle, selbst bis Blut kommt. — Um schnell eine Fontanelle, ein Hautgeschwür, zu bilden, braucht man nur aus Leinwand oder Papier eine Scheibe von der Größe des Fontanells, welches man haben will, zu schneiden, diese in Alkohol oder Eau de Cologne zu tauchen, auf die rasierte Haut zu legen, anzuzünden und brennen zu lassen, bis es von selbst erlischt. Die Oberhaut kann sodann gleich weggenommen werden, und das Fontanell ist fertig. — Die berühmtesten, als ableitende Hautreize wirkenden Volksmittel sind die im ganzen Orient allgemein gebräuchlichen Brennkegel, Moxen. In ganz Asien hält man gewisse Dünste oder Blähungen für die Ursache der meisten Krankheiten und glaubt, daß diese nicht besser als durch Brennen gehoben werden könnten. Die Araber bedienen sich als Moxa eines blauen, mit Waid gefärbten, baumwollenen Stückchens Tuch; die Beduinen gebrauchen dazu gemeine Baumwolle; die Kamtschadalen Zunder; die Lappen kleine Stückchen Zunder, den sie auf der Haut verbrennen lassen; die Brahminen in Indien das Mark eines Binsenrohres; die Chinesen und Japaner eine weiche, faserige Materie, von aschgrauer Farbe, von den jungen Blättern eines Beifuß (Artemisia). In Frankreich werden die Brennzylinder entweder aus feinem Flachs, mit Kattun umwickelt und in eine Salpeterauflösung getaucht, oder aus dem Mark der großen Sonnenblume (Helianthus annuus) bereitet. Im nördlichen Afrika ist das Brennen eines der gewöhnlichsten Heilmittel; man bedient sich dazu des glühenden Eisens.

Alle Moxen, alle Fontanellen sind schädlich!

Vor dem kalten Fieber sichert man sich in Sachsen, wenn man am grünen Donnerstage (bei dem man sich ehedem an Donar erinnert haben wird) 9 verschiedene grüne Gemüse durcheinandergemengt verspeist. Anderswo haben Bretzeln (die möglicherweise das heilige Sonnenrad mit seinen Speichen versinnbildeten) dieselbe prophylaktische Wirkung. In ganz Norddeutschland wird zu gleichem Zweck empfohlen, die ersten 3 blühenden Kornähren, die man zu Gesicht bekommt, durch den Mund zu ziehen und die dabei abgestreifte Blüte zu verschlucken. In Schlesien sowie im Brandenburgischen kaut der Altgläubige zu diesem Ende das erste Veilchen, das er nach dem Schwinden des Schnees gewahr wird, in Pommern ißt er einen Apfel, in der bayrischen Oberpfalz hält er sich eine dreifarbige Katze (104). Kaskarillenrinde ist ein volkstümliches deutsches Fiebermittel. Man verlangt es in der Apotheke unter den Namen: Chakrill, Schakerill, Schikrill, Schabrell und Schakerillenbork (Gartenlaube 1865).

Niederdeutsche Fiebermittel sind: Verschlucken von Kreuzspinnen oder von Spänen, die von einer Kirchenglocke abgefeilt wurden. Auch kann man das Fieber in eine Weidenrute „einbinden".

Ein schwäbischer Fiebersegen lautet:

O du, meine liebe Alte,
Schüttelt dich das Kalte,
So komm Hans Nickel und brenne dich,
So schüttelt dich das Kalte nich.

Dieser Spruch muß auf ein Papier geschrieben, der Zettel 3 Wochen auf der Herzgrube getragen und dann verbrannt werden. Ein westfälischer Zauberspruch dieser Art heißt:

Die Bienen ohne Lunge,
Die Störche ohne Zunge,
Die Tauben ohne Galle —
Hilft für die siebenundsiebzig Fieber alle.
Im Namen Gottes des Vaters usw.

Hier sei eines im Harze herrschenden Gebrauches gedacht, nach welchem Fieberkranke eine Handvoll Salz nehmen, damit an ein Gewässer gehen, es hineinstreuen und dazu die Worte sagen:

Ich streue diesen Samen
In Gottes Namen;
Wenn dieser Samen wird aufgehn,
Werd' ich mein Fieber wiedersehn.

In Holstein schreibt der Aberglaube auf einen Zettel, den der Fieberkranke verschlucken muß, mit köstlicher Naivetät:

Fieber, bleib aus,
N. N. ist nicht zu Haus.

Schneidet man einer schwarzen Katze ein Loch ins Ohr und läßt man dann 3 Tröpfchen von ihrem Blut auf ein Stück Brot laufen, welches man hierauf verzehrt, so verliert man das Fieber (Busch 104).

Aus Bayern (300) werden folgende Segen mitgeteilt:

Gegen das Fieber

soll nachfolgender dreimal wiederholter Spruch helfen:

Fieber hin, Fieber her,
Laß dich blicken nimmermehr,
Pack dich in die wilde Au,
Dies schafft dir eine alte Frau,
Sonst mußt weichen in die Kuderfleck,
Wirst dann sehen, wie dir die Herberg schmeckt. (Hechenberg.)

Fürs Fieber.

Bete erstlich früh; dann kehre das Hemd um, den linken Ärmel zuerst, und sprich: „Kehr dich um, Hemd, und du Fieber, wende dich! N. N.! das sage ich dir zu einer Buße ††† Amen." 3 Tage zu wiederholen, dann (!) vergeht das Fieber.

Für das Fieber

hatte eine Pseudo-Hebamme eines Dorfes in Oberbayern, die sich mit „Absprechen" beschäftigte, folgenden dreimal zu wiederholenden Spruch, der sicher helfen sollte:

† In Gottes Namen bin ich wegen deiner hierhergegangen, und in deinem Namen säe ich den Samen über 70 Fieber und Fieberinnen; diese sollen sich meiden, bis du hierherkommst zum Schneiden. Es helfe dir † Gott Vater † Gott Sohn usw.

Um das Fieber zu bannen, wird auch ein Kranewittstrauch gebückt mit der linken Hand gegen Osten; auf den niedergebogenen Busch legt man eine Hirnschale,

und darauf den Stein; das Fieber wird dabei als Krankheitsdämon betrachtet, der Kranewittbusch aber als gutes und wohltätiges Wesen, und jener Dämon wird durch den Stein an den durch das Menschenopfer (Hirnschale) gut und günstig gestimmten heiligen Strauch gefesselt, dem das Fieber nichts anhaben kann (Höfler 300).

Fossel (196) berichtet aus Steiermark: Als Präservativ gegen Fieber trägt man 3 Kastanien im Sack oder beißt einem lebenden Maikäfer den Kopf ab. Wer am Gründonnerstag oder an 3 aufeinanderfolgenden Freitagen strenge fastet, bleibt das ganze Jahr hindurch vom Fieber verschont (Eunstal). — Im Unterlande soll das Terpentinöl, täglich davon nüchtern des Morgens einige Tropfen eingenommen, der beste Schutz sein. — Fieberkranken gibt man innerlich Wein, in welchem Erdbeerwurzel, Brennessel, Pfirsichkerne, Gottesgnadenkraut (Gratiola), Pfefferkörner, Hauswurz, Wermut, Enzian, zerstoßene Muskatnüsse angesetzt wurden. Auch Ameisen oder Asseln, besonders die zweiundsiebzigfüßige Mauerassel (Oniscus murarius, s. Assel) werden in ungerader Zahl, meist 7 oder 9 Stück, in Wein zerteilt oder in Milch gesotten, als fieberbannend geschätzt (Mooskirchen und Köflach). — Mit Vorliebe gebraucht das Landvolk schweißtreibende Mittel, um das „kalte Fieber" in das „heiße Fieber" überzuführen. Wie bei Gicht und Fraisen spielt seit den ältesten Zeiten die Zahl 7, 72, 77 eine Rolle. Man nimmt von vielen Mitteln, z. B. Pfefferkörnern, 7 Stück und hält in Steiermark an dem Glauben, daß es 77 (auch 72) verschiedene Fieber gebe. — Dem Kranken gibt man Krenwurzelschnitten, eine in einer Zwetschge verschlossene Kreuzspinne oder ebenso verhüllt 9 Läuse, ein stinkendes Ei, den Absud von Roßmist, weißen Hundskot oder Breitwegerich in Milch, Schießpulver, Holunderrinde innerlich (Kainach- und Murtal). — In Weingegenden ist es Brauch, daß der Fiebernde von echtem Weine solange trinkt, bis er leicht berauscht („angestochen") ist, dann seinen Urin aus dem Schuh trinkt oder Spinngewebe in Oblaten verschluckt (Sulmtal). In Köflach aber soll ein tüchtiger Rausch noch schneller zum Ziele führen. Auch nehmen Fiebernde dort wie in anderen Tälern Arsenik. — Ein altes Schießgewehr ausschießen, den Gewehrlauf mit Wasser auswaschen und dieses trinken, soll schon oft geholfen haben (Kalsdorf). — Die marktschreierisch angepriesenen Universalmedizinen, wie die schwedische Lebensessenz, der englische Balsam, die „Wind- und Gallgeister" sind auch bei jedwedem Fieber im Schwunge.

Wie der steiermärkische Bauer eine rechtschaffene Kur sich nicht ohne „Schmier" vorzustellen vermag, so liebt er auch bei „Fieber und einwendiger Hitz" das Salben mit Wacholderöl, „Grünöl" (Baum- und Leinöl, worin frischer Schnittlauch digeriert wurde, seltener das Bilsenkrautöl), mit Steinöl, Terpentin-, Lorbeer-, Lavendel- und Lilienöl, altem Schmer. Aneinandergereihte Krenwurzelscheiben und das „Galaunerpflaster" dienen zur Besänftigung der „Kopfhitz" bei Kindern und Erwachsenen. Letzteren soll man auch bei „hitzigen" Krankheiten ein Gemenge von Roggenbrotsamen, Honig, alten Spinnweben, Salz und Weinessig „punkt 12 Uhr auf den Puls binden, den anderen Tag um dieselbe Stunde wieder abnehmen und in fließendes Wasser werfen" (Gößnitz). — Die Wurzel des Breitwegerichs wird in ungerader Zahl den Kranken um den Hals gelegt und dabei beachtet, daß die Wurzelfasern wohl erhalten nach abwärts — am Rücken oder an der Herzgrube — gerichtet sind. Ist das Kraut verdorrt, so wirft man es unbeschrieen über die Achsel in den Bach (Schladming). — Im Unterlande soll der Fiebernde 7 oder 9 aus Brot geformte Kügelchen rücklings in fließendes Wasser werfen, und zwar die größere Hälfte über die rechte, die kleinere Zahl über die linke Schulter. Man formt aus dem Urin des Kranken und aus schwarzem Mehl einen Teig, von welchem man

9 Stücke herabschneidet mit den Worten: „9 Fieber, 8 Fieber, 7 Fieber usw. bis 1 Fieber ist kein Fieber" (Mitterndorf). — Im oberen Ennstale legt man großen Wert auf die sog. „Fieberpackerln": 3 Wurzeln des Spitzwegerichs und 72 Buchsbaumblätter werden in Leinwand eingenäht, dem Kranken um 7 Uhr abends um den Hals gebunden und am folgenden Morgen um 7 Uhr wieder abgenommen. Auch stellt man dort unter das Bett des Fieberkranken ein „Schlaffl" mit Lehm oder legt darunter eine Sperrkette, weil diese Dinge „die ganze Hitz benehmen". — Um Marburg hingegen legt man dem Kranken einen Pferdeschädel hinter das Kopfkissen. Alte Weiber sollen damit ein erträgliches Leihgeschäft machen. — Eine in der Walnußschale verschlossene Kreuzspinne oder in Leinwand genähter Kampfer werden als Amulett um den Hals gehängt (Kumberg). — Kleine Heuschrecken, mit Roggenbrot und Salz in ein Tüchlein gebunden, werden dem Kranken auf „die Puls" gelegt, am neunten Tage danach abgenommen und in fließendes Wasser geworfen (Kirchberg), auch Roggenbrot und Weinessig, dem Kranken auf den Kopf gebunden, seine Fußsohlen mit Kranawettöl eingerieben und von letzterem 3 Tropfen eingegeben (Oberwölz). Das schon den Römern bekannte Zauberwort Abracadabra (s. d.) ist zu häufig in alten und neuen Volksarzneibüchern erwähnt, um als kräftiger Spruch (auf Zettel geschrieben und dem Kranken umgehängt) verschmäht zu werden.

Urältester Brauch ist das „Abbeten" oder „Wenden" des Fiebers. Man schreibt über der Zimmertüre ohne Vorwissen des Kranken die Worte:

Fieber, bleib aus,
I bi nöt z' Haus. (Köflach.)

Der Kranke dreht morgens sein Hemd um und spricht: „Kehre dich um, Hemd, und du, Fieber, wende dich!" Im Namen Gottes des Vaters usw. ††† (Rottenmann). — Zuweilen findet noch die Vorschrift Nachahmung, daß der Kranke Salz in den Bach streut mit den Worten:

Ich streue diesen Samen
In Gottes Namen
Und wenn dieser Samen wird aufgehen,
Werde ich mein Fieber wiedersehen.

Damit ist die althergebrachte Übertragung (Transplantation) der Krankheit ebenso ausgesprochen wie in den folgenden Kurmethoden: Des Patienten Name wird auf einen kleinen Zettel geschrieben, dieser in das frischgebohrte Loch eines Holunderbaumes, und zwar gegen Sonnenaufgang gesteckt und die Öffnung mit einem grünen (frischen) Holzstifte verschlossen (Kainachtal). — Ähnlich verfährt man mit einem Zettel, auf welchen der Fieberkranke die Worte schreibt oder schreiben läßt:

Nußbaum! ich komm' zu dir,
Nimm die siebenundsiebzigerlei Fieber von mir,
Ich will dabei bleiben. ††† (Donnersbach.)

Wie bei Gelbsucht läßt der Fieberkranke seinen Urin auf frisches Fleisch und gibt dies einem Hunde zu fressen. Der Patient wird genesen, der Hund erkranken (Enns- und Murtal). — Der Kranke schöpfe aus einer gegen Sonnenaufgang fließenden Quelle, gegen Osten gewendet, Wasser mit seiner Hohlhand unter folgendem Spruche:

So wahr ich wahrhaft getauft bin im Namen Jesus,
Dein rosenfarbenes Blut
Ist für alle zweiundsiebzig Fieber gut.
Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen.

Bei diesen dreimal wiederholten Worten gießt der Patient das geschöpfte Wasser über seinen Kopf hinweg nach rückwärts (Mitterndorf). — Man läßt den Kranken während des Fieberanfalles in beiden Händen Roggenkorn halten, welches dann, vom Fieberschweiße befeuchtet, unter einem Baume, der auf einem Kornraine steht, vergraben wird (Oberwölz). — In Osterwitz (Bezirk Deutschlandsberg) nehmen die Leute bei Fieber und stärkerem Unwohlsein innerlich Pechöl und schliefen weiblicher Schwitzung halber in den warmen Backofen, wo sie bis an die Grenze der Möglichkeit geduldig ausharren. Zu Ende des 18. Jahrhunderts wurden bei den Minoriten in Graz jährlich am 8. Februar „Fieberhostien" bereitet und gegen hartnäckige Wechselfieber den Kranken eingegeben. Selbstverständlich hat das Wunder seine Schuldigkeit getan (Fossel 196).

Steiermärkische Bräuche sind ferner: Man nehme 9 Mandeln, hülle jede in ein Stück Papier ein, schreibe auf jede einzelne einen Buchstaben des Wortes „Colombita" und trage die 9 Mandeln bei sich (319a). — Gegen Fieber hilft ein getrockneter und gestoßener Taubenmagen, der in Wein gelöst worden ist (375a).

Mittel gegen Fieber in Tirol: Bete dein Morgengebet, dann kehre das Hemd um, den linken Ärmel zuerst, und sprich: „Kehr dich um, Hemd, und du, Fieber, wende dich!" und nenne den Namen dessen, der das Fieber hat, „das sage ich dir zur Buße im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes." Sprich diese Worte 3 Tage nacheinander, so vergeht es (auch bei den Deutschen in Westböhmen üblich 719). Oder streiche dreimal mit der einen Hand über die andere und sprich dabei:

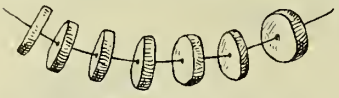


Abb. 83. Meerrettichscheiben als Halskette; Amulett gegen Fieber in Oberösterreich

Petrus und Johannes gingen über einen Steg,
Und das Fieber war weg! (154.)

Fieberbrunn im Pillerseetale (Tirol) war ein Kurort gegen Fieber. In der Nähe der Kirche befindet sich der „Fieberbrunnen". Im Jahre 1620 kam die Prinzessin Claudia Felicitas, Tochter des Erzherzogs Ferdinand Karl von Österreich, fieberkrank in den Ort und benützte die Quelle zum Baden und Trinken.

Das Fieber macht man in Gottschee (710) dadurch unschädlich, daß man einen gedörrten Regenwurm und das gedörrte Herz eines Maulwurfes stampft und beides einnimmt.

Aus Oberösterreich teilt uns Kollege Dr. Hamann (Hausruck-Viertel 262a) folgendes mit: Es ist Sitte, Kindern dünne Scheiben von Meerrettich (Kren), auf eine Schnur gefädelt, um den Hals zu hängen. Aus dem Abtrocknen der Meerrettichscheiben wird auf das Verschwinden des Fiebers geschlossen. In gleicher Weise sah ich schon öfter vorne an der Brust und hinten am Rücken Stücke von frischem Rindfleisch hängen, das die Fieberhitze an sich ziehen soll. Kartoffelscheiben und größere fleischige Blätter werden an Stirn und Schläfe gebunden, wenn die Beteiligung des Kopfes mehr hervortritt; die Anwendung von kühlen Wasserumschlägen wird tunlichst vermieden, und auch auf Geheiß des Arztes entschließt man sich nur ängstlich zu ihr. Das Aufbinden von Sauerteig (Kornmehl mit Essig gemischt) auf Fußsohlen und Waden steht jedoch sehr in Schwung. Bei mehrere Tage dauernden Fieberzuständen tritt die Kunst des „Wendens", d. i. des Besprechens des Fiebers in Kraft und hilft nach der Ansicht der Leute immer. Verschiedene Tees von Kamillen, Lindenblüte, Wermut, heiße Milch und Zucker, Holundertee werden neben den Balsamen häufig in Verwendung gezogen. Bäder oder Einwicklungen werden nie angewendet, wenn nicht der Arzt dazu drängt.

Das Fieber wird an vielen Orten gewendet. Westendorp (388) verzeichnet folgenden niederländischen Brauch: Wer vom kalten Fieber genesen will, gehe frühmorgens zu einem alten Weidenbaume, knüpfe 3 Knoten in einen Ast und spreche dazu:

Goe morgen, olde
ik geef on de Holde
goe morgen, olde.

Dann kehre er um und laufe, ohne sich umzusehen, eilends fort.

Die von Pater Baumgarten aus Kremsmünster in Oberösterreich mitgeteilte Methode wird da gewiß probat sein. Man laufe zweiundsiebzigmal um den Weidenstamm herum und sage jedesmal:

Wind dich, Widl, wind dich
Fieber sand zweiundsiebzig;
Dös Fieber, dös ih han,
Dös häng ih dran. (388.)

Urban (719) meldet aus Westböhmen: Das Volk unterscheidet klar ein äußeres und ein inneres Fieber, wobei aber das kalte Fieber („Fröiara" = Febris intermittens = Wechselfieber) nicht inbegriffen ist. Das äußere Fieber beurkundet sich durch heißen Kopf, heiße Hände und Ohren, aber kalte Nasenspitze. Das innere Fieber, auch Flußfieber oder Hustenfieber genannt, besteht in einem hie und da wiederkehrenden „Schaudern" („Tau(d)nschüdla"), erregtem Puls und allgemeinem Unwohlsein („'s is ain niat reat"; „ma waißt niat, wöi ain is"; „'s is ain niat a reat kouscha"; „d' Költ gäiht a inna assa" und ähnlich diagnostiziert der Volksmund das „innere" Fieber). Bei höherem Grad von Fieber wird der Kranke ins Bett gelegt (früher legte man ihn gerne „hinta d' Höll"), man baut ihn mit Federbetten ein und gibt ihm „Hulla"- oder „Lind'nblöih-Tee" zu trinken, damit er recht in Schweiß und dann in Schlaf kommt. Ist nach der Schwitzkur die „Hitze" nicht geringer, so legt man auf den Kopf ein in kaltes Wasser getauchtes, zusammengefaltetes Handtuch oder legt (besonders bei kleinen Kindern) Sauerteige auf Nacken und Fußsohlen oder bindet eine in Essig getauchte schwarze Brotrinde oder Blätter der Hauswurz oder rohe Erdäpfel-„blätzn"-scheiben oder den gelben Saft der Holunderblätter oder den Mist eines Grünspechtes auf die Stirne und Schläfe. Sind dabei die Füße kalt, so erwärmt man diese mit einem heiß gemachten Ziegel oder Gewichtstein, oder umwindet sie mit erwärmtem Werg oder mit „Auaborscht". Innerlich gibt man Johannisbeersaft mit Essig, Erdbeerwasser oder Weinstein in Wasser. Gegen das kalte Fieber nimmt man durch 9 Tage frisch geschnittene und ungewaschene Schafgarbensprossen in einem Löffel voll Suppe, und zwar am ersten Tage 9 Sprossen, die folgenden 8 Tage aber immer um eine Sprosse weniger. Ferner gibt man innerlich Wermut mit Pfeffer in Branntwein oder auch etliche Tage morgens Wermut und Salz in warmem Bier, oder man vermischt Brunnenwasser, Branntwein, Essig und Wein miteinander und nimmt, wann das Fieber kommen will, 4 Eßlöffel voll davon und schwitzt dann. In der Hitze aber nehme man Bezoarpulver und nach der Hitze zum „Abführen" ein; noch besser ist aber letzteres vor der Hitze. Schutz gegen das Wechselfieber bietet, wenn man die zuerst erblickten 3 Kornblüten abstreift und ißt. Wer am Vorabende des hl. Johannes d. T. dreimal durchs Fenster springt, ist vom „Fröiara" frei. Einem Kranken, der mit „langwierigem Fieber" behaftet ist, hänge man eine Nuß um den Hals, in welcher sich eine Kreuzspinne befindet, doch darf der

Kranke von der Kreuzspinne nichts wissen. Ferner hilft, wenn man über Nacht 3 Krebse, auf den Kopf gestellt, in einem Glas ersaufen läßt und den Schleim, der von diesen Krebsen abgesondert wird, mit Wein vermischt, den Kranken reicht, sobald sich das Fieber meldet. Oder der Kranke trage durch 9 Tage auf dem Rücken einen Zettel, der den Wortlaut der Abb. 84 enthält.

Hier sei auch mitgeteilt, was der letzte Scharfrichter von Eger, der doch selbst Krankheiten „gebüßt" haben dürfte, über die „Böißa" sagt; es lautet: „Die ‚Böißer', Büßer, Sprecher sind Leute, die durch Auflegung ihrer Hände und geheime Sprüche die Kranken, wann sie mit anhaltenden langen Krankheiten, Gliederreißen, Kopfschmerzen, Augenwehe, Grimmen des Magens und der Gedärme behaftet sind, gesund machen wollen. Diese sagen, es gebe 72 Gichten, da stellt er sich vor den Schwächling, legt die Hände auf den kranken Teil, macht einige Grimassen, papert mit dem Mund und macht mit dem Daumen 3 Kreuz, bestellt den Kranken, wenn er gehen kann, künftigen Freitag wieder zu kommen. Dieses wiederholt er zu 5, 9, auch 15 mal und lasset sich für jedesmal 30 Kreuzer, auch 1—2 fl. bezahlen; will es zufälligerweise nicht besser werden, erdenkt er gleich eine neue Lüge: Ja, meine lieben Leute, der oder die ist über etwas gegangen, über ein Leichenwasser oder über einen Hexenschuß. Nun bestärket sich der Glaube. Ja, ja, sagt der Kranke, ich bin vor einem Jahr durch ein Feld gegangen, da waren Haare, Eierschalen, Kohlen und Häckerling gestreut. Seht ihr, sagt der gescheite Mann, ich hab' es gleich gemerkt, daß was anderes dahinter ist, jetzt wollen wir schon helfen, im neuen Mond komme ich. Und was geschieht? Er leget sich auf den Kranken mit erbärmlichen Vorstellungen, murmelt sehr vieles, fangt lang nach Odem, dann stehet er auf und beteuert, er habe die Krankheit an sich gezogen. Jetzt läßt er sich ein Glas Branntwein reichen, um sich wieder zu erholen, dann fängt er an zu essen und zu trinken, oft bis zum Überfluß. Bei dem Abschied macht er schon die Bemerkung, daß dieses Übel sehr groß sei und so lang Zeit bedarf, in wie lang es herkam, die Krankheit zurückgehen muß. Doch der Kranke ist froh. Aber die Zeit ist verflossen, und der Leidende wird schwächer, dann lassen sie den gescheiten Mann noch einmal kommen. Der kommt ganz traurig und sagt in Geheim den Anwesenden: ich hab' es mir wohl eingebildet, daß noch ein Geheimnis stecke, liebe Leute, das hat ihm ein Gut (Jude) rückwärts bewiesen, da kann ich nicht mehr helfen. Bei einem anderen sagt er: Ein altes Weib hat ihm den Tod verschrieen. So muß also der arme Kranke mit lauten Büßen und Sprüchen sein Leben enden."

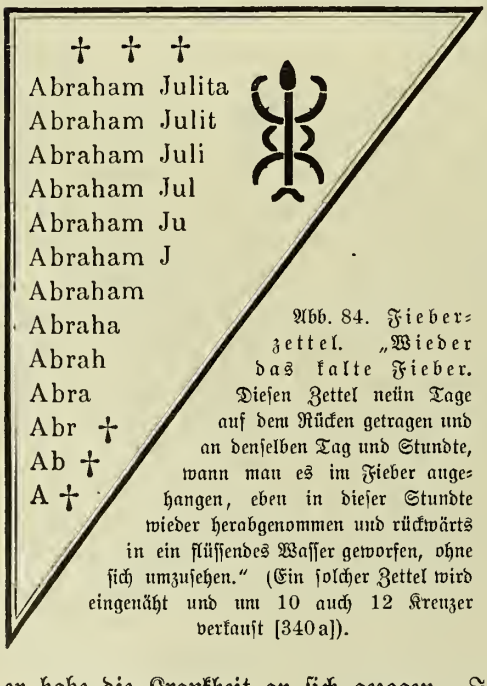


Abb. 84. Fieberzettel. „Wieder das kalte Fieber. Diesen Zettel neün Tage auf dem Rücken getragen und an denselben Tag und Stundte, wann man es im Fieber angehangen, eben in dieser Stundte wieder herabgenommen und rückwärts in ein flüssendes Wasser geworfen, ohne sich umzusehen." (Ein solcher Zettel wird eingenäht und um 10 auch 12 Kreuzer verkauft [340a]).

Zwischen den Fieberanfällen trinke man Abkochungen aus Weidenrinde. Im Anfalle lasse der Kranke Harn, diesen nehme man, tue Mehl hinzu und backe hiervon einen Kuchen. Diesen Kuchen werfe der Kranke über seinen Kopf in einen fischreichen Bach, damit ihn sofort die Fische verzehren, oder man dörrt eine gefangene Eidechse, stößt

diese zu Pulver und gibt dieses Pulver dem Kranken in Weihwasser, oder man sticht in ein Ei 75 Löcher, weil es 75 Arten Wechselfieber gibt, und steckt es in einen Ameisenhaufen. Ist das Ei von den Ameisen ausgefressen, so hat es mit dem Fieber sein Ende. Gegen das „dreitägige", d. h. gegen ein Fieber, das alle 3 Tage wiederkehrt, hilft, wenn man in ein Tüchlein Spinnweben wickelt und dieses über Stirne und Schläfe bindet. Gegen das „viertägige" Fieber dörre eine Froschleber, stoße sie zu Pulver und nimm dieses ein, oder der Kranke trage ein Stückchen Menschenknochen am bloßen Körper. Auch näht man einen vor Georgi gefangenen Laubfrosch in ein Beutelchen und hängt dieses dem Kranken um, ohne daß dieser es weiß. Der Kranke muß 9 Tage hindurch vor Sonnenaufgang 9 Vaterunser beten; am neunten Tage muß ihm gesagt werden, daß er nun unter Gebet zu einem fließenden Wasser gehen und das Beutelchen rückwärts in den Bach werfen und dazu die Worte sprechen solle:

Dau haust ma(n) Löiba —
ma(n) Föiwa,
lau's niat dau u niat durt,
trog's weita furt!

Oder der Kranke nehme eine „dreizenkete" Gabel und eine Handvoll Salz, gehe damit auf einen Kreuzweg, und nachdem er 9 Schritte auf dem Krenzweg getan, stecke er die „dreizenkete" Gabel in die Erde, gehe dreimal um sie herum und spreche:

Gröiß di Gott, ma(n) Alta,
dau bring i ma(n) Föiwa —
dös kalta,
's is ma(n) z'vül ... 77 ... Amen!

Frischbier (203) verdanken wir eine sehr interessante Zusammenstellung der Fiebermittel und Bräuche in Preußen.

Um das Fieber zu vertreiben, wendet man nachfolgende Mittel an: Man nimmt ein Strohseil, geht mit ihm, ohne zu sprechen, an einen Baum, befestigt es an denselben mit den Worten: Fieber, bleib weg und komm nicht wieder! betet das Vaterunser und geht stillschweigend nach Hause (Ermland).

Man wickelt eine kleine Münze in ein Papier und bindet das Päckchen an einen Galgenpfahl. Das Fieber bleibt alsdann aus; wer jedoch das Papier vom Galgen ablöst, bannt sich das Fieber auf. Die Masuren drehen zu gleichem Zweck ein Geldstück in den Glockenstrang.

Man muß auf einem Besen aus dem Hause hinausreiten auf den Kreuzweg, dort den Besen liegen lassen und wieder nach Haus eilen, ohne ein Wort zu sprechen (Hohenstein). Man gehe auf einen Grenzrain, schneide ein Loch in den Rasen, hauche dreimal hinein und verstopfe es schnell wieder (Hohenstein).

Wenn der Fieberanfall und die Hitze vorüber sind, ziehen die Kranken das Hemd aus und tragen es abends nach Sonnenuntergang oder morgens vor Sonnenaufgang, wenn möglich an einem Donnerstage, nach einem Kreuzweg und hängen es dort am Wegweiser auf (Wallendorf). Ähnliches wird aus Steiermark und Deutsch-Böhmen berichtet.

Ein gutes Präservativ gegen das kalte Fieber sind drei Palmen (Blütenknospen der Weiden), die man ganz, d. h. ungekaut, verschluckt. Gleich wirkt der Genuß der Blüten der 3 ersten Ähren, welche man im Frühjahr antrifft.

In Masuren ißt man 3 Myrtenblätter aus dem Brautkranze gegen das Fieber. Man legt einen Krebs in Branntwein und läßt ihn darin sterben, alsdann trinkt man den Branntwein. Sieben Läuse auf Butterbrot sind gut gegen das Fieber. (Dieses Mittel wird zugleich auch gegen die Gelbsucht gebraucht.)

Man wirft Fieberkranken einen Topf nach oder sucht sie auf andere Weise zu erschrecken; denn Schreck soll ein gutes Mittel gegen das Fieber sein.

Das beste und gepriesenste Mittel ist jedoch folgendes: Mache nachstehende Zeichen

Ḣnz Ḣnz Ḧnz

etwa auf Butterbrot oder auf eine Semmel usw. und setze darunter den Vor- und Zunamen des Kranken. Kommt das Fieber, so muß dieser das Butterbrot aufessen. Wer es in gutem Glauben ißt, wird sicher gesund.

Besprechungsformeln. Am Tage oder bei Nacht zwischen 11 und 12 Uhr nimmt man einen Eßlöffel voll Salz in die linke Hand, geht an ein fließendes Wasser, streut mit der rechten Hand das Salz ins Wasser, indem man das Gesicht nach der Mündung kehrt, und spricht:

Ich streue diesen Samen
In Gottes Namen,
So dieser Same wird aufgehn,
Will ich mein Fieber wiedersehn. (Alt-Pillau.)

Auf dem Kreuzwege:

Guten Tag, Kreuzweg!
Hier bring' ich dir meine Kälte und meine Wärme.
Die Kälte laß ich bei dir,
Die Wärme behalt' ich bei mir. (Allenburg.)

Grenzke, Grenzke, öck klag di,
Kohlt on Heet plagt mi,
Dat eheſt Vagelke, dat hi rewe flegt,
Dat nehm't unne ſine Flecht!
Im Namen Gottes usw.

Der Fieberkranke geht über 9 Grenzen und nimmt eine Kupfermünze und ein Stückchen Brot, in ein Läppchen gewickelt, mit. Auf der neunten Grenze legt er es unter einen Stein, während er dabei obige Worte unter Bekreuzung spricht (Jerrentowitz).

Boom, Boom, öck ſchedder di,
Dat kohle Feber bring' öck di,
De erſcht Vagel, wo räwerflicht,
Dat de dat Feber kriege micht. (Plibiſchken.)

Liebe Weid', ich klage dir,
Siebenundſiebzig Fieber plagen mir.
Im Namen Gottes usw.

Der Fieberkranke geht an eine Weide und bindet beim Sprechen obiger Worte einen Knoten in die Zweige (Jerrentowitz).

Fieber, ich verbinde dich
Auf ſiebenundſiebenzigerlei Art,
Und wenn ich dich verbinde,
So verbleibeſt du,

Verbleibest du aber nicht,
So ist kein Gott im Himmel,
Der den Salomo gesendet hat,
Zu binden deine Laster.

Dreimal. Dem Patienten wird beim Hersagen ein Garnfaden um den Leib gewunden, der jedesmal mit einem Knoten geschlossen wird. Der Kranke trägt den dreifachen Faden mit den 3 Knoten 3 Tage, geht dann an einen Fluß, kehrt diesem den Rücken, zerreißt die Fäden und wirft dieselben rücklings, ohne zu sehen wohin, in den Fluß (Plibischken).

Frösche ohne Lunge,
Störche ohne Zunge,
Fische ohne Galle,
Nehmet meine siebenundsiebenzigerlei Fieber alle!
Im Namen Gottes usw.

Die Formel wirkt nur bei folgender Anwendung. Man geht vor Sonnenaufgang an ein fließendes Wasser, ohne umzuschauen, nimmt (dreimal) den Mund voll Wasser, speit dieses in den Fluß und spricht obige Verse (Werder).

Der Wolf ohne Lung',
Der Storch ohne Zung',
Der (die) Taub' ohne Gall',
Ich rathe dich (!) vor neunundneunzig Fieber all'. (Allenburg.)

Verbohren. Der Kranke nimmt einen Bohrer, einen hölzernen Nagel und einen Hammer und geht damit an einen Baum, Pfahl, an eine Brücke usw. Hier bohrt er ein Loch ein, haucht dreimal in dasselbe hinein, indem er, seinen Namen nennend, spricht: (Marie) es ne to Huus (ist nicht zu Hause)! Hierauf wird das Loch mit dem Nagel zugeschlagen. — Auf dem Heimwege darf man sich nicht umsehen, auch darf auf dem Hin- und Rückwege kein Wort gesprochen werden (Jerrentowitz).

Du verfluchtes Fieber, dich beschwöre ich über deine Macht, du sollst nicht bestehen von heute; gleich vergehe! Ich beschwöre dich über Christi Kreuz! †††

Im Namen usw. Es ging Gottes Mütterchen durch einen Kastanienwald, auf dem Wege begegnet ihr der Herr Jesus selbst. Wohin gehst du, meine Mutter? Ich gehe zu diesem Getauften, um zu heilen die kalten Leute, die weißen (blassen) Leute. Weichet von diesem Getauften, aus seinen Sehnen, aus seinem Mark, aus seinem Haupte, durch die Macht Gottes und des Sohnes Gottes und des Heiligen Geistes Hilfe! Ich treibe euch aus unter die Steinwurzel in wüste Wälder, auf wüste Felder, wohin nichts kommt. Vater unser usw.

In einem Artikel: „Aargauer Besegnungen" (Zeitschr. f. deutsche Myth. u. Sittenk. IV 107) lautet die Formel:

Diese person hat das kalte,
teufel, hol die alte,
so vergeht der das kalte.

Die heilenden Sprüche werden übrigens nicht immer gesprochen, sondern in den Wesermarschen wird bei Fieber ein Spruch auf den Zettel geschrieben und der Zettel dann verbrannt. Auf dem Schreiben beruht auch ein in der Lüneburger Heide gebräuchliches Fiebermittel, jedoch wird kein Spruch aufgeschrieben, sondern Name, Geburtsjahr und Geburtsort des Kranken, und zwar an einsamer Stätte in 3 Nächten.

In der Provinz Poitou (Frankreich) behandelt man — nach mündlicher Mitteilung — das Fieber wie folgt. Man nimmt eine schwarze Kröte, die man gefunden hat, ohne sie zu suchen, und legt sie zwischen 2 Nußschalen, die man mit weißen Lappen umwickelt. Einige Stunden vor dem Fieberanfall hängt man das Päckchen an den Hals des Kranken, der aber nicht wissen darf, was die Hülle enthält. Wenn die Kröte tot ist, ist das Fieber fort.

Das Evangelium Johannis ist ein Fiebermittel bei den Wenden in Preußen. Wenn jemand das Fieber hat, so muß man Mohrrüben kochen und ihm von dem davon erlangten Getränk eingeben. Der Biber-, Fieber- oder Bitterklee, Koswik und Bobownik, Menyanthes trifoliata, ist gut gegen das Fieber (727).

Der Tscheche gibt bei Fieber folgendes Rezept: Raufe dir ein Büschel Haare aus, reiße ein Stückchen vom Kleid ab, stecke die Sachen in das Loch einer weißen Weide und treibe einen Hagedornkeil hinein, so muß das Fieber aufhören (388).

Außer dem Verbohren wendet man bei den Tschechen das Transplantieren oder Wenden der Krankheiten folgendermaßen an: Wer das Fieber hat, soll abends zu einer alten Weide gehen, die am Wasser steht, und dort solange bleiben, bis der Fieberanfall vorüber ist. Dann binde er etwas von seiner Kleidung an den Baum und laufe, so schnell er kann, nach Hause. Das Fieber bleibt an dem Baume hängen; man kann auch einen hölzernen Keil in den Baum einschlagen und dabei rufen: „Da schlag' ich dich ein, daß du nicht mehr auf mich kommst!" So wird er das Fieber los, nur darf er beim Nachhausegehen sich nicht melden, wenn ihn eine Stimme rufen sollte, und umsehen darf er sich nicht. Gemeinsam ist bei diesem seltsamen Heilverfahren, daß der Kranke Bewegung macht, bis er in Schweiß kommt.

Hitzige Krankheit zu mildern, trinken die Slowenen (144) eine Mischung von Tormentil, 1 Quintel, Essig und Wermut zusammengekocht und mit diesem Absud die Füße und Hände abgerieben, sich ins Bett gelegt, gut zugedeckt, so wird ihm sicherlich besser. Fieber vertreibt Engelsüßwurzpulver, in Wein genommen (die Wurzeln); oder Tausendguldenkraut pulverisiert und 1 Quintel davon jeden Morgen auf nüchternen Magen durch 5 Tage in Wein eingenommen, hilft sicher; oder: Schwarzbeeren weiche man in 1/8 Liter Wacholderbranntwein durch 48 Stunden ein und 1 Stunde, ehe das Fieber zu kommen pflegt, trinke man es; Schmalzblumen, die grünen Blätter davon mehrmals auf die Hände gebunden, vertreiben es auch; saure Rüben aus dem Faß entnommen und mit 1 Liter fließenden Wassers vergossen und dieses Wasser dann 1 Stunde vor Eintreten des Fiebers fleißig trinken, wirkt auch dagegen.

Gegen Frostgefühl: Wein- oder Gartenrautengeist oder Tee davon getrunken vertreibt es; oder Brennesseln in Wein gekocht und dies trinken, Wegtritt in Wein gekocht und dies trinken. Gegen Schüttelfrost nehme man Wermutsaft mit Zucker gemengt, oder süßen Anis in Wein gekocht und warm getrunken; oder: Kronwurzpulver kocht man in Wein, läßt es auskühlen, erwärmt es dann mit einem glühenden Stahl und trinkt es; oder Tausendguldenkraut, eine halbe Handvoll, pulverisiert, kocht 1 Quintel davon in Wein und trinkt es durch 5 Tage hindurch auf nüchternen Magen. Hitze bei ansteckender Krankheit vertreibt Kronwurz, deren Blätter und Wurzeln gestoßen und gepreßt werden. Der Saft wird mit Zucker vermischt, jeden Morgen und Abend einen Löffel einnehmen (Slowenen 144).

Gegen Fieber werden von den Huzulen (351) folgende Mittel angewendet. Grüne Walnüsse werden samt der Schale, nachdem jede in 4 Teile geschnitten wurde, in

dreißiggradigen Spiritus eingeweicht. Nachdem dieser eine schwarzbraune Färbung angenommen hat, wird dem Kranken früh und abends ein Gläschen hiervon eingegeben. Innerhalb 8 Tagen soll die Genesung eintreten; das Mittel wird sehr hoch geschätzt. Auch Wermut und Narzissenzwiebeln werden in der angegebenen Art zu demselben Zwecke benützt. Weniger appetitlich ist ein drittes Mittel: Man nimmt aus den Eingeweiden eines Raubfisches die von demselben verschlungenen Fischchen, trocknet und pulverisiert dieselben, worauf man das so gewonnene Pulver dem Kranken in Branntwein eingibt. Fieber heilt man auch durch Genuß eines Absudes aus Tausendguldenkraut oder eines Branntweines, in dem Wermut geweicht wurde. Auch ein Brot, das man im Ofen vergessen hatte und erst später wahrnahm und herausholte, soll, verzehrt, heilsam wirken.

Borusowsky (84) verdanken wir eine zusammenfassende Darstellung über Fieberbehandlung bei den Ruthenen Für „Fieber" finden wir in den ukrainischen ethnographischen Werken wenigstens 10 Namen. Abgesehen davon, daß in verschiedenen Gegenden die Krankheit verschieden bezeichnet wird, haben die Sammler nicht genug scharf die verschiedenen Arten des Fiebers betont. Die meistens vorkommenden Bezeichnungen sind: łychomanka, łychoradka, chynda, propasnycja, trjasawycja. Merkwürdig genug, bei so vielen Bezeichnungen, finden wir fast überall dieselben Gebete und Zauberformeln gegen das Fieber und ein sehr ähnliches Heilverfahren. Das Wesentliche wiederholt sich in allen Formeln; nur hie und da tritt ein anderer Heiliger auf oder eine andere Beigabe. In allen Gebeten spricht man von den Jungfrauen, welche die Krankheit bringen. Ihre Anzahl ist fast überall 77, seltener 27, 12 oder gar nur 4. Diese Jungfrauen werden auch oft „Trjasawyci" (die Schüttelnden) genannt. Immer begegnet ihnen ein Heiliger, der sie durch Schläge und Schimpfworte von den Menschen abwenden will, und bei dieser Gelegenheit fügt er einer jeden 70 oder 77 Wunden zu. Darauf versprechen die Jungfrauen, daß sie jene Menschen, welche an den betreffenden Heiligen glauben und ihn verehren, verschonen werden. Nicht selten nennen sich die Jungfrauen die Töchter des Herodes. Das ist das Wesentliche in diesen Heilgebeten.

Gebet gegen łychoradka aus Olšana, Bezirk Charkow.

„Wo imja Otca i Syna
i swjatoho Ducha. Aminj. Wychodja
iz morja Oskana
semdesiat sem diwyc prekrasniji;
strjetyłsia im prepodobnyj Pawchnutij
i sprosył jich:
otkuda wy, diwyci?
Ony otwjecaty:
iz morja Oskana,
idem wmyr i ludjam kosty łomytj,
w żar brosatj
i w znob prewrascatj.
I tohda prepodobnyj Pawchnutij,
načawšy ich nakazywatj,
i dade jim po semydesjat semy ran.

„Im Namen Gottes des Vaters
und des Sohnes und des Heiligen Geistes.
Amen. Aus dem Meere Oskana (Okeanos)
steigen 77 wunderschöne Jungfrauen;
es hat ihnen begegnet der selige Pafnutius
und hat sie gefragt:
‚Woher kommt ihr, Jungfrauen?'
Sie antworteten:
‚Aus dem Meer Oskana
gehen wir in die Welt den Menschen
Knochen reißen,
sie in Hitze werfen
und frieren lassen.'
Hierauf begann sie der selige Pafnutius
zu überreden und fügte einer jeden
77 Wunden zu.

Ony stały jeho prosytj:
o, prepodobnyj Pawchnutij, pomyłuj nas!
Ašče kto twoje imja bydet na sebje nosytj
iły wypysuwotj
i toho budem otbihatj,
pojdem po rikam,
po morjam, očeretamy i bołatamy.
O, prepodobnyj Pawchnutij,
pomyłuj raba boleznoho N.
ot bolezny łychoradky!"

Sie begannen ihn zu bitten:
‚O seliger Pafnutius, erbarme dich unser!
Wenn jemand deinen Namen tragen
oder ihn aufschreiben wird,
so werden wir diesen meiden,
wir werden gehen auf Flüsse,
auf Meere, durchs Schilfrohr und Sümpfe.'
O seliger Pafnutius,
befreie den kranken Diener N.
von der Krankheit łychoradka!"

Dieses Gebet wird aufgeschrieben und um den Hals des Kranken gehängt.

Ein Gebet gegen propasnycja (Wechselfieber), welches in Jablunowa, Bezirk Kanew, geflüstert wird, lautet rein ukrainisch:

„Išow swjatyj Makaryj
na Syjansku horu na swjatu
i zustriw 77 trjasawyc; .
stow wiu jich byty i karaty,
stały wony swjatoho Makaryja słyzno prochaty:
ne byj nas, swjatyi Makaryje,
ne byj nas,
ne karaj
i zaliznymy hakamy ne rospynaj!'
Chto tebe, swjatyj Makaryje,
u pomysłach bude maty,
poky swyta soncja,
ne budemo popadaty,
od nyni i dowiku."

„Es ging der hl. Makarius
auf den Berg Sinaj, den heiligen,
und begegnete 77 Schüttelfröſten;
er begann, sie zu schlagen und zu strafen,
sie begannen, den hl. Makarius mit Tränen zu bitten:
‚Schlage uns nicht, heiliger Makarius,
schlage uns nicht,
strafe uns nicht,
kreuzige uns nicht mit eisernen Nägeln!
Wer dich, heiliger Makarius,
in Gedanken führen wird,
diesen werden wir,
solange Sonne scheint,
nicht belästigen,
von heute bis in die Ewigkeit.'"

Wir finden zwei Gebete, in welchen die betreffenden Jungfrauen als Töchter des Herodes auftreten. Beide sind ohne irgendwelche Ortsangabe angeführt. Eine dieser Formeln lautet folgendermaßen:

„U nedilu rano, jak sonce schodyło,
Chrysto do Ratuša prywedeno.
Stały jeho wjazaty
i w stowpa mordowaty.
Stoit Žyd, trjasetsja.
‚Čoho ty, Žyde, boisjsja?' —
‚Ja ne bojusj,
tilki w mene ruky i nohy trjasutjsja.

„Am Sonntag früh, beim Sonnenaufgang,
hat man Christus aufs Rathaus gebracht.
Man hat ihn gebunden
und an der Säule gemartert.
Es steht ein Jude und zittert.
‚Was fürchteſt du, Jude?' —
‚Ich fürchte nicht,
nur zittern mir die Hände und Füße.

Car Dawyd pozahanjaw Irodowi dočky
w kamenni hory,
staw ich kamenowaty
i pečatowaty.
Chto te možetj znaty
od nyni i do wiku
u neho ne možetj wona buwaty.'"

Der König David hat die Töchter des Herodes
zu den steinernen Bergen getrieben
und hat sie gesteinigt
und gebrandmarkt.
Wer das wissen kann,
bei dem kann sie[1] nicht sein,
von heute bis in die Ewigkeit.'"

Das muß man zwölfmal lesen und alle Frauennamen nennen und bei jedem Namen fragen: „Bist du diese? Bist du diese?"

Hierauf folgt noch die übliche Schlußformel:

„Tut tobi ne stojaty,
červonoi krowy ne pyty,
zowtoi kooty ne łomyty
pa zuramy ne draty,
tiłom ne trjasty;
trjasy łuhomy i očeretamy!"

„Hier sollst du nicht stehen,
rotes Blut nicht trinken,
gelben Knochen nicht reißen,
mit Krallen nicht kratzen,
den Leib nicht schütteln:
schüttle den Hain und das Schilfrohr!"

Außer diesen und ähnlichen Gebeten haben die Ruthenen viele Mittel gegen das Fieber. Gegen propasnycja (Wechselfieber): Man zerstückelt ein hartgekochtes Ei in 77 Teile und gibt es dem Kranken; dieser geht damit zu einem Fluß oder Bach, dort wirft er das Ei ins Wasser und spricht:

Ihr seid siebenundsiebzig
Ich geb' euch allen Frühstück.

Jedesmal, wenn der Kranke Wasser trinkt, soll er sagen: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes, damit mich verlasse das Fieber. Denn am Montag (oder anderem Tage) war Weihnachten."

In Holenka, Gouvernement Černygow, nehmen die Leute ein gebratenes Ei, schälen es so ab, daß die weiße dünne Haut ganz bleibt, dann binden sie es in ein Tuch, geben es unter die linke Achselhöhle und halten es so lange, bis es ganz austrocknet.

In Husawky, Gouvernement Černygow, wurde folgendes Mittel gegen Fieber verzeichnet: Man muß schweigend hinter dem Sarg eines Verstorbenen bis zum Grabe gehen. Wenn sich dort schon alle verabschiedet haben, küßt man den Toten auf den kleinen Finger und die kleine Zehe und geht nach Hause, ohne mit jemandem zu sprechen. Es genügt auch manchmal, den Toten beim Fuße zu packen (Bezirk Charkow).

M. Dragomanow führt einige einfache Mittel gegen Fieber aus der Ukraine an, die er im Dorfe Worožba, Bezirk Lebed, verzeichnet hat; sie sind aber fast auch in Galizien allgemein üblich. a) Man hängt einen lebendigen Frosch um den Hals. b) Dasselbe macht man mit einem Hirschkäfer (Lucanus cervus), dem ersten, den man im Frühling findet. c) Man wickelt um den kleinen Finger die feine weiße Haut eines Eies. d) Man beräuchert den Kranken mit der Haut einer Schlange, welche sie während der Häutung verloren hat. e) Man umgürtet sich mit dem abgerissenen Stücke von einem Stricke, das von einem Hoftore gestohlen sein muß. — In

[1] Eine Tochter des Herodes, die eben das Fieber bringt.

Stryj (Ostgalizien) und in der Umgebung trinken die Leute Mistjauche während des Fiebers.

Fieber wird in der Ukraine auch Frybra genannt. Es ist gut, einen von Fieber Befallenen zu erschrecken. In Poltowa erschreckte man einen Burschen, indem man ihm sagte, er werde gleich aufgehängt. Das Fieber hat ihn darauf verlassen. Wenn du im Frühling zum erstenmal einen Ameisenhügel erblickst, so nimm auf einmal mit 2 Fingern 3 Ameisen und iß sie auf, dann wirst du das ganze Jahr kein Fieber haben (84).

Die Esten (382) gebrauchen gegen Fieber den Schafmist. Sie legen etwas in ein Säckchen und hängen dieses in das Getränk des Kranken. Das Pulver mit gleichen Teilen Liebstöckel dient ihnen als schweißtreibendes Mittel. Bei Erkältungsfiebern benutzen die Kalmücken schweißtreibende gewürzhafte Substanzen: Pfeffer, Zimt, Kardamomen, Krokus. Im Olonetzschen Gouvernement dient Rainfarn als Universalmittel zunächst in allen Formen von Kranksein. Die Lamas der Buräten gebrauchen zur Beseitigung der Fieberhitze Nito und Schumasa als Schweißmittel Ledrju. Die Kalmücken benutzen als allgemeines Mittel bei allen gewöhnlichen Fiebern warmes Wasser. Bei hektischen und Faulfiebern schlachten sie, je nach dem Grade der Krankheit, Alter und Geschlecht, einen jungen oder älteren Schöps. Bei den letzteren wenden die Verständigeren kühlende säuerliche Getränke, bei Vermeidung von Milch und Fleischnahrung, oft mit ganz entsprechendem Erfolg an. Die Songaren lassen zur Ader, geben Rhabarber innerlich und ordnen schmale Diät von Fleischbrühe an. Die Asiaten in und um Astrachan gebrauchen in Fiebern Schiweran, nach Bunge Semen Sisymbrium persicum. Das Mittel kommt aus der Provinz Ghilan, besteht aus kleinen, glänzenden Samen, die keinen Geruch, wohl aber einen etwas scharfen Geschmack haben und aus welchen ein Aufguß bereitet wird. Oder Kolabar, nach Goebel der Samen von Heracleum pubescens (?). Das Mittel besteht aus den Früchten und Stielresten einer Umbella, kommt aus Kasbin in der Provinz Irak Adschemi, ist 1—2 Linien lang, 1—½ Linie dick, mit äußerer erhabener, behaarter und mit 4 Ölbehältern versehener Fläche und innerer flacher, durch starke Mittelritzen geteilter Fläche, auf deren beiden Hälften sich je ein Ölbehälter findet. Man bereitet einen Aufguß und gebraucht ihn mit Essig und Zucker als Getränk. Oder Geinorag, nach Bunge Samen von Plantago ispaghula Rosb. Das Mittel kommt aus der Stadt Gabin, besteht aus kleinen, schmutzig gelben Samen und wird als Aufguß in entzündlichen Krankheiten benutzt. Oder Nilafar, nach Bunge der Samen eines Convolvulus oder Ipomoea, nach Goebel vielleicht Ipomoea repens. Die Samenkörner sind äußerlich schwarzgrau, innen weiß, dreikantig, 1 Linie lang, mit einer konvexen und zwei platten, in eine Schneide auslaufenden Seiten, von ekelerregendem, scharfem Geschmacke. Der Aufguß dient als Schweißmittel (Krebel 382).

Als das untrüglichste Zeichen einer inneren Krankheit wird vom Volk in Dalmatien (313) das Fieber bezeichnet. So wie es in der älteren Medizin eine eigene Fieberlehre gab, bildet die genaue Unterscheidung und Erkenntnis des Fiebers das Um und Auf einer „klugen Frau" (bahorica). Da es ein „äußeres" und ein „inneres" Fieber gibt, das letztere jedoch schwer zu erkennen ist, so sind Leute hoch geschätzt, welche sich auf den Puls verstehen (ko se razumi na polac). Bei höheren Fiebergraden wird der Kranke im allgemeinen ins Bett gelegt, in den entfernten Dörfern, wo es Mangel an bequemen Zimmern gibt, in die Küche neben den offenen Feuerherd, woselbst man

die Wärme durch Auflegen von Bettzeug, Kleidungsstücken usw. womöglich noch mehr zu steigern und zu erhalten (držat vruče) trachtet, damit der Kranke in Schweiß gerate. Man läßt sich hierbei von dem Grundsatze leiten: niko još nije umrô od vručice, nego od studenice (niemand ist noch in der Hitze gestorben, mancher in der Kälte). Auch lokale Anwendung der Wärme ist gebräuchlich, indem man auf besonders schmerzende Körperstellen eine kupa u bjecvi, d. h. einen vorher am Feuer stark erwärmten und in einen Schafwollstrumpf eingewickelten Ziegel legt. In Janjina pflegt man sich sehr häufig der krumpire s kafom na sliepo oko i na čelo zu bedienen, d. h. rohe Kartoffelscheiben werden mit gepulverten und gerösteten Kaffeebohnen bestreut und auf die Schläfe (= blindes Auge) und auf die Stirne gelegt, sodann mit einem Tuche zugebunden. Bei steigendem Kopfschmerz tritt an die Stelle der Kartoffel jaje i oluma na kanavu (Eier und Alaun auf Leinwand gestrichen). Ein allgemein übliches und beliebtes Fiebermittel ist auf der Halbinsel Sabioncello der kvas i papar na poplate i na bute (Sauerteig und Pfeffer auf die Fußsohlen und Waden), welcher den Senfteigen (Sinapismen) gleichzustellen ist. Gesellen sich zum Fieber noch Schmerzen in den Beinen, so röstet man eine hier einheimisch vorkommende und mit einer harten Schildreihe versehene Wurmart mit Raute am Öl (pofrigat glistine s rutom na ulju) und bedeckt mit diesem Brei die schmerzenden Stellen. In Brista beobachtete v. Hovorka mehrmals bei fiebernden Kranken, zu welchen er gerufen wurde, tanke masti i cadje na izbadanu modru kartu (Schwarzpech wird mit Holzkohlenruß vermengt und auf ein mit der Nadel wiederholt durchstochenes blaues Papier aufgetragen, sodann auf die Handpulse aufgebunden; manchmal setzt man dem Brei auch Honig zu).

Bei sehr hohen Fiebergraden greift man schon zu drastischeren Mitteln. In Crna Gora, dem „Hinterlande" von Janjina, steht die Schildkröte (žaba od kore) im allgemeinen Gebrauche; sie wird nicht selten in Weingärten in Exemplaren von 5—10 Zentimeter Länge aufgefunden. Ihre Heilkraft wird sehr hoch geschätzt, denn die Alten sagten schon: Koliko ima pečati, toliko ima lika! (wieviel Sechsecke, soviel Arzneien enthält sie).

Die südslawische Volksdichtung behauptet, wie Krauß in einer Abhandlung über den Tod bei den Südslawen erwähnt (381), daß die Smrt, die Todesfrau, sich mit dem Fieber „Vručica" oder „Groznica" verbinde, wenn sie allein den Menschen nicht bewältigen könne. Das Fieber gilt als gewöhnlicher Vorbote des Todes. Jemand stellte sich scheinkrank, erzählt eine Sage, und forderte in frevlem Übermut den Tod heraus. Da packte ihn ein plötzliches Fieber, er sank ins Bett, und in wenigen Augenblicken war er eine Leiche.

Wermut und Bäder sind Mittel der Balkanslawen (667) gegen Fieber. Eine makedonische Volkserzählung berichtet von zwei armen Frauen, die sich in zwei Fiebergeister verwandelten, um nicht Hungers zu sterben. Die eine fuhr in eines reichen Mannes Körper und verbrauchte alle Nahrung, die dem Kranken gegeben wurde, für sich; 3 Jahre lebte sie in Wonne, bis Wermut als Heilmittel in Aufnahme kam; den vertrug der Fiebergeist nicht, er flüchtete aus dem Leibe des Kranken und ging nach einer anderen Stadt, wo dieses Mittel noch nicht bekannt war. Die andere Frau fuhr in den Körper eines armen Mannes und hauste hier fürchterlich, bis der Kranke auf die Idee kam, sich durch Bäder von dem Übel zu befreien: der Fiebergeist war in Gefahr, jämmerlich zu ersticken, und flüchtete schleunigst.

Leidet einer an Fieberhitze, so nehme er einen ungebleichten Hanfgarnfaden und messe einen Hund oder eine Hündin von der Schnauzenspitze über das Rückgrat bis zum

Schwanzende und schneide genau am Schlusse den Faden ab, binde ihn sich um den Hals und trage ihn 7 Tage lang. Nach dieser Zeit nehme er den Faden vom Halse weg, ohne ihn zu verknoten, und winde ihn, ohne ihn zu verknoten, um einen Zwetschgenbaum und die Krankheit ist vorbei. Leidet einer dagegen an Fieberfrost, so zähle er, wie viele Male das Fieber ihn geschüttelt, dann schneide er einen zackenförmigen Zwetschgenbaumzweig ab und mache in den Zweig so viele Schnitte, als er Schüttelfröste gezählt; den Zweig hänge er an die Kette, die über der Feuerstatt sich befindet. Am anderen Morgen stehe er frühmorgens auf, jedenfalls vor Sonnenaufgang, und werfe das Zweiglein ins Feuer, dabei sprechend: Dem Fieber zersprang das Herz (J. S. Krauß 381).

Einen serbischen Zauberbann gegen Fieber, der bei Altgläubigen im Drinagebiet in Bosnien gebräuchlich ist, hat Thomas Dragičewič im „Urquell" mitgeteilt. Das Mittel ist sogar prophylaktisch und lautet: Damit dich das Fieber nicht beuteln soll, nimm einen alten Opanak (den landesüblichen Schuh), fülle ihn mit Salz, Brot und Knoblauch, mache dich frühmorgens vor Anbruch der Morgenröte, ehe noch die Vöglein ihren Sang anstimmen, auf den Weg, begib dich an irgendeinen Fluß, stelle dich ans Ufer nnd rufe: O Schulze aus dem Dorfe, o Pfarrer aus der Pfarre, o Wolf aus dem Walde! Wenn ihr selbdritt zusammenkommt und dieses Frühstück einnehmet, dann soll euch das Fieber packen! — Diese Worte spreche man dreimal aus, werfe den Schuh samt Inhalt ins Wasser und eile heimwärts, ohne sich umzusehen; dann ist man sicher, kein Fieber zu bekommen. Wenn man aber trotzdem fieberkrank geworden ist, dann setze man sich auf ein Rohr und reite darauf zu einem Flusse, werfe das Rohr ins Wasser und spreche dabei: Mich lädt die Vila, die Fee, zu ihrer Hochzeit ein; ich kann zu ihrer Hochzeit nicht erscheinen und sende ihr daher mein Roß, das Rohr, und das Fieber. (Stern 664).

Die Rumänen in der Bukowina (140) haben folgende Bräuche. Wird jemand vom Fieberfrost geschüttelt, so ist es gut, einen kleinen Fisch, den man in den Eingeweiden eines größeren aufgefunden hat, zu nehmen, zu trocknen und zu pulverisieren und das Pulver zu trinken, worauf das Fieber sogleich vergeht. Es soll gut sein, den vom Fieberfrost Geschüttelten mit einer Kanne voll Wasser zu übergießen, oder daß der Fiebernde sogleich in einem kalten Wasser bade; er wird vom Fieber geheilt werden. Man glaubt, daß das Fieber seinen Grund in zu gierigem Essen oder Trinken hat. Wenn man sich nun die Überzeugung verschafft hat, welche Speisen oder Getränke das Fieber hervorgerufen haben, so soll man davon sehr viel essen oder trinken und man wird fieberfrei werden. Hat jemand Fieber, so ist es gut, daß er sich vom Kopf einige Haare und dann die Nägel kreuzweise schneidet, welche dann in ein Ei gelegt werden, nachdem man es etwas zerschlagen hat, man stellt dasselbe an einem Kreuzwege hin, worauf das Fieber vergehen wird. Hat jemand eine der 77 Fieberarten, so soll er Schnupftabak mit Schnaps trinken und er wird gesund werden.

Während eine Person Tanzbewegungen macht, gibt sie dem Kranken einige Stechapfelsamen in Wasser, damit der Kranke genese und ebenso tanze wie der Heilkünstler. Bei fieberhaften Zuständen der Kinder, die durch „Verschreien" entstanden sind, beschwört man das Kind:

Cum linge vaca vitelu
şi oaia mielu
aşa ia maica tot rĕu
după cire.

(So wie die Kuh das Kalb, das Schaf das Lämmchen leckt, so nehme ich von dir alles Böse.) Dabei leckt die Heilende das Kind auf der Stirne (Rumänen in Südungarn 132a).

Sehr beliebt, besonders bei Fieber und Anämie, ist in Rumänien (596) folgendes Verfahren: Wenn der Priester in der Kirche beginnt, mit den Sakramenten seinen Umgang zu machen, werden alle kranken Kinder ihm in den Weg auf die Erde gelegt, so daß er über sie hinwegschreiten muß.

Das Fieber, hall, denkt sich der estnische Bauer (178) als ein Gespenst, das auf einem grauen Roß im Land umherreitet, während kask, die Pest, ohne Füße existiert und daher mit Hilfe anderer für ihr Weiterkommen sorgen muß; sie ist jedoch ungemein behend, indem sie auf die Wagen der Vorüberfahrenden springt, in die Taschen der Wanderer schlüpft oder sich an den Pelz der Schafe und Hunde anklammert.

Bei Fieber hängt man in Cilicien einen Lappen vom Kleid an einen Strauch in der Nähe eines Heiligengrabes.

Alle möglichen Krankheiten, vor allem die leichten Fieber, an denen die Papuas oft leiden, werden nach Poech (544a) dadurch zu heilen gesucht, daß man sich in die nächste Nähe der Feuerstelle, meist eines harten, langsam glimmenden Baumstückes, legt.

Abb. 85. Roter Fingerhut (Digitalis purpurea)

Fingerhut (Digitalis purpurea L.), die wegen ihrer Heilkräfte berühmte, in größeren Dosen giftige Skrofulariazee, findet kaum volksmedizinische Verwendung. In Irland soll die Digitalis unter dem Namen „Fairie's herb" bei „verhexten" Kindern und als Mittel gegen den „bösen Blick" gegeben werden — oft mit tödlichem Erfolge. Von absichtlichen tödlichen Vergiftungen mit Digitalis ist der Prozeßfall Couty de la Pommerais in Paris, der im Jahre 1869 spielte, der bekannteste. Ein junger kräftiger Mann nahm auf Rat eines „Freimachers" Digitalispillen; er starb, nachdem er binnen 4 Tagen 16—17 Gramm Digitalispulver verbraucht hatte (572).

Fledermaus (Vespertilio murinus), das Mäuseohr, die Speckmaus und ihre Verwandten sind die Opfer mannigfaltigen Aberglaubens, gegen welchen Brehm (90) seine glänzende Suada ins Feld führt.

Die Fledermaus wird in der Bibel, 3 Mos. 11, 19; 5 Mos. 14, 18, unter den unreinen Tieren genannt und zu den Vögeln gezählt. Sie ist lichtscheu und nistet in versteckten Ritzen und Winkeln (Jes. 2, 20). Ob das vogelartige Tier 3 Mos. 11, 18; 5 Mos. 14, 16 mit „Fledermaus" zu übersetzen ist, bleibt strittig.

Die Hauptpunkte des Fledermausaberglaubens sind: 1. sie sind geflügelte böse Geister, 2. sie graben die Leichen aus und saugen Blut, 3. sie verfilzen die Haare. Daß außerdem gefaselt wird, die Fledermaus fresse Speck, sei nur nebenbei erwähnt. Den bösen Dämonen geben der Aberglaube und die Kunst Fledermausflügel, den guten Geistern Taubenflügel. Die ältere deutsche Zoologie charakterisiert das Tier:

Ein Vogel ohn' Zungen,
Der säugt seine Jungen.

Über die volksmedizinische Verwendung der Fledermäuse weiß Geßner (223) sehr viel zu berichten. „Die Flädermauß ist ein vnreiner Vogel, nicht allein im jüdischen Gesetz verbotten, sondern auch ein Greuwel anzusehen. Nimb ein Flädermauß, haw jhr den Kopff ab, derre vnd zermahle sie, darvon gib denn so viel als du in dreyen Fingern behalten magst, mit einem Syrup vnd Essig dem Kranken zu trinken. Oder so du siben feiste geköpffte Flädermäuß genommen, vnd wol gereiniget hast, so schütte in einem vergläserten Geschirr Essig darüber, vnd so du das Geschirr wol verstrichen hast, so stell es in einen Ofen, daß es darinn koche, darnach so du das Geschirr widerumb aufgezogen vnd gekältet hast, so zertreibe die Flädermäuß mit den Fingern im Essig, darvon gib dem Krancken alle Tag zwei Quintlein schwer zu trinken. Dann diese Artzney hat man erfahren, Auicenna von den Artzneyen deß Miltzes lehret. Ein Salb so das Haar hinweg nimbt: Lege viel lebendige Flädermäuß in Bech, laß die darinn verfaulen, vnd schmire einen Ort damit wo du wilt, als Galenus lehret. Zum Podagra: Nimb drey Flädermäuß, vnd koch die in Regenwasser, darnach thu diese Stück darzu, zermahlten Leinsamen vier Vntz, drey rohe Eyer, ein Becherlein Oel, Rinderkaat vnd Wachs, eines jeden vier Vntz. Diß alles zusammengethan, rühre vnder einander, vnd so du dann schlaffen gehen wilt, so leg es etwan dick vber, als Galenus lehret. Für das Gesücht der Hände ist Flädermäusöl dienstlich, welches also bereitet wirt: Nimb zwölf Flädermäuß vnd Safft von dem Kraut Almarmacor oder Marmacor genennt, welches von etlichen für St. Johanneskraut oder Melissen gehalten wird, vnd alt Oel, ana libra f. Osterlucey, Bibergeil, ana drach. iiij. Costi drach. ij. Diß soll gar

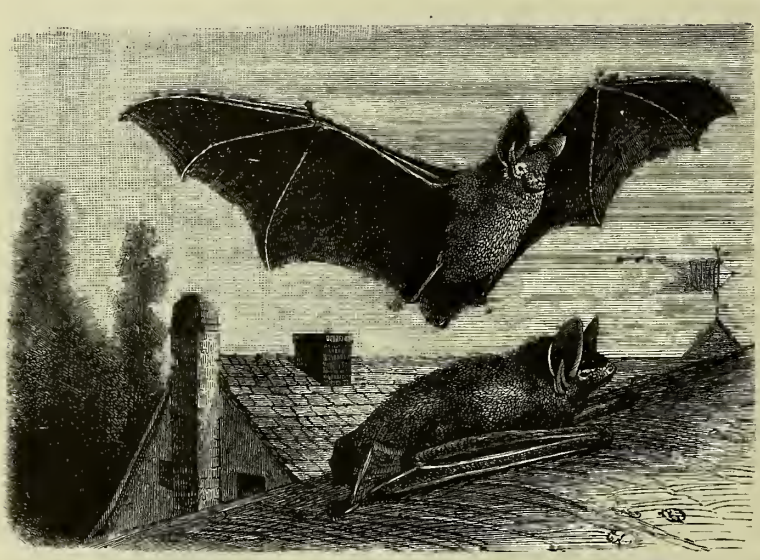


Abb. 86. Gemeine Fledermaus (Vespertilio murinus)

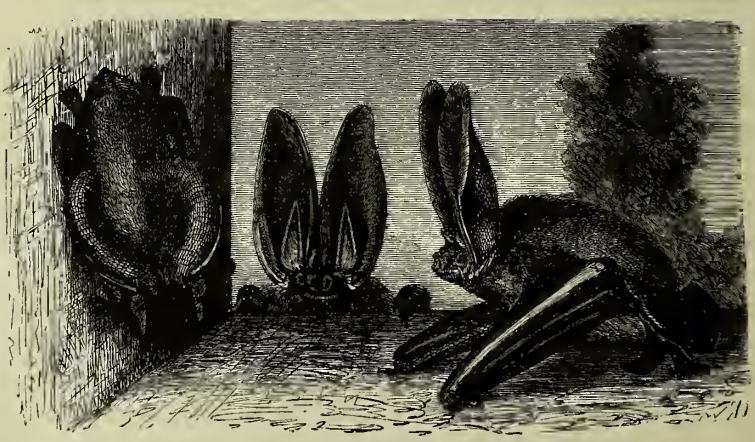


Abb. 87. Ohrenfledermaus (Plecotus auritus)

eingesotten werden, daß kein Safft vom Kraut, sondern allein das angebundenen Flädermauß gelegt, lehret Plinius. So der Habich den hinfallenden Siechtag hat, so koch Flädermäuß, vnd gib ihm die zu essen, es hilfft. Dem klagenden vnd weinenden Habich wirff eine Flädermauß für zu essen, welcher drei Körnlein von Läußkraut gessen hab, vnd binde jhn an die Stang, däwet ers nicht bald, so wirt er zween Tag weinen, hernach aber wirt er auffhören, als Demetrius Constantinopolitanus zeuget. Wie man diß Thier zur Artzney brauchen sölle, schreibet weitleuffig Bucasis. Die Aschen davon schärpffet das Gesicht, sagt Auicenna. Die Zauberer brauchen dieses Blut mit sampt dem Kraut Strobeldorn genennet, wider Schlangenstich, als Plinius lehret. Jhr Blut aber wirt also gesammlet: Man entköpfft sie vnder den Ohr, da wirt das Blut also warm herfür gerunnen, auffgestrichen, damit es das Haar vertreibe eine Zeitlang, oder daß nicht mehr wachse, so man das offt mit Einreiben auffstreicht, als Arnoldus in dem Buch von den Weiberzierden redt. Man sagt, daß die Jungfrawenbrüst mit diesem Blut bestrichen, eine Zeitlang nicht groß werden. Diß aber ist falsch, als auch das, daß es nemlich kein Haar vnder den üchsen wachsen lasse. Diß Blut hat wohl Krafft, Haar zu vertreiben, aber nicht für sich selbst, vnd allein, wo man nicht hernach Vitriol, oder großen Bangensaamen darauff spreitet, dann also wirt entweder das Haar gar hinweg genommen, oder es wächst nicht länger dann Gauch. Zu diesem braucht man auch jhr Hirn, welches dann zwiefach ist, nemlich weiß und rot. Etliche thun das Blut vnd die Lebern darzu, als Plinius lehret. Diß Blut streicht man auf die Zittermäler. Das Haar so dich in den Augen jrret reiß aus, vnd bestreich es mit diesem Blut so noch frisch, so wirt dir kein anders darinn wachsen. Diß Blut mit Kreuzbeerstaudensafft vnd Honig angestrichen schärpffet das Gesicht, dienet auch zum Sternfell in den Augen. Für das Grimmen sol das Blut einer zerrissenen Flädermauß dienen, oder so das allein auf den Bauch gestrichen wirt, als Plinius vnd Marcelius außweisen. Auff diß gehört eine Salb, die nicht läßt Haar wachsen: Vermisch diß Hirn mit Weibermilch vnd bestreich den Ort damit. Darzu dienet auch Igelgall, so man disses Hirn mit sampt einem Theil Hundsmilch, darunter vermischt. Schwalmen oder Flädermäußhirn mit Honig, sol den Anfang des Wassers so in das Aug kompt, hindern. So eine Spitzmaus ein Viehe gebissen hat, legt man diese Gallen mit Essig darüber, sagt Plinius. Flädermäußkaat verblendet etwan die Augen, als Arnoldus de Villanoua lehret. Milch oder Harn von der Flädermauß vertreibet den Nagel oder flecken im Aug. Man vermeinet gemeiniglich, dieser Harn sei vergifft, wiewohl ich etliche damit besprengt, keinen Schaden empfangen, gesehen hab. So einer jhr Blut in ein Tuch empfangen, vnd einem Weib vnwissend vnder ihr Haar gelegt, vnd bei jhr schläffet, wird sie zu stund empfahen. Es hat noch andere Gebräuch mehr, die man nicht sagen sol, sagt Kiranides" (90).

Um im Spiele zu gewinnen, bindet man sich in Tirol mit einem roten Faden das Herz einer Fledermaus an den Arm, mit dem man ausspielt (154). Im Egerlande sagt man den kleinen Kindern, daß ihnen abends, wenn sie ohne Kopfbedeckung herumgehen, Fledermäuse in die Haare fliegen und sich in diesen so verwirren, daß sie nicht leicht herauszubringen sind (bei Frauen sehr verbreiteter Aberglaube). — Wenn Fledermäuse abends herumfliegen, so deutet dieses auf schönes Wetter.

In der Bukowina hütet sich das Volk vor der Berührung einer Fledermaus und glaubt, daß, wenn sich eine solche auf den Kopf eines Menschen niederläßt und demselben ein Haar herausreißt, dieser in kurzer Zeit sterben müsse. Man glaubt, daß jede Maus, die am geweihten Brote genagt hat, zur Fledermaus wird (140).

Flieder (Syringa vulgaris L.), die Oleazee, türkischer Holunder, spanischer Flieder, Jelängerjelieber, wird oft in der Volksmedizin genannt. Regelmäßig liegt eine Verwechslung mit dem Holunder (Sambucus nigra L.), der Kaprifoliazee Holder, Flieder vor. Die Syringaarten sind eigentlich Fremdlinge im mitteleuropäischen Bauerngarten, in welchem so viele Volksheilmittel wachsen. Während der mit ansehnlichen und lieblich duftenden Blütenpyramiden ausgestattete Flieder derzeit allgemein verbreitet ist, war er zu Ende des 17. Jahrhunderts noch selten in den deutschen Gärten zu finden. Ein Jahrhundert später fehlte er nur mehr in wenigen Gärten, und

der Hof, wo Bienenstöcke
im Fliederschatten stehn, (Matthison)

ist charakteristisch geworden für die ländliche Wirtschaft. Für die rasch zunehmende Beliebtheit des Strauches und die allgemeine Vertrautheit mit demselben spricht der Umstand, daß Syringa als Holler und Flieder angesprochen wurde, Namen, die eigentlich dem arzneikräftigen Holunder zukommen. Und zwar wird Holler auf hohl (wegen der hohlen Zweige) zurückgeführt, aber auch mit Holla, der Beschützerin des Hausstandes, in Verbindung gebracht. Flieder andererseits wird entweder vom niederdeutschen „vlieder" (wegen des flatternden Laubes?) abgeleitet oder als Fliehbaum (wegen der vergänglichen Blüte) gedeutet, wobei die Silbe „der" nicht als bedeutungslose Ableitungssilbe, sondern als das alte dar, deru (Baum) — griechisch δρυ, englisch tree — aufzufassen ist. Die Blumenkronen des Flieders sind trichter- oder präsentiertellerförmig und können, eine in die andere, zu kleinen Kränzen, Kreuzen usw. zusammengesteckt werden. Kinder üben dies im Spiel, und der Brauch ist darum bemerkenswert, weil er zu einer eigenartigen Benennung des Flieders führte. Um die Wende des 17. Jahrhunderts erscheint nämlich der Name „Huck auf die Magd"; offenbar wurden die einander aufsitzenden Fliederblüten mit den Kindern verglichen, welche sich von der Magd Huckepack tragen lassen.

Noch wird eine dritte Fliederart unter dem Namen „chinesischer Flieder" in den Gärten gepflanzt; es ist die Syringa dubia. Auch für diese Art ist die Heimat nicht genauer bekannt, obwohl als solche gewöhnlich China angegeben wird (388).

Fluß (Fluor) hat neben der Bedeutung: Katarrh, Erguß, Ausfluß im Volksmund auch die von Rheuma, Rheumatismus, Nervenschmerz, Neuralgia rheumatica. Man hält diesen Fluß für einen lokalen Erguß von Schleim, schlechten Säften oder Galle. Mit dem Namen Fluß wird auch die Gicht bezeichnet (300).

Fontanelle, ein künstlich gebildetes Geschwür an der Körperoberfläche, welches die „schlechten Säfte" ableiten soll. Man erzeugt Fontanellen mit dem Messer, mit dem Glüheisen, mit Kantharіden, Seidelbast oder Moxen. In dieselben werden Erbsen eingelegt, damit die Geschwüre nicht verheilen. Die Volksmedizin wendet dieses schädliche, grausame Verfahren noch immer an.

Auch von den persischen Ärzten wird die Fontanelle, „Dagh" genannt, als Heilmittel geschätzt. Man brennt mit dem glühend gemachten Knopf eines Ladestockes eine hinlänglich tiefe Wunde und legt, um sie offen zu erhalten, die ersten Tage Wachskügelchen, später 1—2 Küchenerbsen hinein. Am gebräuchlichsten ist das Legen der Fontanelle an einem Oberarm oder an beiden zugleich; doch bringt man sie, zur Bekämpfung örtlicher Leiden, auch an anderen Körperteilen an: an den Schläfen, der Stirn und dem Hinterkopf gegen Augen- und Kopfleiden; unter dem Schlüsselbein gegen

Bruſtbeſchwerden; am Wadenbein gegen Hüftgicht, in der Magengrube, der Milz- und Lebergegend gegen Leiden dieſer Organe (664).

Frauenflachs (Linaria vulgaris L.), die Skrofulariazee Leinkraut, gelbes Löwenmaul, Waldflachs, deren Blätter früher offizinell waren und für Breiumſchläge verwendet wurden. Auch die „Tackenſalbe", ein Mittel gegen Hämorrhoiden, enthielt Frauenflachs. Das Leinkraut galt im ganzen Mittelalter für eine ſehr geſchätzte, berühmte Heilpflanze, wie ſchon ihre vielen deutſchen Namen bezeugen. Seine diuretiſche Kraft zeigt der Name Harnkraut (Herba urinalis), Stallkraut; ſeine Heilwirkung auf den Unterleib bezeugt der Name: Feigwarzenkraut, Hämorrhoidalkraut und Goldaderkraut (Herba haemorrhoidalis). Noch mehr die Namen Katharinenblume, Katharinenflachs und Katharinenkraut, nicht nach der Heiligen gleichen Namens, ſondern nach dem „geſchäftigen Katherl" des gemeinen Mannes, wohin auch das *ava* und *κατα* der altgriechiſchen Ärzte gehören. Genau dasſelbe ſagt der triviale Name Sch....kraut. Nabelkraut heißt es wahrſcheinlich von ſeiner Anwendung bei Nabelbrüchen, oder weil es beim Verbinden des Nabels gebraucht wird. Krötenflachs, Krötenkraut, deutet nicht auf das vierfüßige, nackte und ungeſchwänzte Amphibium dieſes Namens, ſondern die Kröte iſt hier der Name eines ſtinkenden, bösartigen Geſchwüres bei Lämmern und Pferden. Sicherlich gehören Marienflachs, U. L. Frauenflachs, U. Frauenhaar der chriſtlichen Mythologie an, ſowie andererſeits der Name Waldflachs an das deutſche Heidentum erinnert. Da nämlich unſere Pflanze nicht in Wäldern wächſt, ſo ſpricht und ſchreibt man richtiger Walflachs, das iſt ein Kraut der heilkundigen Walen und Schickſalsgöttinnen. Man gebrauchte die Pflanze ehedem innerlich als harntreibendes und Abführmittel gegen Gelb- und Waſſerſucht uſw., äußerlich in Umſchlägen. Die Blumen wurden als Tee gegen Hautausſchläge getrunken; auch ſoll man damit gelb färben können. Milch, in welche die Pflanze eingelegt wurde, ſoll die Fliegen töten. Gegen Hämorrhoiden iſt noch die Leinſalbe (Unguentum de Linaria) ſehr gebräuchlich, ſie wird durch Kochen der friſchen Pflanze mit Fett bereitet (Pruck-Mayr 561).

Frauenhaar (Asplenium Trichomanes L.), Widerhorn, eine Polypodiazee, deren Wedel als Herba Adianti rubri offizinell waren. Dioskurides (151 IV 134) ſchätzt das Frauenhaar ſehr: Die Abkochung des Krautes als Trank hat die Kraft, bei Aſthma, Engbrüſtigkeit, Gelbſucht, Milzkrankheit und Harnverhaltung zu helfen. Sie zertrümmert ferner den Stein, ſtillt den Durchfall und hilft gegen den Biß giftiger Tiere, mit Wein getrunken auch bei Magenfluß. Sie befördert die Menſtruation und die Reinigung der Wöchnerinnen, auch hemmt ſie Blutauswurf. Roh wird die Pflanze als Umſchlag bei Biſſen giftiger Tiere benutzt, befördert nach der Fuchskrankheit den Haarwuchs und zerteilt Drüſen am Halſe. Mit Lauge vertreibt ſie Schorf und böſen Grind, mit Laudanum, Myrrhenſalbe, Yſop und Wein hält ſie den Ausfall der Haare auf, ebenſo die Abkochung derſelben mit Lauge und Wein aufgeſtrichen. Unter das Futter gemiſcht, macht ſie die Hähne und Wachteln kampfluſtiger.

Theophraſt (Hist. pl. VII 14, 1) führt den Namen „Adianton" darauf zurück, daß die Blätter nicht naß werden; er ſowohl wie Plinius (543 XXII 63) unterſcheiden zwei Arten, das weiße und ſchwarze, letzterer nennt das dunkle, größere Trichomanes. (Siehe Farne.)

Frauenhaar geben sich slowakische Mädchen unter das Kopfkissen, um vom ihnen durch das Schicksal bestimmten Bräutigam zu träumen; und damit sie noch sicherer seien, nehmen sie dazu auch Stückchen vom Erdrauch (Fumaria officinalis L.). Einige Wedel dieses Farnes tragen Mädchen unter den nackten Füßen im Stiefel, dann kochen sie diesen aus und waschen sich damit: damit sie beim Tanze nicht sitzen bleiben. Auch in die Zöpfe eingeflochten oder im Kleide eingenäht trägt man diesen harmlosen Farn: damit die Mädchen Freier haben (309).

Frauenmantel (Alchimilla vulgaris L.), Marienmantel, Sinau, Sinnau, Sonnentau, eine Rosazee, gibt mit A. alpina L. den Frauenmanteltee, der zu Bädern und Umschlägen bei Entzündungen, Geschwülsten und Eiterungen, Unterleibskrämpfen usw. angewandt wird. Den beständig, selbst in der Sonne, in den frauenmantelartig gefältelten Blättern vorfindlichen Tau sammelten bereits die Alchimisten (300). Einen sehr interessanten Sinau-Segensspruch führt Fossel (196) an: „Wem ein kind zerbrochen (Abortus), der nehme Sinau und halte es warm zu den gemächten." (Siehe Sonnentau [Drosera].)

Frauenmilch lobt Dioskurides (151 78): Die Frauenmilch ist die süßeste und nahrhafteste. Frisch abgesogen heilt sie Magenstechen und Schwindsucht. Mit Weihrauch wird sie in die Augen getröpfelt, wenn sie durch Verwundung blutig gemacht sind. Ebenso hilft sie, mit Mohnsamen und Wachssalbe eingerieben, bei Podagra (Gicht). Ohne Wirkung aber ist jede Milch bei denen, die an den Nieren, an der Leber, an Schwindel, Epilepsie und Neuralgie leiden, bei Fiebernden und Kopfleidenden; es sei denn, daß jemand die geronnene Milch des Abführens wegen gebrauche.

Die Frauenmilch ist im ganzen Altertum ein beliebtes Mittel; die Hippokratiker wenden sie meist äußerlich an, z. B. bei Eiterfluß aus Nase und Ohren. Frauenmilch benützt Celsus (121 V 21) zu verschiedenen Heilmitteln; so z. B. wurden Springgurken in Frauenmilch erweicht, um als Mutterzäpfchen gegen das Ausbleiben der Regeln gebraucht zu werden. Bei heftigen Augenentzündungen (daselbst VI 8 und 14) verwendet er ebenfalls Frauenmilch.

Cornelius Agrippa (Tractus de praestantia sextus feminei) schreibt: „Die Natur hat den Weibern eine so kräftige Milch gegeben, daß nicht allein die Kinder dadurch genähret, sondern auch geheilet, und alle erwachsenen Personen gesund werden können. Ich vermute, daß Salomon deswegen gesagt: Wo kein Weib ist, da seufzet der Kranke. Die Weibermilch ist fürnehmlich für schwache, kranke Personen, und auch für diejenigen, welche dem Tode sehr nahe sind, ein sicheres Mittel, wodurch sie wieder lebendig gemacht werden können. Dahero ist auch, wie die Ärzte wollen, die Wärme ihrer Brüste, wenn dieselben alte Männer an ihre Brust drücken, sehr nützlich, und erwecket, vermehret und erhält in denselben die natürliche Wärme."

Marsilius Ficinus (De vita studiosorum II) meldet: „Öfters vertrocknet und vergehet der menschliche Baum gleich nach 70, bisweilen auch nach 60 Jahren, und alsdann muß man anfangen, ihn mit junger Weibermilch zu benetzen, damit er wieder frisch werde: man muß daher ein gesundes, wohlgestaltetes, aufgewecktes und gemäßigtes Frauenzimmer suchen und bei zunehmenden Monden ihre Milch trinken, und gleich darauf ein wenig in Zucker eingemachten Fenchel zu sich nehmen. Der Zucker hat die Kraft, daß die Milch im Leibe nicht gerinnt oder gärt. Der Fenchel aber, weil er subtil und angenehm ist, wird die Glieder ausdehnen."

Carlo Cignani (1628—1719): Pera und Cimon
(Kunsthistorisches Museum in Wien)

Guido Patinus (Epist. Tom. 2 310) führt drei Frauenspersonen an, welche durch den jährlichen Gebrauch der Eselsmilch zur Frühlings- und Herbstzeit sehr alt wurden. Die Frauenmilch scheint mir für einen Alten weit besser und heilsamer zu sein als die Milch von Eseln: Weil eine Frau länger als eine Eselin lebt, ihre Milch der menschlichen Natur gemäßer und sie zu erhalten geschickter ist und aus dem Safte weit besserer Nahrungsmittel besteht als die Milch der Esel, welche aus Heu, Gras und Disteln gemacht ist. Auch ist die Frauenmilch bequemer zu haben, weil man sie nicht täglich wie die Eselin striegeln muß. Denn wofern dieses nicht geschieht, so schmeckt die Eselsmilch unangenehm, und man erkennt sie gleich an ihrem garstigen Geschmacke. Wir besitzen aus der Geschichte mehrere wohlverbürgte Beispiele, wo alte Männer durch Säugen am Leben erhalten wurden. Der berühmte Herzog von Alba hatte, als er alt und krank war, zwei Ammen, deren Milch er nahm. Heinrich von Bourbon konnte zwei Jahre durch Ammen am Leben erhalten werden. Barthélemi de la Casas, der Bischof von Chiapa, vertrug seit einer schweren Krankheit keine Nahrung mehr, und er verdankte sein Leben nur dem Genusse der Frauenmilch (Laurent-Nagour 409).

Das Thema kommt auch in einer Legende vor. Jungfrau Maria erscheint dem hl. Bernhard von Clairvaux und reicht ihm Muttermilch zur Erquickung (s. Tafel). An Frauenbrüsten saugende Greise sind ein beliebtes Thema der Kunst gewesen. Die rührende Erzählung von Cimon und Pero, die „Caritas Romana", gab das Motiv für mehrere Gemälde. Nach Valerius Maximus V 4, de pietate erga parent. hat Pero ihren Vater Cimon, welcher zum Hungertode verurteilt war, gerettet, indem sie ihm die eigene Brust bot.

Im Kunsthistorischen Museum in Wien befindet sich das Bild von Carlo Cignani (1678—1719). Der alte Cimon sitzt und nähert sein Haupt dem entblößten Busen der Tochter; sie trägt ihr Kind, das sich lächelnd dem Beschauer zuwendet, auf dem rechten Arme (s. Tafel).

Ein Bild desselben Themas von Adrian van der Werff hängt in der Buckinghamgalerie. Während das Söhnlein die Finger lutscht, säugt die Mutter ihren alten Vater. Drei Bilder mit ähnlichen Darstellungen hat Rubens gemalt.

Alle diese Darstellungen weisen auf eine wunderbare Kraft der Frauenmilch hin. In Budua, Castel Lastne und Montenegro ist es noch heute Sitte, daß sich begegnende Frauen auf die Brüste küssen (519b). In Europa wird Frauenmilch kaum mehr dazu verwendet, um Greise zu ernähren oder zu verjüngen. In China wird Frauenmilch verkauft. In Shanghai kostet eine halbe Pinte ungefähr 20 Pfennig. Dr. Mackenzie (aus Ruigpo) behauptet, öfters chinesische Frauen in den Straßen gesehen zu haben, welche Milch in kleinen Gefäßen sammelten. Die Frauenmilch wird von den Chinesen hochgeachtet als stärkendes Mittel für Greise und Phthisiker (Journ. de méd. et de pharm. d'Algérie, referiert in: Janus 1904 X). — Stoll (666a) berichtet: Als in Sibirien im Jahre 1821 eine Seuche unter den Tieren wütete und eine jukaginische Familie alles verlor, mit Ausnahme von zwei ganz kleinen Hunden, welche noch nicht sehen konnten, so teilte die Hausfrau ihre eigene Milch zwischen diesen beiden Hündchen und ihrem Kinde; sie hatte die Freude, daß diese beiden Hunde die Stammeltern einer sehr starken Rasse wurden.

Nach dem Volksglauben läuft beim „weißen Fluß" der Wöchnerinnen die Muttermilch direkt aus den Brustdrüsen durch die Scheide ab. Nach Ansicht der Hippokratiker

und nach Darstellungen von Leonardo da Vinci stammt die Muttermilch aus dem Unterleib und wird durch Adern aus der Scheide zur Brust geleitet (300).

Friedhof. Eigentümlich ist die Sitte der Orientalen, z. B. der Juden, an den Gräbern von Vorfahren zu beten, wenn ein Mitglied der Familie erkrankt ist.

Wenn ein Jude in der Bukowina erkrankt, so gehen die Freundinnen der Frau des Erkrankten auf ihren Friedhof und messen denselben mittels eines Fadens. Sie finden, daß für ein neues Grab, d. i. für den Kranken kein Platz mehr vorhanden ist und glauben, daß der Kranke hierauf genesen müsse (140).

Kirchhoferde, in der Christnacht zwischen 12 und 1 Uhr von einem Grabe geholt, wird in einem Beutel an die Brust der Lungensüchtigen gehängt (Bayern 300).

Frosch (Rana), insbesondere der braune Frosch (R. temporaria L.) und der grüne oder Wasserfrosch (R. esculenta L.).

Dioskurides (151 II 28) schreibt: Die Frösche sind ein Gegenmittel für jegliches Schlangengift, wenn sie mit Salz und Öl zu einer Brühe zubereitet werden und das Gericht genommen wird. In gleicher Weise helfen sie gegen langwierige Sehnenzerreißungen. Gebrannt und aufgestreut stillen sie das Blut. Mit Teer eingesalbt heilen sie die Fuchskrankheit (Haarausfall). Das Blut der grünen Frösche verhindert eingeträpfelt das Wiederwachsen der aus den Augenlidern gezogenen Haare. Mit Wasser und Essig gekocht, helfen sie als Mundspülwasser bei Zahnschmerzen. — Dunkel ist der Sinn der Worte der hl. Hildegard (289): Der Laubfrosch (Hyla arborea) ist mehr warm als kalt und entsteht durch die Luft, welche bei den Bäumen Wachstum und Blüten bewirkt. Zur Zeit, wo die Bäume in ihrer Lebensfülle stehen und Blüten treiben, ist der Geist des Menschen auch am meisten den Einflüssen schlechter Geister ausgesetzt und treibt dann am liebsten mit dem Tiere wahnwitzige Dinge und Götzendienst. Um dieses zu verhindern, werfe man dasselbe in einen Springbrunnen, dann hat es keine Kraft mehr. —

Geßner (223) hielt die Schenkel des Wasserfrosches für „ein häßliches, ungesundes Essen, welches den Leib dern, so sie brauchend, bleifarb macht". — Froschschenkel sind eine wohlschmeckende und nahrhafte Speise.

Fruchtabtreibung, künstlicher Abortus, nimmt in der Volksmedizin noch immer einen sehr breiten Raum ein. Indem wir auf den Abschnitt „Geburtshilfe" verweisen, teilen wir hier einige Daten über die häufigeren volkstümlichen Fruchtabtreibungsmittel mit.

Die Fruchtabtreibungsmittel teilen wir nach dem im zweiten Buche dieses Werkes durchgeführten Prinzip in folgende Gruppen ein:

1. Wirkungslose,
2. schädliche,
3. Zaubermittel.

Die Gruppe der „nützlichen" bzw. „wirksamen" fällt hier weg, da es solche — abgesehen von der schiefen volksmoralischen Basis — in der Tat nicht gibt und alle ohne Ausnahme, wenn sie wirklich eine Wirkung haben, mit Gefahr für Gesundheit und Leben der Schwangeren verbunden sind.

Einen dankenswerten Beitrag zur Fruchtabtreibung bei den verschiedenen Völkern Ungarns liefert Temesvary (690).

Vielen Ortes denkt man schon bei der Hochzeit daran, wie man eine möglichst unfruchtbare Ehe erzielen könnte. Zu diesem Behufe wirft man ein Reisig aus dem Brautkranz in den glühenden Backofen (Dány, Komitat Pest), oder die Braut löscht mit ihrem letzten Menstrualblut einen glimmenden Rosmarinzweig (Szabadka), oder man legt der Braut ein zugesperrtes Schloß vor die Füße, über welches sie bei ihrer Hochzeit hinübersteigen muß, damit sie niemals schwanger werde (Komitat Ödenburg). In Kremnitz wirft die Mutter der Braut ein zugesperrtes Schloß in den Brunnen, wenn sie nicht will, daß ihre Tochter ein Kind bekomme. Wenn jemand das Schloß findet und öffnet, so hört der Zauber auf (Versényi). Auch in Szabadka wirft die Braut ein gesperrtes Schloß in den Brunnen oder aber sie trägt ein Hemd ihres Bräutigams um den Leib gebunden (Váli). Im Békéser Komitat gibt man der Braut ein zugesperrtes Schloß in die Hand und stopft dessen Schlüsselloch mit Hirse zu.

An manchen Orten (z. B. bei den Serben des Bácser Komitates) steckt man Wachsscheiben, anderwärts (bei den Rumänen des Torontaler Komitates) Kampfer oder Alaun in die Scheide. Während oder unmittelbar vor und nach der Periode hält man den Beischlaf für besonders gefährlich.

Die Nógráder Slowaken sowie die Máramaroser Ruthenen glauben, daß die Frau der Gefahr des Schwangerwerdens weniger ausgesetzt ist, wenn sie geschlechtlich mit mehreren Männern verkehrt, eine vielleicht durch Böswilligkeit oder dummen Klatsch verbreitete Ansicht, welche möglicherweise von der Lebensführung der Prostituierten abgeleitet wird.

Große Bedeutung mißt man auch der nach dem Beischlaf eingenommenen Lage bei. Vielen Ortes empfiehlt man der Frau, nach dem Beischlaf aus dem Bett zu steigen und zu urinieren, oder rasch aufzuspringen, oder ordentlich den Bauch zu drücken oder zu pressen, oder in eine leere Flasche zu blasen und so den befruchtenden Stoff aus sich herauszupressen, oder nicht auf dem Rücken liegen zu bleiben, sondern sich auf die rechte oder linke Seite oder auf den Bauch zu legen. Im Maros-Tordaer Komitat schluckt die Frau nach jedem Beischlaf etwas Kochsalz. Die Irrigationen erfreuen sich schon geringerer Verbreitung und werden mit reinem Wasser oder mit verdünntem Karbol vorgenommen. Große Verbreitung genießt der Coitus interruptus (nicht normaler Verkehr). Eine Art desselben, nämlich das Zusammenpressen des Penis bei der Wurzel vor dem Samenerguß, wird in der wissenschaftlichen Nomenklatur als „Siebenbürger Verfahren" bezeichnet. Am verbreitetsten ist der bereits vom biblischen Onan gemeldete Brauch, welchen man umschreibt. So sagt man im Baranyaer Komitat: „Er ackert, aber säet nicht"; im Hármoszéker und im Hunyader Komitat: „Drinnen drischt er, draußen streut er"; im Biharer Komitat: „Gehe nicht ins Zimmer, sondern bleibe im Vorraum"; anderwärts: „Verlasse die Kirche vor dem Segen (d. i. vor der Besprengung)"; oder bei den Deutschen: „Vor Michaeli ausziehen". Am verbreitetsten ist der verblümte Ausdruck: „Sie geben acht". Von sonstigen den Verkehr betreffenden Gebräuchen erwähnt Temesvary (690), daß man denselben in Kalotaszeg während der Ackerzeit nicht ausübt, damit das Getreide nicht rostig werde.

Fruchtabtreibungsmittel. Absinth (Wermut, Artemisia Absinthium L.). Absinth wird von Soranus zum Abtreiben benützt. Er kommt als Gift für Würmer und andere niedere Organismen und darum auch als Gift für den menschlichen Fötus auf einer entsprechend niederen Entwicklungsstufe in Betracht. Soranus empfiehlt den

Wermut wiederholt und erklärt, ein Mutterzäpfchen, das Wermut enthält, als frucht-tötendes Mittel.

Aderlaß (Venaesectio), schon im Altertum zu diesem Zwecke gebräuchlich, im Frankenwalde (Ploß 544), im Brassó-Szörényer Komitate (690), bei den Huzulen (351).

Alant (Inula Helenium L.), Helenenkraut, lieferte nach Hippokrates einen Muttertrank.

Aloe. Der eingetrocknete Saft von Aloe socotrina, A. lucida. Drastisches Abführmittel.

Ammoniakum. Der eingetrocknete Milchsaft von Dorema Ammoniacum Don. Vom Ammoniakumharze sagt Johannes de St. Amando, daß es die Menstruation und den Urin heftig treibt, daß es manchmal Blutharnen bewirkt und die Frucht in abgestorbenem Zustand abtreibt. Die alten Araber betrachteten dasselbe als ein Abtreibe- und Bandwurmmittel. Die Gabe betrug bis zu 8 Gramm.

Antoni-Balsam (Tinctura balsamica) bei den Slowaken des Torontaler Komitates in Ungarn (690).

Aristolochia, s. Osterluzei.

Arsenik (Arsenikſäure, Arsentrioxyd), Rattengift (605).

Asant (Asa foetida L.), Stinkasant, Teufelsdreck (372).

Asche in Ungarn (690).

Bärlapp (Lycopodium Selago) in Galizien (413 a).

Bananen (Früchte von Musaarten) werden heiß als Abortivmittel von den Bewohnerinnen der Loyalitätsinseln verschlungen. „Da geht auch eine, die Bananen genommen hat", ist sprichwörtlich (777).

Baucheinschnürung. Auch von festen Umbindungen des Bauches wird berichtet. Bei den Ruthenen (Märmaros) tragen die schwangeren Frauen, besonders aber die Mädchen ein sehr enges Hemd, wodurch sie zu abortieren hoffen (690).

Bedeguare (Moosgallen auf Rosa canina) in Deutsch-Österreich (388).

Beifuß (Artemisia vulgaris L. 372).

Bernsteinöl (Oleum succini) hat einen Ruf als Abortivum (152 306).

Bibergeil (Castoreum) liefert bei Hippokrates einen Muttertrank (s. Biber).

Bingelkraut (Mercurialis perennis L.); Blätter und Samen bilden nach Hippokrates einen Muttertrank (s. d.).

Bitterklee (Menyanthes trifoliata L.), Fieber-, Sumpfklee, Dreiblatt, Zottenblume, dessen Blätter als Bittermittel offizinell sind, wird in Astrachan als Abortivum verwendet (647 a).

Blei (Plumbum), Bleifarben, Bleiverbindungen werden trotz ihrer Giftigkeit genommen (Wiener med. Wochenschr. 1906 Nr. 32 S. 1617).

Blut. In der Gegend von Ohrdruf (Thüringen) glaubt das Volk, daß die Schwangerschaft verschwinde, wenn eine Schwangere einen Tropfen Blut unter gewissen Zeremonien in einen Baum bohrt (Ploß 544).

Blutegel (Hirudo medicinalis) an die Füße, im Brassó-Szörényer Komitate (690).

Bockshorn (Foenum graecum) wird von Soranus zu Sitzbädern bei Abtreibkuren verwendet.

Borax (tetraborsaures Natrium 372).

Brunnenkresse (Nasturtium officinale R. Br.) tötet nach Dioskurides die Frucht.

Chinin (Chininum muriaticum). In Italien wird das Chinin als Abtreibungsmittel benützt. Um der Gefahr der Abtreibung vorzubeugen, empfehlen die italienischen Apotheker der Regierung, ein Projekt im Interesse der Sumpffieberbekämpfung fallen zu lassen. Die Regierung will nämlich den Postanstalten den Detailverkauf des Chinins übertragen (Defele 514, s. Chinarinde).

Conyza squarrosa L., eine Komposite und Verwandte des Alant. Von Conyza läßt Galen (XII) Blüten und Blätter mit Wein zerstoßen und diesen Auszug trinken. Es soll dieses Mittel besonders kräftig sein zur Hervorrufung der Menstruation und zur Abtötung der Frucht. Dioskurides unterscheidet unter diesem Namen eine größere und eine kleinere Pflanze. Aus der größeren wird ein Arzneitrank zur Beförderung der Geburt bereitet. Der Saft davon wird in die weiblichen Geschlechtsteile eingeführt, um abzutreiben. Dieselben Wirkungen besitzt auch die kleinere Conyza und eine sog. dritte Conyza.

Dampfbäder, Bäder mit Soda oder Erdbeergrünzeugaufguß, sowie das Stehen in ungelöschtem Kalk und Dünstungen mit gekochten Kartoffeln (Somogyer Komitat 690).

Diachylonpillen (England, Wiener medizinische Presse Nr. 20 1907).

Dill (Anethum graveolens L.) tritt bei Albucasim in einem ausgesprochenen Abtreiberezept auf, so daß Albucasim auch Dill als ein austreibendes Mittel betrachtet haben muß. Vielleicht liegt eine Verwechslung mit einem anderen Doldenblütler, z. B. Fenchel (bei Hippokrates) vor.

Diptam (Dictamnus albus L.) treibt nach Plinius die Menstruation und tote Früchte aus. Die Pflanze wirkt so stark, daß man sie nicht einmal auf das Bett einer Schwangeren legen darf. Liefert nach Hippokrates einen Muttertrank. Der kretische Diptam verhindert nach Dioskurides die Befruchtung und treibt die tote Frucht aus. Dem weißen Diptam und dem falschen Diptam verleiht er ähnliche Kräfte.

Dünstungen mit Heuspreu oder Malven sowie mit Hühnerfederaufguß (Ungarn 690).

Eibe (Taxus baccata) wurde wiederholt verwendet (306), in Österreich volkstümlich (413 a).

Eibisch (Althaea officinalis L.) läßt Soranus mit anderen erweichenden Kräutern zu Sitzbädern und Bähungen verbinden, um die Frucht abzutreiben.

Eisen (Ferrum); verschiedene Eisenpräparate werden als Abortiva verwendet (605).

Erdscheibe (Cyclamen europaeum L.), Saubrot, Alpenveilchen, nach Galen.

Eselsgurke (Momordica elaterium L.), auch Springgurke genannt; ihr Saft wirkt stark abführend und brechenerregend.

Farn (Filix foemina), innerlich nach Galen und Dioskurides.

Feigbohnen (Lupinus luteus L.), Wolfsbohnen, liefern bei Galen ein Abortivmittel. Auch Dioskurides sagt, daß dieselben die Menstruation bringen und die Frucht abtreiben. Bohnenmehl mit Stiergalle und Wermut rechnet Soranus zu den stärksten örtlichen Abtreibungsmitteln. Bittere Lupinen sind nach dem gleichen Autor fruchttötende Mittel.

Feige (Ficus carica L.), örtlich nach Soranus.

Feldminze (Calamintha acinos Clairv.), intern oder lokal verwendet, vernichtet jede Schwangerschaft und treibt die Frucht aus nach Galen (XII 6). Dioskurides

führt drei Arten von Calamintha an, die in ihren Wirkungen gleich, nur in der Stärke derselben verschieden sind. Eine der Wirkungen besteht im Abtöten der Frucht.

Fenchel (Foeniculum-Arten) liefert nach Hippokrates einen Muttertrank.

Frauenhaar (Adianthum Capilli Veneris), Venushaar, liefert bei Hippokrates einen Muttertrank. Die Einwirkung bei Schwangeren ist nur als Wirkung auf die Frucht denkbar, da die Farnkräuter, bekannt als Wurmmittel, viel zerstörender auf niedrigere Organismen als auf den erwachsenen Menschen einwirken.

Frühlingsadonis (Adonis vernalis L.), Abkochung der Wurzel (Sibirien, Ploß 544).

Fußbäder in ziemlich heißem Wasser mit Senfmehl und Salz, mit Asche oder mit $^1/_2$ l Essig, $^1/_2$ kg Salz und $^1/_2$ kg Asche (Ungarn 690).

Gänseblümchen (Bellis perennis L.), s. d.

Gagat, s. d.

Gartenkresse (Lepidium sativum L.), Kresse, findet sich bei Hippokrates als Abortivmittel. Auch Soranus läßt damit die Frucht abtöten, indem er die Kresse in ein Mutterzäpfchen verarbeitet.

Gerbstoffe (Gerbsäure) empfiehlt Soranus in Form von Mutterzäpfchen.

Gewürze, stark gewürzte Speisen in Ungarn (690).

Glühwein, Wein mit starken Gewürzen, heiß getrunken, in Österreich (306).

Goldkörbchen (Centaurium majus), Zentaurenkraut. Dieses ist nach Galen fruchttötend. Nach Dioskurides bringt es die Periode und treibt es die Frucht ab. Auch Albucasim läßt die Pflanze in diesem Sinne zu Gebärmutterräucherungen verwenden.

Goldlack (Cheiranthus Cheiri L.). Die Abkochung der Blüten ruft nach Galen (XII) Abortus hervor. Soranus läßt die Samen (3 Obolen) mit anderen Stoffen zu einem Arzneitrank verwenden, der monatlich 3 Tage lang getrunken wird, um den Eintritt der Schwangerschaft zu verhüten.

Hahnenfuß (Ranunculus), Ranunkel, wird bei Hippokrates innerlich als Abtreibungsmittel empfohlen. Diese Pflanzen enthalten den Scharfstoff Anemonin.

Hanf (Cannabis sativa L., 372).

Hartheu (Hypericum crispum L.) lieferte nach Hippokrates einen Muttertrank.

Haselwurz (Asarum europaeum), namentlich in Tirol (Vierteljahrsschr. f. ger. Med. 1865 S. 54—55), in Schwaben (399).

Hirsengras (Miliumarten), Flattergras, Milisgras, Waldhirse, liefert nach Hippokrates einen Muttertrank.

Hirtentäschchen (Capsella bursa pastoris). Die Pflanze Thiapsi, welche vielleicht unserem Hirtentäschchen entspricht, tötet nach dem übereinstimmenden Berichte von Galen und Dioskurides die Frucht. Dioskurides hat, wie so häufig, verschiedene Pflanzen unter dieser einen Bezeichnung vereinigt, denen er allen die gleiche Wirkung zuschreibt. Die wissenschaftliche Medizin verwendet einen weingeistigen Auszug als stillendes Mittel bei Gebärmutterblutungen.

Holunder (Sambucus nigra L.) wird bei Hippokrates als Hilfsbähmittel zur Einleitung einer künstlichen Frühgeburt benützt.

Holzessig (Acetum lignosum).

Hopfen (Humulus lupulus) wird in starken Aufgüssen getrunken (183).

Hopfen, spanischer (Origanum creticum), schon von Hippokrates (De nat. mal. 582 ff.) gegen Ausbleiben der Periode empfohlen.

Immergrün (Vinca), Abkochung der Blätter (Huzulen 351).

Instrumente zur Erzielung des Abortus werden in der „Geburtshilfe“ besprochen. Temesvary schreibt aus Ungarn (690): „Über Instrumente, die in die Geschlechtsteile, namentlich durch den Muttermund in die Gebärmutter oder durch die Ungeschicklichkeit in die Gebärmuttermuskulatur selbst, eingeführt werden, habe ich bedauerlicherweise ziemlich zahlreiche Daten sammeln können, obgleich anzunehmen ist, daß mir, teils weil ich in dieser Richtung keine näheren Nachforschungen angestellt habe, teils aus anderen naheliegenden Gründen die Hebammen viel weniger hierauf bezügliches Material an die Hand gegeben haben, als sie mir wahrheitsgemäß hätten liefern können. Aus vielen Bemerkungen kann gefolgert werden, daß sich mit jenen strafbaren Manipulationen in allererster Linie die sog. Bauernhebammen befassen. Es ist zu hoffen, daß diese bei beständiger Besserung der Hebammenverhältnisse schon nach einigen Jahrzehnten nur eine traurige Reminiszenz an die dunkelste Hebammenepoche Ungarns sein werden.“

Was die Instrumente betrifft, mit denen die Quacksalberhebammen, leider auch gelernte Hebammen ihre „Kunst“ verrichten, so sind dies Gänsekiele und andere spitzige Sachen, wie Federhalter, Bleistifte, Strick-, Haar-, Häkelnadeln, Nadelholznadeln, verschiedene Dörner (z. B. vom Xanthium) usw. In der Provinz sind namentlich folgende Instrumente beliebt: Spindeln (Rumänen des Brassó-Szörényer und des Temeser Komitates, Slowaken des Arvaer Komitates, Magyaren des Pester Komitates), Malvenwurzeln, durch die ein Zwirnsfaden gezogen wird, damit man sie mit Hilfe des letzteren wieder aus der Gebärmutter herausziehen kann (Rumänen), Federn, Zederzweige (Pester Komitat), Wurzeln von getrocknetem Eisenkraut (Taubenkraut, Verbena officinalis), andere Wurzeln, Irrigatorröhren, welche man während des Irrigierens mit Karbolwasser in den Muttermund führt, usw. Von ärztlichen Instrumenten wird namentlich von Hebammen mit Vorliebe der Katheter angewendet (690).

Abb. 88. Keuschbaum (Vitex agnus castus)

Kampfer (aus dem Holz und den Blättern der Camphora) in Ungarn (690). Kampfervergiftung bei dem Versuch einer Fruchtabtreibung (Virchows Jahresbericht 1881 I 534).

Kantharіden (Maiwürmer, Pflasterkäfer) verwendet Hippokrates zu fruchtabtreibenden Zäpfchen.

Kardamomen, Früchte verschiedener Zingiberazeen. Kardamome liefert bei Hippokrates einen Muttertrank. Eine Kardamomumart aus Abessinien lieferte den arabischen Ärzten die Paradieskörner (Guss el scherk), die von Scherif als abtreibendes und die Regel beförderndes Mittel angesehen wurden. 1 Unze wurde mit $1^1/_2$ Pfund Wasser bis auf 8 Unzen eingekocht, dann abgegossen und die so erhaltene Menge mit 6 Unzen eines Speiseöles weiter eingekocht, bis alles Wasser verschwunden war. Dieses Öl wurde dann zum Gebrauch aufbewahrt.

Kermesbeere (Phytolacca decandra L.) in Ungarn (690).

Keuschbaum (Vitex agnus castus L.), Abrahamsstrauch, Mönchspfeffer, Müllen, Keuschlamm. Die Samen wurden auch verwendet, um den Geschlechtstrieb zu unterdrücken (Hippokrates).

Knoblauch (Allium sativum). Nach Sind Heschar ist Knoblauch den schwangeren Frauen schädlich.

Knollenzieſt (Stachys affinis Bge.) bewirkt nach Galen (XII) Fehlgeburt.

Koloquinten, Früchte der Koloquintengurke (Citrullus colocynthis L.), werden bei Hippokrates innerlich als Abortivmittel empfohlen und an einer anderen Stelle zu gleichem Zweck als Mutterzäpfchen genannt. Auch Dioskurides schreibt ihrer lokalen Verwendung fruchttötende Eigenschaften zu.

Kreide (Creta alba, 306 372) wurde innerlich genommen.

Küchenschabe (Periplaneta orientalis L.), Brotschabe, Schwabe, Kakerlak. Nach Avicenna sind die Schaben sehr harntreibend, befördern die Menstruation und bewirken selbst Fehlgeburt.

Läusekraut (Delphinium Staphysagria) bei Hippokrates.

Lebensbaum (Thuja orientalis L., Th. occidentalis L.). Gefallene Mädchen bei den Slowaken trinken den Absud der Thujazweige, um die Leibesfrucht auszutreiben. Die eigentliche „chvojka" ist Juniperus Sabina, die nur hie und da in Gärten gepflanzt vorkommt (309). Auch in Deutschland und Österreich als Abortivum verwendet. Thujaarten enthalten ein ätherisches Öl, dessen Wirkung dem des Oleum Sabinae nahe steht (306). Fürß (350) weist nach, daß das Thujon, das wirksame Prinzip der Thuja, einen sicheren erregenden Einfluß auf die Gebärmutter nicht hat.

Leberkraut (Asarum europaeum L.) gilt in der hessischen Volksmedizin als sicheres Abtreibungsmittel (514), ebenso in Tirol (306).

Lein (Linum usitatissimum L.). Leinsamen wird, mit anderen Drogen verbunden, von Soranus zu Sitzbädern und Unterleibsbähungen zum Abtreiben empfohlen. Wenn der Leinsamen hier nur Adjuvans (Beigabe) ist, so gab dies doch schon für die arabischen Ärzte Masserguih, El Khuz und Ibn Wafed Veranlassung zu der Behauptung, er treibe die Frucht ab. Dagegen sagt Ibn Bitar: Diese Annahme ist ganz und gar grundlos.

Lerchensporn (Corydalis).

Levkoje (Matthiola-Arten) rechnet Soranus zu den örtlichen fruchttötenden Mitteln.

Lilie (Liliumarten). Lilienwurzel in Weißwein in Ungarn (690).

Lorbeer (Laurus nobilis L.) tötet nach Dioskurides die Frucht. Auch Soranus schreibt 3 Drachmen Lorbeer, örtlich verwendet, die gleiche Wirkung zu. Eine Laurusart liefert bei Hippokrates einen Muttertrank. Lorbeersamen werden in Ungarn genommen (690); Lorbeer wird in Alexandrien als Abortivum verwendet (544).

Lotwurz, s. Onosma.

Majoran (Origanumarten) in Deutschland und Österreich.

Mechanische Fruchtabtreibungsmittel, s. Instrumente. (Siehe Geburtshilfe.)

Meerrettich (Cochlearia armoracia L.), Kren. Namentlich der „Krenwein" ist in Österreich zu diesem Zwecke beliebt (413a).

Meerzwiebel (Scilla maritima L.), Squille, im Gömörer Komitat (690).

Minze, s. Polei.

Mohn (Papaver somniferum) liefert bei Hippokrates einen Muttertrank. Mohnblumentee in Ungarn (690).

Mirbanöl, Nitrobenzol (Berliner klin. Wochenschr. [1895] 188 ff.).

Morphium in größeren Dosen (306).

Meister des Marienlebens (um 1450): Die Madonna spendet dem hl. Bernhard von Clairvaux Milch
(Wallraff-Richartz-Museum in Köln)

Muskatnuß (Eiweißkern des Samens von Myristica) (British med. Journal 1881).

Mutterkorn (Secale cornutum) ist das wichtigste wehenbefördernde und Blutungen stillende Mittel der Medizin, ein leider sehr oft mißbrauchtes und gefährliches Fruchtabtreibungsmittel. Hofmann berichtet über mehrere Fälle von Mutterkornvergiftung (306).

„Mutterkraut" wird im Frankenwalde jedes Kraut genannt, von dem man glaubt, daß es treibende, die Tätigkeit der Gebärmutter anregende oder auch beruhigende Kräfte besitzt, so zunächst Melisse, dann Minze, Raute usw. (544).

Myrrhe (Harz von Balsamodendron myrrha Nees) verhindert nach Soranus als Medikament die Schwangerschaft, örtlich wirkt es fruchtabtreibend. Galen (XII) weist stets mit besonderer Vorliebe darauf hin, wenn ein Medikament tierische Parasiten zu vernichten vermag und gleichzeitig ein Abtreibungsmittel für die Leibesfrucht ist. So führt er auch von der Myrrhe an, daß sie Spulwürmer und die Frucht im Mutterleibe töte und abtreibe.

Myrte (Myrtus communis L.). Myrtenöl verhindert örtlich die Schwangerschaft und tötet die Frucht nach Soranus. Myrtensamen verhindern nach demselben Autor, innerlich genommen, die Schwangerschaft. Das alte, Schwangerschaft verhindernde Mittel ist heute das Symbol der Jungfräulichkeit.

Nessel (Urtica). Nesselsamen liefert bei Hippokrates einen Muttertrank.

Niesmittel empfiehlt Hippokrates (53b) zur Abtreibung der Frucht.

Nieswurz (Helleborus niger). Nach Dioskurides tötet die schwarze Nieswurz die Frucht.

Öl, Oliven- (Oleum), Öleinspritzungen wirken nach Soranus fruchtabtreibend.

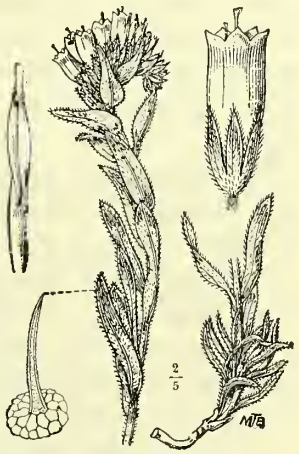


Abb. 89. Lotwurz (Onosma echinoides)

Öl, ätherisches, von verschiedenen wohl- und scharfriechenden Pflanzen.

Oleander (Nerium) in Ungarn; Temesvary sah einen Fall von schwerer Oleandervergiftung, welche nicht zu Abortus führte (690).

Oleum Sabinae löst heftige Gebärmutterzusammenziehungen aus (306). (Siehe Sadebaum.)

Onosma (natternköpfige Lotwurz, O. echinoides L.) tötet nach Galenus die Frucht, treibt dieselbe nach Dioskurides ab und soll bereits wirken, wenn Schwangere über dieselbe hinwegschreiten.

Opopanax (das Gummiharz von O. Chironium Koch) wird als Abtreibungsmittel genannt.

Osterluzei (Aristolochia pallida Willd.), nach Hippokrates auch andere Aristolochien. Ein ganz besonderer Ruhm in der Geschichte der künstlichen Kinderlosigkeit gebührt der Familie der Aristolochien. Wie die Familie der Wolfsmilcharten Abführmittel liefert, auf welche verschiedene Zeiten und Völker bei verschiedenen Spezies kamen, wie das gleiche für die Immergrünarten mit Herzmitteln der Fall ist, so sind die Aristolochien die Mittel zur Einwirkung auf den Kindersegen. Von der alten zugehörigen Pflanzenart Aristolochia hat die Familie ihren Namen erhalten, und so drückt

sich das, was die Alten nur von einer Pflanze durch den Namen schon sagen wollten, jetzt sehr schön im Namen der ganzen Familie aus, nämlich daß es jene Pflanzen sind, welche die kräftigste Einwirkung auf die Schwangerschaft besitzen. Denn Aristolochia heißt wörtlich: die Beste fürs Kindbett. Die meisten Aristolochien sind im tropischen Amerika, wenige im tropischen Asien, um das Mittelmeer und in der nördlichen gemäßigten Zone einheimisch.

Pain-Expeller, ein wertloses Mittel der „Naturheilmethode", in Ungarn (690).

Pappel (Populus). Schwarze Pappel liefert bei Hippokrates einen Muttertrank. Weiße Pappel bewirkt nach Dioskurides Unfruchtbarkeit. Das gleiche gilt von der Libyschen Pappel.

Paradieskörner (Grana Paradisi), Samenkörner von Amomumarten. Amomon liefert bei Hippokrates einen Muttertrank.

Pastinak (Pastinaca sativa L.) liefert bei Hippokrates einen Muttertrank. Nach Dioskurides kann Pastinak lokal eine Fehlgeburt verursachen, während diese Pflanze innerlich die Befruchtung erleichtert. Ägyptisch soll die Pflanze zur Zeit des Dioskurides babibyru geheißen haben, zwei Jahrtausende früher ututut; auch letztere Pflanze wird bei den Ägyptern in die Scheide in einem Abtreibungsrezept eingebracht.

Pechkohle, s. Gagat.

Petersilie (Petroselinum sativum Sw.) in Deutschland und Österreich. Petersiliensamen liefert bei Hippokrates einen Muttertrank.

Pfingstrose (Paeonia officinalis L.), Gichtrose, liefert bei Hippokrates einen Muttertrank. In Ungarn gebräuchlich (690).

Phosphor (Phosphorus), die Köpfchen von Zündhölzchen in Milch; ein sehr häufiges, lebensgefährliches Abortivum in Österreich, besonders in Wien (152).

Pilze, insbesondere Lycoperdon Bovista, in Österreich (413a).

Polei (Mentha pulegium L.) verwendete Dioskurides in Arzneiform, um Menstruation, Geburt oder Nachgeburt zu beschleunigen.

Ptychotis ammoides Koch. Diese Pflanze, eine Umbellifere Algiers, heißt berberisch aathirilal = Fuß des Raben. Eine andere Bezeichnung ist gelbe Rübe des Teufels. Cherif erwähnt, daß das Pulver aus den Samen, in die Nase geblasen, Frühgeburt hervorruft.

Queckfilber (Hydrargyrum) wird von Litauerinnen innerlich mit Schmalz und grüner Seife genommen (183).

Quendel (Thymus Serpyllum), Feldthymian, wird von den Mädchen im Zwenigorodschen Kreis in Südrußland während jeder Menstruation getrunken, um der Schwangerschaft vorzubeugen. Es wird eine Abkochung aus den getrockneten Blüten dieser Pflanze hergestellt (687). Galen führt Thymian direkt als Abortivmittel an, und nach Dioskurides ist es ein allgemeines Treibmittel für Menstruation, Geburt und Nachgeburt.

Rainfarn (Tanacetum vulgare 306) in Amerika. Hartshorne (605) sah nach Anwendung von Rainfarnöl Tod binnen 2—3 Stunden eintreten. Jürß (350) weist nach, daß das Tanaceton, das wirksame Prinzip des Rainfarnöles, einen sicheren erregenden Einfluß auf die Gebärmutter nicht hat.

Rattengift, s. Arsenik.

Rauke (Eruca). Die Samen werden innerlich genommen (nach Soranus).

Raute (Ruta graveolens L.). Blättern und Samen der Raute liefern bei Hippokrates einen Muttertrank. Die beiden wilden Sorten töten nach Dioskurides die Frucht. Ein Arzneitrank von der zahmen hindert aber schon den Eintritt der Schwangerschaft. Nach Huber gilt diese Pflanze noch heute als kräftiges Abortivum. Helie de Rantes hat in den Annal. d'Hygien. I. Serie Tom. XX, über 3 Fälle berichtet. Auch Soranus läßt durch Pillen, innerlich einmal im Monate, die neben Rautensaft noch einige Stoffe enthalten, dem Eintritt einer Schwangerschaft vorbeugen. Bei eingetretener Schwangerschaft empfiehlt Soranus Rautensaft mit altem Öl als Scheiden- oder Gebärmuttereinspritzung oder auch Raute mit Graupenschleim und Honig als Abtreibungsmittel. Rautenblätter töten nach Soranus örtlich die Frucht. Albucasim scheint die Wirkung auf die flüchtigen Bestandteile zu basieren, da er diese Pflanze zu den gewünschten Zwecken als Gebärmutterräucherung verwendet. In Amerika beliebtes Abortivum (306).

Rautenart Peganum aus der Familie der Rutazeen ist ein altindisches sexuelles Erregungsmittel. Neuerdings hat ein indischer Arzt, Dr. Gopal, damit Versuche angestellt und gefunden, daß das Mittel in Form einer Abkochung oder einer Tinktur Blutungen herbeiführt und gleichzeitig leichten Rausch macht. Nach ihm wird das Mittel auch als Abortivum benützt (281).

Rautengras (Graminee) nimmt man in Duna-Vecse (Pester Komitat) jeden Morgen in Branntwein (690).

Rizinusöl (Oleum Ricini) in Ungarn (690).

Ringelblume (Calendula officinalis L.). In Gärten und auf Gräbern wird in Deutschland vielfach eine Calendulaart gezogen; von ihr teilt der Franzose Riverius mit, daß sich ihre Menstruation befördernde Kraft schon durch den Geruch nach Menstruationsblut kund tue. Nach Valentini befördert diese Blume aber nicht nur die monatliche Blutung, sondern auch den Wochenfluß. Außerdem soll sie die tote wie die lebende Frucht austreiben, wenn kein mechanisches Geburtshindernis vorhanden ist. Verschiedene Arten der Gattung Calendula werden als Geruchsmittel gegen verschiedenes Ungeziefer von Avicenna erwähnt. Die Pflanze ist auch ein gutes Niesmittel. Daß nach beiden Eigenschaften Avicenna auch behauptet, oft wiederholtes Riechen an der Blume könnte Abortus bewirken, ist erklärlich.

Rittersporn (Delphinium) als Tee in Ungarn (690).

Rosenblätter (Rosa) werden als heißer Tee getrunken (Italiener, Kroaten in Abbazia, an der dalmatinischen Küste 132a).

Sadebaum (Juniperus Sabina L.), Mägdebaum in Bayern, ist ein sehr verbreitetes und sehr gefährliches Abtreibungsmittel.

Safran (Crocus sativus L.) in Österreich (413a), in Abbazia und an der dalmatinischen Küste (132a), in Deutschland (372), in der Türkei (544).

Salbei (Salvia) liefert bei Hippokrates einen Muttertrank. Bei Dioskurides befördert die Pflanze nur die Geburt.

Salzkraut (Salsolaceen). Die Salsolazeen mit fleischigen Blättern werden von den Arabern unter dem allgemeinen Namen Uschnan zusammengefaßt. Eine grüne Pflanze dieses Namens treibt in der Gabe von 2 Gramm die Frucht tot oder lebend ab.

Sauerampfer (Rumex) als Brühe in Ungarn (690).

Sauerteig wird in Essig getrunken (Rumänen und Deutsche in Südungarn 132a).

Schießpulver in Szabadka und im Csiker Komitate; eventuell in Essig (690). Vom Schießpulver sagt eine rohe deutsche Weise: es macht offen, da müsse es zu einem Loche hinaus (544).

Schlangenwurzel (Serpentaria) liefert bei Hippokrates einen Muttertrank.

Schleifstein, Schlamm vom Schleifstein, wegen des Eisengehaltes (306, 372) in Österreich (605), bei den Huzulen (351), in Ungarn (690).

Schwarzkümmel (Nigella sativa L.) liefert nach Hippokrates einen Muttertrank; die Samen dieser Pflanze wirken wehenerregend.

Schwarzwurz (Symphytum), in Branntwein im Hunyader Komitate (690).

Schwefel (Sulfur). Soranns läßt Schwefel für ein fruchttötendes Mutterzäpfchen verwenden.

Schwefelarsen in Niederösterreich (306).

Schwertlilie (Iris). Irissalbe läßt Soranus als Abtreibungsmittel verwenden.

Seeigel (Echinus esculentus) liefert bei Hippokrates einen Muttertrank.

Seife, grüne (372).

Seifenwasser in Ungarn (690). In früherer Zeit scheint schwarze Seife als Abortivmittel gegolten zu haben, denn schon Lindenstolpe nennt sie unter denselben: „famosus in Belgio sapo niger“ (544).

Senf (Brassica nigra und Sinapis alba). Senfmehl für heiße Fußbäder, Österreich, besonders Wien, Abbazia, dalmatinische Küste (132a).

Sennesblätter (Blätter von Cassiaarten 152).

Silphium (Silphium). Silphiumsaft, eine Erbse groß, wird bei Hippokrates innerlich als Abortivum empfohlen.

Smyrnenkraut (Smyrnium Olusatrum L.). Wurzel und Samen des Smyrnenkrautes liefern bei Hippokrates einen Muttertrank. Dioskurides unterscheidet ein italisches und ein kretisches Smyrnium. Beide stören den Schwangerschaftsverlauf, indem sie Fehlgeburt hervorrufen können.

Springen von Treppen und Tischen wird sehr oft als Fruchtabtreibungsmittel versucht. Hippokrates (53b) schreibt: „Ich befahl ihr, im Sprunge die Fersen an das Gesäß anzuschlagen, und nachdem sie zum siebenten Male diese Springübung vollführt hatte, fiel die Frucht zur Erde.“

Stiergalle (Fel taurinum) örtlich nach Soranus.

Syrische Salbe. Diesen Stoff erwähnt Huber und verweist auf Galen, de compos. medicam. sec. locos, lib. II, ed. Kühn XII 543 nach Archigenes. Auch Alexander Trallianus II 304 erwähnt diesen Stoff. Soranus läßt die syrische Salbe zur Erzeugung künstlicher Frühgeburt in der Scheide verwenden.

Tausendguldenkraut (Erythraea Centaurium L.). Vom kleinen Zentaurium teilt Galenus (XII) mit, daß es, örtlich mit Honig appliziert, die Menstruation wiederbringt und die Frucht austreibt. Wörtlich dasselbe sagt Dioskurides.

Terpentinöl (Oleum Terebinthinae 152, 306).

Thuja, s. Lebensbaum.

Thymian (Thymus) Kudelkraut in Österreich (413a), s. Quendel.

Tollkirsche (Atropa Belladonna), Wolfskirsche, in der Bukowina (413a).

Wacholderbeeren (Juniperus communis) liefern bei Hippokrates einen Muttertrank. Wacholder, spanischer (Juniperus Oxycedrus L.). Die Beeren liefern bei Hippokrates einen Muttertrank.

Weichsel (Prunus cerasus L.). Die Verwendung der Fruchtstiele ist in der Volksmedizin der Letten erwähnt. Eventuelle Wirkung kann nur durch fortgesetzte kleine Gaben Blausäure gedeutet werden. Da bei Kindern eine gesteigerte Empfindlichkeit für Opium besteht, ist auch eine erhöhte Empfindlichkeit von Embryonen gegen Blausäure anzunehmen, und es führen die Weichselstiele eine tödliche Vergiftung der Frucht im Mutterleibe mit einer Substanz herbei, die in den dargebotenen Mengen für die Mutter ohne jede Wirkung ist.

Weide (Salix alba L.). Von der Weide teilt Dioskurides mit, daß sie die Schwangerschaft verhindere. Dies ist um so beachtenswerter, als gerade die chemischen Stoffe der Weidenrinde in jeder Beziehung den Stoffen der Chinarinde sehr nahe stehen. Heute wird aber nicht nur Chinin als Abtreibungsmittel viel gebraucht, sondern auch viele Geheimmittel haben sich bei chemischer Untersuchung als chininhaltig herausgestellt.

Weihrauch (Olibanum) nehmen die Rumäninnen in Siebenbürgen (690).

Wermut (Artemisia) nach Soranus.

Ysop (Hyssopus officinalis L.), dessen Kraut gegen Magenleiden angewendet wurde, war nach Hippokrates ein Muttertrank. Ist heute ein beliebtes Volksmittel.

Zaunrübe (Bryonia alba L.), Gichtrübe, dient in Kleinrußland als Abortivmittel (146a). Mankowsky hat diese Pflanze, die beim russischen Volk und auch sonst als Abführmittel und gegen Rheumatismus im Gebrauche war, chemisch und physiologisch untersucht (437). Er glaubt, daß diese Pflanze ihre medizinische Rolle, welche sie zwei Jahrtausende lang spielte, jetzt verloren hat, weil sie durch viel sicherer wirkende und weniger unangenehme Mittel ersetzt werden kann. Die Anwendung der Pflanze bei den Naturvölkern erklärt sich durch die Anwesenheit des die Schleimhäute in hohem Grade reizenden und einen sehr charakteristisch kratzenden Geschmack bedingenden Bryonidins. Danach würde diese Pflanze den reizenden Schleimhautmitteln zuzuzählen sein, welche ursprünglich Vorbeugungsmittel gegen den Eintritt der Schwangerschaft sind und dann sekundär vom Volke zu Abortivmitteln gestempelt werden.

Zaunrübe, Kretische (Bryonia celtica L.). Die weiße Rübe, wie Dioskurides diese Pflanze nennt, ist ein Reinigungsmittel für den weiblichen Unterleib, wobei sie aber im gegebenen Falle gleichzeitig die Frucht abtreibt.

Zeder (Cedrus). Nach Galen (XII) tötet Zedernöl nicht nur alle Parasiten, sondern, lokal verwendet, auch das Leben der Frucht und treibt letztere nach ihrem Absterben aus. Man kann damit vor der Begattung das männliche Glied bestreichen (oder auch den Eingang der weiblichen Scham) und tötet dadurch sofort beim Erguße die befruchtende Kraft des männlichen Samens. Das Zedernöl ist deshalb, auf diese Weise verwendet, ein Mittel zur künstlichen Kinderlosigkeit, wie es kein zweites gibt. Es läßt sich unbeschadet dieser Wirkung nach dem besonderen Falle die Applikationsmethode vielfach abändern. Auch Dioskurides teilt mit, daß die Bestreichung des Genitales hiermit dem Eintritt der Schwangerschaft vorbeuge. Auch Oribasius II 645 gehört hierher. Nach Soranus soll Zedernharz allein oder mit Bleiweiß örtlich auf den Muttermund appliziert werden, um einer Schwangerschaft vorzubeugen. Zedernblätter in Milch werden in Ungarn genommen.

Zeder, virginische (Juniperus virginiana), die ebenfalls ein ätherisches Öl, „Zedernöl" liefert (152). Bei den Weißen in Amerika sollen die gewerbsmäßigen

Abtreiber besonders Juniperus virginiana gebrauchen. Wait beobachtete dort vier Vergiftungsfälle mit diesem Mittel (544).

Zieſt, ſ. Knollenzieſt.

Zimt (Cinnamomum) wird von den Hebammen als mildes Surrogat für Mutterkorn betrachtet. In dieſer Richtung iſt auch die Verwendung von Zimt zur Gebärmutterräucherung bei Albucaſim verſtändlich. Zimttropfen (372).

Zitronen (Fructus Citri) in Ungarn (690).

Zwiebel (Alium Cepa L.) in Öſterreich (413a).

Zyklamen ſ. Erdſcheibe.

Fuchs (Vulpes vulgaris). Celſus (121 IV) ſchreibt über Atemnot: Auch iſt es keine unbegründete Angabe, daß man ganz trockene Fuchsleber ſtoßen und dieſes Pulver zum Getränke tun müſſe, oder daß man Fuchslungen ſo friſch als möglich, aber in einem nicht eiſernen (irdenen) Gefäße gebraten, eſſen ſolle. — Die hl. Hildegard (289) berichtet: Der Fuchs iſt ſehr warm, hat etwas vom Gebaren des Panthers und etwas von der Kunde des Löwen. Seine Nahrung iſt teilweiſe unrein, darum ſein Fleiſch ungenießbar. Sein Fell iſt gut und geeignet zu Kleidungsſtücken; das Fett, mit anderem Schmalz und Eigelb gemiſcht, gibt eine gute Salbe gegen Skrofeln. — Der Fuchs tritt im deutſchen Volksglauben häufig in einer Weiſe auf, daß man vermutet, es ſei eine Hexe (104). Geßner (223) weiß noch viele Heilmittel aus dem Fuchsleibe zu gewinnen; heute hat noch „Fuchsſchmalz" einen gewiſſen Ruf.

Gänſeblümchen (Bellis perennis L.), Oſterblume, Maßliebchen, Marienblümchen, Tauſendſchön, die bekannte Kompoſite, war in der nordiſchen Mythologie der Göttin des Frühlings und der Auferſtehung, der Oſtara geweiht. Ludwig IX. nahm ſie mit den Lilien in ſein Wappen auf. War in Deutſchland ein beliebtes Volksheilmittel; galt eine Zeitlang als beſonders ſchädlich, offenbar weil das Gänſeblümchen als Fruchtabtreibungsmittel verwendet wurde, und ſollte nach einer Verordnung vom Jahre 1739 „gänzlich" ausgerottet werden. Die Slowaken (309) verwenden Gänſeblümchen, mit Honig gekocht, als ein beliebtes Mittel gegen Huſten. Blühen die Maßliebchen zu Beginn des Frühlings reichlich, ſo werden im Herbſt viele Kinder ſterben; auch ſagt man: dann wird wenig Heu im Sommer.

Gänſefingerkraut (Potentilla anserina L.), Gänſekraut, Gänſerich, eine Roſazee und Verwandte der Blutwurz (Potentilla tormentilla Schink, ſ. d.). — Blätter, mit Schmer zerſtoßen, verwenden die Slowenen als Pflaſter auf durch Schlag entſtandene Wunden, auch auf verrenkt geweſene und eingerichtete Glieder. Die Mädchen bereiten ſich aus dem Kraut ein Waſchwaſſer, damit ſie duften (309).

Gänſefuß (Potentilla reptans L.), Fünffingerkraut, eine Roſazee, von welcher Dioskurides (151 IV 43) berichtet: Die bis auf ein Drittel eingeengte Abkochung der Wurzel hat, im Munde behalten, die Kraft, Zahnſchmerzen zu heilen, auch beſeitigt ſie als Mundſpülwaſſer die Mundfäule und beſänftigt als Gurgelwaſſer die Rauheit der Luftröhre. Ferner hilft ſie bei Bauchfluß und Ruhr und wird auch von den Gicht- und Iſchiaskranken getrunken. Fein geſtoßen, in Eſſig gekocht hält die Wurzel als Umſchlag kriechende Geſchwüre auf, verteilt Drüſen am Halſe, Verhärtungen und Abſzeſſe, heilt Entzündungen der Haut, überwachſene Fingernägel, Feigwarzen und Krätze; der Saft der zarten Wurzel wirkt bei Leber- und Lungenleiden und gegen tödliche Gifte. Die Blätter

werden mit Honigmet oder gemischtem Wein und etwas Pfeffer gegen die periodischen Fieber getrunken, und zwar beim viertägigen die Blätter von 4 Zweigen, beim dreitägigen von 2, beim eintägigen von 1 Zweig. Auch bei Epilepsie helfen die Blätter, jedesmal 30 Tage hindurch getrunken. Der Saft der Blätter, in der Menge von 3 Bechern einige Tage getrunken, heilt rasch die Gelbsucht; mit Salz und Honig als Umschlag heilen die Blätter Wunden und Fisteln. Er heilt Darmbrüche und stillt Blutungen, wenn er getrunken und umgeschlagen wird. Er wird auch als Reinigungsmittel sowie als Mittel gegen Blutfluß verwendet. Das Fünffingerkraut (Quinquefolium), so genannt wegen der Fünfzahl der Blätter, ist wegen seiner erdbeerartigen Frucht allgemein bekannt; bei den Griechen heißt es Pentapetes oder Pentaphyllon. Die frisch gegrabene Wurzel sieht rot aus, wird aber beim Trocknen schwarz und eckig. — Vom Volke wird der Wurzelstock bei Diarrhöe, Ruhr und als zusammenziehendes Mittel gebraucht; Celsus (121) nennt ihn unter den erwärmenden Substanzen. Er enthält Tomentillgerbstoff, Ellagsäure usw. Das Fünffingerkraut ist also ein adstringierendes, zusammenziehendes Mittel.

In Österreich schützt Fünffingerkraut, unter die Schwelle des Stalles vergraben, das Vieh gegen Verhexung (388).

Gagat (Pechkohle). Nach Dioskurides (151 V 145) hat der Gagat erweichende und zerteilende Kraft. Sein Rauch offenbart die Epilepsie und gewährt hysterischen Linderung; auch verscheucht er die Schlangen. Der Stein wird den Mitteln gegen Gicht und den schmerzstillenden Mitteln zugesetzt. Plinius (543 XXXVI 19) bringt augenscheinlich aus gleicher Quelle, daß das Räuchern mit dem Gagat die Schlangen vertreibt, die Krämpfe der „Gebärmutter" (strangulationes vulvae) heilt und die Epilepsie (morbus sancticus) offenbart; aus anderer Quelle, daß durch Räucherung mit dem Steine die Jungfrauschaft erprobt werde, daß der Stein, in Wein gekocht, Zahnweh und, mit Wachs vermischt, Kröpfe heile. Derselben Quelle wie des Plinius und Dioskurides Angaben über den Gagat entstammen wohl diejenigen in Orpheus' Lithika. Auch hier vertreibt der Qualm die Schlangen; daneben finden sich hier ausführlichere Erläuterungen über die etwas unverständlichen Angaben bei Dioskurides und Plinius, daß der Rauch des Steines die Epilepsie entdecke. Hier wird berichtet, daß der Rauch eine „verderbliche Kraft auf die Nase ausübe" und daß ihm keiner entgehe, „an dem man die Epilepsie dartun wolle." Der Kohlenqualm soll nämlich beim Epileptiker einen Anfall herbeiführen. In der Tat beobachtet man nach Kohlendunstvergiftungen bei dazu Veranlagten epileptische Anfälle (210).

Nicht ungefährlich ist folgender, der Anwendung des Dioskurides gegen Hysterie entsprechender Gebrauch des Kohlendunstes als Menstruation beförderndes Mittel, wie ihn die Lithika poetisch schildern:

> Und wenn ein Weib umwandelt den zaubererfülleten Rauchqualm
> Und in den inneren Körper den hochaufwirbelnden aufnimmt,
> Rasch dann fließet im Innern hinab viel dunkeler Blutsaft,
> Welcher im weiblichen Leibe zuunterst verschlossen zurückblieb;
> Aber sie freuet sich dann, wenn beim Lohen des Steines sie wahrnimmt,
> Wie aus dem Leibe sofort ihr die Blutansammlung entfließet,
> Denn sie entgehet dadurch endlos andauernder Krankheit.

In einem Galen zugeschriebenen „Liber de simpl. medicam." findet sich der Zusatz, daß ein „Gagatwasser" die wackelnden Zähne wieder befestigen könne. Das

gleiche ist auch bei Marbod erwähnt. Außerdem weiß dieser zu berichten, daß der Stein den Dämonen widerstehe, daß er Zaubersprüche und Beschwörungen löse, gegen Magen- und Zwerchfellbeschwerden helfe. Nach Arnoldus Saxo hilft der Stein auch den Wassersüchtigen; außerdem führt Arnold die von Plinius angegebene Probe auf die Jungfernschaft näher aus. Konrad von Megenberg gibt diese in deutschem Wortlaut folgendermaßen wieder: „Welhen junkfraw daz wazzer trinkt, ist sie noch magt sô geschicht ir nihts, ist sie aber niht maget, sô beprunzt si sich zehant (sogleich). alsô melt si ir aigen wazzer." Alles Verborgene und Unsichere offenbart also der Stein; er zieht es durch magnetische Kraft ans Tageslicht.

Die giftige Wirkung des Kohlendunstes ist allgemein bekannt. Die äußere und innere Verwendung des gepulverten Gagats wurde um so rationeller, je teerhaltiger derselbe war; man kann in ihr eine Vorstufe zur modernen Teertherapie erblicken (Fühner 210).

Galeopsistee, dessen wichtigster Bestandteil die Blätter der Labiate Galeopsis ochroleuca Lam. sind. Dieser Tee, auch Lieberschesche Kräuter genannt, galt zu Beginn des 19. Jahrhunderts als sicheres Heilmittel gegen Auszehrung.

Abb. 90.
Knoblauchgamander
(Teucrium scordium)

Gamander (Teucrium flavum L.), eine Labiate. Dioskurides (151 III 101) berichtet: Frisch mit Essigwasser getrunken oder trocken gekocht als Trank hat er die Kraft, die Milz kräftig zu erweichen. Mit Feigen und Essig dient er als Umschlag bei Milzleiden, bei Bissen giftiger Tiere mit Essig allein ohne Feigen. Nach Plinius (543) ist die Pflanze nach Teuker, einem Sohne des Telamon, benannt, der sie zuerst gefunden haben soll.

Kronfeld (388) zählt den Gamander zu den Liebeskräutern in Österreich. Die Slowenen (309) schätzen eine andere Gamanderart (T. chamaedrys L.) als Mittel für Liebeszauber; die Blätter sind ein beliebtes magenstärkendes Mittel. Der Knoblauchgamander (T. scordium L.) war früher als Wurmmittel offizinell. Katzengamander, Katzenkraut (T. marum L.) hat starken Kampfergeruch und lockt die Katzen an. War als Herba mari veri offizinell und wird zu Niespulvern verwendet.

Die Gamanderarten enthalten ätherische Öle, zum Teil Bitterstoffe, und finden als appetitanregende Mittel, bei Gicht, Wassersucht usw. volksmedizinische Verwendung.

Gelatine (Gelatina animalis), Tierleim. Wird in der wissenschaftlichen Medizin zur Stillung von Blutungen verwendet; innerlich wird eine zweiprozentige Lösung gegeben, unter die Haut eine zehnprozentige Lösung gespritzt. In China wird schon im Anfang des 3. Jahrhunderts die Gelatine zur Blutstillung empfohlen, und zwar im San-Han-Ron (einer Art Pathologie und Therapie). Sie heißt chinesisch Okiu, japanisch Nikawa (d. h. Lederabkochung). Hauptsächlich wird sie in Wasser gelöst, seltener in Pulverform (bei Nasenbluten als Einblasung) angewandt. Meist wurde sie mit anderen Drogen versetzt, wie Pfingstrose, Coptis brachypetala usw. Chinesen und Japaner gebrauchten sie als Stärkungs- und Blutbereitungsmittel ähnlich dem Eisen (Zentralbl. für Chirurgie Nr. 9 1904).

Gemse (Capella rupicapra), Gams, Gambs, ist derzeit, wie es der Steinbock (Capra ibex) vor Jahrhunderten war, ein Opfer des volksmedizinischen Aberglaubens. Ein allgemein verbreiteter Glaube bestimmt den Jäger, das Herz des aufgebrochenen Wildes zu öffnen und das Herzblut zu trinken, in der Zuversicht, dadurch Muskeln und Sinne zu stählen und den gefürchteten Schwindel der Bergsteiger zu vertreiben. Ein anderer Glaube schützt eine weiße Gemse vor dem Tode durch Erschießen, da derjenige, der eine solche trifft, sein Leben durch Abstürzen verlieren soll (90).

Das Gemsenblut, das ein vorzügliches Mittel gegen Schwindel sein soll, erwähnt auch Magnus (435). Der Gemsbart (sog. Wachler, von „wähen") soll Kraft geben und schneidig machen, weshalb er auch eine Hutzierde der Burschen und Jäger ist. Die Gemsklaue ist ein Präservativ (Amulett in Ringform) gegen Altersschwäche und Kraftlosigkeit (300).

Über die große volksmedizinische Bedeutung der Gemskugeln wurde im Abschnitt über Bezoarsteine berichtet.

Das Gemsunschlitt wird in die Fußsohlen, Strümpfe und Socken geschmiert, um das „Aufgehen" der Füße zu verhindern (300). Der Aberglaube, daß der Erleger eines weißen Gemsbockes binnen Jahresfrist selbst sterben müsse, ist in den Alpen verbreitet. Die weiße Gemse finden wir in den Sagen der Alpenländer, so in den Sagen von „König Laurins Rosengarten" und in dem Baumbachschen „Zlatorog". — Die Brunstrose (Drüse) des Gemsbockes wird „gegen eheliche Untreue" oft begehrt.

Germ, Bierhefe, mit Roggenmehl verrieben, wird als Sauerteig und zu Fußumschlägen als ein häufiges Mittel gegen Fieber benutzt (Dalmatien 313). „Germ soviel als ein halbes Ei, das Klar' von 2 Eiern und kleingestoßenes Schießpulver, alles durcheinander gemischt," wird über Beinbrüche gelegt (300).

Gerste (Hordeolum vulgare L.), die Graminee mit verschiedenen Arten. Dioskurides (151 II 108) lobt bereits die Gerstenptisane: Sie wirkt gegen Schärfe, gegen Rauheit und Geschwüre der Luftröhre, gegen die auch die Weizenptisane heilsam ist. Sie befördert, mit Fenchelsamen gekocht und geschlürft, die Milchabsonderung, treibt den Harn, macht geschmeidig, treibt die Blähungen, ist dem Magen nicht zuträglich und reift Abszesse. Das Gerstenmehl, mit Feigen und Honigmet gekocht, zerteilt Eitergeschwüre und Geschwülste, es bringt ferner mit Pech, Harz und Taubenmist Verhärtungen zur Reife. Mit Steinklee hilft es bei Kopf- und Brustschmerzen; mit Leinsamen, Bockshornmehl und Raute dient es als Umschlag bei Aufblähung der Eingeweide. Mit Teer, Wachs, Urin eines unschuldigen Knaben und Öl reift es Drüsen. Mit Myrrhe oder Wein, wilden Birnen, Brombeeren oder Granatapfelschalen stillt es den Bauchfluß. Mit Quitten oder Essig hilft es bei Gichtanschwellungen. Mit scharfem Essig gekocht, heilt es Aussatz. Der mit Wasser aus dem Mehle bereitete und mit Pech und Öl gekochte Schleim bildet Eiter. Mit Essig zu Schleim gemacht und mit Pech gekocht, ist es bei Gelenkflüssen angebracht. Die aus der Gerste bereiteten Graupen stillen den Bauchschmerz und lindern Entzündungen.

Berendes (151) bemerkt hierzu: Das wichtigste Gerstenpräparat ist die Ptisane, heute Haferschleim. Die im Text angegebene Vorschrift dazu ist so mangelhaft, daß sie sicher nicht von Dioskurides herrührt. Zu ihrer Darstellung wurde die Gerste nach wiederholtem Einweichen in Wasser und Trocknen an der Sonne im Mörser zerstoßen und dann unter Zusatz von etwas Salz mit der zehnfachen Menge Wasser tüchtig

gekocht. So bildete sie die nahrhafte Ptisane. Ein leichteres Getränk erhielt man durch Erweichen der geschroteten, rohen oder gerösteten Gerste in Wasser. Ein stärkender Mischtrank (Kykeon) wurde aus Gerstenmehl von der Konsistenz unseres Roggenbreies gekocht, dem auch andere Substanzen, wie Wein, Honig, Milch, Zwiebeln, Käse u. dgl. zugesetzt wurden. Ihn kannte schon Homer (Il. XI 624; Od. X 344 290).

Ptisana ist eine für verschiedene Produkte aus verschiedenen Pflanzen gebrauchte Bezeichnung. Sie kann erstens die enthülste Getreideart oder die Graupen derselben bedeuten, und zweitens ist darunter die aus den Graupen hergestellte Suppe zu verstehen, deren wässerigen Teil man als Succus oder Cremor ptisanae besonders unterschied. Aus den Stellen bei Plinius (543 XVIII 15; XXII 66) sowie aus Dioskurides (151 II 108) geht so gut wie sicher hervor, daß sie bei Römern und Griechen aus Gerste bereitet wurde. Plinius erwähnt eine Ptisana aus Weizen und eine Ptisana aus Reis, die bei den Indern hergestellt wurde (Frieboes 121).

Graupenschleim, Graupensuppe werden in der Krankenstube viel verwendet; bei Husten und Geschwüren im Halse werden sie als reizlindernde Mittel gegeben.

Gespenst. Alle Völker wissen von gespenstigen Erscheinungen. Auch die Bibel, welche den Volksaberglauben bekämpft, bringt Andeutungen von Gespenstern, so die Lilith, Feldgeister (Jes. 31, 21), Feldteufel (Jes. 34, 14). Gespenster, schädliche Dämonen werden mehrere Male erwähnt (3 Mos. 17, 7; 5 Mos. 32, 17. 2 Chr. 11, 15. Psalmen 106, 37).

Aus der Gespensterfurcht erklären sich zahlreiche Bräuche in Krankenzimmern und des Totenkultes. Nach Schurtz (632) ist die Gespensterfurcht der unstäten Völker, die nicht fest an die Scholle gebunden sind, nicht eben bedeutend; sobald ein Volk ansässig wird, ändert sich die Lage. Man überläßt dem Toten sein Haus oder man vernichtet seinen Besitz, man sucht den Toten, das Gespenst, irrezuleiten und abzuschrecken.

Schurtz fährt fort: Die zahllosen Menschen, die in der Furcht vor Gespenstern leben, würden doch fast sämtlich in Verlegenheit kommen, wenn man von ihnen genauere Angaben über das Wesen der Gespenster und überhaupt über das Fortleben der Menschen nach dem Tode verlangte; nicht als ob es an Ansichten darüber fehlte, aber sie sind fast immer unklar und verworren, und die widersprechendsten Anschauungen bestehen ruhig nebeneinander. Die kindliche Logik der Naturstämme und selbst der weniger gebildeten Schichten höherer Kulturvölker findet sich mit dergleichen Widersprüchen, die einen denkenden Kopf zur Verzweiflung bringen könnten, ganz herrlich ab. Darüber, daß der Geist, der später selbständig umherschweift, schon im Körper des Lebenden wohnen und sich irgendwie bemerkbar machen muß, ist man sich natürlich klar, aber über sein eigentliches Wesen gehen die Ansichten sehr auseinander. Vielfach glaubt man die Lebenskraft oder die Seele im Hauch verkörpert, der ja beim Sterbenden als letzter Atemzug den Leib zu verlassen scheint; auf Nias ist es die Aufgabe des ältesten Sohnes oder sonst des nächsten Verwandten, diesen Hauch mit dem Mund aufzufangen und damit die Lebenskraft des Toten auf sich zu übertragen. Noch häufiger gilt der Schatten als die Seele des Menschen; bei den Eskimo wie bei den Maori findet sich diese Ansicht, von welcher Spuren auch bei den Völkern des klassischen Altertums und in China nachzuweisen sind. Die Maori haben auch die verwandte Anschauung, daß das Spiegelbild eines Menschen im Wasser seine Seele ist. Vereinzelt wird die Körperwärme für die Seele gehalten, die im Tod entflieht, oder man glaubt sie in bestimmten

Körperteilen wohnhaft, im Herzen, im Gehirn, in der Leber, den Nieren oder endlich im Blute.

In welchem Zustande nun befindet sich die Seele, wenn sie den Körper des Toten verläßt? Nicht immer scheint man ihr menschliche Gestalt zuzuschreiben, denn oft finden wir Gespenster als Lichter, als verschwommene Nebelgestalten, als Tiere u. dgl. vorgestellt. Die Geister, die bei den Maskentänzen auftreten, sind meist seltsame Phantasiegebilde, obwohl hie und da versucht wird, den Schädel des Toten selbst zur Maske umzubilden und ein Gesicht daran zu modellieren, das wohl dem des Verstorbenen ähnlich sein soll. Daß die Gespenster gewöhnlich unsichtbar sind, wird natürlich zugegeben, aber besonders begabte Menschen können sie sehen, auch manche Tiere, namentlich Hunde und Pferde gelten als Geisterseher, und unter Umständen vermögen sich Gespenster für alle sichtbar zu machen. Wenn man sie die menschliche Gestalt bewahren läßt, dann schreibt man ihnen gern den Zustand zu, in dem sie der Tod ereilt hat: Ermordete und Verstümmelte erscheinen mit ihren Wunden, in hohem Alter Gestorbene als betagte Greise, Kinder, auch nach Jahren, noch immer in der gleichen körperlichen Entwicklung, bis zu der sie im Leben gelangt sind. Manche Sitten knüpfen unmittelbar an diese Anschauung an oder werden doch durch sie neu motiviert: die Tlinkit verbrennen nach der Angabe *Krauses* ihre Toten, weil diese es dann im Jenseits immer warm und hell haben; die *Schädeljagd* wird auf den Salomonen auch damit begründet, daß die geköpften Feinde im Jenseits ohne Kopf leben müssen, wie das die Erscheinung derartiger Gespenster beweist. Die Furcht vieler Neger vor einem langen Krankenlager vor dem Tode, das sie mager und kraftlos im Jenseits ankommen läßt, findet sich auch anderwärts: die Abneigung der nordischen Kriegervölker vor dem „Strohtod" beruht ursprünglich sicher auf ähnlichen Ideen. Bei Erhängten kann nach Ansicht der Arapahoeindianer die Seele überhaupt nicht aus dem Munde heraus und muß im Körper zurückbleiben, ohne ihn doch neu beleben zu können.

Neben diesen Anschauungen tritt überall auf der Erde der Glaube hervor, daß die meisten Gespenster als weiße Gestalten erscheinen, ein Glaube, der ja in den verschiedensten Erdteilen zu der Ansicht geführt hat, die Europäer seien nichts anderes als die Geister Verstorbener. Gern denkt man sich auch die Toten als zwerghafte Wesen; ein großer Teil der Zwergsagen ist in diesem Sinne zu deuten, z. B. die von den hilfreichen *Heinzelmännchen*, unter denen man die toten Hausgenossen zu verstehen hat, die ihre gewohnte Arbeit verrichten.

Am häufigsten aber nimmt man an, daß sich die Verstorbenen in Tieren und Pflanzen wieder verkörpern oder daß sie als Kinder neu geboren werden; die von den Indern philosophisch durchgebildete Idee von der *Seelenwanderung* ist den meisten primitiven Völkern wohlbekannt, nur daß sie bei ihnen gewöhnlich in kindlich unlogischer Form erscheint. Wie eng der *Totemismus* (Stammsymbole in Tier- oder Pflanzengestalt) mit dieser Anschauung zusammenhängt, ist bekannt; aber auch bei Kulturvölkern hat sie sich mit merkwürdiger Zähigkeit erhalten. In deutschen Sagen erscheint schon die Seele des Lebenden in Tiergestalt, kommt als Maus oder Hummel aus dem Munde des Schlafenden hervor und kehrt vor dem Erwachen zurück. Nach dem Tiroler Volksglauben sind die Kröten arme Seelen; in den Katzen dagegen verkörpern sich gern die toten Hexen, um weiterhin Unheil zu stiften.

Bei den Naturvölkern sind es meist bestimmte Tiere, in welche die Angehörigen eines Stammes oder einer Sippe übergehen; die Burjäten glauben, in Bienen fortzuleben,

die Bororoindianer als Araras, die Maori sehen besonders in den Eidechsen verkörperte Seelen ihrer Angehörigen. Die häufig als Schnitzerei erscheinenden Eidechsen in Melanesien und Jdonesien deuten auf ähnliche Anschauungen (s. Eidechse). Auch der Schlangenkult, die Sitte, im Hause Schlangen zu halten, geht meist auf diese Jdeen zurück. Oft entsprechen bestimmte Tiere auch bestimmten Klassen von Verstorbenen; so sind bei den Tlinkit die Eisenten Geister ertrunkener Kinder, die Käuze dagegen solche neugeborener Kinder, die im Schlafe von der Mutter erdrückt worden sind. Die Giljaken wieder glauben, daß jeder, der von einem Bären getötet wird, sich selbst in einen Bären verwandelt — eine sehr interessante Anschauung, da sie das besonders häufige Erscheinen leichenfressender Tiere (Rabe, Wolf) unter den Totemtieren erklärt.

Pflanzen und vor allem Bäume als Seelenwohnstätten sind keine seltene Erscheinung. Wo man annimmt, daß die Geister das Waldesdickicht bewohnen, glaubt man sie zur Tageszeit gern in bestimmten Bäumen verborgen, die man dann niemals zu fällen wagt. Auch die Bäume auf den Gräbern gelten als Verkörperung der Toten, wie das in ergreifender Weise ein neugriechisches, von B. Schmidt übertragenes Volkslied schildert; Charon ist der altgriechische Totenschiffer, der hier zum Todesgott geworden ist:

Dem Charon kam es in den Sinn, zu schaffen einen Garten:
Die Mädchen als Zitronenbäum', die Burschen als Zypressen,
Die kleinen Kinder setzet er ins Beet als zarte Senker.
Du adlergleicher Jüngling mein, wüßt' ich, wo man dich hinpflanzt,
Dann käm' ich oft, gar oft zu dir, mit Wasser dich zu netzen,
Auf daß du Äst' und Zweige triebst, zum hohen Baume würdest.
Dann setztest du den Fuß aufs Laub, hielt'st fest dich an den Ästen,
Und kehrtest so, mein Augenlicht, zur Oberwelt zurücke,
Zu sehen, wer sich um dich härmt, wer klagt um deinetwillen.

Auch der Gedanke endlich, daß die jüngst Verstorbenen sich in den neugeborenen Kindern verkörpern, ist weit verbreitet und kommt schon in der Sitte zum Ausdruck, den Enkeln die Namen der Großeltern, bei Juden den Kindern die Namen vor kurzem verstorbener Verwandter zu geben. In China verehrte man früher im Ahnendienst einen Enkel des Verstorbenen, den man also offenbar für den neuerstandenen Toten selbst hielt; erst später bildete eine hölzerne Tafel den Mittelpunkt des Kultus.

Bei alledem kann man sich nicht von dem Gedanken losmachen, daß auch an den körperlichen Resten noch etwas von der Seele des Verstorbenen haftet und daß es deshalb keineswegs gleichgültig ist, was mit ihnen geschieht. Feinde können damit verderblichen Zauber üben; wer sie aber zu behandeln und zu nutzen weiß, dem dienen sie als Talismane von unermeßlichem Werte. Wo eine feste Tradition besteht, erfreuen sich die Reliquien einer dauernden, ja mit dem Alter wachsenden Wertschätzung, wie die Heiligenreste der katholischen Kirche. Bei den Ahnenbildern der Naturvölker und den entsprechenden Körperresten tritt es dagegen so recht zutage, wie das eigentlich Wirksame und Wichtige doch nur die Erinnerung an den Verstorbenen und seinen Einfluß ist; schwindet diese Erinnerung, dann ist es auch meist mit dem Werte der Heiligtümer vorbei (Schurtz 632).

Die Ahnenbilder kommen in den verschiedensten Größen vor, vom kleinen, um den Hals getragenen Heitiki der Neuseeländer und den zu ganzen Bündeln vereinigten Figürchen aus Hatzfeldhafen in Deutsch-Neuguinea und ähnlichen aus Borneo bis zu den Steinkolossen der Osterinsel. Ebenso verschieden ist die Art der Aufbewahrung: die kleinsten

dienen als Schmuck oder werden in Beuteln mitgeführt, größere stellt man in den Häusern auf oder errichtet sie auf den Grabstätten. In Neuseeland ragen aus den Palisaden, welche die Dörfer umgeben, Ahnenbilder mit herausgestreckter Zunge auf, die alle feindlichen Einflüsse abwehren sollen, und ähnliche Idole stehen am Strande der Salomonsinseln. Manchmal ist die Ahnenfigur eng mit einem Gerät vereinigt, mit Kopfstützen in Neuguinea, mit Steinsitzen auf Nias, mit riesigen Baumtrommeln auf den Neuen Hebriden, wie man überhaupt geneigt ist, Ahnenbilder und entsprechende Abzeichen des Stammes überall anzubringen, und wie auf diese Weise der Kunststil vieler Naturvölker seine besondere Richtung erhält. Manchmal schnitzt man ganze Ahnenreihen in tierischer oder menschlicher Gestalt, die man dann gelegentlich wieder bis zur Unkenntlichkeit stilisiert (622).

Alle Formen des Gespensterglaubens leben auch in Europa fort.

Gesundwenden. In deutschen Blättern war von einem Bauer zu lesen, der vom Schöffengerichte zu 30 Mark Geldstrafe verurteilt worden war, weil er einen Baum durch Anbohren und Verbergen einer Flüssigkeit in dem durch einen Holzstöpsel verschlossenen Loch beschädigt hatte. Bei der Berufung in Berlin stellte es sich heraus, daß der Beschuldigte die Krankheit „verbohrt" habe; der Bauer wurde freigesprochen. In der Tat handelt es sich bei diesem Verbohren, Wenden oder Transplantieren von Krankheiten um einen uralten vorkommenden Aberglauben. Den Hinweisen Andrees (10) zufolge wurden noch im 18. Jahrhundert in England bruchleidende Kinder durch gespaltene Eschen durchgezogen. Nach magdeburgischem Glauben wird ein krankes Kind geheilt, wenn es 2 Brüder durch einen von ihnen gespaltenen Kirschbaum durchziehen. In Wehlau (Provinz Preußen) zieht man das Kind dreimal durch den Spalt einer armdicken Waldeiche und verkeilt dann den Spalt. Der Tscheche gibt bei Fieber folgendes Rezept: Raufe dir ein Büschel Haare aus, reiße ein Stückchen vom Kleid ab, stecke die Sachen in das Loch einer weißen Weide und treibe einen Hagedornkeil hinein, so muß das Fieber aufhören. In Dalmatien hat v. Hovorka (313) das Durchziehen von bruchleidenden Kindern durch gespaltene junge Eichen beobachtet. — Wenn Krankheit in den Dörfern östlich vom Niassasee herrscht, so kriechen nach Livingstone die Neger unter einer gekrümmten Rute hindurch, deren beide Enden in die Erde gesteckt sind, waschen sich dort mit Medizin oder vergraben diese samt dem bösen Einfluß.

Wer Zahnweh hat, begibt sich mit einem Messer zum Holunder und spricht dreimal:

Liebe Frau Hölter,
Leih mir ein Spälter,
Den bring' ich euch wieder.

Dann löse er ein Stück von der Rinde ab, schneide sich einen Span aus dem Holz und gehe nach Hause. Hier ritze er mit dem Spane das Zahnfleisch, bis das Holz blutig ist, und füge es wieder in den Stamm, um das Weh auf den Holunder zu übertragen. Auch Fieber und Rotlauf können durch die Formel:

Zweig, ich biege dich,
Fieber, nun laß mich,
Holeraft, hebe dich auf,
Rotlauf, setz dich drauf,
Ich hab' dich einen Tag,
Hab's du nun Jahr und Tag —

auf das geduldige Holz übertragen werden. Auch die Gicht läßt sich transplantieren, wenn der Kranke zu einer jungen Fichte in den Wald geht, 3 Tropfen seines Blutes in einen Spalt tut, denselben mit Wachs und Jungfernhonig verstopft und dann ruft:

Gut Morgen, Frau Fichte,
Da bring' ich dir die Gichte!
Was ich getragen hab'
Jahr und Tag,
Das sollst du tragen dein Lebtag.

Zutreffend leitet C. Falkenhorst in einem in der „Gartenlaube" erschienenen Aufsatze das Wenden der Krankheiten auf Bäume von der Vorstellung ab, daß jedes Leiden seinen „Wurm" — Fingerwurm, Herzwurm, Fleischwurm, Beinwurm, Markwurm, Haarwurm (Gicht) — besitze. Will man den Zahnwurm loswerden, so umfaßt man einen Birnbaum mit dem Spruche:

Birnbaum, ich klage dir,
Drei Würmer, die stechen mir,
Der eine ist grau,
Der andere ist blau,
Der dritte ist rot,
Ich wollte wünschen, sie wären alle drei tot.

Verwandt ist die böhmische Beschwörungsformel:

Ich verwünsche euch, Gliederweh,
Brandweh, Beinweh,
In den tiefen Wald,
In die hohe Eiche,
In das stehende Holz
Und in das liegende.

Bezeichnend ist auch die von Falkenhorst zitierte westpreußische Formel:

Der Herr ging zu ackern auf des Herrn Acker
— — — — — — — — — — — — — —
Er fand drei Würmer,
Der erste hieß Gehwurm,
Der zweite hieß Streitwurm,
Der dritte hieß Haarwurm.
Alle Würmer haltet ein,
Lasset ab von des Nächsten Fleisch und Bein.

Für die naive Betrachtung, die im härtesten Eichenholz zerstörende Würmer sah, lag die Folgerung nahe, daß auch der menschliche Körper durch Würmer geschädigt werde. Der „Wurm im Finger" ist ein selbst bei der Stadtbevölkerung noch heute geläufiger Ausdruck. Mittelalterliche Quacksalber, die von Jahrmarkt zu Jahrmarkt zogen, nützten den Wurmglauben für ihre Zwecke aus. Wirft man Samen des Bilsenkrautes (Hyoscyamus niger, s. d.) auf offenes Kohlenfeuer oder auf heißes Blech, so springt, unter Entwicklung der spezifischen Hyoszyamusdünste und unter brenzlichem Geruche die dunkle Samenschale und läßt den hellen, wenn man will, wurmförmigen Keimling hervortreten. Nachdem die Quacksalber den Zahnkranken den Dunst von Hyoszyamussamen durch einen Trichter hatten einatmen lassen, zeigten sie ihm die aus den Zähnen herausgezauberten

„Würmer". In einem der Merseburger Zaubersprüche wird schon empfohlen, bei gewissen Krankheiten „zu Holze zu fahren".

Im oberösterreichischen Hausruckviertel trägt man das kranke Kind zu einer Wacholderstande. Ein altes Weib murmelt einige Gebete, dann schneidet es 3 Zweigspitzen vom Strauch ab, die sie in das Haus der Eltern trägt und an der Mauerecke, wo das Kruzifix seinen Platz hat, aufhängt. Hier müssen sie bis zum nächsten Neumond unberührt hängen bleiben. Am ersten Morgen des Neumondes nimmt die Frau die Zweige herab und trägt sie bis zum Wacholderstrauche zurück, um sie mit 3 neuen zu vertauschen. Dasselbe geschieht dann jedesmal zu Beginn des Neumondes bis zum dritten Male, wobei stets das kranke Kind zugegen sein muß. Nach solchem dreimaligen „Wenden" ist der kleine Patient geheilt. In Deutschland stecken die Eltern, wenn kleine Kinder kränkeln, Wolle und Brot in den Wacholderbusch einer anderen Feldflur und sagen dabei:

Ihr Hollen und Hollinnen,
Hier bring' ich euch was zu spinnen
Und zu essen.
Ihr sollt spinnen und essen
Und meines Kindes vergessen.

Welche Rolle Wacholder früher als Heilmittel spielte, geht daraus hervor, daß ein Gasteiner Kurgast im 17. Jahrhundert bei 40 Viertel (Viertel = beiläufig $1^1/_2$ Liter) Wacholderwasser „als ordinari Cur Trunkh" verordnet bekam! Bei Magen- und Blasenleiden wurde morgens, mittags und abends Wacholdertrunk gereicht (Lehner, Reisebilder, 17. Jahrhundert, Salzburg 1900).

Vielfach wird auch die Weide zum „Wenden" der Krankheiten benützt. Darüber spricht schon Grimm in der „Deutschen Mythologie". Westendorp verzeichnet folgenden niederländischen Brauch: Wer vom kalten Fieber genesen will, gehe frühmorgens zu einem alten Weidenbaume, knüpfe 3 Knoten in einen Ast und spreche dazu:

Goe morgen, olde
ik geef on de Holde
goe morgen, olde.

Dann kehre er um und laufe, ohne sich umzusehen, eilends fort. Bei den Tschechen gebraucht man das Transplantieren oder Wenden der Krankheiten folgendermaßen: Wer das Fieber hat, soll abends zu einer alten Weide gehen, die am Wasser steht, und dort so lange bleiben, bis der Fieberanfall vorüber ist. Dann binde er etwas von sich an den Baum und laufe, so schnell er kann, nach Hause. Das Fieber bleibt an dem Baume hängen. Der Kranke kann auch einen hölzernen Keil in den Baum einschlagen und dabei rufen: „Da schlag' ich dich ein, daß du nicht mehr auf mich kommst!" So wird er das Fieber los, nur darf er beim Nachhausegehen sich nicht melden, wenn ihn eine Stimme rufen sollte, und darf sich nicht umsehen. Gemeinsam ist bei diesem seltsamen Heilverfahren, daß der Kranke Bewegung macht, bis er in Schweiß kommt. Die vom Pater Baumgarten aus Kremsmünster in Oberösterreich mitgeteilte Methode wird da gewiß probat sein. Man laufe zweiundsiebzigmal um den Weidenstamm herum und sage jedesmal:

Wind dich, Widl, wind dich,
Fieber sand zweiundsiebzig;
Dös Fieber, dös ih han,
Dös häng ih dran.

Wie Duftschmid mitteilt, werden in den oberösterreichischen Alpen die Speikwurzeln zum Wenden der Krankheiten benützt. Zu den Wendwurzeln werden mehrere Kräuter der Alpenmatten gerechnet: so bittere Schafgarbe, Nelkenwurz, Borstengras, mehlige Primel. Höfer (199a) sagt vom „Schwund wenden" bei Mensch und Vieh: Unter Schwund oder Schelm wird jede unbestimmte Krankheit verstanden. Man pflegt mit der Hand, einem Messerrücken oder Ärmel den kranken Körper zu bestreichen, oft wird um ein Glied ein Faden gebunden, oft auch etwas in der Erde begraben. Dazu kommen Sprüche (davon „Ansprechen" der Krankheit). Das Fieber wird gewendet, indem man Körner säet und dabei spricht:

Zweiundsiebzig Fieber seint, ey ia!
Das, was ich han, bau ich an,
Nehms Vater, nehms Sohn usw.

Wenn der Same aufgeht, ist das Fieber pünktlich verschwunden.

Lammert (399) macht darauf aufmerksam, daß das „Unbeschrieensein" sich schon in der Bibel II. Reg. IV, 29 findet (Si occurrerit tibi homo, non salutes eum, et si salutaverit te quis, non respondeas illi). Hierher gehört auch das Verkaufen und Wegwerfen der Krankheit, indem man einen Teil des krankhaften Ausscheidungsproduktes mit einer kleinen Geldmünze in ein Stückchen Papier rückwärts von sich wirft, damit die Krankheit auf den zufälligen Finder des Gegenstandes übergehe. Dieses Fortwerfen des Übels ohne Umsehen kommt bereits in Homers Odyssee und bei Virgil vor.

Die Ruthenen in der Bukowina kennen „Besprecher" und „Besprecherinnen" (prymiwnek, prymiwnyca), die Menschen und Tiere durch geheimnisvolle Sprüche von Krankheiten befreien. Hierbei äußert sich wieder die Vorstellung, daß Krankheiten auf andere, selbst leblose Gegenstände übertragen werden können. So murmelt die Besprecherin bei Magenkrämpfen durch 9 Tage:

Festgesogen haben sich die Krämpfe
Zur Zeit des Neumonds,
So schmerzend, so stechend,
Das Blut aussaugend,
Früh und abends,
Mittags und um Mitternacht.
Ich fordere euch zurück,
Ich rufe euch hinweg
Siebenundsiebzigmal.
Hier möget ihr nicht weilen,
Um den Leib zu schwächen,
Um das Blut zu trinken,
Aber hinweg in die finsteren Berge,
In die Tiefe des Meeres,
In den gelben Flugsand,
In den Kot und Moorgrund!
Doch diesen gereinigten,
Getauften Knecht Gottes N. N.
Möget ihr lassen
Gesund,
Wohlauf!

Geschwülste können durch kräftigen Spruch zusehends kleiner gemacht werden. Man muß nur die Dinge anrufen, in die sie sich verwandeln sollen. Der angeschwollene Kuheuter wird ruthenisch folgendermaßen „besprochen“:

Geschwulst, du Hundspfote,
Wurdest groß wie ein Apfel,
Vom Apfel wie eine Nuß,
Von der Nuß, wie Bohne,
Von der Bohne, wie Erbse,
Von der Erbse, wie Mohnkorn,
Vom Mohnkorn wie nichts.
So soll auch diese Geschwulst schwinden,
Wie schwindet
Der Schaum auf dem Wasser,
Der Tau auf dem Grase,
Das Wachs auf dem Feuer.

Das „Erschrecken“ wird mit dem Spruche gebannt:

Möge dieser Schrecken
Sich heben von dir hinweg
In die Berge,
In den zerklüfteten Felsen,
In den zerrinnenden Schnee.
Nicht möge er dich martern,
Mit dem Wasser möge er zerfließen,
Steine drehen, möge er gehen,
Aufhören, dich zu martern,
Deine Knochen zu schwächen,
Fliehen soll er, wie das Blatt auf dem Wasser
Von dir, du Getaufte,
Gereinigte,
Der heiligen Gottesgebärerin
Ergebene N. N.

Verwandt mit dem Wenden sind mehrere ungarische Bräuche (690). In Kalotaszeg ißt die kinderlose Frau jeden Freitag vor Sonnenaufgang in Eselsmilch gekochte spanische Fliegen und Hanfblumen und sagt, einen Baumast rüttelnd: „Herr Freitag ging in den Wald, traf dort Frau Samstag und sagte zu ihr: ‚Laß dich umarmen!‘ Frau Samstag stieß ihn von sich und sagte: ‚Du bist ein trockener Zweig, wenn du wieder grünst, komme zu mir!‘ Zweig, gib mir Kraft, dir gebe ich meine.“

So sind dem Volk zu allen Zeiten und in allen Ländern Heilung von bösem Übel und Zauberwirkung eines. Die meisten seiner Heilkräuter sind daher Zauberkräuter und die volkstümlichen Pflanzennamen gewinnen als Reminiszenzen an alte, heidnische Zeiten besonderes Interesse (Kronfeld 388):

Dies rat ich, Loddfafnir, vernimm die Lehre,
Wohl dir, wenn du sie merkst:
Wo Öl getrunken wird, ruf die Erdkraft an:
Erde trinkt und wird nicht trunken,
Feuer hebt Krankheit, Eiche Verhärtung,
Ähre Vergiftung,
Der Hausgeist häuslichen Hader.

Mond mindert Tobsucht,
Hundbiß heilt Hundshaar,
Rune Beredung;
Die Erde nehme Naß auf — (Edda, Havamal 138.)

Gichtmorchel (Phallus impudicus L.), Eichelpilz, Stinkmorchel; wegen ihrer Ähnlichkeit mit dem männlichen Glied ein Mittel, um Liebe zu gewinnen (in Österreich 388). Sie galt, wie der Name besagt, auch als Gichtmittel. Dieser überaus stinkende Pilz wird von den Slowenen (309) getrocknet, pulverisiert, das Pulver auf schwarze Brandblasen gestreut und mit einem reinen Leinenstückchen überklebt. Dieses Pflaster läßt man nur 1 Stunde lang liegen; dann wird es abgenommen und mit im Munde zwischen den Zähnen zerkauten Winterweizenkörnern belegt, damit die Blase heile.

Gichtrose (Paeonia officinalis L.), Gichtblume, Gartenpäonie, Pfingstrose, Ranunkulazee. Dioskurides (151 III 147) schreibt: Die trockene Wurzel wird den Weibern gegeben, wenn sie nach der Geburt nicht gereinigt sind. Sie befördert, in der Größe einer Mandel genommen, auch die Periode. In Wein getrunken, hilft sie bei Magenschmerzen, wirkt heilsam bei Gelbsucht, Nieren- und Blasenleiden und hemmt, in Wein gekocht und getrunken, den Durchfall. 10 bis 12 rote Körner von der Frucht, in dunklem herbem Wein getrunken, stellen den roten Fluß, auch helfen sie, gegessen, denen, die an Magenverletzungen leiden. Ferner, von den Kindern getrunken und auch gegessen, beseitigen sie beginnendes Steinleiden. Die schwarzen sind ein wirksames Mittel gegen Alpdrücken, Mutterkrämpfe und Mutterschmerzen, wenn sie zu 15 Körnern in Honigmet oder Wein getrunken werden.

Abb. 91. Gichtrose (Paeonia officinalis)

Theophrast (Hist. pl. IX 8 6) kennt eine Art. Es ist eine der Pflanzen, bei denen der Humbug der Wurzelgräber eine Rolle spielt. Es heißt nämlich, beim Graben der Päonie müsse man sich hüten, vom Specht gesehen zu werden, sonst drohe den Augen Gefahr und man bekomme Mastdarmvorfall. Gebraucht wurden früher die Wurzeln, Blüten und Samen. Die frischen Wurzeln enthalten ein scharfes Prinzip, welches sich beim Trocknen verliert. Die Samen finden noch Anwendung als Volksmittel zu Zahnhalsbändern für Kinder und bei Epilepsie (sympathetisches Mittel, 151).

Ginseng (Panax Ginseng), ein Wundermittel der Chinesen (Ginseng = Weltwunder, Panax = Panazee). Der 30—60 Zentimeter hohe Strauch wird von den Chinesen seiner Wurzel wegen hoch geschätzt. Man schreibt ihr in der Heimat sehr bedeutende Kräfte zu, und von den chinesischen Ärzten wird sie fast jedem Kranken, der dem Tode nahe ist, als letzte, Wunder wirkende Arznei gereicht. Früher glaubte man auch in Europa, nachdem sie gegen 1700 bekannt wurde, an ihre Kräfte, jetzt gilt sie als indifferente, wertlose Droge.

Die Ginsengwurzel heilt ferner nach den Erzählungen der Koreaner jegliche Krankheit, restauriert die Kräfte des Menschen und ist das beste stärkende Mittel in der Welt; überhaupt wird diese Pflanze von den Völkern des fernsten Ostens hoch geschätzt. Man behauptet sogar, daß sie die Kraft hat, das hinschwindende Leben eines Sterbenden für einige Tage aufzuhalten. Dabei haben nach der Versicherung der

Koreaner die einzelnen Teile dieser Wurzel verschiedene Heilkraft und werden darum bei verschiedenen Krankheiten gebraucht. So soll der obere Teil der Wurzel Augenkrankheiten heilen, das zweite Glied allgemeine Schwäche und endlich das dritte und vierte Glied — die sog. Arme und Beine der Wurzel — Magenkrankheiten, Erkältung und Frauenleiden. Zur Herstellung der Arznei nimmt man eine Wurzel, zerkleinert sie und läßt sie mindestens einen Monat lang in Branntwein liegen; die auf diese Weise erhaltene Essenz wird den Kranken in kleinen Quantitäten eingegeben, nachdem vorher noch einige andere Mittel hinzugetan worden sind. Auch Europäer haben eine solche Arznei zu gebrauchen versucht und haben sich dadurch nur ernste Entzündungen zugezogen (664).

Der Name Ginseng bedeutet nach Zaremba (784) „die menschliche Kraft". Die zu arzneilichen Zwecken dargestellten Präparate sind durchsichtig, von rötlicher oder gelblicher Farbe. Die berühmtesten chinesischen Ärzte haben ganze Bände über den Ginseng geschrieben, wobei sie ihm beinahe wunderbare Heilwirkung zumuten; er soll in Greisen jugendliche Kräfte neuerwecken, bei großer Ermüdung erfrischen, sinkende Kräfte beleben usw. Es sollen 77 verschiedene bevorzugte Präparate in der Ginsengwurzel vorhanden sein. Den Kranken wird ein solches Ginsengpräparat gewöhnlich mit Zusatz von Ingwer, Honig usw. verabreicht, außerdem aber wird Ginseng selbst als Zugabe vielen anderen Arzneien beigemischt. Der Verbrauch ist ungemein groß, so daß außer dem heimischen noch ganze Transporte aus der Tatarei ins Land geschafft wurden. Beim Einsammeln müssen zahlreiche, auf Aberglauben beruhende Vorschriften und Vorsichtsmaßregeln beobachtet werden. Die Heilwirkung z. B. gilt nur dann für gesichert, wenn die Wurzel in den ersten Tagen des zweiten, vierten und achten Monates geerntet wird. Die gebräuchlichste Form des Ginseng ist eine Abkochung, durch Eindampfen auf Sirupkonsistenz gebracht. Dasselbe wird gern als Zusatz zu Tee oder Suppe genommen, vorzüglich ist es aber bei reichen und alten Mandarinen beliebt, denen es die durch Alter oder verschiedene Exzesse verloren gegangenen Kräfte wiedergeben soll. In den chinesischen Apotheken bildet gewöhnlich Ginseng den Hauptbestandteil vieler pharmazeutischer Präparate.

Glocke, besitzt medizinische, heilende Kräfte. Vor der Glockenweihe ist es in Oberbayern Brauch, daß die neugegossenen Glocken vom Bürgermeister in Amtstracht und dem Gemeindekollegium wie eine Persönlichkeit empfangen und in die Kirche zur Weihung begleitet werden. Salz und Glocken sind dämonenvertreibende Mittel. Das ältere Salz wird als heiliges Dreikönigsalz am Epiphanien- oder Perchtentag da und dort noch geweiht, wie man auch die Wohnungen zur Sicherung vor Krankheitsschemen noch ausräuchert (300).

Glockenspäne sind ein Fiebermittel. Wenn man in der Christnacht Glocken läuten hört, so muß man in die Kirche gehen und von dem Glockenstrang etwas abschneiden. Das Stück muß man zerschneiden und mit Salz unter den Trank der Kühe mischen. Hat man das getan, so gedeiht das Vieh gut (Wenden in Preußen 727).

Das von den Kammrädern der Mühle oder von den Pfännlein der Kirchturmglocken und -uhren abtropfende Öl (früher Tierschmalz oder Butterschmalz, jetzt Maschinenöl) ist das sog. Glocken- oder Pfannlschmalz; beim Reinigen des Uhrwerkes oder der Räder und Pfännlein wird das alte eisenhaltige Öl meist ins Feuer geworfen, weil die Leute glauben, übelwollende Personen (Unholdinnen oder Hexen) könnten mittels solchen „Schmalzes" die Mühle behexen und zu Schaden bringen; nur

sehr vertrauten Personen geben sie es; es wird namentlich noch von alten Hebammen und sonstigen „weisen Müttern" gegen die Rhachitis angewandt (Bayern 300).

Hat jemand Seitenstechen, so ist es gut, den Glockenschwengel zu waschen und sich hierauf in dem Abwaschwasser zu baden oder zu waschen, worauf man wieder gesunden wird. Die Mädchen pflegen den Glockenschwengel mit Wasser abzuwaschen und dann damit sich selbst zu waschen, im Glauben, daß ihr Ruf so weit, als der Schall der Glocke, gelangen wird und sie so rein, wie die Glocke ist, sein werden (Bukowina 140).

Glückshaube (Amnion), Kinderbälglein, Wehmutterhäublein; Eihaut, die bei der Geburt auf dem Kopfe des Kindes wie ein Häubchen liegen bleibt. Kinder mit Glückshauben sind Glückskinder; die Eihaut wird aufbewahrt, vom Kind als Amulett getragen oder in einer Eierspeise gegessen. Der Schutzgeist, ein Stück Seele sollen in dem Häubchen sitzen, das u. a. auch Beredsamkeit vor Gericht verleiht.

Alles, alles trifft mir ein,
Muß ein Sonntagskind wohl sein
Und auf Glückeshaut geboren —

singt „Hans im Glücke" von Chamisso.

Gold (Aurum) war wegen seines Wertes und seiner Reinheit, ferner wegen seiner Farbe ein Volksheilmittel, ist noch heute ein Schutzmittel gegen Gelbsucht, bösen Blick und Rotlauf. Die Wertschätzung eines Arzneimittels nach seiner Seltenheit läßt sich durch die Geschichte aller Völker verfolgen. Daher sehen wir bei Chinesen und Indern, bei Griechen und Römern, später bei den Arabern und durch das Mittelalter bis in die Neuzeit hinein das Gold immer als eines der vornehmsten Arzneimittel betrachtet; und liegt nicht noch heute die gleiche Vorstellung der Erscheinung zugrunde, daß der biedere Landmann einer teuer bezahlten Medizin mehr zutraut als einer billigen? (Fühner 210.)

Ein alter deutscher Autor (312a) kennt bereits die antiseptische Kraft des Goldes: bei Goldanwendung wächst in der Wunde kein „faul Fleisch".

Goldlack (Cheiranthus Cheiri L.), Veiel, eine Kruzifere. Die bei Ovid und Virgil genannten „Veilchenfelder" sind Veielfelder. Goldlack ist das Sinnbild der trauernden Liebe, der Treue über das Grab hinaus. Die deutschen Frauen pflegten in ihren „Wurtzgärten" „gelbe Veiel" (Tabernaemontanus 685).

Dioskurides (151 III 128) lobt Goldlack als Frauenheilkraut. Die getrockneten gekochten Blüten haben, zum Sitzbade zugesetzt, gute Wirkung bei Entzündung der Gebärmuttergegend und zur Beförderung der Menstruation. In Wachssalbe aufgenommen, heilen sie die Risse am After, mit Honig Ausschlag im Munde. Die Frucht, in der Menge von 2 Drachmen mit Wein getrunken oder mit Honig als Zäpfchen eingelegt, befördert die Periode und treibt die Nachgeburt und den Embryo aus. Die Wurzeln mit Essig als Umschlag bringen die angegriffene Milz in Ordnung und helfen bei Fußgicht.

Der Goldlack ist giftig; er wird vom Volk als Abführmittel, ferner zur Erzeugung der Menstruation verwendet (s. oben).

Grab. Das Aufstreuen von Kohlen auf die Gräber hat mit dem hygienischen Werte der Kohle nichts zu schaffen, sondern ist ein alter, gebräuchlicher Gräberschmuck, der sich schon in den Katakomben von Rom vorfindet und in diesen die rudimentäre Erinnerung

an den früheren heidnischen Leichenbrand festhielt, also jedenfalls eine aus Italien nach dem südlichen Deutschland gebrachte Sitte (Bayern 300). — Die Juden pilgern zu den Gräbern, um für die Heilung Schwerkranker zu beten. Besonders wirksam soll das Beten an den Gräbern frommer Männer sein. — Staub und Moos von den Grabsteinen heiliger Personen, Öl aus den Lampen heiliger Gräber, Wachs, welches von Kerzen tropft, die da auf den Altären der Heiligen geleuchtet haben u. dgl. m. waren Dinge, welchen das Volk des Mittelalters die größten und bedeutsamsten medizinischen Fähigkeiten zutraute (Magnus 435).

Granatapfel (Malum punicum). Die Frucht des Granatbaumes, der Myrtiflore Punica granatum L., der Granatapfel war der Ehegöttin Hera oder Juno geweiht; seine zahlreichen Samenkerne sind ein Symbol großer Fruchtbarkeit. Sorbet, Scherbet, eine Limonade aus Granatäpfeln, war schon im Altertum bekannt. Vgl. Hohes Lied 8, 2: „Ich wollte dich tränken mit dem Saft meiner Granatäpfel."

Dioskurides (151 I 151) schreibt: Jede Art Granatapfel ist wohlschmeckend, dem Magen bekömmlich, nicht nahrhaft. Von ihnen ist indes der süße dem Magen zuträglicher, indem er eine gewisse Wärme erzeugt und Blähungen verursacht, weshalb er für Fiebernde unbrauchbar ist. Der saure dagegen hilft dem erhitzten Magen, ist auch zusammenziehender und mehr urintreibend, aber unangenehm für den Gaumen, der weinartige Apfel hat mittlere Kraft. Der Kern des sauren, in der Sonne getrocknet, auf die Gemüse gestreut und damit gekocht, hilft gegen Magen- und Bauchfluß. In Regenwasser erweicht, ist er, innerlich genommen, gegen Blutspeien nützlich und eignet sich zu Sitzbädern für die an Ruhr und Gicht Leidenden. Das aus dem Kern Gepreßte, mit Honig gemischt, findet gute Anwendung gegen Geschwüre im Mund, an der Scham und am After, sowie gegen Überwachsen der Fingernägel, gegen fressende Geschwüre und Wucherungen, gegen Ohren- und Nasenleiden, besonders das aus dem sauren Kern Gepreßte.

Der Granatapfel blieb ein Symbol der Herrschertugenden und -würde. Bekannt ist das Bildnis des Kaisers Maximilian I. im Kunsthistorischen Museum in Wien von Albrecht Dürer. Der Kaiser hält in der linken Hand einen aufgebrochenen Granatapfel. Das Bild ist im Jahre 1519 nach dem Tode des Kaisers (gest. 12. Januar) gemalt, wofür der Schluß der Inschrift spricht, welcher nach Thausing zu übersetzen wäre: „O daß ihn Gott ... in die Zahl der Lebenden zurückführen wollte!", nach Lützow: „Möge ihn Gott in die Zahl der Lebenden (Seligen) aufnehmen." (Quem Deus Opt. Max. in numerum viventium referre velit.) (Siehe Tafel.)

Die Wurzelrinde des Granatapfels wenden die Batak auf Sumatra als Mittel gegen Diarrhöe und als Fruchtabtreibungsmittel an. — Die Wurzelrinde wird sowohl in der Volks- als auch in der wissenschaftlichen Medizin als Bandwurmmittel verwendet.

Gundelrebe (Glechoma hederacea L.), die Labiate Gundermann. Eine heilkräftige und zauberwidrige Pflanze des Volksglaubens. Wer in der Walpurgisnacht einen Gundelrebenkranz trägt, erkennt alle Hexen. Auch molk man die Kühe, wenn sie im Frühjahr zum erstenmal ausgetrieben wurden, durch einen solchen Kranz, um die Milch zu vermehren und die Tiere vor jederlei Schaden zu schützen. Als einst Petrus heftiges Zahnweh hatte, sagte ihm der Heiland:

Nimm drei Gundelreben
Und laß sie deinen Mund umschweben.

Der Name Gundelrebe (auch Gundermann) wird nach Grimm auf die Walküre Gundr bezogen, nach Schmeller (Bayr. Wörterbuch) hängt er mit Gund (feuchter Ort) zusammen (388). Wenn man 77 Blättchen von der Wunderrebe oder Gundelrebe auf eine Wunde legt, meint die Volksmedizin des Inntales, so erfolgt Heilung (104). Wunden werden in Tirol rasch geheilt, wenn man 77 Blätter vom Kräutlein Gundermann auflegt (104). Die jungen Blätter sind ein Bestandteil der Kräutersuppen.

Gurke (Cucumis sativus L.), eine Kukurbitazee. Dioskurides (151 II 162) weiß von ihr Gutes zu berichten. Die Gurke ist bekömmlich für den Bauch und Magen, sie kühlt, verdirbt nicht, ist gut für die Blase und ruft durch ihren Geruch aus der Ohnmacht zurück. Ihr Same treibt auch mäßig den Harn und hilft mit Milch oder Süßwein bei Blasengeschwüren. Ihre Blätter, mit Wein aufgelegt, heilen Hundsbiß. Celsus (121) zählt die Gurke zu den am wenigsten nahrhaften Speisen und rechnet sie zu den scharfen Substanzen, zu denen, die schlechten Saft enthalten. Einen Aufguß von Gurkensamen mit anderen Stoffen gibt Celsus zum Reinigen von Geschwüren in den Nieren.

Heute wird die Gurke äußerlich als kühlendes Mittel gegen Kopf- und Nervenschmerzen verwendet.

Haar ist ein wichtiges Objekt und Thema des volksmedizinischen Aberglaubens. Haare sind das häufigste Objekt für das Verbohren, Transplantieren und Bannen der Krankheiten; Haare sind Mittel, um Liebe des Mannes zu erwecken, Haare von Geliebten, auch von Toten, sind ein Amulett. Noch im Jahre 1859 vernahm man von einem Wunderdoktor in Franken, einem Pfarrer, der seine Patienten dadurch kurierte, daß er ihnen Haare und Nägel abschnitt und das Abgeschnittene — vermutlich mit einigem Hokuspokus — in die Erde eingrub (104).

Wenn man die Leinwand zu Ende gewebt hat und dieselbe vom Webstuhl abgeschnitten wird, so bedecken alle im Zimmer befindlichen Weiber in der Bukowina das Haupt mit Tüchern, im Glauben, daß ihnen sonst das Haar abfallen würde. Wenn sich bei einem Mädchen das Hinterhaupthaar kräuselt, so ist dies ein Zeichen, daß es noch Schwestern bekommen wird (140).

Die Anwendung von Haaren, es sei nun von Mensch oder Tier, erinnert daran, daß man in Mythen und Abenteuern oft die Vorstellung trifft, daß des Menschen Leben und Stärke besonders an sein Haar gebunden ist, eine Vorstellung, die wohl auch die dunkle Grundlage der abergläubischen Vorsicht gewesen ist, mit der abgeschnittene oder ausgekämmte Haare lange Zeit behandelt worden sind. Endlich ist in dem Ereignis auch etwas, was an eine Opferung erinnert (322). Höfler (300) berichtet über das Haaropfer in Teigform.

Starkes Haar ist in der Bibel ein Zeichen besonderer Lebenskraft (Richt. 16, 17). Des Haarschneidens wird oft Erwähnung getan (4 Mos. 6, 5 und a. a. O.). Das Ausfallen der Haare wurde auf Aussatz bezogen (3 Mos. 13, 4 10 30 ff.), der Kahlkopf erinnerte demnach an den Aussätzigen. Auch wurde der Kahlkopf verspottet (2 Kön. 2, 23). Man schnitt das Haar auch zum Zeichen der Trauer (Jer. 41, 5. Ez. 5, 1). Später trugen die Männer geschnittenes Haar (1 Kor. 11, 14 15). Bei Frauen wurde immer Wert auf langes, schönes Haar gelegt (1 Petr. 3, 3).

Eine Vorschrift des Koran gebietet, auf der Pilgerfahrt sich das Haupthaar und den Bart wachsen zu lassen und dieselben erst gelegentlich des Tempelbesuches in Mekka

abzuscheren (II 192; XLVIII 27). „Wer aber krank ist oder ein Kopfübel hat" (II 192), der löse diese rituelle Vorschrift durch eine andere Verpflichtung aus. Das Wachsenlassen der Haare soll wohl bloß symbolisch ausdrücken, daß man zurzeit über den himmlischen Dingen die irdischen vernachlässigt; die Befreiung vom Scheren bei Krankheiten beweist die weise Rücksichtnahme auf die Gesundheit (517 a).

In früherer Zeit wurde an das Wachsen der Haare und Nägel nach dem Tode fest geglaubt und selbst in der neueren Literatur finden sich angebliche Beweise hiefür. Bartholinus erzählt einen Fall von einem Manne, der einen schwarzen Bart hatte und bei dem einige Zeit nach seinem Tode lange gelbe Haare gefunden wurden. Haller bestritt ein solches Vorkommen und erklärte eine derartige Erscheinung durch die Austrocknung und Schrumpfung der Haut. Dann kamen wieder aus Amerika neue „wohlbeglaubigte" Fälle, so der Fall von Desha, wo man behauptete, daß der Bart des Opfers einige Tage nach dem Morde noch gewachsen sei, dann der Fall von Dr. Caldwell aus Jowa (1863), einen Mann betreffend, dem 4 Jahre nach dem Tode der Bart noch gewachsen sein soll, so daß der Bart bei der Exhumierung bei den Fugen des schlecht gemachten Sarges herausschaute. Das Haar wurde angeblich vor dem Tod und nach vierjähriger Beerdigung genau nachgemessen und eine beträchtliche Längenzunahme konstatiert. Tatsache ist, daß infolge der Hautschrumpfung die Haare etwas länger zu sein scheinen.

Ein drastisches Beispiel des Haarzaubers hat einer der Verfasser in einem Kurort in der Nähe von Wien beobachtet. Ein junges hübsches Mädchen praktizierte, um die Liebe eines sehr reichen Nachbars zu erwerben, fein zerschnittene Haare in den schwarzen Kaffee hinein, den jener trank. Durch Bestechung von Dienstboten konnte dieser Zauber längere Zeit durchgeführt werden — freilich ohne jeden Erfolg. Der reiche Nachbar bekam, als er nachträglich von der Sache erfuhr, eine nervöse Magenverstimmung und heiratete eine andere.

Die Bedeutung des Haares als eines Restes des Menschenopfers, als Amulett, als Zaubermittel ist allgemein bekannt. Cook fand auf Tanna Eingeborene, welche Haarlocken Verstorbener zur Erinnerung an einer Halsschnur trugen. Dasselbe war auf den Gesellschaftsinseln, den Markesas und in Neuseeland der Fall (Georg Forster, Sämtl. Schriften II 280).

Haarseil (Setaceum), eine Schnur, die in einen Wundkanal gebracht wird, um eine langdauernde Eiterung hervorzurufen und auf diesem Wege die kranken Säfte „abzuleiten". Hierzu werden Haare, Schnüre aus Werg oder Seide, Bänder, Stroh verwendet. Seta = Pferdehaar oder Schweinsborste. Der Gebrauch des Haarseiles kommt schon bei Galenus vor und ist noch heute in der Volks- und in der Tiermedizin nachweisbar. Das Verfahren ist schädlich und gefährlich.

Haarstrang (Peucedanum officinale L.), Roßkümmel oder Saufenchel, eine Umbellifere, ist eine altberühmte Heilpflanze. Dioskurides (121 III 82) schreibt: Der Saft wird daraus gewonnen, indem die zarte Wurzel (mit den langen, haarartigen Fasern) mit einem Messer abgeschnitten und der ausfließende Saft rasch in den Schatten gestellt wird, denn in der Sonne schwindet er bald. Beim Sammeln aber verursacht er Kopfschmerz und Schwindel, wenn man nicht vorher die Nase mit Rosenöl eingerieben und den Kopf damit besprengt hat. Die Wurzel, welcher man den Saft entzogen hat, ist unbrauchbar. Auch aus den Stengeln und der Wurzel wird natürlicher

und ausgepreßter Saft gezogen, wie bei der Mandragora, dieser Saft wirkt aber schwächer als der natürliche, verliert auch schneller seine Kraft. Mit Essig und Rosensalbe als Einsalbung ist er ein gutes Mittel bei Hinfälligkeit, Hirnkrankheit, Schwindel, Epilepsie, chronischem Kopfschmerz, Lähmung, Hüftweh, überhaupt bei allen Nervenleiden, wenn er mit Öl und Essig eingeschmiert wird. Er ist auch ein Riechmittel bei Mutterkrämpfen und zum Aufwecken der Ohnmächtigen. Zum Räuchern angezündet, verscheucht er wilde Tiere. Ferner hilft er, mit Rosenöl eingetröpfelt, bei Ohrenleiden und, in den angefressenen Zahn gesteckt, bei Zahnschmerzen. Weiter ist er von guter Wirkung, wenn er mit Eiern genommen wird, bei Husten, ebenso bei Atemnot, Leibschneiden und Blähungszuständen. Den Bauch erweicht er leicht, er verkleinert die Milz und hilft vorzüglich bei schweren Geburten. Ferner ist er im Trank ein gutes Mittel gegen Schmerzen und Spannung der Blase und der Nieren, er öffnet auch die Gebärmutter. Die Wurzel leistet dasselbe, wirkt aber schwächer; auch ihre Abkochung wird getrunken. Trocken fein gerieben, reinigt sie schmutzige Geschwüre, zieht Knochensplitter aus und bringt alte Wunden zur Vernarbung. Sie wird auch Pflastermassen und wärmenden Salben zugesetzt. Doch soll man die frische, nicht zerfressene, derbe wählen, die vollen Geruch hat. Zu den Tränken wird der natürliche Saft mit bitteren Mandeln, Raute, warmem Brot oder Dill versetzt.

Abb. 92. Haarstrang (Peucedanum officinale)

Habakuköl behandelt Dr. A. Pruck-Mayr (561) in einer interessanten Studie. Das Habakuköl wird aus Hypericum (Johanniskraut) bereitet. Schon der Nürnberger Arzt und Botaniker Joachim Camerarius schreibt in seiner deutschen Ausgabe des Matthiolus, gedruckt zu Frankfurt a. M. 1600, Folio, unter dem Kapitel: N. Johanniskraut (U. L. Frauen-Wurtz), Hypericum Perforata, Fuga Damonum — eingehend und ausführlich: „Etliche tragen dieß Kraut bey sich für böß Gespenst, daher es auch Fuga Daemonum genannt wird. Die Weiber beräuchern die Sechswöchnerin damit, derhalben nennt mans an etlichen Orten Unser Frauen Wurtz. Die Blumen haben eine trefflich gute Art, die Wunden zu heilen. Darvon macht man ein Öl also: Lege die frischen Blumen in ein Glas, geuß darüber Baum-Öl, stopff's oben zu, und stell es an die Sonnen; laß also stehen ober etliche Tage. Darnach seig das Öl ab, druck die Blumen wohl aus, und nimm aber neue Blumen darzu. Solches tu etliche Mal nacheinander. Zuletzt stoß die Hülsen sampt den Samen, und leg sie in das Öl. Endlich so wird das Öl schön blutrot, heilet die verwundeten Senn-Adern sehr wohl, und dient zu allen kalten Gebresten, sonderlich der Glieder und Gewebe. Dieses Öl ist auch behilflich wider die rothe Ruhr, so man den Bauch darmit beschmieret; es stillet den Schmerzen, und stopfet den Durchfall." St.-Johanniskraut-Öl pflegt man den Kindern, die Grimmen haben, in Welschland ober den Nabel zu legen; daher ihn viele Herbam umbelicarem nennen.

Habergeiß, Alpdämon in Gestalt des Nachtvogels (Caprimulgus oder Strix aluco), die Seele eines Verstorbenen, welche Nachtschaden bringt, den Tod voraus verkündet (300). Brehm (90) nennt die Habichtseule (Syrnium uralense) Habergeiß. „Die Liebe erregt

Albrecht Dürer (1471—1528): Maximilian I. mit dem Granatapfel
(Kunsthistorisches Museum in Wien)

auch sie, und man vernimmt ihren weithin hörbaren Ruf, welcher von einzelnen mit dem Meckern einer Ziege verglichen wird und ihr den Namen ‚Habergeiß' eingetragen hat."

Hafer (Avena sativa L.), Graminee. Dioskurides (151 II 116) verwendet Haferkörner zu Umschlägen und zu einem Brei, der den Durchfall stillt. Haferschleim ist gut gegen den Husten. Plinius (543 XVIII 149) berichtet, daß die Germanen keinen anderen als Haferbrei essen und (XXII 137) daß Hafermehl mit Essig gegen Muttermale örtlich verwendet wird. Der heute verwendete Hafertrank gilt als nervenstärkend und kühlend. Er wird bei Krankheiten, welche mit „schlechten Säften" einhergehen, getrunken. Eine Abkochung von Haferstroh mit Kandiszucker oder Honig wird als Hustenmittel gerühmt.

Hagedorn (Crataegus oxyacantha L.), Weißdorn, Mehldorn, eine Rosazee, deren Früchte Mehlfüßchen genannt werden, und der Feuerdorn (C. pyracantha Pers.) werden von Dioskurides (151 I 122) genannt: Seine Frucht, getrunken oder gegessen, stellt den Durchfall und den Fluß der Frauen. Die fein gestoßene Wurzel als Umschlag zieht Splitter und Dorne aus. Man sagt auch, die Wurzel könne Frühgeburt bewirken, wenn der Bauch dreimal damit geschlagen oder eingerieben werde.

Der berühmte Weißdorn von Glastonbury stand beim Volk im Ruf, in der Christnacht auszuschlagen und am Christtag über und über zu blühen. Dieser Weißdorn war nach der Tradition ein Sprößling des Stabes, den Josef von Arimathäa am Christabend selbst in die Erde gesteckt hat und der sofort Wurzeln und Blätter trieb, um am nächsten Tage mit hellweißen Blüten bedeckt zu sein. Eine lange Reihe von Jahren blühte der Weißdorn im Kirchhof der Abtei von Glastonbury in der Christnacht und zahlreiche Menschen strömten herbei, das Wunder zu schauen (388).

Hagedorn heißt auch die Hundsrose (s. d.).

Das Holz wird bei Zaubereien gebraucht; besprochenes Wasser wird mit einem Stöpsel aus diesem Holz in der Flasche verstopft. Um größere Warzen aus dem Gesicht zu entfernen, steckt man einen Dorn dieses Strauches möglichst tief hinein und läßt die Warze auseitern, worauf die Wunde vernarbt (Slowaken 309). Weißdorn schützt gegen Vampire und sonstige Gespenster (419).

Abb. 93. Idol aus Troja (47)

Hahn (Gallus domesticus Briss.). Der Hahn, der „Hausprophete", hat im Aberglauben weniger Bedeutung als die Henne. Aus dem Egerlande wird berichtet (719): Kräht eine Henne, so deutet dies auf ein Unglück. Solchen Hennen schneidet man den Hals ab oder vergräbt sie lebendig. Schlagen diese Hennen während des Krähens mit den Flügeln, so heißen sie „Weedahexn" (Wetterhexen) und werden sofort verkauft. Das Krähen heißt man auch „raunen". Will man das Unglück, das durch das Krähen einer Henne angezeigt wird, bannen, so ruft man der Henne zu:

Bäigh, dreekata Hennamogn,	(Schrei, dreckiger Hühnermagen,
Üwa dein Krogn.	Über deinen Kragen.)

Eine schwarze Henne trägt einen heilsamen Zauber in sich, da die Hexen sich mit solchen nicht abgeben. Manchmal legen die Hühner kleine Eier, die man „Drudeier" heißt und die man rücklings über ein Hausdach werfen soll. Ist eine Henne verloren gegangen, so kehrt sie wieder, wenn die Besitzerin nach ihr in den Kamin ruft. Beim Ansetzen der Bruthühner sagt die Bäuerin:

Henna, i setz di aa(n),	(Henne, ich setze dich an,
's gänga Leut' af Plaa(n),	Es gehen Leute nach Plan,
Latta Weiwa u a bainzigha Maa(n).	Lauter Weiber und nur ein einziger Mann.)

Werden junge Hühner gekauft, so füttert man sie das erstemal auf der Schürze oder innerhalb einer Hemmkette; dann taucht man ihre Füße ins „Hofnwasser" (Wasser des Ofenkessels) und spricht:

Wasch i dei(n) Föiß' in Hofn,	(Wasche ich deine Füße im Hafen,
Wenn i lock', künnst g'loffn.	Wenn ich locke, kommst gelaufen.)

Wenn eine Henne kräht, so wird ein Unglücksfall eintreten, was aber in der Art verhindert werden kann, daß man mit der betreffenden Henne das Wohnzimmer vom Fenster bis zur Türschwelle abmißt; kommt nun zuletzt der Schweif der Henne an der Türschwelle zu stehen, so wird er abgeschnitten, wenn aber der Kopf, so wird dieser abgeschnitten, aber auch nicht gegessen (Rumänen in der Bukowina 140).

Hahn oder Henne gehören seit Urzeiten zu den Orakeltieren. Bei den alten Persern und den indogermanischen Völkern bedeutete der Hahnenschrei Gutes. In der deutschen Mythologie kann der Hahn wohl die bösen Geister verscheuchen, nicht aber den Tod; er tritt als Todesbote auf, so wenn er im Verein mit der Henne Stroh schleppt oder wenn er in ein Haus hineinkräht. Bei den Südslawen heißt es: Wenn der Hahn um halb 12 Uhr nachts kräht, so fährt ein Schütteln durch den Leib der Toten. Kräht der Hahn noch vor Abend, so stirbt, nach einem Aberglauben in Istrien und Kroatien, jemand im Hause. Das gleiche steht bevor, wenn der Hahn, um zu krähen, auf einen der steinernen oder hölzernen Grundpfeiler des Hauses fliegt. — Die jüdischen Gelehrten des frühen Mittelalters sagten, es gehöre zu den amoritischen, nämlich heidnischen Gebräuchen, wenn jemand spricht: „Schlachtet diesen Hahn, der am Abend gekräht hat; diese Henne, die am Abend gekräht hat; diesen Hahn, der rabenartig kräht; gebt der Henne einen Hahnenkamm zu fressen, da sie kräht wie ein Hahn." Indessen waren diese auf Hahn und Henne bezüglichen abergläubischen Ansichten bei den Juden nicht auszurotten. Sie bestehen im Orient noch heute bei allen Völkern. Allzufrühes Gackern der Henne im Morgengrauen bedeutet beispielsweise einen bevorstehenden Todesfall im Hause.

Das Krähen der Henne ist in der deutschen Mythologie von trauriger Vorbedeutung. Grimm und Grünbaum (letzterer im 39. Bande der „Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft") führen zahlreiche bezügliche Stellen an. In Norddeutschlands Sagen wird als Mittel gegen das Übel, welches die krähende Henne androht, empfohlen: die unheilkündende Henne in die Tranktonne zu stecken und ihr den Hals umzudrehen (Stern 664). In Italien, sagt Gubernatis, darf ein solches unheilvolles Geschöpf weder verkauft, noch verschenkt, sondern es muß sofort getötet und von seinen Besitzern gegessen werden. In Rußland und Böhmen gilt derselbe Brauch. In Böhmen gibt es noch speziellen Aberglauben in bezug auf eine krähende Henne: kräht eine weiße Henne, so wird jemand im Dorfe sterben; kräht eine rote, so wird es brennen; kräht

eine schwarze, so kommen Diebe. Die Slowaken brechen einer krähenden Henne die Füße und werfen dann das Tier ins Wasser.

Hahnenfuß (Ranunculus Ficaria L.), Scharbockskraut, Feigwurz, Himmelsgerste, die bekannte Ranunkulazee, deren Wurzeln nach starken Regengüssen bloßliegen und dem Volk als Manna imponieren. Dioskurides (151 II 206) kennt mehrere Arten. Blätter, Blüten und zarter Stengel haben die Kraft, als Umschläge schmerzhafte Geschwüre und Schorf zu bilden. Deshalb bringen sie schorfige Nägel und Krätze weg und entfernen Brandmale, ebenso gewöhnliche und dünn gestielte Warzen und (heilen) die Kahlheit, wenn sie kurze Zeit aufgelegt werden. Gekocht bilden sie eine warme Bähung für die, welche von Frostbeulen zu leiden haben. Die Wurzel erregt Niesen, wenn sie trocken, fein gestoßen in die Nase gebracht wird, lindert auch Zahnschmerzen, wenn sie (auf die Zähne) aufgelegt wird, zerbröckelt sie allerdings.

Die ersten im Frühjahre hervorbrechenden Blätter werden von Slowenen mit Essig abgebrüht, als Salat gegessen, da dieser angeblich das Blut reinigt (309).

Auch der scharfe Hahnenfuß (R. acris L.), das Goldknöpfchen, findet volksmedizinische Verwertung. Das stark zerquetschte Blatt legt man in der Slowakei in einen hohlen Zahn, um die Schmerzen zu stillen. — An die Innenfläche des Unterarmes legt man frische Blätter, um dort Blasen zu ziehen (gegen das Wechselfieber). — Auch kommt es vor, daß man sich durch Anbinden zerquetschter frischer Blätter auf die Waden Wunden macht, um nicht zum Militär assentiert zu werden (309).

Abb. 94. Hahnenfuß (Ranunculus Ficaria)

Hakenkreuz, indisch Svastica, ein glückbringendes Kreuzzeichen, dessen 4 Arme rechtwinkelig umgebogen sind. Die prähistorische Kunst, das alte Troja, China und Dänemark kennen dieses rätselhafte glückbringende Zeichen. Man hat versucht, das Hakenkreuz als Bild des Sonnenrades oder als Flugbild von Glücksvögeln zu deuten (s. Kreuz). Das Hakenkreuz an dem von Schliemann in Troja gefundenen Blei-Idol, einer nackten Göttin mit auffälliger Betonung der Geschlechtszeichen und mit beiden Händen vor der Brust, hat eine literarische Kontroverse wachgerufen.

Hanf (Cannabis sativa L.), eine Urtikazee. Die stark riechenden Blätter enthalten einen betäubenden Stoff und waren offizinell. Aus den Blättern der weiblichen Pflanze wird das Betäubungs- und Genußmittel Haschisch dargestellt. Dioskurides (151 III 156) behauptet, der Hanfsamen vernichte die Zeugung, Hanfsaft sei ein gutes Mittel gegen Ohrenleiden. Plinius (543 XX 259) meint, daß die Frucht die Zeugungskraft der Männer vernichte. — Der Hanf gehört zu den ältesten Arzneimitteln. Im Berliner Papyrus und im Papyrus Ebers findet er sich unter den ägyptischen Heilmitteln; das Pharmakon Nepentes des Homer wollen einige auf das aus dem Hanfe bereitete Berauschungsmittel Haschisch, das noch jetzt bei den Orientalen beliebt ist, beziehen. Entweder wird das Kraut mit Kalk zusammengerollt oder ein Extrakt daraus hergestellt. Nach Herodot (IV 74) gebrauchten die Skythen den Hanf außer zu allerlei Flechtwerk und Kleidungsstücken zu trockener Bähung als Schwitzbad, besonders nennt er den Samen zu diesem Zwecke (Berendes 151).

Mit dem Hanfwerge, das die bayerischen Seiler von auswärts beziehen und verkaufen, weiß das Volk nicht umzugehen, wenn es ein Gespinst davon machen soll — eine Erinnerung an die historische Tatsache, daß der Hanf nur des Samens wegen gebaut wurde; noch im 13. Jahrhundert ist der Hanfsamen eine fettende Zuspeise des süddeutschen Bauers. Jetzt findet man den Hanf nur noch als Vogel- oder Hühnerfutter im Garten gezogen und für die Hausmittel. Das Hanfwerg wird, getrocknet und mit Zuckerrauch erwärmt, auf rheumatisch affizierte Gelenke gelegt; an Stelle der früher üblichen frischen Hanfkraut- und Hanfsamenräucherungen, welche betäubende Wirkung hatten, trat später das Hanfwerg mit Zuckerrauch, das auch auf die schmerzhaften Brüste der Wöchnerinnen gelegt wird; auch das Hanföl wird an diesen Stellen eingerieben; die Hanfsamenmilch wird gegen Blasenschmerzen und Wassersucht benützt (300).

Abb. 95. Harnschau (333)

Holuby (309) schreibt von den Slowaken: Frische Hanfpflanzen oder auch Hanfspreu legt man in die Betten, da deren Geruch die Flöhe vertreiben soll. Die einhäusigen Hanfpflanzen müssen beim Ausreißen der männlichen Pflanzen weggeworfen werden, damit deren Fasern nicht in das Gespinst geraten, denn wer ein Leinwandunterkleid anzieht und trägt, in welchem derartige Fasern sind, muß entweder im Wasser ertrinken oder irrsinnig werden. Eine im Herbst aufgekeimte und den Winter überdauernde Hanfpflanze gibt, wenn sie im Frühjahr frisch gefunden und im Wasser gekocht wird, ein Getränk, welches, dem Säufer unbewußt in den Branntwein gegossen und zum Austrinken gegeben, bewirkt, daß er nie mehr Branntwein trinken, ja ihn nicht einmal riechen wird können. Wer Hanfsamen säet, darf dabei kein Wort sprechen, damit die Vögel nicht alles vom Acker aufpicken. — Hanfsamen zerstoßen, abgebrüht, durchgeseiht, das Wasser mit rohem Eidotter und zerstoßenem Kandiszucker gut vermischt, gibt man kaffeelöffelweise täglich gegen die Wassersucht, damit das Wasser durch den Urin abfließe.

Harn ist ein uraltes volksmedizinisches „Heilmittel", das in neuerer Zeit vernünftigerweise jedes Ansehen verloren hat. Dioskurides (151 II 99) ist ein begeisterter

Anhänger der Harnapotheke: Der Menschenurin, der eigene, getrunken, hilft gegen den Biß der Viper, gegen tödliche Gifte und gegen beginnende Wassersucht, gegen den Biß des Meerigels, des Meerskorpions und Meerdrachen, wenn er darauf gegossen wird, der Urin des Hundes gegen den Biß des wütenden Hundes als Aufguß; mit Natron ist er ein Schmiermittel bei Aussatz und Jucken; der alte entfernt noch besser bösen Grind, Schorf, Krätze und nässenden Ausschlag; fressende Geschwüre, auch an den Schamteilen, hält er auf. Als Injektion legt er eiterflüssige Ohren trocken, wenn er in der Schale des Granatapfels gekocht wird; wirft auch die in den Ohren befindlichen Würmer heraus. Der Urin eines unschuldigen Knaben hilft geschlürft gegen Orthopnoe (Atemnot); mit Honig in einem Kupfergefäße gekocht, bringt er Narben und Verdunkelungen (der Augen) weg. Der Absatz des Harnes beseitigt, eingerieben, roseartige Entzündungen. Mit (Lawsonien-)Kyprossalbe erhitzt und als Zäpfchen eingelegt, besänftigt er Schmerzen der Gebärmutter, lindert Gebärmutterkrämpfe, glättet die Augenlider und reinigt die Wunden im Auge. Der Stierharn, mit Myrrhe verrieben und eingeträufelt, lindert Ohrenschmerzen. Der Schweineurin hat dieselbe Kraft; spezifisch ist ihm aber eigen, Blasensteine zu zerstören und auszuscheiden. Der Ziegenharn, mit Lavendel täglich in der Menge von 2 Bechern mit Wasser getrunken, soll das unter dem Fleische gebildete Wasser abführen und den Bauch lösen, eingeträufelt auch Ohrenleiden heilen, der vom Esel aber Nierenleidende gesund machen. Auch Plinius (543 XXVIII 67) weiß vom Harn allerlei Erbauliches zu erzählen.

Abb. 96. Harn- oder Brunnschau im Krankenhause (333)

Die spärliche Verwendung des Harnes in der jetzigen Volksmedizin wird von mehreren Autoren erwähnt. „Harn verwendet auch unser Volk selbst heute noch als Waschmittel bei den verschiedensten Krankheitszuständen gern. Vornehmlich bei Augenerkrankungen soll die heilkräftige Wirkung des Urins sich zeigen, so meint unser Volk und so habe ich es oft in der augenärztlichen Poliklinik gehört" (Magnus 435). Das Wasser von Menschen, „besonders von jungen Menschen, die Wein trinken", heilte Schlaganfall und Krämpfe; mit mildem Balsam vermischt war es ein anerkanntes Mittel gegen Blähungen. Am 13. Juni 1685 schreibt Madame de Sévigné an ihre Tochter: „Gegen meine vapeurs (Winde) nehme ich 8 Tropfen Essence d'urine; aber gegen meine Erfahrung hinderte mich das am Schlafen. Darum habe ich jedoch nicht den Glauben daran verloren, aber ich habe es glücklicherweise seither nicht nötig gehabt" (Lettres VII 396).

Der Harn war für den mittelalterlichen Arzt und ist für das heutige Landvolk noch ein diagnostisches Hilfsmittel ersten Ranges. Man sollte nur mittags oder morgens

„den Brunn schauen"; ohne die Brunnschau stellte der Physikus des Mittelalters keine Diagnose, und was ein „g'rechter Bauerndoktor" ist, darf bei dieser Probe durchaus nicht gleichgültig sein; ein solcher Pseudo-Hippokrates kann nach dem Volksglauben aus dem Urin Alter, Geschlecht, Krankheitssitz und selbst die Todesstunde herausdiagnostizieren. „Si urina mulieris fuerit clara et alba (wenn der Urin klar und licht wird) und scheint als ein Pfauenspiegel oder als ein Enterichhals (schillernd) und erscheint ein Antlitz in dem Harn, wie in einem Spiegel, das bedeutet, daß die Frau ist schwanger worden." Dies als Beispiel einer mittelalterlichen Brunnenschau und Schwangerschaftsdiagnose.

Der warme Harn eines sechsjährigen Knaben, mit Theriak, gemischt, war schon früh ein Mittel gegen das „Darmvergicht" und gegen das Asthma. Der warme Kinderharn soll heute noch für Magenschmerzen und Sodbrennen sowie gegen das Fieber helfen.

Abb. 97. Harnschau und Tod (333)

Beim akuten Alkoholismus wird in den Mund des Betrunkenen gepißt, „damit der Schnaps nicht zum Brennen kommt". In dem Harn eines Gelbsüchtigen wird Fleisch gesotten; dieses wird dann einem Hunde zum Fressen gegeben; der Hund, der diese materia peccans (Krankheitsstoff) mit dem Fleische verzehrt, bekommt zwar keine Gelbsucht, aber er wird sonst sehr launig und krank und dann ist die Gelbsucht weg. „Item für den stain nimm ain pockch, der 3 jahr alt ist und laß in 4 tag ungeessen und gib im 14 tag epaum (Erdbaum, Efeu) und hach (hänge) in über eine stang auf den bauch 4 tag über ein schaf (Schäffel) und den harm, der von ihm geht, thue dem siechen in ain volpad." Dieses mittelalterliche Rezept sollte sicher wirken, da der Urin eines Luchses und eines Bockes zu einem (Harnsäure-)Stein wird (Harmenstein) nach früherem Volksglauben (Höfler 300).

Im Jahre 1860 heilte ein Kroate aus Ober-Themenau in Niederösterreich (385) auf seiner Wallfahrt nach Mariazell an der österreichisch-steirischen Grenze ein an Beschreien (úroky) erkranktes Pferd, indem er mit dem eigenen Urin die Augen, den Kopf und sodann den ganzen Körper des Pferdes wusch und mit seinem umgewendeten Hemde den Rücken des Pferdes vom Kopf zum Schweif und vom Schweif zum Kopf rieb. Nach $^3/_4$ Stunden war das Pferd gesund, und der Bauer konnte diesem Wunderdoktor nie genug danken. Dieses Mittel hilft auch gegen Drüsenkrankheiten (krtice). Wird jemand verschrieen, so wasche er sich mit seinem Urin, und es wird ihm nichts schaden (Bukowina 140). Weitere Beispiele im zweiten Buche des Werkes.

Hartriegel (Cornus sanguinea L.) und die Kornelkirsche (C. mascula L.), Dürrlitze, Heerlitze, bekannte Kornazeen. Dioskurides (151 I 172) erklärt die Frucht der Kornelkirsche als zusammenziehend, sie wirkt wohltätig bei Bauchfluß und

Ruhr. Sie wird auch zum Kochen und zum Essen verwendet; auch wird sie eingemacht wie die Olive. Die aus dem brennenden grünen Holz austretende Flüssigkeit eignet sich sehr zum Einreiben gegen Flechten. — Wer einen Stock vom Hartriegelstrauche mit auf die Reise nimmt, den werden böse Geister verfolgen (Slowaken 309). Die Früchte der Kornelkirsche werden noch bei Fieber, Blutfluß und chronischem Durchfall verwendet (Mitteleuropa 372 a).

Hase (Lepus timidus L.). Dioskurides (151 II 21) berichtet: Das gebratene Hirn des Landhasen hilft bei Zittern (Angstgefühl) als einer Folge von Leiden, auch beim Zahnen der Kinder eingerieben oder gegessen. Sein Kopf, gebrannt und mit Bärenfett oder Essig eingeschmiert, heilt die Fuchskrankheit (Haarausfall). Das Hasenlab, 3 Tage nach der Menstruation getrunken, soll Unfruchtbarkeit bewirken; es hält auch den Mutter- und Bauchfluß auf, ferner ist es den Epileptikern sowie, mit Essig genommen, gegen tödliche Gifte heilsam, besonders aber gegen geronnene Milch und den Biß der Vipern. Das warme Blut heilt aufgestrichen Sonnenbrandflecken, weiße Flecken und Leberflecken.

Brehm (90) schreibt: In der alten Arzneikunde spielten Haar, Fett, Blut und Gehirn, selbst Knochen, ja sogar der Kot des Hasen eine bedeutende Rolle, und noch heute wenden abergläubische Menschen Lampes Fell und Fett gegen Krankheiten an. Der Hase genoß auch die Ehre, als ein verzaubertes Wesen zu gelten, das nach Belieben sein Geschlecht ändern konnte. Die Pfädchen, welche er sich im hohen Getreide durchbeißt, werden noch heutzutage für Hexenwerk angesehen und mit dem Namen Hexenstiege benannt.

Mit dem Hasenschmalz bestreicht man in Bayern das Innere der ledernen Handschuhe, der Wollsocken usw. und trägt diese nachts über den Frostbeulen der Hand oder des Fußes; auch wird es über Geschwülste und Abszesse gelegt und zum Ausziehen von Schiefern (Splittern, Dornen) verwendet; beim Rotlauf wird die mit Hasenschmalz bestrichene Haut mit Hafermehl bestreut (300).

Wenn einem Reisenden jemand mit leerer Wasserkanne begegnet oder ein Hase über den Weg springt, so glaubt man, daß es ihm auf der Reise schlecht ergehen wird (Rumänen in der Bukowina 140).

Der Feldhase ist bei den meisten Völkern ein Tier mit recht bösem Leumund. Nur bei den alten Griechen und Römern war ihm eine gute Vorbedeutung zugeschrieben worden. Die altdeutschen Heiden glaubten: Elfen, Hexen und allerlei Unholde schlüpften in die Gestalt von Hasen, meistens in dreibeinige. In Makedonien gilt das Begegnen mit einem Hasen als Anzeichen, daß man krank werden muß. Wer in Bosnien den Hasen, wenn er durch ein Dorf oder an einem Hause vorüberläuft, zuerst erblickt, der muß sterben (664).

Haselnuß (Corylus Avellana L.), eine Kupulifere. Dioskurides (151 I 179) schreibt: Die Haselnüsse sind dem Magen schädlich; sie heilen aber, fein gestoßen und mit Honigmet getrunken, veralteten Husten. Geröstet und mit etwas Pfeffer gegessen, lindern sie den Katarrh. Ganz gebrannt und mit Schmalz oder Bärenfett verrieben, stärken sie als Pomade das durch die Fuchskrankheit ausfallende Haar. Einige sagen, daß die gebrannten, mit Öl fein geriebenen Schalen die Augensterne der blauäugigen Kinder schwarz färben, wenn der Vorderkopf damit eingerieben wird. Celsus (121) bezeichnet die Nüsse, sowohl die Hasel- als auch die Walnuß, als blähend, zurücktreibend, zerteilend, erweichend und als Umschlag ätzend.

Aus den Früchten der Haselstaude erhält man durch Pressen ein sehr angenehm schmeckendes Öl zu etwa 60 Prozent, dem man früher eine spezifische Wirkung gegen Steinbeschwerden zuschrieb. Das brenzliche Öl, das aus dem Holze durch trockene Destillation gewonnen wurde (Oleum empyreumaticum corylinum), galt als Mittel gegen die Spulwürmer, und den Pollenstaub der männlichen Blütenkätzchen (Pollen juttorum, avellanae) hielt man für ein Mittel gegen den Durchfall. Der Haselnußstrauch gelangte in längstvergangenen Zeiten zu einer für uns unbegreiflichen Wichtigkeit. „An seine großblättrigen Zweige hafteten sich die schmückenden Ranken der Volkssage und die buntschillernden Flechten des krassesten Aberglaubens, wie kaum an einem anderen Gewächse beobachtet werden könnte" (669). Die Hasel stand in der vorchristlichen Zeit in Beziehung zum Totenkultus. Man fand in alten germanischen und alemannischen Gräbern Haselnüsse und Haselstöcke, von den letzteren je 1 Stab unter der Leiche und je 2 Stäbe unter dem ausgehöhlten Totenbaum, der als Sarg diente. Die Haselnuß galt als Bild des Frühlings und der Unsterblichkeit, weil sie den Keim des Lebens einer neuen Pflanze und somit derart die Verjüngung in sich enthielt. In Rom gab man als Symbol der Fruchtbarkeit den Neuvermählten Haselnüsse (669).

Wenn man mit einer Haselgerte um eine Schlange einen Kreis zieht, so kann sie aus demselben nicht hinaus. Ein Haselzweig, am Maria-Heimsuchungs-Tag abgeschnitten, schützt vor dem Blitz, wenn man ihn ans Fenster steckt oder zu sich ins Bett nimmt (s. oben). Macht man aus einer Haselrute und einem Holunderzweig ein Kreuz, so kann man die wilde Jagd von sich fernehalten. Wenn man sich in der Walpurgisnacht ein Stück Haselgerte abschneidet und es bei sich trägt, so zieht man sich weder Dorn noch Splitter ein. Legt man einige Haselstäbe kreuzweise auf den Boden der Scheune und dann erst das Getreide oder Viehfutter darauf, so bleibt man vor Schaden in Scheune und Stall bewahrt. Im Stalle bringen Haselstäbe dem Vieh Glück, und die Pferde kann man vor Verhexung sichern, wenn man den Hafer vor dem Füttern mit einem Haselstab umrührt.

Die Hexen besaßen einst eine gar feine Kunst; sie konnten nämlich auf weite Distanzen fremde Kühe abmelken. Diese Art Hexen nannte man die Lachsnerinnen. Auch diesen konnte man mit Haselzweigen und Stöcken das Handwerk legen; man durfte nur aus Haselzweigen einen Besen machen, alle Winkel im Hause mit ihm säubern, das Kehricht in einen Sack füllen und dann mit einer Haselgerte wacker darauf loshauen, dann fühlte die betreffende Hexe jeden Gertenstreich. Derlei Exekutionen konnte man auch an anderen unbeliebten Personen ausüben; wenn man einen Haselstock unter bestimmten Zeremonien abschnitt und damit irgendein Kleidungsstück bei lauter Nennung des Namens der betreffenden Person tüchtig durchwalkte, so ging ihr dabei kein [illegible] verloren. Wenn man morgens nüchtern eine Haselnuß mit einigen Rautenblättern ißt, so bleibt man den ganzen Tag hindurch vor Vergiftung sicher.

Wenn ein Haselstrauch eine Mistel trägt, so wohnt ein schätzebringender Alraun darin, und es kommt nur darauf an, darin das Goldbürschchen zu finden. Wenn der Haselstrauch eine Mistel tragen kann, so ist er schon über 35 Jahre alt, und da hält sich unter seinen Wurzeln die weiße Schlange, der goldbekrönte Haselwurm (Schlangenkönig) auf. Da muß der Haselstrauch vorsichtig ausgegraben werden, und sobald der Haselwurm blosgelegt ist, wird Buck (Artemisia vulgaris) darauf gestreut, worauf man ihn ohne Gefahr fangen kann. Der Haselwurmbesitzer kennt alle Kräuter und ihre Eigenschaften. Geister, Kobolde und Schreteln können ihm keinen

Schaden antun. Er kann sich unsichtbar machen; für ihn gibt es keine verschlossenen Türen, er ist nicht zu verwunden oder zu fangen. Der Haselwurm ist stark und wohl an 12 Fuß lang und, wenn man ihn nicht zu behandeln weiß, unbändig.

Wenn man unter einer Haselstaude schläft, hat man prophetische Träume. Das Vorzüglichste und Merkwürdigste an der Hasel ist ihre Beziehung zu den Edelmetallen, verborgenen Quellen usw. Wer sollte wohl in seinem Leben nie von der Wünschelrute (wunscilgerta) gehört haben? Den Gebrauch der magischen Rute kannten schon die Etrusker und Römer. In Rom hießen Leute, die mit der Wünschelrute Quellen suchten, „Aquileges", und Tuturna, die Brunnennymphe (Aquae virgo), wurde mit einer Gerte in der Hand abgebildet. Die Hasel war Virgil bekannt, und er singt von ihr in Eclog I, Vers 14; E. V, Vers 3; E. VII, Vers 61; Georgic. C. II, Vers 65; G. C. II, Vers 299. Was die Wünschelrute vermochte, ist geradezu verblüffend, staunenswert. Quellen, Erzadern, vergrabene und verborgene Schätze, versunkene Marksteine, verlorene Wege und entwichene Diebe konnten mit Hilfe der Wünschelrute aufgefunden werden. Wie man die Wünschelrute dem Haselnußstrauch abgewinnen konnte, war eben Sache des Geheimnisses und der Kunst, denn gutwillig gab der Haselstamm seine wirksamen Gerten nicht ab, und im Moment des Abschneidens konnte er, wenn er nicht richtig angesprochen wurde, noch seine Kräfte zurückziehen (669). Die modernen Versuche mit der Wünschelrute sind bekannt.

Wer den Haselwurm fängt (s. oben) und ißt oder bei sich trägt, kann Zauberei treiben; ebenso findet die Haselmaus (Bilch), die in dem ehemals bajuvarischen Teile Südtirols „Wildfräulein" heißt, bei Sympathiekuren öfters Verwendung; die Haselwurz (s. d.) wird im Frauendreißiger unter der Haselstaude im zunehmenden Mond als Hexenkraut und Mittel gegen den Viehschelm (Seuche) gesammelt; das Haselstaudenmoos gehörte zu den Zauberrequisiten des Mittelalters; die gepulverten Haselsprossen des Frühjahres sind ein Wundmittel; die Haselnuß (Nux avellana, Ruhrnuß, Zaubernuß, nebenbei erwähnt das gewöhnlichste Maß der Volksmedizin), deren altgermanisches Wort schon in vorgermanischen Zeiten wurzelt (Kluge), ist das Sinnbild der Fruchtbarkeit, auch der geschlechtlichen. Wenn die Nußstaude reichlich trägt, geraten die Buben, gibt's viel Hochzeiten und ein gutes Getreidejahr. St. Nikolaus, der Kinderfreund, bringt Nüsse; Nüsse in einem hölzernen Gefäße legte man früher auch den Toten in den Baumsarg; das (mittelalterliche?) Nußöl soll gegen Brüche und Impotenz sowie beim Seitenstechen helfen; das Haselmiet ist jenes Miet (s. Wacholder), bei welchem sich Haselwurz und andere Kräuter befinden; das Perisperm, das weiche Mark zwischen Nußkern und Nußschale, in Bier genommen, soll für den Weiberfluß helfen; die Haselnußschelfen (Nußhülsenblätter), um St. Johannes gesammelt, sollen wie die abgefallenen Nußblätter fruchtbar machen (300).

Die Haselstaude scheint in der Heidenzeit in Beziehung zu Donar und Wuotan gestanden zu haben. Auf ersteren weist zunächst der Volksglaube hin, daß in sie der Blitz nicht fahren könne, weshalb man in Tirol am Feste Mariä Heimsuchung Haselzweige bricht und als Blitzableiter vor die Fenster stellt. Ferner erinnert an den alten Gewitter- und Feuergott die Sitte, bei einer Feuersbrunst mit einem Haselstock einen Kreis und in denselben 2 Herzen, rings herum aber eine Anzahl Kreuze in den Sand zu malen und in die Herzfiguren A. G. L. A. zu schreiben, was: Attah Gibbor Leolam Adonaj (du bist stark in Ewigkeit, o Herr) bedeuten soll — jüdische Zutat zu germanischer Überlieferung (104).

Nach polnischem Glauben blüht mit dem Zwölfuhrschlag der heiligen Nacht der Haselstrauch und seine Blüte verschwindet wieder augenblicklich. Wenn ein Mädchen diese Blüte erlangen kann, so werden alle Burschen in Liebe zu ihr vergehen und sie wird zum Manne bekommen, wen sie will. Auch ein Bursche kann durch die Haselblüte glücklich werden. In den Quatembernächten der vierzigtägigen Fasten soll es nach dem Glauben der Slowenen (720) über den unterirdischen Schätzen leuchten; wer dieselben bezeichnen will, nahe sich mit einem Paternoster in der Hand und lege eine am letzten Palmsonntag geweihte Haselgerte an die Stelle. Wer in der genannten Quatemberwoche nicht fastet, dem fallen, nach der Meinung der Kärntner und Steirer Slowenen, die Haare selbst im Grabe nicht vom Schädel. Wer aber gar in dieser Zeit zu seinem Dirndl schleicht, dem kann es geschehen, daß er sich durch den Schreck vor allerlei Spukgestalten, die ihm da begegnen, die Epilepsie holt.

Der Haselstaude wird auch in Bosnien (419) schützende Kraft gegen Blitzschlag zugeschrieben. Deshalb flüchtet man bei Gewittern gerne unter Haselstauden, oder man legt Haselzweiglein auf die Mütze, wenn man bei Gewitter im Freien sein muß.

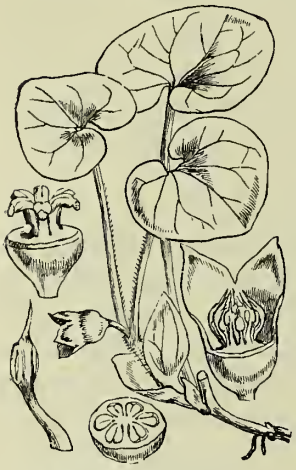


Abb. 98. Haselwurz (Asarum europaeum)

Haselwurz (Asarum europaeum L.), Leberkraut, eine Aristolochiazee. Dioskurides (151 I 9) meldet: Der Wurzel Kraft ist harntreibend, erwärmend und Brechen erregend, ein gutes Mittel für Wassersüchtige und solche, die an chronischem Hüftweh leiden; sie befördert auch die monatliche Reinigung. Mit Honigwasser (Honigmet) in einer Gabe von 6 Drachmen getrunken, führt sie ab, wie weiße Nieswurz. Sie wird auch wohlriechenden Salben zugemischt.

Der Wurzelstock war offizinell; er diente in Pulverform als Niesmittel und war ein Bestandteil des Schneeberger Schnupftabaks. Der Wurzelstock war vor Einführung der Ipekakuanha das gewöhnlichste Brechmittel. Als man noch nach dem äußeren Aussehen der Gewächse ihre Heilkraft bestimmte (Signatur der Pflanzen), hielt man die Haselwurzblätter für heilsam bei Krankheiten der Nieren und der Ohren (372a).

Hauhechel (Ononis spinosa L.), Weiberkrieg, Harnkraut, Ochsenbrech, eine Leguminose, deren Wurzel als blutreinigendes Mittel offizinell war. Dioskurides (151 III 18) spricht von der südlichen Hauhechel (O. antiquorum L.): Die Wurzel ist weiß, erwärmend, verdünnend, ihre Rinde mit Wein getrunken, treibt den Harn, zertrümmert den Stein und reißt Wundschorf ringsum auf. In Essigwasser gekocht, lindert sie als Mundspülwasser Zahnschmerzen. Es wird versichert, daß ihre Abkochung Hämorrhoiden heile.

Amulett, um den Hals zu tragen gegen Hieb und Stich, gegen Räuber und Diebe. Hemmt wegen seiner Dorne die Schnitter bei der Arbeit; daher Symbol der Hindernisse in der Blumensprache. „Hauhechel", erklärt Fuchs, „daß es so tieff einwurtzelt, das mans mit Haven muß ausreutten", also von hauen, während Kniphof (1733) Heuhechel, „weil das hey bleibt daran hangen", für richtig hält. In Niederösterreich auch „Liabe Frauenschucherl" wegen der Form der Blüte, doch dabei mit mythischem Bezuge, wie die volkstümliche Bezeichnung „Unser liab'n Frau Bettstroh" aus Wiener-

Neustadt lehrt. Das spießige Kraut soll die Leiden Mariens symbolisieren (Nieder-, Oberösterreich 388).

Die Wurzeln wurden als Aufguß bei Verstopfung, als urintreibendes Mittel genommen.

Hausmittel. Die Charakterisierung dieser Mittel für Bayern, die wir dem trefflichen Lammert (399) verdanken, gilt in den Hauptzügen für ganz Europa.

Hausmittel werden bei leichterem Unwohlsein gar viele, oft in unzweckmäßiger Weise, gebraucht. Manche sorgsame Hausfrau pflanzt in den Hausgarten für Küche und Krankheit geeignete Gewächse. An vielen Zäunen und Mauern findet sich der Holunderbaum (Sambucus nigra, Holuntar, Grimm D. M. 617), welcher wie der Holder (Flieder), der von ihm den Namen borgte, hin und wieder als Geburtsbaum benützt wird. Die früher an freien Plätzen und in Gartenanlagen prangende Linde (Tilia parvifolia, seltener grandiflora), wegen der Blüte geschätzt, ist durch andere Bäume verdrängt. Feld, Wiesen und Wald finden von kräuterkundigen Weibern fleißigen Zuspruch und werden für Haus oder Apotheke ihrer Heilschätze beraubt. Man bewahrte noch im 18. Jahrhundert in den Apotheken die Fette der verschiedensten Tiere, deren Geiger in seiner „Pharmacopoea universalis“ über 30 aufzählt, verbannte aber diesen der Verderbnis ohnehin leicht unterworfenen unnützen Kram in neuer Zeit aus denselben. Gänsefett, von dem ein alter Mönchsvers sagt: Anseris unguentum valet hoc super omne talentum (ist ein gutes Stück Geldes wert), steht noch in hohem Ansehen. Dachsfett soll Zellgewebsverhärtung verteilen, die Haare grau färben, Hasenfett fremde Körper aus den Wunden ziehen; Hundsfett wird bei Lungensucht genommen; außerdem erhält noch der Bauer Bären-, Enten-, Fisch-, Fischreiher-, Igel-, Wildkatzen-, Menschen- oder Armesünderfett, Mankei- oder Murmeltierfett vom Apotheker aus der Büchse, die mit Schweinefett oder gefärbtem Talg gefüllt ist. Als Salben sind in Gebrauch die Kropfsalbe (Unguent. kalii jodat.), die Kapuziner-, Franzosen-, Merkurial- oder Reutersalbe (Unguent. neapolitan.) gegen Ungeziefer an verschiedenen behaarten Körperstellen; Zinksalbe; die Nerven- oder Mutterstärke, Rosmarinsalbe (Unguent. roris marini); der „alte grüne Napoleon“ (Unguent. populeonis, bestehend aus Oculi populi und Fett, gefärbt mit Curcuma und Indigo); „rote Prinzipitat- oder Augensalbe“ (Unguent. hydrarg. praecip. rubr.), Althäasalbe und Schwefelsalbe. Von den Ölen figuriert das „Skorpionenöl“ (Ol. olivar.), Glieder- oder Kienöl (Ol. terebint.), Bilsenkraut- oder Bilsensamenöl (Ol. hyosciam.), Regenwurmöl (Ol. papav.), Ameisenöl (Spirit. formic.), Spicköl; Lorbeeröl; Hanföl, Lebertran, stinkendes Philosophenöl (Ol. terebint. sulfuratum, dem Rindvieh beim Blutharnen eingeschüttet, auch von Menschen bei Kolik und Magenkrampf genommen, Hof); Durchwachsöl (Ol. olivar.); flüchtig Element, flüchtig Salbe (Linim. volatile). — Von Arzneipflanzen finden Anwendung, von den zusammenziehenden: Eichenrinde, Eicheln und Gallen, Nelkenwurzel, Salbeiblätter, grüne Walnußschalen; von rein bitteren: Bitter- oder Quassiaholz, Enzianwurzel, Bitterklee, Tausendguldenkraut, bittere Kreuzblume; von gewürzhaft-bitteren: Kalmuswurzel, Zitronen- und Pomeranzenschalen, Wermut, Rainfarn, Wurmsamen, Farnkrautwurzel; von auflösend-bitteren: Löwenzahnkraut und -wurzel, Andorn, Erdrauch; von schleimig-bitteren: Isländisches Moos (Lungenmoos), Huflattichblätter; von Würzmitteln: Ingwer, Kardamomen, Zittwerwurzel, Zimtrinde, Gewürznelken, Veilwurzel, Muskatnuß; von ätherisch-öligen Mitteln: Kampfer, Baldrianwurzel, Kamillen, Sternanis, Anisöl, Dillöl, Kümmel, Koriander, Thymian,

Majoran, Pfeffer- und Krauseminze, Melisse, Lavendel, Rosmarin, Raute, Flieder, Schafgarbe, Quendelöl; von geistigen Mitteln: Wein, Weingeist, Branntwein, Salmiakgeist („Flüchtig und geschwind"), Hofmannstropfen, Anhaltwasser (Spiritus anhaltinus), Karmelitengeist, Opodeldok usw.; von narkotischen Mitteln: Stechapfelkraut, Bilsenkraut oder -samen, Safran, Hanf, Pfingstrosenwurzel und -samen, Tabak, Bittersüß, Mutterkorn; von scharfen Stoffen: Wohlverleihblüten, Veilchenwurzel, Stiefmütterchen, Bertramswurzel, Pfeffer, Meerrettich, Senf, Zeitlose, Alantwurzel, Meerzwiebel, schwarze und weiße Nieswurz; von abführend-scharfen: Zaunrübenwurzel, Koloquinthen, Jalappe („Resinajalapp", „Resinagalopp"), Sennesblätter, Rhabarber, Aloë; von Balsamen und Harzen: Teufelsdreck, Myrrhe, Weihrauch, Wacholderbeeren, Sadebaumspitzen und -öl, Bernstein, gem. Terpentin, Perubalsam („Wunderbalsam"), Storax, Bärlappsamen („Schlangenpulver, Streumehl"); von schleimigen Mitteln: Eibischwurzel, Malven, Kletten- und Queckenwurzel, Königskerzen, Salep, Quittenschleim, arabischer Gummi; von Zuckermitteln: Rohrzucker, Manna, Lakrizen, Möhrensaft, Rosinen, Feigen, Honig.

Von zusammengesetzten Mitteln finden Anwendung: rotes Markgrafenpulver (Pulv. temperans ruber Stahlii, bei Krämpfen), Hufelands Kinderpulver, Temperierpulver (Pulv. temperans), Kapuzinerpulver (Pulv. pediculorum).

Von chemischen Präparaten: Blauer Galizenstein (Cuprum sulf., bei Wunden des Schafes), Augennix, weißer Galizenstein (Nihilum album, Zincum sulfur., bei Augenentzündung, „Nixwasser" in Wien); Stahltropfen (Tinctur. ferri pom.), Borax, Bitter- und Glaubersalz.

Von Pflastern werden hoch geachtet das sog. Oxikruzi-, Dürrband-, Trennpflaster-, auch Durchwachssalbe, Unbekannt (Emplastrum oxycroceum) bei „Angewachsensein" der Kinder, Hernien, Verrenkungen oder „um Unrat herauszuziehen"; ferner das Emplastrum Diachylon, genannt Triachel-, Triangala- oder Stengelpflaster; das Emplastrum matris als Schwarztäfel- oder Mutterpflaster usw.

Manche in der populären Materia medica früher angeführten Insekten, z. B. Hirschkäfer, Maiwurm, Spinnen, zahnschmerzstillende Käfer u. a., sind ganz in Vergessenheit gekommen, nicht minder die auf Baumstämmen wachsenden Schwammarten (Boletus salicis, fagi, nucis usw.), deren jeder besondere Heilkräfte inwohnen sollen.

Holuby (309) berichtet über die Volksmittel der Slowaken: Als Überbleibsel uralter Volksheilkünstler hat man wohl in jedem Dorf einzelne Personen, die mit verschiedenen Heilmitteln, meist aus dem Pflanzen-, weniger aus dem Tierreiche versehen sind, um mit ihnen gegen die Krankheiten anzukämpfen. Bienen- und Hummelhonig, Marder-, Hühner- und Truthühnerfett, Schweinegalle mit Gallensack, Schlangenfette und „Schlangenschmer", weiße, vor Georgi (24. April) gesammelte Hundeexkremente, diverse Kräuter und Samen kann man in diesen Hausapotheken oft antreffen. Bei Erkrankungen greift man häufig zu magischen Mitteln und Manipulationen, zu Besprechungen, Räucherungen, Besprengungen und Waschungen mit inkantierten Wässern, zu Amuletten und anderen Dingen. Diesem Aberglauben leisteten aber auch die quästierenden Mönche Vorschub, die bei ihren Sammlungen von Lämmern, Eiern, dürrem Obst oder sonstigen Viktualien nicht nur die Dörfer begingen, sondern auch die im Gebirge zerstreuten einzelnen Bauernhütten besuchten und sich dem freigebigen Volke durch so manchen Rat in Menschen- und Tierkrankheiten dankbar erwiesen. Es ist bekannt, daß ein Pfarrer das Wechselfieber durch Umhängen eines beschriebenen Zettels an einem Faden vertrieb und daß sich diese Heilmethode eines guten Rufes erfreute. Es gab adelige Frauen, die aus alten Kräuter-

büchern ihre medizinischen Kenntnisse holten und mit ihnen den erkrankten Untertanen und anderen zu Hilfe kamen. Auch aus den Klöstern verbreitete sich die Kenntnis der meisten wirksamen oder unwirksamen Arzneimittel. Holuby meint, daß man nicht alle beim slowakischen Volke gangbaren Heilmittel und Heilmethoden so betrachten kann, als seien sie ursprünglich aus unserem slowakischen Volk entsprungen. Vieles, wahrscheinlich das meiste wurzelt in literarischen Erzeugnissen und Klöstern vorreformatorischer Zeiten.

Heidekraut (Erica, Calluna vulgaris L.), Heide, eine Erikazee. Das von Droste-Hülshoff und Theodor Storm so stimmungsvoll besungene Heidekraut wird in Eberhardt Gockels „Traktat von Beschwörungen und Bezauberungen" als vortreffliches Mittel gegen das Berufen gerühmt. Es soll aus dem Blut erschlagener Helden stammen, die in den Hünengräbern liegen. Daher die rote Blumenfarbe, daher ist es auch „Schlangen und Wölfen zuwider". Wo Wölfe hausten, band man ein Büschel Heidekraut, der Elster zu Ehren, auf einen hohen Baum, damit sie durch ihr Geschrei das Nahen des Wolfes verkünde. Auch soll das Heidekraut — das in Niederösterreich „Heiderich", gleichsam Herr der Heide heißt — Eisen aus der Erde anziehen. Hierzu hat das Vorkommen von Raseneisenstein wohl Anlaß gegeben. — In der alten Medizin hielt man von Erika viel. „Wie dieses Kraut den Stein zermalme, erzehlet Matthiolus. Es digeriret, dient wider die Lähmung, Schmerzen und Reißen der Glieder, die Stein, Milz-, Magen- und Rückenbeschwerungen, und vermehrt die Milch. Das hieraus verfertigte Öl curirt die alten um sich fressenden Geschwüre, das Wasser und die Schmerzen im Leibe, auch Schmerzen und Röthe der Augen" (388).

Abb. 99. Heidelbeere (Vaccinium myrtillus)

Heidelbeere (Vaccinium myrtillus L.), die Preißelbeere (V. vitis idaea L.), die Moosbeere (V. oxycoccus L.), die Rauschbeere (V. uliginosum L.), Vacciniazeen. Die Heidelbeere, Schwarzbeere, Blaubeere, Bickbeere, Beesinge war offizinell und ist ein ausgezeichnetes Mittel der Volks- und wissenschaftlichen Medizin, in welche sie Winternitz (764a) vor kurzem wieder eingeführt hat. Heidelbeeren sind ein gutes Mittel gegen Durchfälle und Ruhr.

Die Heidelbeere, früher auch Miesich- (= krank) Beere und Jakobsbeere genannt, wird als Abkochung bei chronischen Diarrhöen (Flüssen) in Bayern verwendet (300). Sie wird aber auch bereits wissenschaftlich anerkannt. Winternitz (s. oben) empfiehlt eine Abkochung der Beeren gegen Ruhr und Diarrhöe, ferner einen Heidelbeerabsud zum Mundausspülen bei gewissen Krankheiten und außerdem einen kaltbereiteten Aufguß als Gurgelwasser bei Halsentzündungen. Auch bei Flechten hat sich ein dick eingekochter Saft als Heilmittel in vielen Fällen bestens bewährt. Die mit Wasser vorher gereinigten, an Flechten kranken Stellen werden mit dem Safte bestrichen und, nachdem er eingetrocknet, mit Leinwand überlegt. Nach ausdauerndem Gebrauche sollen die Flechten verschwinden. Heidelbeersaft läßt sich auch zu Wein vergären. Man verstieg sich sogar schon zu Heidelbeerchampagner. In der Literatur fehlt es nicht an Belegen dafür, daß die Heidelbeere seit jeher beliebt war. Unter anderen spricht schon Virgil

vom Pflücken schwarzer Beeren im Walde. Auch Wilhelm Busch läßt sie zu Ehren kommen. Denn in „Hans Huckebein" heißt es:

Nichts Schöneres gab's für Tante Lotte
Als schwarzes Heidelbeerkompotte!

Von der Preißelbeere, Stein- oder Kronsbeere wird eine Abkochung der Blätter bei Blasenleiden verwendet. Büchner (97c) schreibt: In manchen Gegenden des Fichtelgebirges, insbesondere bei Weißenstadt und Bischoffsgrün, erreichen die Beeren die Größe kleiner Vogelkirschen. Die Blätter, die mit denen der Bärentraube (Arbutus uvae ursi) häufig verwechselt werden, von welchen sie sich jedoch durch die bräunlichen Punkte unterscheiden, haben eine ähnliche zusammenziehende Wirkung wie jene. Sie werden mit Nutzen gegen Harnkrankheiten gebraucht. Beide differieren bloß durch ihren quantitativen Anteil an Gerbstoff und kommen in ihren medizinischen Eigenschaften so ziemlich überein, insofern sie als ein salzig-extraktivstoffiges Mittel die ausscheidende Tätigkeit des Harnsystems befördern und die Reizbarkeit desselben erhöhen. Sie finden daher ihre Anwendung bei Harnbeschwerden, Blasenkatarrh usw., erleichtern nicht nur die Ausleerungen von Schleim und Gries, sondern befördern auch die Harnabsonderung bei Wassersucht infolge unterdrückter Hauttätigkeit. Besonders zur Zeit des Tabernaemontanus wurden die Blätter als Tee gegen die genannten Zustände benützt. Über die Wirkung der roten Beeren spricht sich Tabernaemontanus in seinem Kräuterbuche (Basel 1687) also aus: „Man braucht sie wider die große Hitze des Magens und der Fieber, denn sie kühlen und löschen den Durst und dieweil sie zusammenziehen, kann man sie gebrauchen wider das Würgen und Brechen des Magens und wider die Bauchflüsse." Über Preißelbeeren als Fiebertrank schreibt ein Arzt im Jahre 1837 (Beiträge zur praktischen Heilkunde von Clarus und Radius, Leipzig 1837 [4. Band 1. Heft S. 40—52]): „Unter allen Fiebertränken hat sich mir keiner besser bewährt als der aus Preißelbeeren bereitete. Auf diesen Trank wurde ich erst beim Antritte meiner Praxis in der hiesigen Gegend (Kirchenlamitz 1831) aufmerksam gemacht. Ich fand nämlich, daß sich fast alle Kranken, die an einem Fieber litten, gleichsam einem gewissen Instinkte zufolge dieses Getränkes bedienten. Wo ich hinkam, besonders auf dem Land und in ärmlichen Häusern, stand vor dem Bett ein Gefäß, worin sich Preißelbeeren befanden ... Es wäre zu wünschen, daß die Früchte von Vacc. vit. Idae nicht nur als vorbeugende Diät gegen Fieber, sondern auch zum Trank in Fiebern allgemeinere Verbreitung fänden, wozu sie sich wegen ihrer Wohlfeilheit vor anderen vegetabilischen und mineralischen Säuren vorzugsweise eignen."

Abb. 100. Preißelbeere (Vaccinium vitis Idaea)

Die Rauschbeere wirkt nach dem Volksglauben berauschend; sie erzeugt tatsächlich, in größerer Menge genossen, Kopfschmerzen.

Heilbrote. Höfler (300) schreibt: Eines der primitivsten Mittel, man möchte fast sagen der Urmedizin, ist die Beschwichtigung und Versöhnung der den Überlebenden unhold gesinnten Geister der Verstorbenen, der Krankheitsdämonen, durch Speisen zu gewissen, durch den Kult vorgeschriebenen Zeiten (Totenfesten, namentlich beim Beginn eines neuen Jahres). Die Kultgebäcke, die zu diesen Speiseopfern gehören, waren die

Vorläufer vieler volksmedizinischer Mittel, die gar bald das Kultbrot zum Vehikel sich wählten. Der alles versuchende, nach Hilfe verlangende und forschende Mensch schuf so die mit dem Kulte zusammenhängenden Heilbrote. Höfler bespricht das Hubertus-, St.-Erhards-, St.-Antonius-, St.-Hilarius-, St.-Sebastians- und St.-Agatha-Brot.

Heilige. Die Heiligen spielen als Heilende eine große Rolle. Bei der Auswahl seiner Krankheitsbeschützer — schreibt Höfler (300) — war es dem Volk oft weniger um den christlichen Kern, die Anrufung um Fürbitte, zu tun, als vielmehr recht naiv um den Namen oder um die symbolischen Beigaben, welche den betreffenden Heiligen als besonders empfehlenswerte Vorteile zur Seite standen oder eigen waren. Die Namensähnlichkeit und der homöopathische Grundsatz: Similia similibus (Gleiches mit Gleichem) galten bei der Auswahl der Hilfevermittler schon im vorhinein; so wird in Hechenberg bei Tölz „St. Valentin" sehr verehrt von den „fallenden" Leuten (Epilepsie, Hysterie, Chorea); St. Valentin wird ja schon in einem alten Kräuterbuch als Ordinarius in epilepsia, d. h. Spezialist für Epilepsie, bezeichnet; der hl. Augustin wird von den Augenkranken angerufen; der hl. Blasius von den Halskranken; vor zwei kreuzweise gehaltenen Kerzen wird die vor Halskrankheiten zu schützende Person von dem Priester angeblasen; die Zeremonie des „Anblasens" wird am 3. Februar in Bayern (und in Neapel) geübt. Die hl. Apollonia, welche eine Zange trägt, wird von den Zahnleidenden angerufen, die hl. Ottilie von Augenkranken, weil sie auf dem Buche die zwei Augen liegen hat, welche sie um ihren Vater sich ausgeweint hat. In allen diesen und in ähnlichen Fällen handelt es sich um mißverständliche Auslegungen von Namen und Attributen für Heilzwecke.

Die Gebräuche in den Wallfahrtsorten sind so mannigfaltig, daß sie in einer zusammenfassenden Darstellung nicht gewürdigt und erklärt werden können. Allgemein üblich ist die Darbringung eines Opfers, um Heilung des eigenen Leibes oder eines Mitgliedes der Familie zu erzielen. Die Opfer sind geistige (Gelübde) oder reelle, Opferspenden, Darbringung von Schmuck und Kostbarkeiten, von Darstellungen der gelähmten Körperteile in edlen Metallen oder in Wachs.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging mancher auf Krücken,
Der jetzo tanzt auf dem Seil;
Gar mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht
Und bildete draus ein Herz.
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz." —
(Heine, Die Wallfahrt nach Kevlaar.)

Heiligenbilder werden am Kettchen um den Hals getragen, auch verspeist, wie in Mariazell (Steiermark).

Man ersteht beim ersten Ankauf gleich eine Menge solcher kleiner Bildchen, welche mit Briefmarken Ähnlichkeit haben. Bei Bedarf reißt man dann von dem erhandelten Vorrat 1, 2, 3 oder mehr ab, je nach der Schwere des Falles, und verschluckt dieselben.

Das Heiligenbild wird zur schützenden Persönlichkeit, zum Heiligtum. Fällt in einem Hause zufällig ein Heiligenbild von der Wand, so zeigt dies an, daß jemand aus jenem Hause sterben werde (Bukowina 140).

Heilkräuter der alten Germanen hat Höfler in Puschmanns „Handbuch" (564) zusammengestellt.

A. Schlafmachende Mittel, Räucherungen: Bilsenkraut oder Schlafkraut, Hanf (Mettrank), Schlafwurz als Wurztrank, Mohn oder Magschaden, Alpranke, Mandragora, Schierling, Alpkräuter, Giftkräuter, Unholdenkräuter.

B. Gegen Hautkrankheiten: Zitterachkräuter, Sprüngkräuter, Schmerkräuter, Harze (Scammonium), (Butter).

C. Für Ruhrkranke: Blutsuchtkräuter, Ruhrkräuter, z. B. Alantwurz.

D. Speitränke: Brechwurz (Asarum?), Aschenlaugenwasser?

E. Gegen Alpstich (Lungenentzündung): Stichwurzen, Sperrwurzen, Wielandswurzen, z. B. Baldrian.

F. Gegen Schmerzen: Qualmkräuter, Rauchäpfel (Strammonium), Hanf, Bilsenkraut, Taumelkerbel, Tollkirsche, Nachtschatten.

G. Erweckungsmittel: Nieswurz, Speitränke.

H. Wut- oder Tollkräuter: Schierling, Tollkirsche, Nachtschatten, Bittersüß.

Abb. 101. Mariazeller Madonnazettel

Pflanzenanhängsel wurden als Schutzmittel am Fuß (Beifuß), am linken Bein, am Goller (Gollerraute), um die Lende (Lendenwurz, Gürtler), am Schoß (Schoßmalte) getragen.

Die Nomenklatur der Alpenpflanzen weist Heilkräuter auf, die jetzt nicht mehr gebräuchlich sind; es ist aber wohl am Platze, solche in Erinnerung zu bringen. Ruhrkraut, Ruhrwurz, Schwundkraut, Bruchkraut, Schmer-(Schmier-)Kraut, Fallkraut, Beschreikraut, Trattelblüml, Schwindelbeer, Schwindelkraut, Schwindelwurz, Warzenkraut, Kraftwurz, Kraftrosen, Krätzenstauden, Krätzenkraut, Siegwurz (Siech?), Miesichbeere, Giftwurz, Pestwurz, Schinderblüh, Schinderrosen, Meisterwurz, Totenbeere, Totennessel, Wurmkraut, Lauswurz, Lauskraut, Labkraut, Hornkraut, Lungenkraut, Leberbalsam, Maulkraut, Blutwurz, Zahnwurz, Augentrost, B'seichkraut, Zigeunerkraut, Jägerkraut, Schwurkraut, Liebstöckl, golden' Verschreikraut, Vermeintkraut, Wehedistel, Wildmutterkraut. Sollen alle diese früheren Heilkräuter gänzlich wirkungslos gewesen sein? Das Andenken an Hexen- und Teufelsglauben bewahren: Teufelsabbiß, Teufelsbart, Teufelswurz, das Teufele, die Teufelpeitsche, die Teufelskrallen, das Teufelsauge, des Teufels Hosenband; der Hexenklee, das Hexenohr, der Hexenlauch, der Hexenkohl, das Hexenkraut, das Hexenmehl, die Schlernhex und die Wetterhex (300).

Kosteletzky (372a) nennt als deutsche Pflanzennamen: Heildistel, Heilgras, Heilkraut und Heilstrauch.

Herbstzeitlose (Colchicum autumnale L.), die Zeitlose, eine Liliazee. Zeitlosentinktur und Zeitlosenwein werden bei Asthma, Gicht, Rheumatismus, Wassersucht verwendet. Milchende Kühe, welche die giftige Pflanze fressen, geben eine blutige Milch. Dioskurides (151 IV 84) berichtet: Genossen, tötet sie durch Erstickung, ähnlich wie die Pilze. Wir haben dieselbe aber beschrieben, damit sie nicht unversehens statt der Küchenzwiebel gegessen werde, denn wunderbar lockt sie die Unerfahrenen durch ihre Süße

Frans Francken (1581—1642): Hexenversammlung
(Kunsthistorisches Museum in Wien)

an. Gegen den Genuß helfen dieselben Mittel wie gegen den Genuß von Pilzen, ferner das Trinken von Kuhmilch, so daß, wenn diese bei der Hand ist, es keines anderen Mittels bedarf (diese Behandlung der nicht seltenen Kolchikumvergiftungen ist wertlos!). Man nannte die Pflanze: filius ante patrem (der Sohn vor dem Vater), weil man irrtümlicherweise annahm, die Pflanze entwickle die Früchte vor der Blüte.

Die Slowaken (309) glauben: Die Zwiebel, zerquetscht und auf Schweinefett geschmort, tötet alle Tiere, die blind geboren werden.

Heublumen werden in der Volksmedizin sehr geschätzt. Das Wirksame dieses Gemisches von Blüten und Samen von Labiaten, Synanthereen usw. sind die verschiedenen ätherischen Öle, die eine leicht betäubende Wirkung haben. Man gebraucht Heublumenbäder bei Krampfadern, Geschwüren, Quetschungen, Wunden, Schweißfuß, Rheumatismus, Gicht, Zahnweh, geschwollenen Gliedern, Halsweh usw. Auch zu Umschlägen werden Heublumen (eine Handvoll auf 1 Liter kochenden Wassers) verwendet.

Abb. 102. Herbstzeitlose (Colchicum autumnale)

Hexen beherrschen noch heute die Völker und spielen eine Hauptrolle in der Volksmedizin, da unzählige Mittel und Prozeduren erdacht werden, um sich dieser Krankheit und Unsegen bringenden Unholdinnen zu erwehren. Wir können hier nur eine Blütenlese des Hexenglaubens bieten.

Von zahlreichen Hexendarstellungen verdienen zwei Bilder des nicht gerade sehr bedeutenden Frans Francken (geb. 1581 in Antwerpen, gest. 1642 daselbst) im Kunsthistorischen Museum in Wien besonderes Interesse, da sie zeigen, wie die Hexen im Volksglauben leben und leiben — wohl bis auf den heutigen Tag. Ein „Hexensabbat" kann geradezu als Studienobjekt gelten.

Die „Hexenversammlung" von Frans Francken ist nicht bloß ein drastisches Bild des alten Hexenglaubens, sondern auch ein Zeitbild in dem Sinn, als es darstellt, wie sich das Volk noch heute die Hexenversammlungen und -ausflüge vorstellt. (Siehe Tafel.) In einem Gemache befinden sich mehrere Hexen, die unter allerhand Beschwörungen damit beschäftigt sind, Ungetüme aus einem links über dem Feuer stehenden Kessel hervorzurufen, in welchem eine Alte mit dem Besen rührt. Neben dem Kessel steht ein grün überdeckter Tisch, darauf zwei gekreuzte Schwerter und ein Totenschädel, dem ein Messer in die Stirne geschlagen ist; ein Herz, gekreuzte Menschenknochen und andere Gegenstände sind dazu gelegt, und eine neben dem Tische stehende Alte liest die Formel aus einem Buche mit magischen Zeichen. Ein paar hübsche junge Frauenzimmer werden in die Hexenversammlung aufgenommen; sie entkleiden sich, werden gesalbt und für den Flug durch den Rauchfang vorbereitet. Vor einer häßlichen, nackten Alten sitzt eine der Novizen mit rötlichblondem Haare, weißer Spitzenkrause und einem grünen Kleide, das bereits vorne geöffnet ist. Sie ist im Begriffe, sich den gelben Strumpf vom rechten Fuße zu ziehen, den sie über das halbentblößte linke Bein gelegt hat. Neben ihr rechts steht eine andere Person im roten Gewande, die sich vorne das Kleid öffnet, und neben dieser eine dritte, vom Rücken gesehen, ein blondes, schon völlig entkleidetes junges Weib,

das von einer Alten gesalbt wird. Auf einem Sims über ihnen ein Buch, ein Licht und neben anderen Dingen eine Totenhand mit fünf aufgesteckten brennenden Kerzen. Auf dem Boden des Zimmers ist der Zauberkreis gezogen und liegen in dichter Menge Tierschädel, Schlangen, Beine und Mißgestalten aller Art. Ein derartiges kleines Ungetüm steht links mit erhobenen ausgebreiteten Armen zwischen 2 Lichtern und wird von den knieenden Weibern angebetet. Im Hintergrunde sieht man eine Frau durch den Schornstein fahren, daneben zeigt sich durch eine Öffnung des Gemaches in der Ferne eine brennende Kirche. Allerhand Zaubersprüche kommen auf dem Bilde vor, als: een claverblat von vieren Sal XXXXVIII pont verheffen sonder moet. — Ergo tergo belo Dattail . . . no valo . . . Vet van mensrn vet Is goes voor het vligen . . . TOVERYE — usw. (Engerth, Beschreibendes Verzeichnis II).

Abb. 103. Hans Baldung, gen. Grün (1475—1545): Die Hexen

Eine ähnliche, nicht so reiche Darstellung besitzen wir von Pieter Brueghel dem Jüngeren (1564—1637); eine sehr charakteristische, durchaus volkstümliche Hexenszene von Hans Baldung, genannt Grün (1475—1545); eine umfangreiche, in den Details sehr originelle „Hexenküche" von Jakob de Gheyn (1565—1616). — Goethe hat die Hexen nach Shakespeare in die deutsche klassische Literatur eingeführt, Mereschkowski im „Leonardo da Vinci" (Leipzig 1903) das farbigste, lebendigste Bild des „Hexenrittes" geliefert.

Hexenmilch ist durch Verzauberung blau oder rot gewordene Kuhmilch, ferner das Produkt der krankhaften Anschwellung der Brustdrüsen Neugeborener und von Männern. Der Alp, Trud oder das Schrättlein sollen an den unentwickelten Milchdrüsen saugen; auch Hexen zaubern den Kindern durch ihren bösen Blick Milch an (300).

Einen Fall von Körperverletzung infolge des Hexenglaubens aus den letzten Jahren teilt Dr. jur. Hellwig (277a) mit: Die Sache spielt vor dem Thorner Landgericht. Der Sohn einer Briefträgersfrau geleitete einen unter Krämpfen verstorbenen anderen Knaben zu Grabe, wurde nach Ortsgebrauch von der leidtragenden Mutter mit Bier und einer Wurststulle bewirtet und erkrankte bald danach selbst an Epilepsie. Mithin

Abb. 104. Pieter Brueghel d. J. (1564—1637): Hexenversammlung

war der Knabe behext und konnte nur so geheilt werden, daß man die Hexe blutig prügelte und mit dem Blute den armen Behexten bestrich. So geschah es denn auch: Die Mutter des Epileptikers lockte die „Hexe" in ihre Wohnung und versuchte erst diese zu bewegen, die Krämpfe dem Kranken in Güte abzunehmen. Die Hexe schwor, sie wisse von nichts. Also wurde ihr der Mund aufgerissen und sie ins Gesicht gehauen, daß sie aus Mund und Nase blutete, und mit dem Blute schnell das Gesicht des Sohnes bestrichen. Als die Geschlagene sich aus der Ohnmacht erholt hatte, wurde sie von der Briefträgersfrau ganz nett behandelt; sie mußte aber an das Bett des Kranken treten und die gewichtigen Worte sprechen: „Söhnchen, du wirst wieder gesund, ich habe es dir abgenommen." Das Söhnchen kriegte auch wirklich von Stunde an weniger Krämpfe, seine Mama aber 30 Mark Geldstrafe, vielmehr 3 Tage Gefängnis. Trotz der ziemlich schweren Mißhandlung hielt der Gerichtshof der Delinquentin die Volkssitte und

den Glauben, nur ein Jus divinum (göttliches Recht, Notwehr) ausgeübt zu haben, zugute.

Himbeere (Rubus Idaeus L.), Mollbeere, Hintbeere (Beere der Hirschhindin?). Dioskurides (151 IV 38) meint: Außergewöhnlich aber hilft die mit Honig zerriebene Blüte als Salbe bei Augenentzündungen und lindert rotlaufartige Entzündungen. Magenleidenden wird sie mit Wasser als Trank gegeben. — Der aus den Beeren bereitete Sirup ist offizinell; durch Destillation wird auch ein aromatisches Wasser, Aqua Rub. Id., daraus gewonnen. Sehr beliebt sind der Himbeeressig (1 Teil Himbeersaft, 2 Teile Essig) und der Himbeerwein. — Höfler (300) teilt mit, daß der eingedickte Saft zur Geschmackverbesserung dem Trinkwasser der Kranken zugesetzt wird (wie überall, wo Himbeeren vorkommen). Es ist den Slowaken (309) bekannt, daß sich die Schößlingspitzen der meisten Arten im Herbst einwurzeln, da man auch ein Sprichwort hat, daß ein alter Mensch dem Brombeerschößling gleiche und mit beiden Enden in der Erde stecke. Die Blätter werden mit der Oberfläche auf offene Wunden gelegt. Die Blätter waren auch gegen Diarrhöen, Blutungen, zu Gurgelwasser im Gebrauche (372a). Sonst werden die Schößlinge in der Zaubermedizin gebraucht.

Himmelsschlüssel (Primula officinalis L.), die gebräuchliche Primel, Apothekerprimel, eine Primulazee. Sie galt als wunderkräftig, wurde zum Heben verborgener Schätze verwendet. Die Blüten waren früher offizinell, jetzt werden sie zu Kräutertees verwendet. Wurzel, Blätter und Blüten wurden gegen Schwäche, Zittern, Lähmungen, Schwindel gegeben; die Blüten sind auch als schweißtreibender Tee geschätzt (372a).

Hirsch (Cervus Elaphus). Edel-Rothirsch. Brehm (90) schreibt: In früheren Zeiten beschäftigte sich der Aberglaube lebhafter mit allen Teilen des Hirsches; heutzutage scheinen bloß die Chinesen, welche die noch weichen Hirschgeweihe als Arzneimittel verwenden und mit außerordentlich hohen Preisen bezahlen, an ähnlichen Anschauungen festzuhalten. Bei uns zulande wurden vormals die sog. Haarbeine, die Tränendrüsen, die Eingeweide, das Blut, die Geschlechtsteile, die im Magen nicht selten vorkommenden Bezoare, ja selbst die Losung als vielversprechende Heilmittel in hohen Ehren gehalten. Aus Hirschklauen verfertigte man Ringe als Schutzmittel gegen den Krampf; Hirschzähne wurden in Gold und Silber gefaßt und von den Jägern als Amulette getragen.

Dioskurides (151 II 63) lobt das Hirschhorn: Das gebrannte und gewaschene Hirschhorn, in der Gabe von 2 Löffeln genommen, hilft mit Traganth bei Blutauswurf, Ruhr, Magenschmerzen, Blasenleiden, bei flußleidenden Frauen mit einer dem leidenden Zustand angemessenen Flüssigkeit. Es wird aber auch gestoßen und in einen rohen Topf, welcher mit Lehm rund herum verschmiert ist, gegeben und im Ofen gebrannt, bis es weiß ist. Gewaschen wird es wie Galmei. Ein solches ist ein gutes Mittel bei Wunden in den Augen und bei Flüssen. Fein gerieben macht es die Zähne glatt. Roh als Räucherung angebrannt, verscheucht es die Schmerzen. Mit Essig gekocht, lindert es als Mundwasser die Schmerzen beim Hervorbrechen der Backenzähne. Das Hirschhorn ist heute noch ein Mittel der Volksmedizin; früher war es als Cornu cervi raspatum, ustum offizinell, ferner wurde es zur Darstellung des Hirschhornöles, des Hirschhorngeistes und des Hirschhornsalzes verwendet. Plinius erzählt vom Hirschhorn (543 VIII 50): Das rechte Geweih, welches eine Heilkraft besitzt, soll man niemals auffinden können; man glaubt daher, die Hirsche verscharren es. Der von einem

angezündeten Geweih aufsteigende Dampf vertreibt die Schlangen und heilt die Epilepsie. Auch im Kap. 42 wird Hirschhorn als Mittel zum Schlangenvertreiben genannt. Die hl. Hildegard (289) schreibt: Der Hirsch hat eine plötzliche Wärme und ist friedlich. Sein Fleisch ist Gesunden und Kranken bekömmlich. Wenn er merkt, daß die Gabeln seines Geweihes nicht wachsen wollen, so weiß er, daß er in sich trocken und stumpf zu werden beginnt; er geht dann in einen gewissen Fluß und atmet den von ihm aufsteigenden „damph" ein, frißt dann einige ihm gut bekommende Kräuter am Ufer und sucht einen Ort auf, wo eine Kröte ist. Diese macht ihn sehr matt, weil sie ihren giftigen Hauch gegen ihn ausstößt. Der Hirsch aber erhebt mehr und mehr sein Geschrei und sperrt das Maul auf, bis endlich die Kröte in dasselbe hineinspringt und in seinen Bauch dringt. Dann läuft der Hirsch zum Springbrunnen, „queckbronnen", von dem er weiß, daß er allen Schmutz und alles Gift hinwegnimmt, und säuft Wasser über alles Maß, so daß die Kröte darin umkommt, „erdrinket". Dann frißt er abführende Kräuter, so daß die Kröte mit dem Wasser abgeht. Er beginnt dann kräftiger zu werden, sucht sich gute Talweide und pflegt einen Monat der Ruhe. Geweih und Hörner fallen ab und er wird besser. Öfters sucht er dann noch den Springbrunnen und die wohltätigen Kräuter auf, er wird ganz gesund, das Geweih und die Haare wachsen wieder, dann ist auch sein Fleisch gesunder wie zuvor. Das Hirschhorn, geschabt und mit Weihrauch auf Kohlen angezündet, verscheucht die bösen Geister und allen Zauber. Die Leber reinigt den Magen und bekämpft die Gicht.

Das Hirschunschlitt wird zum Heilen von Hautabschürfungen, offenen Füßen, Frattsein, wunden Brustwarzen gebraucht und von den Jägern teuer verkauft. 1589 wird das Hirschunschlitt an die herzogliche Hofküche nach München geliefert, welche es aussieden und an den „hof-appodeckher" abgeben mußte (300).

Versteinerte Hirschtränen waren ebenso wie die Bezoarsteine ein sehr geschätztes Heilmittel (703).

Ein wirksames Mittel der Koreaner ist das Geweih eines jungen Hirsches, welches die Kräfte des Menschen auf längere Zeit wiederherstellt. Zugleich behaupten die Koreaner, daß die Heilkraft des Geweihes nicht überall dieselbe, sondern von dem Ort abhängig ist, woher der Hirsch stammt. Endlich muß der Hirsch unbedingt getötet werden, noch ehe das Geweih sich endgültig erhärtet, weil es sonst seine Heilkraft verliert. Wenn der Hirsch erschlagen ist, wird ihm sofort der Kopf abgehauen, welchen man dann umkehrt und in solcher Lage etwa 12 Stunden stehen läßt, damit alles Blut ins Geweih übergeht. Hierauf wird das Geweih mit allen möglichen Vorsichtsmaßregeln langsam auf einem kleinen Feuer getrocknet. Um nun aus ihm eine Arznei zu bereiten, schabt man ein wenig von ihm ab und vermischt das auf diese Weise erhaltene Pulver mit dem Safte verschiedener Pflanzen. Dieses Heilmittel wird den Kranken in nur sehr geringen Dosen verabfolgt, die jedoch eine wunderbare Heilkraft besitzen sollen (664).

Hirschkäfer (Lucanus cervus L.), Feuerschröter, Baumschröter, Schröter, Füerböter (= Feueranzünder, niedersächsisch), Donnerpuppe (Süddeutschland), Walischratt, Feuerkäfer, Schmiedkäfer, Donnergnge (Bayern).

Plinius (543) teilt bereits mit, daß man den Kindern Hirschkäfer als Heilmittel um den Hals hängt. — Der Hirschkäfer wurde mit dem Gotte der Eiche, mit Donar, in Verbindung gebracht; er soll glühende Kohlen auf die Dächer tragen, den Blitz auf das Haus herablocken, wenn man ihn fängt. — „Da die harten Flügeldecken

viel flüchtiges Öl und Laugensalz enthalten, so hat man sie gegen Wassersucht, Rheumatismen usw. empfohlen. Auch soll Schröter- und Skorpionöl den Zuckungen und der fallenden Sucht der Kinder abhelfen" (762a).

Hirschzunge (Asplenium Scolopendrium L.), eine Polypodiazee. Dioskurides (151 III 3) schreibt: Ihre Blätter, mit Wein getrunken, sind von guter Wirkung gegen Schlangenbisse. Bei den Vierfüßlern helfen sie, indem sie ins Maul eingegossen werden. Sie werden auch gegen Ruhr und Durchfall genommen. — Die Wedel der Hirschzunge werden gegen Brustleiden verwendet; bei Milzkrankheiten und als Wundheilmittel wird sie ebenfalls geschätzt.

Hirse (Panicum miliaceum L.) und ihre Verwandten, Femich usw. Die Verwendung der Hirse in medizinischer Hinsicht erstreckt sich auf den Gebrauch der Suppe oder des Schleimes als Auswurf beförderndes Mittel, leichtes Nahrungsmittel und Linderungsmittel bei Darmgeschwüren, wie z. B. bei der Ruhr, und der gekochten Hirse als Breiumschlag, — Celsus (121) stellt Hirse hinsichtlich des Nährwertes zwischen Weizen und Gerste, und zwar soll sie nahrhafter sein als Gerste, was richtig ist. Wurde volksmedizinisch innerlich gegen Diarrhöe, äußerlich zu Umschlägen verwendet (372a).

Abb. 105. Hirschzunge (Scolopendrium vulgare)

Hirtentäschchen (Capsella bursa pastoris L.), das Täschelkraut, eine Kruzifere, war früher offizinell. Im Altertum wurde es vielfach verwendet, so zum Abführen der Galle und Abführen des Blutes, als Klistier bei Hüftweh. Heute benützt es das Volk bei Blutflüssen, Malaria usw. — Celsus (121) erwähnt es als Bestandteil des mithridatischen Gegengiftes. Es enthält nach neueren Untersuchungen eine Blutung stillende Substanz. Auch harntreibende Wirkung wurde der Pflanze zugeschrieben.

Hoden (Testis). An die moderne Organotheraphie und an einen ihrer Begründer, an Brown-Séquard, werden wir gemahnt, wenn wir Tafel XC des Papyrus Ebers betrachten. Um eine Krankheit sogleich verschwinden zu lassen, werden die Hoden eines Esels in ein Getränk getan und vom Patienten getrunken (162).

Stocker (666) zitiert aus dem im Jahre 1613 erschienenen Buche „Magia naturalis": „Dieses will ich alten Kämpfern so in bellis nocturnis (nächtlichen Kämpfen) nicht wol fortkommen können, zu gefallen anhero setzen: Das weiße von Eyern die wol gebraten seynd, frische Butter, Stierhoden oder dürre Bibergeyl, Galgent, Satyrion, Ingber, Cardamomum, Valeriana, Marubi, Taubenhirn, Spatzenhirn, die einwenig in Schaf- oder Gaißmilch gekocht seyn, je 3 Unzen, Boracis 1 Drachme, nucis muscati, piperis longi, anisi, Hirschbrunst 2 Drachmen. Diese in aqua oder branntwein impastiret, daraus Pillen gemacht und deren eines 1 gran schwer genommen, wirst Du gewaltig und mächtig in der Arbeit und Streitt seyn ohne allen Schaden die gantze nacht. Joh. Wittichus, aus dem amato Lusitano, schreibt, daß man die testiculos Gallorum (Hahnenhoden) nützen soll in der Speis. Dahero diese fröhliche historia: ‚Eyne adelige Frau bereitet von den Geylen der Hanen, so sie hatte cappaunen lassen, ihrem

Manne ein gut Gericht mit Honig, Pfeffer und ander köstliche Gewürze zum Abendmal. Und als der kräftig zugesprochen, bekam er in derselbigen Nacht so heftige Begier nach den ehelichen Werken, daß die Frau des Handels satt wurde und entfloh. Er ihr nach, kommt aber in eine Kammer mit 4 Viehmägden und treibt darinnen dergleichen Kurzweil, bis auch sie des Handels müde geworden.'" — Es geht daraus hervor, daß man damals und schon früher eine opotherapeutische Wirkung des Hodensaftes von Stier und Hahn kannte und würdigte, sowie daß man das beabsichtigte Ziel damit erreichte, auch wenn er in alle möglichen Ingredienzien eingehüllt per os verabreicht wurde. Ja, man konstatierte sogar, daß allzu große, freilich unbekannte Dosen, wenigstens des Hodensaftes vom Hahn, dem Menschen schaden können.

Die uralte Hodentherapie hat, wie bereits bemerkt, durch Brown-Séquard neuerdings eine wissenschaftliche Begründung erhalten (Vgl. „Janus" [1898] 227 ff.). In der Sitzung der Pariser Gesellschaft für Biologie vom 1. Juni 1889 machte Brown-Séquard Mitteilung über ein neues eigentümliches Verfahren, um den durch vorzeitiges oder rechtzeitiges Altern geschwächten menschlichen Körper zu verjüngen. Er habe, so führte er aus, Untersuchungen durchgeführt, die ihm von hohem Interesse zu sein scheinen. Von gewissen theoretischen Voraussetzungen ausgehend, sei er auf den Gedanken gekommen, tierischen Hodensaft durch Kompression auszuziehen und sodann zuerst anderen Tieren und später sich selbst einzuspritzen. Er wolle nicht leugnen, daß die Einspritzungen sehr schmerzhaft und von ziemlich heftigen örtlichen Erscheinungen gefolgt seien, ohne daß es übrigens zur Eiterung gekommen sei. Dafür sei die physiologische Wirkung bei ihm selbst ganz überraschend gewesen. Alles, was er infolge seines hohen Alters von 72 Jahren nicht mehr oder nur ungenügend habe tun können, sei er heute in ganz wunderbarer Weise auszuführen imstande. So habe er früher infolge einer Erschlaffung des Dickdarmes an hartnäckiger Verstopfung gelitten, erfreue sich aber jetzt eines vorzüglichen Stuhlganges ohne Hilfe eines Abführmittels. Die früher verzögerte Urinentleerung gehe jetzt wieder mit dreifach verstärktem Strahle vor sich, und ähnliche Beobachtungen könne er auch an den übrigen Organen und an den Gliedmaßen machen. Und wie die körperliche Ermüdung viel langsamer als früher eintrete, so sei auch seine geistige Arbeitskraft erhöht. Kurz, er fühle sich um mindestens 30 Jahre verjüngt. Man werde vielleicht sagen, er träume oder es handle sich bei ihm um Selbsttäuschung, aber er lasse sich durch solche Einwände nicht irre machen, sondern beharre darauf, daß diese glückliche Umwandlung einzig und allein auf die Flüssigkeit zurückzuführen sei, die er sich nun schon 14 Tage fast täglich einspritze.

Höppin, die Hoppina (Niederösterreich), Hoetsch (Tirol) ist die Kröte, die hoppsende, auch die schwangere Person. Die Höppin spritzt den Menschen an, erzeugt Hautkrankheiten. Die Kröte bedeutet auch: kranke Gebärmutter; letztere ist ebenfalls ein hüpfendes elbisches Wesen (Bayern 300).

Holde, Frau Perchta, Stampa, Sema, Trempa. Es gibt gute Holden, Elben, Hausgeister und böse Unholden, Krankheitsdämonen, welche den Körper mit Würmern durchziehen, Männer impotent machen, den Kühen die Milch nehmen (300).

Holunder (Sambucus nigra L.), Holder, Flieder, Hohler, eine Kaprifoliazee. Dioskurides (151 IV 171) erwähnt den Holunder, ohne dessen Heilkräfte besonders hervorzuheben. Die Blüten, Flores Sambuci, sind ein wichtiges schweißtreibendes

Präparat der wissenschaftlichen Medizin. Die schwarzen Beeren sind ein allgemein verbreitetes Hausmittel. F. Malméjac (151, Ed. Berendes) isolierte aus dem schwarz gefärbten, kräftig nach Holunder riechenden Extrakte der Rinde und der Blätter ein bitteres, auf der Zunge brennendes Alkaloid in kleinen, länglichen, zerfließlichen Kristallen, außerdem Gerbstoff, ein abführend wirkendes Harz und ein gelbbräunliches, stark nach Holunder riechendes Öl.

In den Kreis der heiligen Bäume gehört auch der Holunder oder Flieder. Mit heiliger Scheu betrachtete man die Menge schwarzer Beeren, die stark duftenden, schweißtreibenden Blüten, das leere Mark und den hohl werdenden Stamm. Bis auf unsere Tage vermutet man in seinem dichten Laub ein geistiges Wesen, die Frau Holle oder Holder, welche ihn mit übernatürlichen Kräften ausrüste und vor Verletzung schütze. Jetzt noch ziehen die Tiroler vor dem Holunder den Hut, und die Schleswiger baten ihn ehedem kniefällig um Verzeihung, ehe sie seine Äste stutzten, indem sie mit Andacht sprachen: „Frau Elhorn (Holder), gib mir was von deinem Holz, dann will ich dir von meinem auch was geben, wenn es wächst im Walde." Die alten Germanen benutzten ihn beim Bestatten ihrer Leichen, damit er dem Verstorbenen noch nach dem Tode Segen spende; der Schreiner ging schweigend zum Holderbusch und schnitt eine Stange ab, um das Maß einer Leiche zu nehmen, und der Fuhrmann, der die Leiche fuhr, trug statt der Peitsche einen Holunderstock. Die trauernden Verwandten legten auf das Gesicht des Toten einen Fliederzweig und pflanzten einen Fliederbusch auf das teure Grab (Spelter 651).

Bei Hans Sachs nennt eine Frau den Mann ihren „lieben Hollerstock". Ein traulicher Strauch, bei dem man von wirklicher Freundschaft, ja Pietät des Menschen für ihn sprechen kann. Grimm lehnt Holunder an hohl an; es ist nämlich eines der besonderen Merkmale des Strauches, daß seine Äste im Alter mit leichtem Mark angefüllt sind. Gleichsinnig äußert sich Perger: holantar, englisch the hollowtree, der hohle Baum, Hohl-ter. Unverwehrt bleibt aber, im Bestimmungsworte den Namen Frau Hollas zu erkennen, welche das Volksdenken mit dem Strauch in deutlichen Zusammenhang bringt. Schon in dem bekannten Kinderreime:

Ringel, Ringel, Reiha,
Sai ma unf'ra dreia,
Setz ma uns am Hollerbusch,
Mach ma alle husch, husch, husch!

zumal in der zweiten Strophe desselben:

Sitzt 'ne Frau im Ringelein
Mit sieben kleinen Kinderlein,
Was essens gern? Fischlein.
Was trinkens gern? Roten Wein —

erkennen wir deutlich Frau Holla, die den ihr anvertrauten Menschchen Atzung bietet; diese selbst werden mit Vöglein verglichen, welche von Hollas Strauch auffliegen. Die Beziehung wird noch klarer, wenn man erwägt, daß Frau Holla junger Eheleute Schirmerin war und die Frommen mit Kindersegen beschenkte; merkwürdig ist diesbezüglich die Wiener Redensart: „Die Kinder vom Hollerbaum herabbeuteln" von neugeborenen Kindern. „Wenn man sich", meint Perger (528a), „bei vielen Pflanzen nicht erklären kann, wie sie im Volke Bedeutung bekamen, so begreift man dies beim Holunder wieder sehr leicht, indem der starke Duft seiner Blüten, seine Fülle von Früchten, sein leichtes Mark

und seine im Vertrocknen hohl werdenden Zweige ... mehr als genügend hinreichen, die Aufmerksamkeit zu erregen, abgesehen davon, daß man auch bald seine schweißtreibende Kraft kennen lernte, die sich in so vielen Krankheiten heilsam erwies, daß man ihn schon zur Zeit des Heidentums als heilig betrachtete."

Grimm berichtet („Irische Elfenmädchen" I 27): „Bei den alten Preußen war der Holunderbaum heilig und durfte nicht verletzt werden."

Aus Bayern meldet Höfler (300): Der Holder ist fast bei jedem Bauerngehöfte zu finden; als längst einheimischer, eßbare Früchte tragender Baum hat er uralte Kultbeziehungen. Zwischen Frauenberg und Steinkirchen liegt auf einem Berge die Wallfahrt Maria Thalheim, wohin oft 40 Wallfahrtszüge zugleich kommen; dieses Bild war anfangs zwischen 2 Ästen einer Hollerstaude aufgestellt als Gegenstand der Volksverehrung „unterm freien Himmel" und im „Waldesdunkel"; der betreffende Hollerbaum soll bis zur Stunde keine Blüten, jedoch Früchte, aber nur grüne Beeren tragen (Varietät virescens?). Später wollte man das Bild auf den nahen „Frauenberg" bringen, und es wurde tatsächlich unter einer Kapelle aufgestellt; allein schon im nächsten Jahre fand sich das Bild wieder auf dem Hollerbaum, und so oft man den Versuch machte, immer wieder erschien es am alten Orte, wo dann schließlich das jetzige Kirchlein gebaut wurde. Unter einer Hollerstaude rastete auch nach dem Volksglauben die Gottesmutter, die Himmelsmutter auf der Flucht nach Ägypten und war vor Gewitter geschützt. „Vor dem Hollerbaum muß man den Hut abnehmen wie vor einem Heiligenbild." Aus Dalmatien wird ebenfalls über das Wandern von Heiligenbildern berichtet (313).

Der Holunder findet seine häufigste Benützung in der Blütezeit als „Hohlerblüh"; namentlich soll die selten noch im Frauendreißiger gefundene Blüte dem Lungensüchtigen zuträglicher sein als Tee; die frühe Hohlerblüh' nimmt ihn meistens sonst mit, d. h. den Lungenkranken. Die aus den schwarzen Beeren bereitete Hohlersalse wird vielfach zum Wassertreiben innerlich und als Kataplasmen äußerlich bei Gliedschwamm verwendet (300).

Kühn (391 a) hat neuerdings die Kultur- und medizinische Geschichte des Holunders zusammengestellt. Man kannte noch ein aus Blüten hergestelltes Öl, welches bei Hautkrankheiten Anwendung fand, zugleich aber den Leib erweichte, die Gliederschmerzen milderte und gut gegen den Krampf war. Bei Gicht (Podagra), Wespen- und Bienenstichen, Husten und Schwindsucht sollte die heilende Wirkung dadurch erfolgen, daß man das Öl auf die betreffenden Stellen aufstrich. Eine Steigerung in der Heilwirkung scheint man sich bei den Beeren gedacht zu haben. Bei Riehl (Kulturgesch. Novellen) wird ihnen ein Einfluß auf die Verlängerung des Lebens zugeschoben, wenn es heißt: „Er hatte gelesen, daß jene Leute zu hohen Jahren gekommen, weil sie neben einer Diät von Milch, Brot und Salz fleißig Holunderbeeren gegessen." Überhaupt wurden sie mit Vorliebe bei allen Krankheiten gebraucht, die man auf eine besondere Schärfe des Geblütes zurückführte, so daß sie als vorbeugendes Mittel gegen die Pest und andere giftige Krankheiten angesehen wurden. Die Holunderbeeren fanden ihre Anwendung in frischem Zustand als Mus, dann in getrocknetem Zustande, wobei sie pulverisiert wurden, ferner aber auch als Holunderbeerenspiritus mit Zucker. Wenn man das Fliedermus auf die Fußsohle band, so wurde dadurch die Hitze des Fiebers beseitigt. Etwas komplizierter war ein anderes Rezept, nach dem man über das Mus Branntwein gießt, dieses anzündet und ordentlich durchrührt. Wird eine Stunde vor dem Fieber — es scheint sich hier um Wechselfieber zu handeln — ein Löffel voll warm eingegeben, so

soll das merklich helfen. Dem Genuß roher Beeren schob man ebenfalls die Schlafsucht zu. — In besonderer Form fand der Saft dieser Beeren Verwendung. Es zeugt von einer volkstümlichen Ansicht über seine Heilkraft bei den alten Deutschen, wenn es bei Lohenstein (Arminius) heißt: „Hätten die opfernden Menschen nicht nur ihre Antlitze, sondern gar die Bilder ihrer Götter mit Holdersaft gefärbt."

Auch dem Holunderbaum im ganzen wurde ein wohltätiger Einfluß zugeschrieben, wie wir es im Eingang andeuteten. So sollen sich Epileptiker, wenn sie zum erstenmal einen Anfall bekommen haben, unter einen Holunderbaum legen, worauf sie von diesem Übel gänzlich Befreiung finden. — Wie die einzelnen Teile gegen das Fieber wirken, so steht es auch mit dem Baume selbst. Wenn es der Betreffende herannahen fühlt, so bindet er sich ein Haferstrohseil um den Hals, läuft dann zu einem Holunderstrauch, schüttelt ihn dreimal und spricht dreimal: „Holunder, Holunder, Holunder, auf mich kriecht die Kälte: bis sie mich verlassen hat, kriecht sie dann auf dich." Dann springt er rücklings auf einem Fuße nach Hause. — Ferner schlägt man sich zur Heilung des Fiebers mit einem Holunderzweig den Morgentau ins Gesicht. — Gegen die Abzehrung (Lungentuberkulose) wird in vielen Gegenden das Abnehmen oder Messen angewandt. Der Kranke legt sich flach auf die Erde, mit dem Gesicht nach unten und die Arme wagrecht ausgestreckt. Er wird mit einer Schnur oder einem Band oder einem Strohhalm übers Kreuz gemessen, d. h. der Länge nach vom Scheitel bis zur Fußsohle und in die Quere von einer Fingerspitze bis zur anderen. Der Faden, mit dem gemessen ist, wird dann in einen Holunderstrauch gehängt, wo er verfaulen muß. Manche geben auch einem neugeborenen Kinde von dem Flieder, der auf einer Weide gewachsen ist, Bestandteile in pulverisiertem Zustand ein, meistens in Breiform, weil man annimmt, daß das Kind dann in seinem ganzen Leben niemals schwach werden wird.

Abb. 106. Menzel: Allegorie auf eine Schwitzkur durch Fliedertee
(Aus Holländer, Karikatur [307])

Als Beweis für die hohe Wertschätzung des Holderstockes möge die Tatsache dienen, daß man den Herzallerliebsten oder die Herzallerliebste mit dem Ausdruck „Holderstock" bezeichnete. So sagt E. Mörike (Vier Erzählungen): „So? Man hat auch schon seinen Holderstock? Das hätt' ich ihr nicht zugetraut! Wer ist denn der Liebste?"

Und ganz reizend drückt Joh. Val. Andreae den gleichen Gedanken in seinem Werke: „Das gut leben“ aus:

Das hauß das sei doch allernechst
Da er mit seinem holderstock
Oft spalten manchen dicken block,
Lieb und leid williglich getheilt,
Manch tiefe haußwunden geheilt. (Kühn 391a.)

Die schweißtreibende, heilende „Fliedermutter“ hat Andersen in einem Märchen gefeiert (Werke III 171 ff.). Die Fliedermutter, das Fliederweib wohnt nach dänischem Glauben im Holunderbaum und rächt jede Verletzung des Baumes. Die Fliedermutter blickt abends durch das Fenster in die Kinderstube. Und der genialste deutsche Zeichner der Neuzeit, Adolf v. Menzel, hat die „Schwitzkur durch Fliedertee“ in einem Holzschnitt allegorisch dargestellt.

Holuby (309) erzählt uns von den Slowaken: Die gedünstete Rinde heuriger Triebe legt man auf die Gesichtsrose und beräuchert sie mit Ritterspron (strači nožka). — Auf Milch gedünstete junge Hollerrinde bindet man den Kindern um den Hals bei Halsentzündungen. — Hollerblütentee ist allgemein als schweißtreibendes Mittel bei Verkühlungen gebraucht. Den Schweratmigen empfiehlt man, gedünstete Hollerbeeren zu essen. Man sagt: Wer am Herde Hollerholz brennt, wird Zahnschmerzen bekommen. — Soll eine Geschwulst eitern, gebraucht man ein Pflaster, aus der Rinde junger Hollerstäbe und Hirsesamen gekocht. — Wer infolge von Verkühlung Ohrenschmerzen bekommt, läßt sich den möglichst warmen Dunst von Hollerblütentee mittels eines Trichters ins Ohr einführen. — Wird oft auch bei Zaubereien gebraucht.

Der Holunder, Bas oder Bes (Sambucus nigra), hilft bei den Wenden in Preußen als Tee gegen jedes Unwohlsein (727). Bei den Rumänen in der Bukowina (140) wird das Hollerholz nicht gebrannt, denn wer dies tun würde, würde Backenzahnschmerzen bekommen. Die Osterknochen des geweihten Ferkels vergräbt man in die Erde, damit daraus ein Fliederstrauch erwachse.

Honig (Mel), das liebliche Genußmittel der Bibel. Dioskurides (151 II 101) weiß natürlich nur Gutes vom Honig zu melden, sogar über seinen Wert als Gegengift: Er dient, mit warmem Rosenöl genommen, gegen den Genuß des Mohnes, als Leckmittel oder als Trank gegen Pilze und den Biß des wütenden Hundes. Roh aber bläht er den Bauch auf und reizt zum Husten, deshalb muß man nur den abgeschäumten gebrauchen. Den Vorzug verdient der Frühjahrshonig, danach der Sommerhonig; der dickere Herbsthonig ist minderwertig (erzeugt auch Ausschlag).

Honig ist ein Gemisch zweier Zuckerarten (Inwert- und Rohrzucker) und von Parfüms, welche letztere, je nach den Blüten, aus denen die Bienen ihn zusammengetragen haben, verschieden sind. Die schwache antiseptische Wirkung, die er besitzt und die seine frühere Verwendung als Wundmittel verständlich macht, verdankt er dem geringen Gehalt an Ameisensäure. Die Hippokratiker und auch Celsus (121, Ed. Frieboes) verwenden u. a. den rohen Honig als Abführmittel, den gekochten als Stopfmittel. Während die abführende Wirkung durch den reichlichen Zuckergehalt zustande kommt, ist die stopfende Wirkung nur so zu erklären, daß der Honig in bleihaltigen Gefäßen gekocht wurde. Das in Lösung gegangene Blei wirkt stopfend. Abgeschäumter Honig, der bei Celsus genannt ist, wurde bis vor einer Reihe von Jahren auch bei uns medizinisch verwendet. Im Volk ist die Verwendung des Honigs noch weit verbreitet. —

Früher als das Bier war den Indogermanen (Bayern) der Honig („das Höng") sowie der daraus bereitete Met bekannt; im Altertum und im Mittelalter ersetzte der Honig den Zucker in Mehlspeisen und Arzneien und das Volk legte demselben und seinem Stellvertreter, dem braunen Kandiszucker, früher und auch bis auf unsere Tage einen gewissen medizinischen Wert bei. Wegen seines hohen Preises wurde der Honig schon früh gefälscht, was mit dem Verlust einer Hand oder mit 65 (!) Pfennig bestraft wurde. Der menstruationsbefördernden Wirkung des sog. Salvemets, welcher namentlich am Kathreintage den Frauen und Mädchen üblicherweise als Schönheits- und Stärketrank kredenzt wurde, ist ebenfalls zu denken. Der Met durfte nach der Land- und Polizeiordnung für Ober- und Niederbayern (1649) auf dem Lande nicht mehr gesotten werden, sondern allein in Städten und Märkten, „aber kein Bockmeth, dann zur Nothdurft der Kranken" (300).

Im Koran (517 a) wird der Honig ganz im allgemeinen als „Arznei für die Menschen" (XVI 71) bezeichnet, ohne daß zugleich gesagt wurde, unter welchen Umständen; wahrscheinlich wurde er diätetisch viel angewendet, wie er auch bei den alten Ägyptern das meistgebrauchte Heilmittel war. Im Paradiese wird der Honig in geläutertem Zustande verabreicht (XLVII 16).

Hopfen (Humulus lupulus L.), eine Urtikazee. Wird als nervenberuhigendes und einschläferndes Mittel in der wissenschaftlichen Medizin verordnet. Die durch Sieben abgeschiedenen Drüsen, welche zwischen den Blättchen sitzen, geben das Hopfenmehl. Mit der Bierbereitung hängt auch der Gebrauch der Hopfenkissen, die hopfenölhaltig sind, zusammen, als Schlafmittel, wie die im Mittelalter gebräuchlichen Kräuter-(Heu-) Kissen (althochdeutsch kussîn), die dem Gast ins Bett gelegt wurden (300).

Huflattich (Tussilago farfara L.), eine Kompositе, wird von Dioskurides (151 III 116) erwähnt. Seine Blätter, mit Honig fein zerrieben, heilen als Umschlag rotlaufartige und alle anderen Entzündungen. Trocken aber zur Räucherung angezündet, hilft er denen, die von trockenem Husten und Atemnot belästigt werden, wenn sie den Dampf mit geöffnetem Mund aufnehmen und herunterschlucken. Er öffnet ferner auch die Abszesse in der Brust. Dasselbe leistet auch die Wurzel in der Räucherung. Sie treibt, in Honigwasser gekocht und getrunken, den toten Embryo aus. — Die Blüten werden bei uns als Volksmittel gegen Husten gebraucht, die Blätter sind noch offizinell als Bestandteil der Species pectorales. Die Blätter des Huflattichs werden mit der weißen und gerippten Unterseite „übers Wang'" gegen Zahnschmerz aufgelegt, so daß sie wie ein feuchter Umschlag wirken (300). — Die getrockneten Blätter raucht man, wie Tabak, gegen Lungenkrankheiten. Die Blätter, mit Wacholderbranntwein und weißem Wein gekocht und durchgeseiht, trinkt man gegen Brustbeschwerden. Frische Blätter legt man auf Wunden (Slowaken 309).

Hund (Canis domesticus), der treue Begleiter des Menschen durch die Weltgeschichte, der in der Bibel ziemlich schlecht behandelt wird, war, wie Brehm (90) hervorhebt, mit Haut und Haaren ein Arzneimittel, eigentlicher eine wandelnde und bellende Apotheke. Ein lebendiger Hund, bei Brustschmerzen aufgelegt, tut gute Dienste; wird er aufgeschnitten und einer schwermütigen Frau auf den Kopf gebunden, so heilt er die Schwermut; er heilt auch Milzkrankheiten; ein säugender Hund, mit Wein und Myrrhen gekocht, hilft gegen Epilepsie, ein junger Jagdhund gegen Leberkrankheiten; unfruchtbare Frauen werden durch den Genuß von gekochtem Hundefleisch fruchtbar; sehniges Fleisch

schützt gegen Hundebiß; die Asche eines verbrannten Hundes dient gegen Augenleiden; eingesalzenes Fleisch von tollen Hunden ist ein Mittel gegen Tollwut. Die Asche vom Schädel eines gesunden Hundes vertreibt alles wilde Fleisch, heilt den Krebs, schützt gegen Wasserscheu, mildert, wenn man sie mit Wasser zu sich nimmt, Seitenstechen und Geschwülste aller Art usw. Die Asche von dem Schädel eines tollen Hundes ist gut gegen Gelbsucht und Zahnschmerz. Das Hundeblut wird vielfach angewendet. Gegen die Krätze ist es vortrefflich, den Pferden vertreibt es das Keuchen; wird es in reichlicher Menge getrunken, so ist es ein Gegengift, welches für alles brauchbar ist; wird ein Haus damit angestrichen, so schützt es gegen die verschiedensten Krankheiten. Das Hundefett wird benützt, um Muttermäler und Gesichtsblüten zu vertreiben, unfruchtbare Weiber fruchtbar zu machen; dazu muß aber der ganze Hund gekocht und das Fett oben von der Brühe abgeschöpft werden; gegen Lähmung wird es zu einer Salbe verwendet; doch darf es dann bloß von jungen Hunden herrühren; mit Wermut versetzt, heilt es die Taubheit. Hundegehirn, auf Leinwand gestrichen, leistet bei Beinbrüchen gute Dienste, hilft aber auch für Blödigkeit der Augen. Hundemark vertreibt Überbeine und Geschwülste. Die Milz ist gegen Milzbrand und Milzschmerzen vortrefflich; am besten wirkt sie, wenn sie aus einem lebenden Hund ausgeschnitten worden ist. Die rohe Leber wird gegen die Wutkrankheit empfohlen; doch muß sie stets von einem Hunde von demselben Geschlecht genommen werden, welches der beißende hatte. Gegen dieselbe Krankheit brauchte man auch Würmer aus dem Aas eines tollen Hundes. Das Leder wird angewandt gegen Schweißfüße; ein dreifaches Halsband davon schützt gegen Bräune; ein Gurt von Hundeleder vertreibt das Leibschneiden. Das Haar des Hundes, in ein Tuch gewickelt und auf die Stirne gebunden, lindert Kopfschmerzen, schützt auch gegen Wasserscheu und heilt dieselbe, wenn es auf die Wunde gelegt wird, welche ein toller Hund verursachte. Die Galle, mit Honig versetzt, ist eine Augensalbe, hilft ebenso gegen Flechten, und wenn sie mit einer Feder anstatt der Hand aufgestrichen wird, gegen die Fußgicht, tut auch zur Bestreichung von Flechten treffliche Dienste. Die Milch ist sehr gut, wenn sie getrunken wird; mit Salpeter versetzt, hilft sie gegen den Aussatz; mit Asche vermischt, erzeugt sie Haarwuchs oder befördert schwere Geburten. Der Harn von jungen Hunden ist, wenn er gereinigt worden, ein Mittel, überflüssigen Haarwuchs zu vertreiben. Mit den Zähnen reibt man kleinen Kindern die Kinnlade und erleichtert dadurch das Zahnen. Wirft man den linken Oberreißzahn ins Feuer, so vergehen die Zahnschmerzen, sobald der Rauch vergangen ist; wird der Zahn zu Pulver gerieben und mit Honig versetzt, so bildet diese Mischung ein Mittel gegen dieselben Schmerzen. Der Kot gibt vortreffliche Pflaster gegen Geschwüre; er kann sogar gegen die Bräune, die Ruhr benutzt werden (90). —

Die hl. Hildegard (289) schreibt: Der Hund ist sehr warm und hat etwas von den Gewohnheiten des Menschen angenommen, daher ist er ein treues und sehr ergebenes, anhängliches Haustier. Er versteht es, wenn Haß und Zorn im Hause walten, dann knurrt und brummt er still für sich hin, ebenso wenn jemand etwas Unredliches plant... Die Wärme, welche der Hund in der Zunge hat, bringt Wunden und Geschwüren Heilung, wenn er sie beleckt. Das Fleisch des Hundes dient zu nichts, die Leber und Eingeweide sind fast giftig; wenn ein Hund Brot oder sonstige Speise angefressen hat, darf der Mensch nichts mehr davon genießen.

Die ältere deutsche Volksmedizin kennt viele Mittel gegen Hundebiß und Tollwut (222): Daß dich kein Hund beiße: Diesem baueſt du dadurch vor, daß du Beifuß (Artemisia

vulg.) und Eisenkraut (Verbena offic.) bei dir trägst. Oder wenn ein Hund auf dich loskommt, ziehe die Daumen ein, so tut er dir ebenfalls nichts. Damit ein Hund zeitlebens nicht toll werde: Dies bewirkst du, wenn du dem Hund einmal Frauenmilch zu saufen gibst.

Das Schmalz der schwarzen Hunde, Hundefett, wird gegen Lungensucht vielfach verwendet; je älter das Tier, desto größer sein Wert und der Glaube an die Wirksamkeit des Fettes. Die Hundshaut wird einem eben geschlachteten Hunde kopfüber abgestreift und noch warm über geschwundene oder gelähmte Teile gestülpt (300).

Die Rumänen in der Bukowina (140) meinen: Wenn der Haushund heult, so ist dies ein sicheres Zeichen eines bevorstehenden Unglücksfalles. Wenn die Haushunde ein Geheul erheben, so verkünden sie die Öde, welche durch den Tod des Hausherrn eintreten wird. Ein von einem Hunde Gebissener soll mit den Augenbrauen- und Kopfhaaren dieses Hundes geräuchert werden, wodurch er vom Schrecken los und auch der Biß unschädlich wird.

Hundsrose (Rosa canina L.), Heckenrose, Hagedorn und ihre zahlreichen Verwandten aus der Familie der Rosazeen, beschäftigt bereits Dioskurides (151 I 123): Die trockene Frucht ohne das wollige Innere, denn dieses ist der Luftröhre schädlich, in Wein gekocht und getrunken, stillt den Bauchfluß. Theophrast (Hist. pl. III 18, 4) beschreibt die Pflanze als einen baumartigen Strauch; IX 8, 5 spricht er von dem Humbug der Pharmakopolen beim Ausgraben der Wurzeln und Einsammeln der Kräuter und sagt, die Früchte der Hundsrose müßten mit abgewandtem Gesichte gepflückt werden, damit den Augen keine Gefahr drohe. Plinius (543 XXIV 121) beschreibt die Pflanze, er sagt: Das Blatt hat die Form der menschlichen Fußsohle (?). Hier hat ihm offenbar flüchtiges Lesen oder Hören einen Streich gespielt.

Die wilde Heckenrose, welche die Systematiker in eine Unzahl von Arten zersplittert haben, war schon in germanischer Vorzeit hochgeachtet. Ihr Holz durfte auf dem Scheiterhaufen, der die Leichen verzehrte, nicht fehlen. — In hellen Mondnächten sprechen Zigeunerfrauen ihre Zauberformeln am liebsten im Rosenstrauch. Sind es kinderlose junge Frauen, so erbitten sie so viele Kinder, als der Strauch Blumen oder Knospen trägt. Ein Zauberspruch gegen die Macht der Krankheitsdämonin Lilyi, den die christlichen Zigeuner in Siebenbürgen vor Sonnenaufgang bei einem Rosenstrauche sprechen, lautet nach Wlislocki (769):

Unser Herr Jesu ging,
Auf dem Felde müd' er ging,
Beim Bache er saß
Und ihm ein Fischlein sagte:
„O Herr! Blätter der Rose
Gib mir, o Herr!
Wärme der Sonne,
Wärme des Feuers
Habe ich niemals!"
Da weinte der Herr und sprach:
Neun böse Kinder (Krankheiten)
Zu den Menschen werden kommen,
Und die Menschen werden sterben.

Wärme der Sonne,
Wärme des Feuers
Immer du habeſt,
Wenn das Blatt der Roſe
Zu dir kommen wird;
Im Namen Gottes!

Mag eine Zuſammenſtellung der Sage vom Hetſcherlberg mit „Dornröschen" nicht ganz einwandfrei ſein, ſo iſt doch unverkennbar die Beziehung dieſer Schlafäpfel zum Schlafdorn des nordiſchen Götterglaubens. Mit dieſem trifft Odin die Walküre Brunhild (Edda, Hrafnagaldr 22).

Da hebt ſich von Oſten aus dem Eliwagar
Des reifkalten Rieſen (Nörwi) dornige Rute,
Mit der er in Schlaf die Völker ſchlägt,
Die Midgard bewohnen, vor Mitternacht.

Die Bedeguare, ihr Pulver oder den weinigen Abſud verwendete man gegen Durchfall, Nieren- und Steinleiden ſowie gegen den Biß toller Hunde. Auch als Zahnmittel wurden ſie vom Volke gebraucht. Man nahm eine friſche Roſengalle in den Mund und hielt das Geſicht über ſiedendes Waſſer. Es fielen dabei manchmal die kleinen Maden der Gallweſpen aus den Bedeguarſtücken ins Waſſer und die Leute glaubten, daß es die „Würmer" aus den Zähnen waren. Ähnlich glauben die Leute, die den Samen des Bilſenkrautes (Hyoscyamus niger) auf heißes Blech werfen und den Dunſt gegen Zahnweh aufſaugen, daß die aus den zerplatzenden Samen hervortretenden weißen Keime die „Würmer" der böſen Zähne ſeien. Frank (199a) rühmt die Heilkraft der Hagebutte: „Die Blätter werden im weißen und rothen Fluß gebrauchet, heilen die Wunden und Kopfwaſſerſucht. Die Früchte treiben den Stein. Der Schwamm (Bedeguar) curiert den Stein und Nierenwehe, auch der tollen Hunde Biß, ſtillet die Steinſchmerzen. Die Würmgen, welche darinnen gefunden werden, vertreiben die Würme im Leibe. Die Wurzel kan man, Splitter auszuziehen, applicieren. Man findet von dem wilden Roſenbaum unterſchiedene Präparata als die eingemachte Frucht, den dicken Saft, Spiritum und Waſſer aus denen Schwämmen. Wenn der Spiritus alkaliſiret oder öfters überzogen wird, ſo dienet er wider den Stein." Von der wilden Weinroſe (Rosa rubiginosa) wird nach Laube um Teplitz erzählt, ſie rieche darum ſo gut, weil auf ihr die Mutter Gottes auf der Flucht nach Ägypten Windeln getrocknet habe; daher die Bezeichnung „Muttergottesdorn". Seitdem blühen manche Hagroſen weiß und haben ſo große Kraft, daß ſich die Hexen davor fürchten (Kronfeld 388).

Die bereits genannten Roſenfrüchte, Hagebutten, Hanbutten, werden zu Suppen und Kompotts verwendet. Hagebuttenkompott gilt als beſonders ſtärkende Krankenkoſt.

Hagedorn heißt auch der Weißdorn (Crataegus oxyacantha); ſ. Hagedorn.

Igel (Erinaceus europaeus). Dioskurides (151 II 2) ſchreibt: Die gebrannte Haut des Landigels iſt mit Teer als Einreibung ein geeignetes Mittel bei Fuchskrankheit (Haarausfall). Das getrocknete Fleiſch, mit Honig oder Sauerhonig gegeſſen, hilft denen, die an Nierenkrankheit, an Waſſer unter dem Fleiſch, an Krämpfen und ſchlechter Körperbeſchaffenheit (Kachexie) leiden, trocknet aber auch die Eingeweideflüſſe. Die Leber desſelben, getrocknet und in einem irdenen Gefäße, welches in der Sonne gebrannt iſt, aufbewahrt, eignet ſich, in gleicher Weiſe dargereicht, gegen dieſelben Leiden. Die

hl. Hildegard (289) macht den noch heute beim Volke geltenden, von der Wissenschaft nicht akzeptierten Unterschied zwischen „Hundsigel" und „Schweinsigel". Der Igel „swinegel" ist unrein, nährt sich von wilden Früchten und Beeren, er hat etwas Ähnlichkeit mit dem Schwein, ist jedoch reiner, indem er seine Unreinigkeit in die Stacheln zieht. Wer ihn essen will, soll ihn kochen und dann mit einer Sauce aus Zimt, Bertram, Bibernell und Wein übergießen. Der Hundegel hat ungefähr dieselbe Natur, ist aber zum Essen nicht zu empfehlen. Bei aufgebrochenen Skrofeln soll das getrocknete und gepulverte Fleisch zum Einstreuen benutzt werden.

Das Fett (Schmalz) des Igels wird auch heute als heilkräftig angesehen. Höfler berichtet aus Bayern (300): Das Schmalz eines im Frauendreißiger (am 15. August angefangen) geschossenen Sauigels wird im Kreuz eingerieben, damit es den Leibschaden (Hernie) wieder hineinzieht.

St. Ignatius. Stifter und Hauptheiliger der Jesuiten. Ignatzbohnen (Igasus), Samen von Strychnos Ignatii, Ignata amara, Heilmittel gegen Epilepsie; Ignatziwasser, Heilmittel; Ignatzihäuberln wurden Kopfkranken von den Franziskanern aufgesetzt. „Heiß, Natzi!" ruft der Landmann, wenn er sich verbrannt hat (Bayern 300).

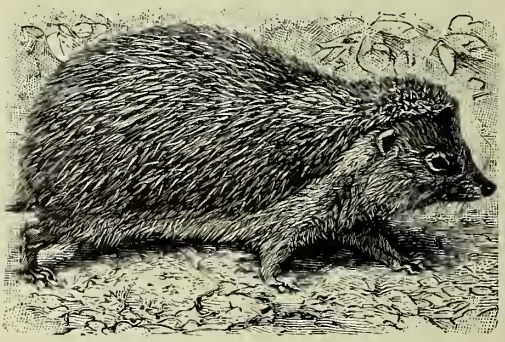


Abb. 107. Igel (Erinaceus europaeus)

Der hl. Ignatius von Loyola heilt die Besessenheit — das ist ein Thema der gewaltigen Kunst von Peter Paul Rubens (1577—1640). Das Hauptbild dieses Themas befindet sich in der kaiserlichen Gemäldegalerie in Wien, wurde im Jahre 1620 für die Jesuitenkirche in Antwerpen gemalt und im Jahre 1776 von der Kaiserin Maria Theresia gekauft. Wir folgen in der Beschreibung dieses volksmedizinisch und künstlerisch gleich wertvollen Bildes dem „Verzeichnis" von Engerth (II 376 377). (Siehe Tafel.) Im Innern einer Kirche edlen Renaissancestils steht der Heilige erhöht auf den Stufen eines Altars und wendet sich mit segnend erhobener rechter Hand gegen die versammelte gläubige Gemeinde. In dem reich mit Gold gestickten Meßgewande, dessen Mittelstreif mit heiligen Gestalten in farbiger Stickerei geziert ist, hebt er sich in erhabener Ruhe mächtig als priesterliche Gestalt, als Hauptfigur des Bildes heraus. Ein Heiligenschein umgibt sein Haupt. Die Ordensbrüder, zu seiner Rechten nach Art eines Chors aufgestellt, treten in einfacher schwarzer Ordenstracht mehr zurück. Die brennenden Kerzen des Altars, deren Lichtflammen auf der benachbarten glatten Marmorsäule widerspiegeln, und der Kelch auf dem Altartische deuten auf einen gottesdienstlichen Moment; als Altarblatt erscheint, teilweise durch rote damastene Seitenwände verdeckt, ein Kruzifix. An die Altarschranken drängt sich in zwei tieferen Gruppen das Volk, dessen Aufregung mit der oberen Gruppe in wohlberechnetem Kontrast steht. Links ist ein nackter Besessener niedergestürzt. Die Stricke, mit denen er gebunden gewesen, hat er zerrissen, das nach rückwärts geworfene Haupt mit den verdrehten Augen und den schäumenden blauen Lippen zeigt medusenhaft furchtbar die letzte wütende Verzerrung dämonischer Raserei. Ein halbbekleideter Mann macht Anstalt, den Unglücklichen aufzuheben, andere nähern sich teils mitleidig, teils mit scheuer Neugier. Ein Greis faltet betend die Hände, indem er dankbar auf den Heiligen blickt,

Peter Paul Rubens (1577—1640): Der hl. Ignatius von Loyola heilt Besessene
(Kunsthistorisches Museum in Wien)

ein anderer bemerkt mit einem Ausruf des Staunens die weichenden bösen Geister. In der Mitte der Gruppe befindet sich in furchtbaren Krämpfen ein besessenes Weib in den Armen einiger Personen, welche sie nur mit größter Anstrengung halten. Sie zerreißt mit krampfhaft geballter Faust ihr Kleid. Ihr Haar fließt in langen, wildverworrenen Strähnen herab. Die Gruppe im Vordergrunde der entgegengesetzten Seite ist ruhiger. Eine Frau naht bittend mit einem kranken Kind, eine zweite, kniende mit zwei Kindern, macht letztere auf den Heiligen mit deutender Hand aufmerksam. Ein schon Geheilter neben ihr nimmt ruhig die Stricke ab, mit denen man ihn gefesselt hatte. Über der Gruppe der Besessenen fliegt ein grauer Klumpen dämonischer Mißgestalten mit Feueraugen und Feuerrachen durch die Lüfte davon, von der andern Seite schweben, wie von einem Sonnenstrahl getragen, drei Engelkinder mit Palmen und Blumenkränzen herein. Die Figuren des Vordergrundes treten im hellsten Tageslichte gegen die mittleren halbdunklen Partien heraus. Die den Hintergrund abschließende Apsis ist von gedämpftem Sonnenlicht durchzittert.

Iltis (Mustela) wird schon bei den Römern erwähnt; Plinius (XX 13 51) erwähnt, daß er sich im Kampfe gegen giftige Schlangen durch Genuß der Raute (Ruta graveolens) vorher schütze. Eine Analogie finden wir bei den Dalmatinern (313), nur vertritt dort die Stelle des Iltisses die Blindschleiche (glavor) und statt der Raute wird der Hasenkohl oder das Basilienkraut angewendet.

Abb. 108. Immergrün (Vinca minor)

Immergrün (Vinca minor L.), das kleine Sinngrün, Singrün, Totenmyrte, Totenviole, eine Apocynazee. Dioskurides (151 IV 7) schreibt: Ihre Blätter und Stengel, mit Wein getrunken, beschwichtigen Durchfall und Dysenterie; mit Milch und Rosen- oder Zypergrassalbe im Zäpfchen eingelegt, heilen sie Gebärmutterleiden. Gekaut lindern sie auch Zahnschmerzen und helfen aufgelegt beim Biß giftiger Tiere. Man sagt, daß sie, mit Essig getrunken, die von der Aspisschlange Gebissenen heilen.

Singrün ist das Sinnbild der Treue und den Jungfrauen geweiht. Ein Singrünkranz schützt den Toten vor Verwesung. Singrün wird als Abkochung zu Umschlägen bei Hautkrankheiten verwendet. Wenn aus einem Immergrünstrauch ein Kranz für einen Toten gerissen wurde, so soll es nicht gut sein, aus demselben Strauch einen Kranz für eine Braut zu nehmen, denn dieselbe würde nicht lange leben (Bukowina 140).

Isländisches Moos (Lichen islandicus L.), Lungenmoos, Brockenmoos, Miseré (Tirol), isländische Flechte, eine Flechte. In der europäischen Volksmedizin wird es bei Brustleiden, Katarrhen, Blutspucken verwendet; mit Karragheenmoos (Chondrus crispus, Alge) und dem Wurzelstocke von Engelsüß (Polypodium vulgare L.) gibt es einen sehr verbreiteten Hustentee, ferner mit Schokolade die Moosschokolade.

St. Johannes, der Heilige, der in der Volksmedizin Europas eine führende Rolle spielt. Bünker (98) berichtet über eine originelle Verwendung des Johanneskopfes in Pleßnitz (Kärnten). In Pleßnitz steht ein altes Kirchlein, das zur Pfarre Leoben

gehört und von hier aus versehen wird. Das Kirchlein ist Johannes dem Täufer geweiht. Auf einem links vor dem Hauptaltar befindlichen Seitenaltar steht eine hölzerne Schüssel und in derselben liegt das Haupt des hl. Johannes in fast natürlicher Größe. Schüssel und Haupt sind aus einem Stück Holz geschnitzt. Es kommen viel Kopfleidende aus weiter Ferne herbei. Bedeckt der Kranke das Haupt des hl. Johannes mit seinem Hut und ruft er den hl. Johannes im Gebet um die Erlösung von den Kopfschmerzen an, so sei das noch fast nie ohne Erfolg gewesen. Viele haben den Schmerz, den sie jahrelang nicht losgeworden sind, verloren, sobald sie die Kirchentüre verlassen und den Hut, der auf dem geweihten Johanneskopf gelegen ist, aufgesetzt hatten. (Siehe Gehirn- und Nervenkrankheiten.)

Bei der Zagkeusche, sie liegt einen guten Büchsenschuß von der Kirche weg, ist ein Kirschbaum gestanden. In der Erde, am Stamme des Baumes anliegend, hat man nach einer Sage das Haupt mit der Schüssel gefunden und hat es in die Kirche gebracht. Seine Wunderkraft aber hat sich bald gezeigt. Zum Danke dafür, daß Gott Vater das Haupt hat finden lassen, hat man ein geweihtes Bild, das den Himmelvater darstellt, an dem Kirschbaum befestigt. Der Kirschbaum hat müssen umgehauen werden, weil er schon sehr alt war. An seiner Stelle steht jetzt eine Standsäule, an der das Bild Gott Vaters angebracht ist. Seit der Zeit, als das Johannishaupt gefunden worden ist, es sind das schon viele Jahrhunderte her, geht man jährlich zweimal zu diesem Bild in Prozessionen „tafeln".

Abb. 109. Haupt des hl. Johannes von Pleßnitz

Als Bünker einen Knecht fragte, was unter dem „Tafeln" zu verstehen sei, führte ihn dieser auf den Dachboden der Kirche. Dort zeigte er ihm mindestens 15 Stück eigenartige Klapperapparate, wie Bünker solche zuvor nie gesehen hatte. Wie das Bild zeigt, besteht die Vorrichtung aus einem Brettchen, das etwa 40—50 Zentimeter lang und zirka 15 Zentimeter breit ist, in das rechts und links zwei kleine aufrechtstehende Brettchen verzapft und durch einen Draht verbunden sind, an dem sich acht hölzerne Hämmer bewegen. Zwischen den einzelnen Hämmern sind ausgehöhlte Stückchen von Holunderzweigen auf den Draht wie Perlen aufgefädelt und halten die Hämmer auseinander. Das eine der senkrecht stehenden Brettchen läuft nach unten in einen Stiel aus, der als Handhabe dient. Sie wird mit der linken Hand gefaßt, während die rechte Hand das andere Ende des wagrechten Brettes erfaßt. Wenn der Apparat so in die Hände genommen wird, so stehen die Köpfe der Hämmer von dem ab, der den Apparat hält. Durch ein entsprechendes Auf- und Abschwingen des Apparates heben sich die Hämmer und fallen dann klappernd auf das Brett nieder. Unter den ungefähr 15 Apparaten waren solche, die bis zu 30 und 40 Hämmer hatten und durch zwei Burschen gehandhabt werden müssen. Die Klappervorrichtungen wurden von dem Knecht „Tafeln" genannt.

Auf Bünkers Frage, wie das Tafeln vor sich gehe, berichtete der Knecht: An einem bestimmten Tage versammeln sich die Leute der Umgebung in der Kirche und ziehen von dort zum Gott-Vater-Bilde. Voran gehen die Buben und Burschen mit den Tafeln und „tafeln" den ganzen Weg hindurch. Vor dem Gott-Vater-Bilde werden Gebete verrichtet,

dann kehrt man unter fortwährendem Tafeln wieder zur Kirche zurück, wo sich der Zug auflöst. Der Gewährsmann erzählte noch, daß das Tafelngehen strenge eingehalten werden müsse, denn es sei schon vorgekommen, daß das Johanneshaupt, wenn die Leute lax geworden sind und das Tafelngehen durch längere Zeit unterblieben war, auf einmal spurlos aus der Kirche verschwunden gewesen ist. Erst nach langer Zeit hat man das geweihte Haupt dann wieder durch einen glücklichen Zufall irgendwo gefunden. Es wäre, so schließt Bünker, gewiß von großem Interesse, Näheres über diesen volkstümlichen Gebrauch zu erfahren, und zwar: 1. darüber, ob dieser Gebrauch in gleicher Form auch an anderen Orten ausgeübt wird; 2. darüber, ob, wenn der Gebrauch weiterhin vorkommt, ihm dann derselbe oder ein anderer Name zukommt; 3. über den Namen, der dem Gebrauche gegeben ist („Tafeln" heißen die Klapperapparate, „Tafeln" heißt aber auch die ganze Handlung); 4. über gleiche, ähnliche oder andere Klapperinstrumente, die bei gleichen oder ähnlichen Gebräuchen in Verwendung stehen.

Frischbier (203) berichtet aus Preußen: Damit der Zauberer keine Macht über das Vieh habe, macht man am St.-Johannis-Tage (24. Juni) vor Sonnenaufgang auf die Tür des Stalles 3 Kreuze mit einem Teerpinsel (Jerrentowitz, Dönhoffstädt). Im Ermlande zeichnet man an diesem Tage mit einem vom Priester geweihten Stück Kreide einen Kranz an die Tür des Viehstalles, während man im Samlande, womöglich mit dauerhafter Ölfarbe, Kreuze an alle Türen malt, damit der Hexe jede Macht benommen werde. In Litauen wird zu gleichem Zweck ein Kreuz an jede Stalltüre gezeichnet. Ferner wird aus neunerlei Blumen ein Strauß gebunden und oben in denselben ein Dornstrauß gesteckt. Dieser Doppelstrauß wird mit 2 Stöckchen an einem Zaun im Dorfe befestigt. Wenn die Hexe kommt, setzt sie sich auf die Dornen und kann nicht herunter. Der Johannistag ist überhaupt für den Landmann sehr bedeutungsvoll und namentlich ist's der Abend, der ihm große Sorge macht. Am Johannisabend treiben die Hexen vorzugsweise ihr Wesen, wie am Christabend. Daher die schützenden Kreuze; auch wird Stahl in die Krippen oder vor die Stalltüre gelegt; das Vieh aber wird mit Strängen von Bast angebunden, denn „Bast — hölt fast (hält fest)!" sagt die Hexe. — Ferner versäumt es der Landmann nicht, an demselben Abend Bilsenkraut, Kletten, Beifuß, Baldrian, Koriander oder Dill unter das Dach oder in die Pfosten des Stalles zu stecken, den Kühen Kerbel oder Kalmus zu geben und ihre Hörner und Euter mit Fenchel zu bestreichen. Auch pflegen in jeder guten Wirtschaft noch vom ersten Pfingstfeiertage her 3 große Äste Laub über dem Eingange des Stalles zu stecken, diese bilden die trefflichsten Wächter. Die eintretende Hexe muß nämlich sämtliche Blätter an den Ästen zählen, und oft ereilt sie die abrufende Mitternachtsstunde, ehe sie dieses Werk vollbracht hat.

Abb. 110. Apparat für das „Tafeln"

Wichtig ist es, sich die sog. Johanniskräuter zu verschaffen. Diese müssen jedoch am 23. Juni gesammelt worden sein, wenn sie wirken sollen. Als solche gelten

dem Volke: die Ragwurzarten, die Orchisarten (Bullenbeutel und Kuheuter genannt), Wiesenknöterich, Baldrian, Hahnenfuß u. a. Die Wurzeln dieser Kräuter werden fein zerhackt, mit Gerstenmehl verknetet und in Pillen geformt, von welchen jeder Kuh 9 Tage vor Johanni 3 eingegeben werden. — Man zählt ferner zum Johanniskraut: Nachtschatten, Nachtlilie (Orchis), Christi-Wunden-Kraut (Hypericum perforatum), Alant (Inula), Larant (Gentiana Pneumonanthe), Gundermann (Glechoma hederacea), Liebstock, Besenmill (Beinmill, Symphytum?) usw. 7, 9 oder 13 solcher Kräuter nimmt man zusammen, streicht damit den Rücken jeder Kuh bis ins Kreuz und gibt ihr eine Handvoll ein; dann hat die Hexe keine Macht, die Milch zu benehmen. In der Hohensteiner Gegend kocht man gegen verschiedene Krankheiten Tee aus den Blüten der am Johannisabend gewundenen Kränze.

St.-Johannes-Übel ist die fallende Sucht, die Epilepsie.

Wunderbare Dinge wissen von der Johanniszeit Jägerburschen von altem Schrot und Korn, kluge Schäfer und vor allem die Kräuterweiber der Apotheken zu melden. In ihr werden die immer treffenden Freikugeln gegossen, wozu an einigen Orten Johanniswürmchen und Johanniskäfer notwendige Erfordernisse bilden. Das Johanniskraut hat an diesem Tage rote Tropfen, die man findet, wenn man die Pflanze behutsam mit der Wurzel ausgräbt. Im Brandenburgischen wird behauptet, wenn man mit dieser Flüssigkeit das Innere eines Flintenlaufes bestreiche, so treffe man mit jedem Schuß aus diesem Gewehr. Ebendaselbst heißt es: Wer in der Johannisnacht in der Geisterstunde Rainfarn (Tanacetum) sammelt und bei sich trägt, macht sich damit unsichtbar. Gottesgnadenkraut, Johannishand, Teufelsabbiß, Fünffingerkraut, Holunderblüte, Herrgottsäpfel, Liebstöckel, Mannstreue, Eisenkraut, Mistelzweige sind, an diesem Tage gesammelt, besonders gute Schutzmittel gegen Erkrankung durch Zauber. Ferner gräbt man in dieser Zeit die Wurzel der Wegwart oder der wilden Zichorie aus, die ebenso viele übernatürliche Kräfte hat wie der Farnsamen. Es muß aber die sehr selten auftretende männliche Pflanze sein, die man an ihrer weißen Blume erkennt (Busch 104).

Abb. 111. Johanniskraut (Hypericum perforatum)

An manchen Orten wächst, in der Mark behauptet man: am Johannistage mittags zwischen 12 und 1 Uhr, eine handförmig gestaltete Pflanze aus der Erde, welche man die „Johannishand" nennt und die gegen verschiedene Übel gut sein soll. Namentlich bestreicht man Personen, welche an Flüssen leiden, mit ihr (104). Diese Johannis- oder Glückshändchen (Radix palmae Christi) sind die Knollen von Knabenkrautarten (Orchis maculata L., O. latifolia L.). Kräutern, welche am St.-Johannes-Tage gesammelt werden, wird auch bei den Huzulen (351) Heilkraft zugeschrieben; man nennt sie „Iwanske žile", d. h. Johanniskraut. In Sergie (Bukowina) sah Kaindl, daß aus derartigen Kräutern einem Kind ein Bad bereitet wurde. Alte waschen sich in einem Absud dieser Kräuter.

Johanniskraut (Hypericum perforatum L.), Hartheu, Tüpfelhartheu, Teufelsflucht, Elfenblut, Christi Kreuzblut, Unseres Herrgotts Blut-

kraut, Unseres Herrgotts Wundenkraut, St.-Johannes-Blut, Hexenkraut, Jagemichel, Jageteufel, Hartenaue, Teufelsbanner, Teufelsflucht.

Dioskurides (151 III 161) schreibt: Es ist ein sparriger, spannenhoher, rötlicher Strauch und hat eine Blüte wie die Levkoje, welche, zwischen den Fingern zerrieben, einen blutähnlichen Saft abgibt, weshalb es auch Androhaimon (Männerblut) heißt ... Es hat eine harntreibende und, im Zäpfchen eingelegt, eine die Menstruation befördernde Kraft. Mit Wein getrunken, vertreibt es das vier- und dreitägige Fieber, der Same, 40 Tage genommen, heilt Hüftweh, und die Blätter samt den Samen als Umschlag heilen Brandwunden.

Die Blätter sehen infolge lichter Drüsenpunkte wie durchstochen aus. Der aus den gelben Blumenblättern beim Zerquetschen quellende Saft wird an der Luft rot. Diese Umstände haben das um Johannis (24. Juni) erblühende Kraut, das der Teufel vor lauter Wut durchstochen hat, als wunderlätiges erscheinen lassen. Es dient wider verhextes Vieh und wird unter die Schwelle gegraben. Zum Verscheuchen von Gewittern wird Johanniskraut auf den Herd geworfen. In der Havelgegend hört man bei starken Gewittern den Vers:

Ist denn keine alte Fraue,
Die kann pflücken Hartenaue,
Daß sich das Gewitter staue?

Unseres Herrn Gottes Wundkraut — so weit verstieg man sich in den Komplimenten für das wunderbare Kraut! Mit Dosten (Origanum vulgare) und dem Sumpfporst (Ledum palustre, „weiße Heid") begegnen wir der die 5 Blumenblätter zur Erinnerung an Christi Wunden tragenden Pflanze in dem Vers:

Dosten, Hartan, weiße Heid'
Tun dem Teufel alles leid.

Merkwürdig ist die Verwendung des Johanniskrautes in Schlesien zum Liebesorakel. Der aus den Stielen der Blüten beim Abreißen hervorquellende rote Saft bleibt manchmal aus oder ist grau gefärbt. Dies wird nun als günstig oder ungünstig aufgenommen und durch den Spruch angedeutet:

Bist mir gut,
Gibst mir Blut,
Bist mir gram,
Gibst mir Schlamm.

Mit Kränzen aus Johanniskraut schmücken sich die um das Johannisfeuer Tanzenden und werfen nach dem Erlöschen der Feuer die Kränze auf die Dächer der Häuser, damit diese vor Brandschaden gesichert bleiben. In dem am Mariä-Himmelfahrts-Tage geweihten Buschen, der aus 9 Kräutern besteht, darf nach schwäbischer Vorstellung das Johanniskraut nicht fehlen. Außer ihm zählt Neidhart auf: Thymian (Thymus), Gartenraute (Ruta), Gundelrebe (Glechoma), Wurzel und Kraut von der Meisterwurz (Imperatoria), vom Teufelsabbiß (Scabiosa), Liebstöckel (Levisticum), Eberraute (Artemisia abrotanum) und das Kraut der Mauerraute (Asplenium Ruta muraria) (Kronfeld 388).

In den Hexenprozessen spielt Johanniskraut eine Rolle. Ein aus Johanniskraut gebrauter Trank vernichtete die Macht des Teufels und zwang die Gefolterten, die Wahrheit zu sagen. In Tirol bewirkt es, in die Schuhe gelegt, daß man bei weiten

Gängen nicht ermüdet (104). Das Hexenkraut wird in Bayern, mit Baumöl gesotten, bei Verrenkungen und Ausschlägen gebraucht; die in Bayern einzige Zubereitung mit kochendem Öle spricht für Import dieses Mittels aus Italien; dieses rote Öl wird „Johannesblut" genannt (300).

Von den Wenden in Preußen berichtet Beckenstedt (727): Den Kranz, welchen man am Johannistag aus Johanniskräutern gewunden hat, muß man im nächsten Jahr am Johannistage verbrennen und damit das Vieh im Stalle räuchern. Hat man das getan, so bleibt das Vieh in dem Jahre vor Unheil bewahrt. Am Johannistage muß man einen Strauß von 9 verschiedenen Johanniskräutern binden und in der Stube am Balken aufhängen. Ist jemand in der Familie krank geworden, so muß man ihm aus den Kräutern dieses Strauß einen Trank brauen. Gibt man ihm denselben ein, so wird er gesund. Das Johanniskraut oder Hartheu, welches man in der Johannisnacht gesammelt hat, schützt vor dem Einflusse der Hexen und bösen Geister. Ein Tee von Johanniskraut ist gut gegen Erkältung.

Abb. 112. Judenkirsche (Physalis Alkekengi)

Holuby (309) schreibt uns von den Slowaken: Der Volksmeinung nach haben alle am Johannistage gepflückten Pflanzen besondere Heilkräfte. Derlei Kräuter werden meist zu Räucherungen gebraucht.

Die Slowenen (144) bereiten ein Johannisblumenöl. Die Blüten gibt man in eine Flasche, gießt feines Öl darauf und läßt es 30 Tage an der Sonne ziehen. Sodann preßt man es durch ein Tuch, vermengt es mit etwas Kampfer, Rosmarinöl und Wacholderbeeröl, stellt es nochmals 3 Tage an die Sonne, und dann ist es zur Verwendung fertig.

Judenkirsche (Physalis Alkekengi L.), Blasenkirsche, Schlutte, Teufelspuppe, eine Solanazee mit eßbarer Beere und giftigen Blättern. Die Beeren waren als Baccae Alkekengi offizinell. Es ist nicht sicher, ob Dioskurides (151 IV 72) diese Pflanze meint, wenn er von Strychnos Halikabos hervorhebt, daß sie die Gelbsucht vertreibe, da sie harntreibend wirke. Holuby (309) berichtet von den Slowaken: Bei Urinbeschwerden trinkt man eine Abkochung von der Frucht samt Kelchen; gegen Hexenschuß reibt man die Kreuzgegend mit den roten aufgeblasenen Fruchtkelchen ein; auch die reifen Beeren werden gegen dieses Übel in der Kreuzgegend eingerieben. — Bei Blutharnen trinkt man einen Absud der Beeren. Die Beeren finden noch an verschiedenen Orten als Volksarzneimittel Verwendung, werden auch von Armen sowie von Kindern gegessen (372a).

Kalmus (Acorus Calamus L.), eine Arazee. Dioskurides (151 I 2) berichtet: Die Wurzel hat erwärmende Kraft. Eine Abkochung davon getrunken, treibt den Harn, ist auch ein gutes Mittel bei Lungen-, Brust- und Leberleiden, bei Leibschneiden, Zerreißungen und Krämpfen. Sie erweicht die Milz, hilft den an Harnzwang Leidenden und den von giftigen Tieren Gebissenen und eignet sich wie die Schwertlilie zu Sitzbädern bei Frauenkrankheiten. Der Saft der Wurzel vertreibt die Verdunkelungen an dem Augenstern; mit Vorteil wird aber auch die Wurzel den Gegengiften zugemischt. — Bis heute wird er medizinisch viel verwendet; besonders findet der Kalmusspiritus bei Muskelrheumatismus, Sehnenschmerzen usw. Verwendung. Celsus (121) benützt

den Kalmus als urintreibendes Mittel; vom Volke wird der Wurzelstock als Magenmittel, als Liebe erregendes Mittel, auch zu Zahnpulvern und sehr oft als „stärkender", d. h. hautrötender Zusatz zu Bädern benützt. Der Wurzelstock, der fälschlich „Kalmuswurzel" genannt wird, wird als Rhizoma Calami auch in der wissenschaftlichen Medizin verwendet.

Kamille (Kompositе). Dioskurides (151 III 144) beschreibt nach der Farbe der Blüten 3 Arten: Die erste, mit weißen Randblüten, bezieht man auf Matricaria Chamomilla, Kamille, die mit gelben Randblüten auf Anthemis tinctoria L., Färber- oder gelbe Anthemis, früher als „Herba et flores Buphthalmi" gebraucht, die dritte auf Anthemis rosea. Die älteren Botaniker halten sie für Anacyclus officinar. Hayn., gebräuchliche Ringblume, mit unterseits rot gestreiften Randblüten. Dioskurides schreibt: Die Wurzeln, Blüten und das Kraut haben erwärmende und verdünnende Kraft; im Trank und Sitzbade befördern sie die Menstruation, treiben den Embryo aus sowie den Stein und den Urin. Sie werden ferner gegen Blähungen und Darmverschlingung getrunken, vertreiben die Gelbsucht und heilen Leberleiden. Weiter wird ihre Abkochung gegen Blasenentzündung genommen. Am wirksamsten bei Steinbeschwerden ist die purpurblühende. Als Umschlag helfen sie auch bei Geißauge, gekaut heilen sie Soor. Einige wenden sie auch, indem sie dieselben fein reiben, mit Öl zum Einsalben an, um das periodische Fieber zu vertreiben.

Kamillentee ist eines der beliebtesten Hausmittel gegen Bauchschmerzen der Kinder und Erwachsenen, gegen schmerzhafte Periode der Frauen. Verwendet werden jetzt die Blüten der römischen Kamille (Anthemis nobilis L.) und die der gemeinen Kamille (Matricaria Chamomilla L.), deren Blütenboden und angrenzende Stiele hohl sind — dadurch unterscheidet sie sich von ähnlichen Kompositen. Eine „hochheilige" Pflanze, sagt Höfler (300), ist die Kamille, da sie zu den verschiedenartigsten Heilversuchen dient, namentlich bei Koliken der Gedärme, der Blase und der Gebärmutter (daher auch hie und da Mutterkraut genannt). Kamillentee soll krampfstillend, beruhigend, Blähungen treibend wirken; sicher ist wohl nur sein schweißtreibender Effekt. Als dicker Brei wird er heiß auf Geschwüre und Geschwülste gelegt.

Kaninchen (Lepus cuniculus), Karnickel, Kunelle, Murkchen, sieht man in Niederösterreich, ferner in Galizien oft in Krankenbetten. Einem der Verfasser dieses Werkes (K.) wurde der tiefe Sinn dieses Brauches klar, als er in das Getriebe eines Militärspitals Einblick gewann. Die Wärter auf den Schwerkrankenzimmern verleihen an die hochfiebernden, an Lungenentzündung, Gelenksrheumatismen usw. leidenden Kranken Kaninchen; diese werden von den Kranken im Bette gehalten, damit sie die Krankheit anziehen ... Das geschah trotz der strengsten Disziplin und der minutiösesten Reinlichkeit auf den Krankenzimmern ohne Wissen der Vorgesetzten. Einige Wärter liehen ihre Kaninchen aus reiner Humanität her, andere nahmen bis zu 20 Heller als Leihgebühr für 24 Stunden. Vielleicht spielt hier die Erinnerung an die Heiligkeit des Kaninchens mit. Auch den Südslawen ist der Gebrauch von Tieren bei hohen Fiebergraden bekannt. So berichtet v. Hovorka (303), daß die Dalmatiner lebend halbierte Tiere (Katzen, Hühner, Schildkröten usw.) auf die Fußsohlen binden. Die Darstellung von eierlegenden Kaninchen auf den Osterkarten entspricht einem Volksglauben, dem deutschchristlichen Märchen. Es werden nämlich das Kaninchen und der Hase als Symbol des Todes betrachtet, und da Ableben neues Werden hervorruft, so werden sie mit dem Sinnbilde des Lebens in Verbindung gebracht. Das Kaninchen wurde — wahrscheinlich

seiner Fruchtbarkeit halber — der Frühlingsgöttin Ostara, nach welcher das Fest der Auferstehung Christi benannt wird, geopfert. (Siehe Innere Medizin.)

Kantharіden (Cantharidae), spanische Fliege, Pflasterkäfer (Lytta vesicatoria, Cantharis v.). Sie werden zur Darstellung des Spanischfliegen- oder Blasenpflasters verwendet; grob zerstoßene Käfer werden mit Wachs, Terpentin und Öl verarbeitet. Schwächer wirkt das immerwährende Kantharidenpflaster; dieses Pflaster sowie Kantharidentinktur, Kantharidensalbe, Kantharidenkollodium finden in der wissenschaftlichen Medizin Verwendung. Eine ähnlich reizende Wirkung wie der Pflasterkäfer hat die Flüssigkeit, die der Maiwurm, Ölkäfer, Ölmutter (Meloe) bei Berührung aus den Fußgelenken absondert. Kantharidenpflaster und -salbe wird auch in der Volksmedizin zum Blasenziehen verwendet; innerlich werden die sehr heftig wirkenden und die Niere schädigenden Kantharіden in verbrecherischer Weise als Liebes- und als Fruchtabtreibungsmittel verwendet.

Plinius (543 XXIX 94) drückt sich in der Beschreibung und Art der Tötung der Kantharіden übereinstimmend mit Dioskurides (151 II 65) aus und sagt, daß sie brennend und reizend auf den Körper wirken und Blasen machen. „Das Gift sitzt nach einigen Autoren in den Beinen, nach anderen im Kopfe, wieder andere stellen beides in Abrede, doch stimmt man wenigstens darin überein, daß ihre Flügel helfen, das Gift befinde sich, wo es wolle." Nach dieser Darstellung ist es zweifelhaft, ob die klassischen Schriftsteller Lytta oder Meloë meinen. Berendes (Dioskurides 151) schließt sich wohl mit Recht der Ansicht an, daß Dioskurides und nach ihm Plinius Lytta vesicatoria herangezogen haben.

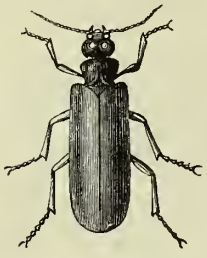


Abb. 113. Spanische Fliege (Lytta vesicatoria)

Karneol, Corneol, französisch: cornaline, ein fleischfarbener Chalcedon. Wer den Stein als Siegelring trägt, läßt sich nicht vom Zorne hinreißen (Aristoteles). Er verhindert Blutung, Eiterung und Geschwürsbildung am Zahnfleisch. Nur geringe Abweichungen hiervon finden sich bei Ibn al-Beithar, welcher sich übrigens fast ausschließlich auf Aristoteles bezieht. Er gibt an, daß der Stein die Furcht bei Streitigkeiten beschwichtige. Dann erwähnt er, daß gebrannter Karneol lockere Zähne erhalte und sie befestige. Bei Marbod, Alex. Neckam, Arnoldus Saxo, Volmar, Thomas Cantimp., Albertus Magnus usw. finden sich auffälligerweise keine weiteren Tugenden des Steines aufgezählt. Die hl. Hildegard, welche den Stein Cornelion nennt, kennt von ihm nur die Anwendung gegen „Nasenbluten"; sie weiß aber, daß er „mehr warm als kalt" ist (Fühner 210).

Goethe schreibt:

Talisman ist Karneol,
Gläubigen bringt er Glück und Wohl;
Steht er gar auf Onyx' Grunde,
Küss' ihn mit geweihtem Munde!
Alles Übel treibt er fort,
Schützet dich und schützt den Ort;
Wenn das eingegrabene Wort
Allahs Namen rein verkündet,
Dich zu Lieb' und Tat entzündet;
Und besonders werden Frauen
Sich am Talisman erbauen! (Westöstl. Divan I Segenspfänder.)

Schon Kazwini bemerkte bei Aufzählung der Eigenschaften des Karneols — arabisch: Akik — daß der beim Feilen oder Polieren abfallende Staub des Akik das Auge und das Herz stärke und ein Mittel gegen Herzklopfen sei (664).

Karragheenmoos (Chondrus crispus Lyngb.), eine Alge des Atlantischen Ozeans und der Nordsee mit Beimengung anderer Algen; Wurmmoos, Isländisches Perlmoos, Gallertmoos, Knorpeltang. Es enthält Schleim, Jod- und Bromsalze. Es wird als reizmilderndes, schwach nährendes Mittel bei Hustenreiz und Darmkrankheiten in der wissenschaftlichen Medizin verwendet.

Die Volksmedizin verwendet Karragheenmoos bei Lungenkrankheiten.

Katze (Felis domestica) war bei den alten Ägyptern ein heiliges Tier, bei den Germanen das Tier der Freia, deren Wagen sie zieht, wurde später ein Objekt des Aberglaubens. Sie ist wahrsagend und hat Zauberkraft; eine dreifarbige Katze, Feuerkatze, schützt das Haus vor Feuer, den Menschen vor Fieber. Dagegen bringt sie auf Rügen und in Tirol Unglück. In der Oberpfalz löscht man Feuersbrünste durch Hineinwerfen einer Katze. Die Katze zieht Krankheiten an sich. Katzenfleisch ist gut gegen Schwindsucht; wer ein Katzenhaar schluckt, wird schwindsüchtig; das Kind, das Katzenhaar schluckt, wächst nicht mehr. Schwarze Katzen dienen zur Heilung der Fallsucht und der Bräune (90). Wenn die Katze sich putzt, kommen Gäste:

> Wie die Katz' auf dem Tritte des Tisches
> Schnurrt und das Pfötchen sich leckt, auch Bart und Nacken sich putzt,
> Das bedeutet ja Fremde, nach aller Vernünftigen Urteil. (Voß.)

Nach Celsus (121) wirkt Katzenfett erwärmend. Im germanischen Volksglauben gilt bekanntlich die schwarze Katze als Hausgeist, ja Gefolgsgeist des Hausvaters; nach altdeutscher Ansicht stirbt die schwarze Katze vor dem Hausherrn. Träumt man in der Christnacht von einer schwarzen Katze, so erkrankt man nach Neujahr gefährlich. Putzen sich zwei Katzen unter dem Fenster einer Krankenstube, so sind des Kranken Stunden gezählt. Wenn die Katze traurig miaut, so glaubt man in Schwaben, daß im Hause bald jemand sterben werde. Läuft sie jemand über den Weg, so hat er Unglück zu befürchten, läßt sie in Bayern und Tirol beim Fressen Brocken liegen, so wird das Korn wohlfeil. Ein Mädchen muß die Katzen liebkosen, dann bekommt es einen schönen Mann, heißt es in der Wetterau, in Schlesien und in Tirol; Männer dagegen, welche Katzenfreunde sind, verheiraten sich nicht. Im Aargau ruft man der Katze gegen Beherxung zu:

> „Buseli, mach miau,
> Lueg döt goht (dort geht) en alti Frau". —

Auch dient sie zur Besegnung, wenn man ein Kind heilen will, welches sich verletzt hat. Zahlreich sind die nord- und süddeutschen Sagen, nach denen sich Hexen in Katzen verwandelten (Busch 104). Läßt man Katzenaugen 3 Tage im Salzwasser und 6 Tage darauf an der Sonne, so kann man sie in Silber fassen lassen; sie sind dann ein Amulett, das dazu verhilft, besser als andere sehen zu können (Grimm, D. Myth. 634).

Es besteht bei den Rumänen in der Bukowina (140) der Glaube, daß, wenn eine Katze von irgendwelchen Speisen nascht und hierauf die Kinder davon essen, dieses denselben schaden könnte; um sie nun vor Schaden zu schützen, wird der Katze die Schwanzspitze abgeschnitten.

Bei den Moslems in Syrien werden die Katzen gut behandelt, weil man von ihnen glaubt, daß sie über die Menschen wachen. Doch darf man sie nicht streicheln oder liebkosen, sonst wünschen sie, um der Zärtlichkeit nie wieder verlustig zu gehen, den Menschen Kinderverlust (664).

Kerbelkraut (Anthriscus silvestris Hoffm.), eine Umbellifere. Holuby (309) schreibt von den Slowaken: Frische Blätter, mit Schweineschmer zerschlagen, legt man auf die angeschwollene Magengegend. Wenn die säugenden Mütter die Säuglinge abstellen, legen sie sich frische Blätter dieses Krautes auf die Brüste, damit diese nicht verhärten und der Milchzufluß gehindert werde.

Der Gartenkerbel (Scandix cerefolium L.) war eine Heilpflanze der Schola Salernitana (561):

Abb. 114. Kerbelkraut (Anthriscus silvestris)

I.

Dem krebs Kerbelkraut hülffe thut,
Mit honig vnd wein ist sonst auch gut
Für wentag leibs, für Vndavn auch,
Vnd macht Dir hart den weichen bauch.

II.

In Krebs mit Honig man soll Kärbel überschlägen,
In Wein getrunken, thuts die Seitenschmerzen jagen.
Der Kärbel treibt den Harn und stopffet doch den Bauch,
Stellt ein das Speyen, ist derhalben im Gebrauch.

Kinderblut war ein Heilmittel der älteren Volksmedizin (Reminiszenz an das altdeutsche Kinderopfer 300). (Siehe Blut.)

Kinderherz. Für Räuber und Diebe galten früher als ein Schutzmittel die Herzen ungeborener Kinder; diese wurden roh, wie sie dem Leibe der Mutter und dem Körper des Kindes entrissen waren, in so viel Stücke geschnitten, als Teilnehmer waren, und deren eins von jedem genossen. Wer so von 9 Herzen gegessen, konnte, welchen Diebstahl oder sonstiges Verbrechen er immer begehen mochte, dabei nicht ergriffen werden, und, wenn er dennoch durch einen Zufall in die Gewalt seiner Gegner geraten sollte, sich unsichtbar machen und so seinen Banden sich wieder entziehen. Die Kinder mußten aber männlichen Geschlechtes sein, weibliche taugten dazu nicht. — Derartige Fälle sind aus Deutschland, Böhmen und Bosnien bekannt.

Kirsche (Prunus avium L.), Vogelkirsche; Sauerkirsche, Baumweichsel (P. Cerasus L.), Rosazeen. Dioskurides (151 I 157) berichtet: Die Kirschen, selbst auch frisch genommen, machen offenen Leib, trocken aber stellen sie den Stuhlgang. Das Kirschengummi, mit einem gemischten Trank (Wein und Wasser) genommen, heilt chronischen Husten, macht eine gesunde Farbe, scharfes Gesicht und Appetit. Mit Wein getrunken, ist es denen gut, die an Blasensteinen leiden.

Das älteste deutsche Beispiel für blühende Bäume der Weihnacht findet sich im „Leben der hl. Hedwig", die um 1180 in Franken geboren wurde. Als die Heilige noch jung war, kam am Weihnachtstage jemand und berichtete, daß im Garten ein Kirschbaum in frischen Blüten stehe. Da die Blumen am unteren Teile des Baumes

sproßten, sagte Hedwig: „Das ist ein Zeichen künftigen Sterbens. Viele Arme werden dieses Jahres vergehen.“ Und wie sie vorausgesagt, so hat es sich ereignet. In Tirol wird in der ersten Klöpfelnacht — die Klöpfelstage sind die 3 Weihnachten unmittelbar vorausgehenden Donnerstage — um einen Kirschenstamm Kalk eingegraben, um den Baum durch die hierbei entwickelte Wärme bis Weihnachten zur Blüte zu bringen. Dadurch ist uns aber eine physikalische Erklärung für den leuchtenden Baum der Christnacht gegeben, der, auch ohne direkte Absicht, infolge der Nähe von Kalkgruben, lauer Abfallwässer oder sich selbst erhitzender Düngerhaufen um die Weihnachtszeit zur Blüte gebracht werden kann (388).

Die Früchte von P. Cerasus mit den blausäurehaltigen Kernen sind noch jetzt offizinell; die Stiele, Stipites Cerasorum, sind ein Volksmittel gegen Blutungen und ein Fruchtabtreibungsmittel.

Die Schola Salernitana (561) lehrt:

Der Kirschen schaln den magn fegt.
Der Kern des steines wentag legt,
Der safft macht dir ein gut geblut;
Die drey gehn auß den Kirschen gut.

Eß frische Kirschen, denn sie reinigen den Magen,
Und machen gut Geblüt, den Stein thun sie verjagen.

Klatschnelke (Silene inflata L.), Taubenkropf, Leimkraut, eine Karyophyllazee. Das Kraut war in Deutschland offizinell. Holuby (309) meldet von den Slowaken: Mit diesem Kraut und mit Ziest (Stachys recta) und Salbei werden die Beschrieenen geräuchert.

Klatschrose (Papaver rhoeas L.), Klatschmohn, Klappermohn, Feuerblume, Gichtblume, Feldmohn, eine Papaverazee. Die Blätter werden als einhüllendes und linderndes Mittel verwendet. Sie enthalten eine Spur Opium.

Klebkraut (Galium aparine L.), kletterndes Labkraut, eine Rubiazee. Das aus der frischen Pflanze ausgepreßte und mit Schweinefett gut zerriebene Wasser gibt eine Salbe für Krebswunden. Auch nimmt man zuerst ein Abführmittel und dann trinkt man eine Abkochung des Krautes gegen dasselbe Leiden (Slowaken 309). — Der ausgepreßte Saft wurde gegen Wassersucht als harntreibendes Mittel verwendet; auch sollte die Pflanze gegen Brustbeschwerden und Drüsenverhärtungen (Krebs?) heilsam sein (372 a).

Klee (Trifolium pratense L.), Rotklee, Wiesenklee, und verwandte Leguminosen. Celsus (121) führt Semen trifolii nur an einer Stelle an, und zwar als urintreibendes Mittel; diese Wirkung hat das Mittel in der Tat. Der vierblättrige Klee gilt in Mitteleuropa als glückbringend.

Wie innig die Vorstellung vom vierblättrigen Klee mit deutscher Denkart verknüpft ist, zeigt Rückert in seinen „Kinderjahren“; er sagt:

Wieviel Zeit ich damals hatte,
Als ich stundenlang am See
Suchte nach dem vierten Blatte
An dem dreiblättrigen Klee.

Am Tage vor Bartholomee
Sprach ich: Nun blüht mir nimmer Klee!
Da fand ich an der Statt
Noch ein vierblättrig Blatt.

Der Wiesenklee, von dem in den meisten Fällen das zauberische Blatt genommen wird, wurde anfangs der schönen Blumen wegen in den Gärten gehalten, erst in der josephinischen Zeit erkannte man seinen hohen wirtschaftlichen Wert.

Nicht nur das Zusammentreffen der Blütezeit mit einem kirchlichen Feiertag, auch die Blattform des Klees ist in den Dienst christlicher Symbolik gestellt worden. In Irland ist das Kleeblatt das dem hl. Patrick geweihte Nationalzeichen. Die Legende erzählt, daß der fromme Mann den Iren, die den Begriff der Dreifaltigkeit nicht zu fassen vermochten, ein Kleeblatt gezeigt habe, an dem drei Blättchen aus einem Stiel hervorwachsen. Zur Erinnerung daran nahm die „grüne Insel" den Wiesenklee mit der Harfe der alten Barden in ihr Wappen. Wie auch hier Christentum über Heidentum obsiegte, zeigt der Umstand, daß schon den Druiden der Klee eine heilige Pflanze war, die im Zauberkessel nicht fehlen durfte. Vom vierblättrigen Klee meinen die Leute, man müsse ihn an Sonntagen im Gebetbuch in die Kirche mitnehmen, dann wirke er um so kräftiger. Und wenn man an einem Sonntag vor Sonnenaufgang vierblättrigen Klee pflückt und im Schuh versteckt, so erkennt man in der Kirche alle Hexen. Fünfblättriger Klee gilt hingegen in Italien (269a) als unglückbringend. Vielleicht hängt auch mit der symbolischen Beziehung des Kleeblattes zur christlichen Religion seine Verwendung als Motiv in der gotischen Baukunst zusammen (Kronfeld 388).

Abb. 115. Klatschrose (Papaver rhoeas)

Kleie. Unter Kleie versteht man die beim Mahlen des Getreides zu Mehl in Form gröberer oder feinerer Partikelchen erhaltenen Abfälle, welche die zelluloserreichen Hüllen, außerdem aber auch Mehlteilchen, Kleber (Eiweißstoff) usw. enthalten. — Celsus (121 ed. Frieboes) bezeichnet die in Essig oder Wein gekochten Kleien als gelinde zerteilendes und erweichendes Mittel. Kleienbäder und -umschläge werden in der Volksmedizin sehr häufig bei Abszessen, Ausschlägen usw. verwendet.

Klette (Lappa officinalis L.), ferner L. minor, L. tomentosa, Kompositen. Dioskurides (151 IV 105) schreibt: Die Wurzel ist groß, innen weiß, außen schwarz. Diese, in der Gabe von 1 Drachme mit Zirbelnüssen getrunken, hilft bei Blutspeien und Lungengeschwüren; fein gestoßen als Umschlag lindert sie die von Verrenkungen herrührenden Gliederschmerzen. Auch die Blätter werden mit Nutzen auf alte Wunden gelegt. Die Wurzeln der Klettenarten waren als Radix Bardanae offizinell, werden noch heute als blutreinigende Mittel genommen. Das Extrakt der Klettenwurzel ist ein beliebtes, angeblich Haarwuchs beförderndes Mittel. Das Klettenwurzelöl, ein Haaröl, hat mit der Klette nichts zu schaffen.

Klistier ist ein altes Hilfsmittel der wissenschaftlichen und der Volksmedizin, das der Mensch angeblich den Tieren abgeguckt hat; der ägyptische Ibis soll sich mit seinem Schnabel klistieren. Wir verdanken Celsus (121 Ed. Frieboes II 12) eine sehr gute Darstellung dieses Hilfsmittels. Man solle sich der Klistiere nicht oft bedienen, sondern sie ein- oder höchstens zweimal nehmen, wenn der Kopf schwer ist und Schwarzwerden vor den Augen sich einstellt, wenn Krankheit des Dickdarmes oder Schmerz im Unterleib oder

den Hüften vorhanden ist, wenn sich im Magen gallige Stoffe anhäufen oder sich daselbst Schleim oder wasserähnliche Flüssigkeit sammelt, wenn die Winde schwerer abgehen, wenn der Stuhlgang nicht von selber erfolgt; besonders aber, wenn Kot nahe dem After vorhanden ist und innen zurückbleibt, oder wenn der Kranke, ohne Stuhlgang zu haben, merkt, daß seine Blähungen nach Kot riechen, oder wenn die Exkremente verdorben sind, oder wenn das Fieber nicht rasch durch Fasten von Anfang an gehoben wird, oder wenn es nötig ist, zur Ader zu lassen, die Kräfte dies aber nicht erlauben oder die günstige Zeit dazu vorübergegangen ist, oder wenn jemand vor einer Krankheit viel trank, oder wenn ein Mensch, der oft entweder mit Absicht oder zufällig abführte, plötzlich Verstopfnng bekommt. Zu beachten ist aber, daß man nicht vor dem dritten Tage das Klistier setzt, nicht, wenn die Verdauung nicht gänzlich beendet ist, nicht bei schwachen und durch lange Krankheit erschöpften Personen, auch nicht bei solchen, die täglich ihre gehörige Ausleerung oder gar Durchfall haben. Ebenso darf man das Klistier auch nicht während eines heftigen Krankheitsanfalles setzen, weil sonst dasselbe im Leibe zurückgehalten wird, zum Kopf ansteigt und dann eine weit größere Gefahr hervorruft. — Am Tage vor dem Setzen des Klistiers muß der Kranke fasten, um dafür vorbereitet zu sein; an dem bestimmten Tage selbst trinke der Patient einige Stunden vor dem Geben des Klistiers warmes Wasser, um die oberen Teile anzufeuchten. (!) Hierauf gebe man, falls man mit einem leichten Mittel zufrieden ist, ein Klistier von reinem Wasser. Will man etwas Stärkeres geben, so nehme man Wassermet dazu. Soll das Klistier ganz milde sein, so nimmt man dazu Wasser, in welchem Bockshornklee, Gerstengraupen oder Malven abgekocht worden sind.

Abb. 116. Spritze aus Vogelknochen und Gummi, mit welcher berauschende Klistiere aus den zerstoßenen Samenkörnern des Angikobaumes (Pariká) verabreicht werden, gemischt mit Wasser und Asche des Imbauwabaumes Karipuna. Am Rio Madeira, Brasilien

(Gesammelt von Joh. Natterer 1817—1835, K. K. Naturhist. Hofmuseum in Wien, Inv.-Nr. 1050)

Die Klistiere kann man ihrer Wirkungsweise nach unterscheiden in solche, die lediglich den Darm ausdehnen und ausfüllen sollen, in solche, die durch ihre ölige oder seifige Beschaffenheit die Darmwand schlüpfrig machen sollen, in solche, die durch lokalen Reiz die Darmbewegungen anregen sollen, und in solche, die erweichend und verdünnend auf die Kotmassen, bzw. wegspülend auf die Darmwürmer wirken sollen. Für jede dieser Arten führt Celsus ein passendes Rezept an. Schlüpfrig machen den Darm die Klistiere mit Öl, Soda, Honig; reizend wirken Salzwasser, Seewasser und auch reines Wasser. Da stark wirkende Klistiere erfahrungsgemäß große Schmerzen machen, ist es wünschenswert, durch Zusätze die Schmerzhaftigkeit der Klistiere mildern zu können, ohne daß dieselben ihrer abführenden Wirkung verlustig gehen. Man macht zu diesem Behufe Zusätze aus der Gruppe der Schleimmittel, von denen unser Autor mehrere anführt. Genannt seien vor allem Gerstengraupen, deren Zugehörigkeit zu den schleimigen Substanzen (in Form der Abkochung) jedem Laien bekannt ist.

Die Geschichte des Klistiers ist recht dramatisch. Molière hat das Instrument auf die Bühne gebracht. Es ist auch das Thema mehrerer Kunstblätter. Holländer (307) liefert 2 Bilder, welche die Mode des Klistierens persiflieren. Auf dem einen Bilde sehen wir einen Arzt mit dem Klistier, einen zweiten mit dem Abführmittel, einen dritten beim Aderlaß — das waren lange Zeit die Hauptmittel der wissenschaftlichen und sind

es bis heute der Volksmedizin (s. Abb. 3). Auf dem zweiten Bilde führen Ärzte ein merkwürdiges Instrumentalkonzert auf — die Klistierspritze hat die Führung. (Siehe Tafel.)

Auch die Verwendung von Klistieren zur Einführung von Medikamenten ist in der Volksmedizin nicht unbekannt.

Abb. 117. Gefleckte Knabenkraut (Orchis maculata)

Knabenkraut (Orchis maculata L.), das dreiblättrige Knabenkraut (O. latifolia L.), gemeines Knabenkraut (O. Morio L.), Orchideen. Die handförmig geteilten Knollen spielen unter dem Namen Johannis- oder Glückshändchen (Radix palmae Christi) eine Rolle im Volksaberglauben.

Von den Orchisarten, welche die schleimhaltigen Salepknollen liefern, berichtet Dioskurides (151 III 131 132): Die Wurzel wird gekocht gegessen wie die Zwiebel. Von dieser erzählt man, daß die größere Wurzel, von Männern verzehrt, die Geburt von Knaben bewirke, die kleinere aber, von Frauen genossen, die Geburt von Mädchen. Weiter berichtet man, daß die Frauen in Thessalien die zartere mit Ziegenmilch trinken, um die Liebeslust anzuregen, die feste aber zur Unterdrückung und Abschwächung der Liebesgelüste, ferner, daß durch den Genuß der einen die Wirkung der anderen aufgehoben werde. Die Wurzel ist kleinen Hoden ähnlich. Diese hat als Umschlag die Kraft, Schwellungen zu verteilen, Geschwüre zu reinigen und kriechende Geschwüre aufzuhalten. Sie räumt auch Fisteln weg und besänftigt als Umschlag entzündete Stellen. Trocken bringt sie fressende Geschwüre und Fäulnis zum Stillstand, heilt auch böse Fehler im Munde. Mit Wein getrunken, stellt sie den Durchfall.

Die hodenähnliche Wurzel legt es nahe, dieselbe wie Tierhoden (s. Hoden) zu verwenden. Die Orientalen glauben an die Geschlechtstrieb erregende Kraft der Salepknollen; diese Kraft ist kaum dem geringen Gehalt an ätherischem Öl, vielmehr den stark gewürzhaften Zusätzen zuzuschreiben, mit welchen die Knollen genossen werden (372 a).

Abb. 118. Gemeines Knabenkraut (Orchis Morio)

Knoblauch (Allium sativum L.). Die alte Kulturpflanze, welche auf dem fetten Boden Ägyptens besonders gedieh und als Delikatesse gegolten hat (Altes Testament, 4 Mos. 11, 5), lobt Dioskurides (151 II 181) als Mittel gegen Bandwurm, als harntreibend, mit Wein gegen Schlangenbiß, gegen den Biß des tollen Hundes, als hustenmilderndes Mittel; mit Dostenabkochung getrunken, tötet er Läuse und Wanzen; als Salbe und mit Honig gemischt, heilt er Blutunterlaufungen und den Haarausfall. Seine Abkochung mit Kienholz und Weihrauch beruhigt, im Munde verwendet, Zahnschmerzen. Die Abkochung der Dolde als Sitzbad befördert die Menstruation und beschleunigt den Abgang der Nachgeburt. Knoblauch ist auch den Wassersüchtigen heilsam. — Der Knoblauch ist im Altertum medizinisch vielfach verwendet worden; Celsus (121) gebraucht ihn u. a. als Vorkur bei der Bandwurmabtreibung. Er rechnet den Knoblauch

zu den scharfen, blähenden, erwärmenden, abführenden Stoffen, zu denen, die schlechten Nahrungssaft enthalten. Der Knoblauch dient bei Celsus auch als Mittel bei Atembeschwerden und bei Husten und der Same als Bestandteil eines Mutterzäpfchens zum Hervorlocken der Regel.

Der Knoblauch dient noch heute als Bandwurmmittel und wird, besonders von den Orientalen, als Appetitmittel gebraucht. Ferner wird er bei Ohren- und bei Zahnschmerzen lokal verwendet.

Knoblauch und Zwiebel sind dem Volke mehr als bloße Zuspeisen. Mit Knoblauch bannten die Römer ihre bösen Hausgeister, die Lemuren. Denselben tragen noch neugriechische Schiffer als Amulett in der Mütze. Knoblauchkloben hängen auch die Slawen ihren kranken Kindern um den Hals, und die galizischen Juden haben diesen Brauch übernommen. Aber auch in Gablonz (Deutsch-Böhmen) und in Ostpreußen gilt Knoblauch für zauberscheuchend. Zum Lob über das blühende Aussehen eines Kindes fügt man in Königsberg die Bemerkung hinzu: „Knoblauch, Hyazinthenzwiebel, dreimal weiße Bohnen". Und weit von diesem Kulturkreis entfernt, binden die Esten den Kindern bei der Taufe neben Geld und Brot auch Knoblauch ins Wickelband (Andree 10). Bemerkenswert ist, daß die Gelehrten auch jenes Moly, mit welchem Odysseus den Zauber der Circe unschädlich machte, für eine in Griechenland vorkommende Lauchart (Allium magicum) halten. Daraufhin könnte man für den Wiener Ausdruck „zwif'ln", d. i. zum Gehorsam zwingen, gleichfalls mythischen Ursprung annehmen, obschon die Erklärung aus den hervorkommenden Tränen naheliegt. Dem Knoblauch wurden vordem ernstlich Heilkräfte zugeschrieben. Man nannte ihn als besonderes Medikament Bauerntheriak. Frank (199a) widmet ihm folgendes Traktätlein: „Ist warm und trocken im vierten Grad, verdünnet, dringet durch, öfnet, zertheilet, dienet wider den Gift, die Colic oder Grimmen, so von Blehungen entstanden, widerstehet den Würmen im Leibe, giftigen Schwämmen, so man etwa dergleichen gegessen hat, wenn einem ohngefehr eine Eidexe in den Mund gekrochen u. dgl. Die Pest zu verhüten, kann auch der Knoblauch mit Essig vermengt, gebraucht werden. In der Bresslauischen Contagion pflegten die Todtengräber täglich was vom Knoblauch zu käuen, und sich wohl darauf zu befinden, wie solches Purmann in seinem Pestbarbier mit vielen Umständen erzehlet. Von denen Juden wird er täglich genommen, und ein Schluck Brandewein darauf getrunken. Der Saft vom Knoblauch ist auch ein Remedium, die Würmer zu tödten, dergleichen Exempel Aug. Pfeifer von einem seltsamen Herzenswurm anführet. Wenn der Saft äußerlich in den Nabel gestrichen wird, curiret er die Krätze, Verstopfung des Urins, den Schlag, und Magenbeschwerungen; Andere vermengen ihn mit Schweineschmalz, streichen ihn auf die Fußsohlen und stillen den Husten damit. Wenn man den Knoblauch bey vollen Monden pflanzet und um diese Zeit wieder ausgräbet, soll er süße schmecken. In denen Apotheken ist das Electuarium de Allio zu finden." Es mag hier bemerkt werden, daß man in Japan Schnupfen und Husten durch Aufhängen von Knoblauch im Hause verscheucht (Kronfeld 388).

Abb. 119. Knoblauch (Allium sativum)

In Oberitalien gilt der Knoblauch nach Hartungen (269a) als sicheres Mittel gegen Branntweinrausch. Man gibt 1 Eßlöffel gerieben oder gestoßen dem Schwerbetrunkenen, und es tritt alsbald eine Ernüchterung ein.

Beim Auftreten der Blattern nimmt man in Nordböhmen (12) ein Stück Knoblauch in den Mund, um vor denselben bewahrt zu bleiben.

Holuby (309) berichtet von den Slowaken: Merkwürdigerweise spielt der Knoblauch seit uralten Zeiten in der Ökonomie, Magie und Volksmedizin eine hervorragende Rolle, obwohl es viele Menschen gibt, die den Knoblauch nicht leiden können. Gegen den Bandwurm gibt man den aus Knoblauch ausgepreßten Saft zum Einnehmen (s. oben) und trinkt gleich darauf ein Gläschen Wacholderbranntwein. — Ein Weib wurde von einem tollen Hunde gebissen, so daß es selbst die schreckliche Wutkrankheit bekam, und weil man sich mit der rasenden Kranken nicht zu helfen wußte, sperrte man sie in die Kammer. Dort fand die Kranke einen Knoblauchkranz aufgehängt, den sie in der Wut zerbiß, worauf sie in tiefen Schlaf verfiel. Als sie zu lärmen und toben aufhörte und ganz still wurde, sah man nach einer Weile nach, was denn mit ihr geschehen ist. Als sie erwachte, war sie von der Wutkrankheit geheilt. Dieselbe Geschichte wird von einem Bauer aus Dalmatien erzählt (313), und Plinius (543 XX 5 20) nennt bereits den Knoblauch als Mittel gegen den Biß wütender Hunde. — Auch beim Typhus ißt man Knoblauch.

In der Cholerazeit (1866) rieb man die vom Krampfe befallenen Glieder mit in Essig zerquetschtem Knoblauch, wovon das ganze Haus mit unerträglichem Gestank erfüllt wurde, vor dem Holuby (309) mehr Angst hatte als vor der Cholera selbst. — Knoblauch mit frischer Butter zerrieben, legt man auf böse Geschwüre. — Gegen die Gelbsucht trägt man auf einen Zwirn aufgefädelten Knoblauch am Leibe. — Wer bei sich Knoblauchstücke trägt, zu dem haben die bösen Geister keinen Zutritt. — Knoblauch und alte Kürbisstengel, im Kessel oder großen Topf gekocht, geben ein Waschwasser, mit welchem Tisch und Stühle im Zimmer gewaschen werden, in welchem ein Toter aufgebahrt war, worauf auch das ganze Zimmer besprengt wird: damit der Tote nicht „umgehe". — Eine stillende Frau starb und kam — nach der Volkssage — öfters zu ihrem Kinde zurück; als man dann das Kind in erwähnter Abkochung gebadet und das Zimmer besprengt hatte, kam sie nie mehr zurück. — Gegen Zahnschmerzen legt man ein Stück Knoblauch in das Ohr. — Zerdrückten Knoblauch legt man auf im Gesicht auswachsende Warzen, nur nicht auf lange, sonst würde das Fleisch um die Warze ausfaulen, soweit als das Pflaster reichte. — Milch, in welcher Knoblauch gekocht wurde, gibt man Kindern gegen die Spulwürmer. — Einer Wöchnerin gibt man Knoblauch und Petersilie in einem Leinenfetzchen gebunden und an das Leintuch, unter welchem sie liegt, befestigt, damit ihr keine Hexereien schaden. — Auch wird des Knoblauches in den Hexenprozessen, die im Trentschiner Komitat im 17. und 18. Jahrhundert geführt wurden, oft Erwähnung getan.

Knoblauch soll nach dem Glauben der Ruthenen in der Bukowina (140) vor dem Beschreien schützen. Am St.-Andreas-Tage pflegt man mit Knoblauch an Türen und Fenstern Kreuze zu machen, damit niemand den Kühen die Milch abnehmen kann. Jenes Haus, wo Knoblauch da ist, soll vor Hexen sicher sein, denn diese fliehen den Knoblauch. Die Dalmatiner (313) verwenden den Knoblauch äußerlich als Halsketten bei wurmkranken Kindern. Den Knoblauch, welcher der Zwiebel botanisch so nahe steht, benützen die Dalmatiner gegen Hornblutgeschwüre und gegen das Leukom (weißer Hornhautfleck). Der Patient geht zum männlichen oder weiblichen volksmedizinischen „Augenspezialisten",

Ärztliches Instrumentalkonzert
(Aus Holländer, Karikatur und Satire)

welcher mit dem scharfen Teile der Wurzel die kranke Stelle berührt. Mitunter wird auch der Saft des Knoblauches oder der Zwiebel ins Auge geträufelt. Über denselben Gegenstand lesen wir bei Plinius (LXXC 5 20): suco (cepae) et cicatrices oculorum et albugines et argema inunxere. Dasselbe Mittel, über welches wir uns heute lustig machen, war demnach bereits vor 2000 Jahren bei den Römern bekannt (313).

Knochen (Ossa). Die Sitte der Germanen, dem Toten Knochen ins Grab mitzugeben, Knochengalgen und Beinhäuser zu errichten, erklärt Rochholz mit der Wertschätzung der körperlichen Vollkommenheit auch im Jenseits. Die Lehre von der körperlichen Fortdauer nach dem Tode war an die Erhaltung der Knochensubstanz selbst gebunden, und der durch Jagd und Krieg mit Wunden und Verstümmelung genügend vertraut gewordene Germane durfte nicht hoffen, alle seine Gliedmaßen unversehrt mit in das Grab bringen zu können, daher gab man ihm im Notfall einen Ersatzknochen mit in das Grab. Die Wertschätzung des menschlichen Knochens ergab sich ehemals aus seiner Größe; nach den alemanischen, friesischen und longobardischen Gesetzbüchern mußte z. B. ein Knochensplitter, der beim Wurf auf dem Schilde klirrte und nach einer Verletzung abgestoßen worden war, mit Geld abgelöst werden (300). — Nächst dem Blut sind es die Knochen, die vor allen Dingen in gepulvertem und gebranntem Zustande gegen alle möglichen Krankheiten verwendet wurden. Auch hierzu wurden nicht bloß Tierknochen, sondern auch Menschenknochen verwendet, und es wird angegeben, daß stellenweise noch heutzutage Leichenraub getrieben wird, um in den Besitz von solchen Menschenknochen zu Wunderkuren zu gelangen. Zähne werden auch speziell als Amulett getragen und sollen Kopfschmerzen und Zahnschmerzen heilen (264).

Die jüdischen Volksärzte in Palästina bereiten ein Heilmittel aus dem Pulver der Knochen, die man unter dem Wüstensand — als Reste verhungerter Menschen und Tiere — häufig findet. Dieses Pulver hilft besonders bei langwierigen Krankheiten; es wird dem Kranken mit einigen Tropfen Met verabreicht. Es wirkt jedoch nur, wenn der Patient zuvor gewaschen und umgekleidet worden ist. Pulver aus Knochen von Toten kennt man, wie in Palästina, in Marokko ebenfalls; dieses Pulver gilt hier jedoch nicht als Heilmittel, sondern als Vergiftungsmittel (664).

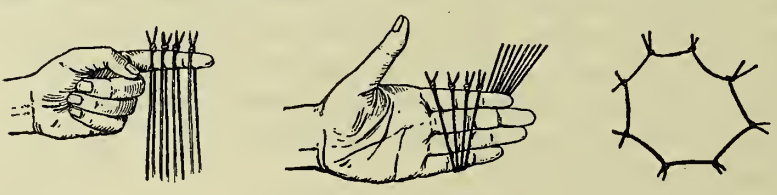
Knochenfragmente von Heiligen dienen der christlichen Bevölkerung als Amulette.

Knollenspier (Spiraea filipendula L.), Mägdesüß, Filipendelwurz, Rosazee. Mit einer Abkochung des Krautes samt den Wurzelknollen waschen die Slowaken (309) Geschwüre aus. Die Wurzelknollen wurden bei Krankheiten der Harnorgane und gegen Tollwut verwendet (372a).

Knoten. Die Anlegung von Knoten, das Knüpfen, ist eines der beliebtesten sympathetischen Verfahren der Zaubermedizin. In der Provinz Preußen verknotet man die Warzen; man zählt sie und macht soviel Kreuzknoten in einen Zwirnfaden, als man Warzen fand. Der Faden wird hierauf stillschweigend unter einer Dachtraufe vergraben; so wie der Faden verfault, verschwinden auch die Warzen. In Dalmatien (313) legt man gegen Magenschmerzen eigenartige Knoten aus Stroh an (s. Innere Medizin). Die Kamtschadalen machen Knoten in Riemen oder Fäden, um die Schwangerschaft zu hintertreiben. Die Tahitier schreiben innerliche Schmerzen Dämonen zu, die im Körper sind und die Eingeweide in Knoten binden. Infolge ähnlichen Glaubens mögen die Lappländer unter gewissen Umständen keine Knoten in ihre Kleider binden. Die Zauberer

der Lappen verstanden es auch, die Winde in Riemen zu knoten, welche sie den Seefahrern für Geld anboten; es entstand mäßiger oder starker Wind oder Sturm, je nachdem sie den ersten, zweiten oder dritten Knoten lösten.

Als Rohlfs seine große Reise von Tripolis nach Lagos antrat, sah er, wie ein Kameltreiber mit seinen hinter den Rücken gelegten Händen einen Knoten in einen Halfahalm schlang. Er knotete damit seine Rückenschmerzen in die Halfa fest, und das Mittel half auf der Stelle (Andree 10). Albert C. Kruijt fand in Zentralcelebes eine Art des Wahrsagens mit Schnürchen. Sie ist jedoch beschränkt auf die Bareë sprechenden Toradjas. Selbst die Tomori und Tobungku kennen sie nicht. Um einen Aufschluß in einem Zweifel zu erhalten, nimmt man 8 Schnürchen, oder wenn solche nicht zur Hand, genügen Alang-Alang-Blätter oder Silar-Blattstreifchen. Diese Schnürchen sind zirka 4 Zentimeter lang; sie werden zu 2 und 2 geknüpft, über den Zeigefinger gehängt (Abb. 120a). Während man nun mit der Rechten diese Schnürchen von oben nach unten streicht, nachdem man sie vorher angeblasen, spricht man ihnen auf dieselbe Weise zu wie beim Wahrsagen mit Maiskörnchen. Weiters dreht man die Schnürchen ineinander, so daß man nicht mehr weiß, welche Enden zu jedem Paar gehören, und schlägt sie dann um die ausgestreckten Finger hin (Abb. 120b), so daß die Enden am Zeigefinger ruhen. Diese Enden werden nun über die Spitze des Zeigefingers 2 und 2 aneinander geknüpft; dann windet man alle die Schnürchen wieder los und legt sie auseinander. Hat man sie zufällig so geknüpft, daß sie eine geschlossene Kette formen (Abb. 120c), so gilt dies als sehr günstige Antwort. Im gegenteiligen Falle weiß der Zauberer mehr oder weniger Günstiges daraus zu erfahren. Sehr ungünstig ist es, wenn die Enden desselben Schnurpaares aneinandergeknüpft sind, so daß es lose ist. Ähnliches beobachteten Matthes bei den Buginesen und Hose bei den Kayans in Serawak. Letztere benützen dieses Verfahren zum Wetterprophezeien.



a b c

Abb. 120. Wahrsagen mit Schnürchen in Zentralcelebes

Königskerze (Verbascum thapsus L.), Unholdenkerze, Wollkraut, Himmelbrand, Hillebrandt, eine Skrofulariazee. Dioskurides (151 IV 102) berichtet von mehreren Arten: Die Wurzel ist adstringierend; deshalb wird sie den an Durchfall Leidenden in der Form eines Würfels mit Wein vorteilhaft zu trinken gegeben. Die Abkochung derselben hilft bei Krämpfen, Quetschungen und chronischem Husten; als Mundspülwasser lindert sie Zahnschmerzen; die mit goldfarbiger Blüte färbt die Haare und zieht, wohin sie gelegt wird, die Schaben an. Die Blätter, in Wasser gekocht, dienen als Umschlag gegen Schwellungen und Augenentzündungen und mit Honig oder Wein gegen brandige Geschwüre. Mit Essig heilen sie Wunden und helfen auch gegen Skorpionsbisse. Die Blätter der wilden Art werden als Umschlag bei Verbrennungen gebraucht; die Blätter der weiblichen sollen, zwischen trockene Feigen gelegt, dieselben vor Fäulnis schützen.

Zu den prächtigsten Blumen, welche im Hochsommer erscheinen, gehört die Königskerze. Schon in ihrem Namen liegt etwas Auszeichnendes. Denn auf öden Plätzen, wo sonst

wenig anmutender Flor, ragen kerzengerade die mit großen gelben Blüten versehenen Ähren der majestätischen königlichen Pflanze empor. Da sie geradeaus gegen Himmel weist, eine „Kerze ohne Licht", wie sie der Botaniker Trattinick nannte, heißt sie wohl auch Himmelbrand, im Altdeutschen himilbrando. Bedeutet doch „Brand", hergenommen von der emporlodernden Flamme, überhaupt etwas Prächtiges. Und, merkwürdig genug, spricht der Kärntner die Königskerze als „Hillebrandt" an. Zur Zeit, da man in jeglichem, das da wächst und blüht, besondere „Krafft und Würckung" vermutete, glaubte man, den Himmelbrand als treffliches Mittel wider Brandwunden benützen zu können. Und innere Entzündungen sind es, gegen welche der „Wollkrauttee" noch heutigentags volkstümliche Anwendung findet. Der Wollblumentee gilt als Mittel gegen Katarrh und Rheuma.

Die in Milch gekochten Blätter werden als Überschläge auf schmerzhafte Hämorrhoidalknoten aufgelegt. Dr. Quinlon in Dublin hat gefunden, daß die Blätter und Blüten oder die ersteren allein, in Milch gekocht, nicht nur den Husten der Schwindsüchtigen erleichtern, sondern auch die schwächenden Durchfälle mildern. Das Öl aus den Blüten wird in den homöopathischen Apotheken als „Mulleïnöl" geführt. Die Verbaskumtinktur dient äußerlich gegen Gesichtsschmerzen, gegen — Bettnässen usw.

Abb. 121. Königskerze (Verbascum thapsus)

Kommt man frühmorgens, wenn die Kräuter noch im Taue baden, zur Stelle, wo die Königskerze wächst, so bemerkt man rings um die Blütenähren abgefallene Blumenkronen auf dem Boden. Die Verbaskumblüten sind von kurzer Dauer, sie sind flüchtig, sagt der grundgelehrte Mann, aber ihn belehrt eines Besseren das Blumenmärchen. Nachts im Mondenscheine führen die Elfchen um die hohe Kerze ihren Ringeltanz auf, nicht anders wie Männlein und Weiblein um den Maienbaum. Unbelauscht wissen die den Blumenkelchen entsprossenen Elfchen gar lustig und fröhlich zu sein. Da stoßen sie denn gegen die Königskerze an oder schlagen gar nach derselben mit artigen Stäben. Es fallen die gelben Blüten nieder. Und so der Himmelbrand euch unter dem Namen „Unholdenkerze" vorkommt, werdet ihr nun wissen, woher diese Ansprache. Denn die holdesten Elfchen sind unverdient „Unholden" geheißen. Unholdes hat aber die Königskerze gar nichts an sich. Sonst trüge sie die Mutter Gottes nicht gleich einem Zepter in den Händen, wovon der alte Segensspruch herrührt:

Unsere liebe Frau geht über Land,
Hat den Himmelbrand in der Hand.

Wenn einer mit schlimmer Wunde behaftet ist, hat man ihn mit den Blüten des Himmelbrandes zu berühren und dreimal den Spruch zu sagen. In der Rolle einer hilfreichen Marienblume tritt hier die Königskerze auf. Damit mag zusammenhängen, daß die Mädchen in Ostpreußen die Königskerze zur Orakelblume machen. Die Mädchen hängen einen grünen Himmelbrandstengel über das Bett. Je länger die Pflanze andauert, ohne zu welken, desto länger währt das Leben des betreffenden Mädchens. Auch tragen die Mädchen Himmelbrand oder Königskerze zur Weihe in die Kirche. Die

schöne Blumenähre nimmt die Mitte im Büschel von 77 verschiedenen Kräutern ein, deren jedes zauberkräftig ist.

Ein eigentümlicher Aberglaube ist der in Preußen anzutreffende, nach welchem man, wenn ein Angehöriger der Familie oder ein Stück Vieh des Gehöftes erkrankt ist, nach Sonnenuntergang eine Königskerze umknickt (wohl ein Memento für die Pflanze) und sie bittet, sie wolle die verloren gegangene Gesundheit wieder verleihen — ein Brauch, der sich dadurch erklärt, daß die Königskerze in der heidnischen Zeit des deutschen Volkes sehr hoch gehalten worden zu sein scheint (104).

In die Blätter der Königskerze wickeln die Slowaken (309) geschwollene Körperteile ein; einen Tee aus den Blüten trinkt man gegen Husten. Als Brust- und Hustenmittel gilt der Wollblumentee überall, ferner als Mittel zur Beschleunigung der Periode.

Konchylien, Muscheln, Schnecken, finden in warmen Ländern und an Meeresküsten auch volksmedizinische Verwendung (Schmeltz 613).

Die Penishülle der Eingeborenen der Admiralitätsinseln (Ovula) findet eine Parallele in den Muscheln, deren sich die Weiber in Südwest-Neuguinea, in der Nähe der Prinzeß-Marianne-Straße, als Schambedeckung bedienen. Aus West-Borneo liegt ein hieher gehörendes, interessantes Stück vor, bestehend aus einem blattförmigen Stück der Wand eines Konus und befestigt an einem Gürtel aus spiralförmig gewundenem Messingdraht. Dasselbe, Tanda genannt, wird bei den Batang, Lupar, Dajaks von kleinen Mädchen getragen und erinnert durch seine Form an ein auch bei anderen hierher gehörenden Völkern weitverbreitetes Objekt gleichen Zweckes, das zumeist aus verschiedenen Metallen oder Kokosnußschale verfertigt ist. Auf Java findet sich dasselbe nur noch im Inneren, doch ist es sicher, daß es früher eine weitere Verbreitung hatte, wie es sich denn auch heute noch bei den Malaien auf Sumatra, den Makassaren und auch bei einigen Dajakstämmen findet. Hier schließen sich zunächst an die Reizsteine für den Penis der Bataks, die ziemlich selten sein und nur in einer bestimmten Gegend hinter dem Tobasee gefunden werden sollen. Daß wir es dabei indes nicht mit Natur-, sondern mit Kunstprodukten zu tun haben, dafür dürfte schon die regelmäßige, stumpf pyramidale Gestalt derselben sprechen.

Daß vielen Muscheln und Schnecken eine symbolische Bedeutung durch die Eingeborenen beigelegt wird, darauf hat schon v. Martens hingewiesen und besonders Argonauta hians, Tritonium lampas und Litorina pagodus in Verband damit erwähnt. Schmeltz fand bei seinen Nachforschungen wiederum Ovula in vielen Fällen an Gegenständen, die dem Schädelkult, oder solchen, die als Talismane und Amulette dienen usw., verwendet. In einem Falle findet er in West-Borneo Nanina Brookei als Anhängsel an einem „Rambei" genanntem Amulettkorb, in welchem ein Stück des Nabelstranges eines Kindes bewahrt wird, durch welchen nach den Anschauungen der Dajak die Seele ihren Weg in den Körper genommen. Da man nun annimmt, daß die Seele nicht unabscheidbar an den Körper verbunden ist, sondern sich jeden Augenblick daraus entfernen kann, so sagt man, daß sie, bemerkend, daß ein Teil des Nabelstranges in dem in der Schlafstätte des Kindes hängenden Korbe verwahrt ist, von Angst erfüllt ihre Zuflucht in den erwähnten Muscheln suchen wird. Wird das Kind im Fluß gebadet, so wird der Korb mitgeführt, bei Unwetter wird er im Hause geschüttelt, um böse Geister, welche dem Kinde schaden könnten, durch das Raffeln der Muscheln zu verjagen.

Koralle (Corallium rubrum), Edelkoralle, deren Stock als Schmuck und Amulett verwendet wird. Dioskurides (151 V 138) schreibt: Ihrer Kraft nach ist sie adstringierend und sattsam kühlend. Fleisch- (und sonstige) Wucherungen bringt sie zurück und vertreibt Narben in den Augen, füllt aber auch Wunden aus. Sie wirkt kräftig bei Blutauswurf und ist ein gutes Mittel gegen Harnverhaltung. Endlich erweicht sie, mit Wasser genommen, die Milz. — Plinius (543 XXXII 22), welcher die Koralle für eine Pflanze hält, sagt: Die Korallen haben die Gestalt eines Strauches und eine grüne Farbe; ihre Beeren sind unter Wasser schneeweiß und weich, herausgenommen werden sie sogleich hart und gleichen in Aussehen und Größe den Früchten des Korallenbaumes; schon durch bloße Berührung sollen sie, wenn sie noch frisch am Stamme hängen, zu Stein werden. — Celsus (121) nennt die Koralle unter den ätzenden Mitteln. (Sie kann nur ätzend wirken, wenn sie gebrannt gebraucht wird; beim Brennen entsteht Ätzkalk.)

Am häufigsten werden Kindern rote Korallen um den Hals gehängt, und es besteht der Aberglaube, daß das Verblassen der Kügelchen Krankwerden bedeutet. Wie seltsam sich in den volkstümlichen Vorstellungen Vergangenheit und Gegenwart zusammenfinden, lehrt Plinius (543 XXXII 11), der von den Korallen erzählt: „Die Zweige sollen die Kinder vor Unglück schützen, wenn man sie ihnen anbindet!" An die Schnüre mit Zahnperlen hängt man gerne auch ein Stück Veilchenwurzel, eine Klapper oder einen Wolfszahn. In den ethnographischen Museen, die uns mit den Utensilien ferner Naturvölker bekannt machen, begegnet man Amulettschnüren, die denen der europäischen Kinderstuben oft überraschend ähnlich sind. (Siehe Amulett.) Die starke und stete Furcht vor dem „Verschreien" der Kinder läßt selbst vernünftige Eltern vom Altmütterglauben nicht abkommen (388).

Abb. 122. Edelkoralle (Corallium rubrum)

Kornblume (Centaurea cyanus L.), Ziegenbein, Cyane, eine Komposite; das Kraut und die Blüten der C. jacea, Wiesenflockenblume, waren offizinell. Das Kraut der C. calcitrapa L. wird gegen Wechselfieber verwendet. Die gefleckte Flockenblume (C. rhenana) hat zahlreiche Blütenköpfe und einen starren Stengel, der auch abgestorben aufrecht steht. Das dürre Ansehen der Pflanze gibt den Slowaken (309) Anlaß, dieselbe als Heilmittel gegen Darrsucht zu verwenden.

Vom Zentaurenkraut oder großen Goldkörbchen (C. Centaurium L.) berichtet Dioskurides (151 III 6): Die Wurzel ist ein gutes Mittel bei Krämpfen, Seitenstechen (Pleuritis), Atemnot, altem Husten und Blutauswurf; den Fieberfreien wird die Wurzel zu 2 Drachmen mit Wein, den Fiebernden mit Wasser gegeben. Sie dient gleichfalls gegen Leibschneiden und Gebärmutterschmerzen. Sie befördert die Menstruation und treibt die Frucht aus, wenn sie geschabt und an die Gebärmutter gelegt wird. Der Saft leistet dasselbe. Sie ist auch ein Wundmittel, wenn sie frisch zerstoßen, trocken aber, wenn sie vorher angefeuchtet und dann zerstoßen wird; denn sie verbindet und verklebt. Auch das gekochte Fleisch bindet sie, wenn man sie zerstößt und mitkocht.

Die großen Randblumen von Centaurea cyanus wurden als harntreibendes Mittel, als heilsam gegen Stiche von Skorpionen und anderen giftigen Tieren, gegen Fieber und äußerlich zu Augenwässern verwendet (372a).

Kornrade (Agrostemma Githago L.), die Rade, eine Karyophyllazee, deren Samen ein giftiges Alkaloid enthalten. Aus kornradehaltigem Korne gebrannter Schnaps wirkt stark berauschend. Von den Slowaken wird uns berichtet (309): Als die Bauern noch auf kleinen Kesseln Kornbranntwein destillierten, mischten sie absichtlich zwischen das Roggenkorn Kornradesamen, weil aus dieser Mischung mehr Branntwein gewonnen wurde als aus reinem Roggen. Aber beim Brotbacken sahen sie nicht gerne viel Radesamen im Roggen zu Mehl vermahlen, weil daraus ein schwarzes Brot wurde.

Die Samen der Kornrade wurden bei Hautkrankheiten, Blutungen, Geschwüren verwendet; auch sollten sie den Gallen- und Harnabfluß vermehren (372a).

Kot. Der Kot des Menschen und der Tiere spielt von alters her eine Rolle in der Volksmedizin. Unser klassischer Gewährsmann Dioskurides (151 II 98) weiß von diesem Mittel viel zu berichten. Der Kot der Kuh, frisch aufgelegt, lindert die durch Wunden entstandenen Entzündungen; er wird in Blätter eingeschlagen, über heißer Asche erwärmt und aufgelegt. Ein solcher Umschlag besänftigt die brennenden Ischiasschmerzen. Mit Essig als Kataplasma öffnet er Verhärtungen, Skrofeln und Drüsenverhärtungen an den Weichen. Ganz besonders bringt der Mist des Ochsen, als Räucherung angewandt, die vorgefallene Gebärmutter wieder zurück. Sein Rauch vertreibt auch die Mücken. Die Ziegenküttel, am besten die von Bergziegen, vertreiben, mit Wein getrunken, die Gelbsucht, mit Gewürz genommen befördern sie die Menstruation und treiben den Fötus aus; trocken fein zerrieben und mit Weihrauch als Zäpfchen eingelegt, halten sie den Fluß der Frauen zurück, stillen mit Essig auch die anderen Blutflüsse. Der Abgang des Landkrokodils dient bei den Frauen dazu, dem Gesichte schöne Farbe und Glanz zu geben; am besten ist der ganz weiße und leicht zerreibliche, der leicht ist wie Stärkemehl, schnell im Wasser zergeht und säuerlich und nach Hefe riecht. Man verfälscht ihn, indem man Stare mit Reis füttert und den Abgang, welcher ähnlich aussieht, verkauft. Noch andere feuchten Amylum oder kimolische Erde an und färben es (mit Ochsenzunge), treiben es zu kleinen Strängen durch ein enges Sieb, trocknen es und verkaufen es statt jenes als Würmchenware. Wir finden unter den geheimen, widerwärtigen Mitteln, daß der Kot des Menschen wie auch der des Hundes, mit Honig gemischt in den Hals gelegt, bei Entzündung der Schlundmuskeln helfe. Berendes (s. d.) bemerkt hierzu: Der Tier- und Menschenkot findet bei Dioskurides eine ausgiebige Verwendung; ob dieselbe übrigens dem gesunden Sinne des Praktikers zusagte? Noch lange nach Dioskurides hat derselbe in der Dreckapotheke des K. F. Paullini 1699, sowie bei Lonicer um dieselbe Zeit seine Stelle behauptet und ist selbst heute aus der Volksmedizin noch nicht verschwunden, wie Katzendreck gegen Gesichtsrose und frischer Kuhdünger als Umschlag auf Geschwüre, besonders bei der Landbevölkerung. In der Materia medica der Chinesen wird der alte Ansatz der Aborte als Mittel gegen Magensäure geführt. Der Krokodils-, Schlangen- und Vögelabgang besteht zum größten Teil aus Harnsäure und wird zur Gewinnung derselben benützt. Die Anwendung desselben bei Dioskurides entspricht allerdings nicht derjenigen, welche heute von der Harnsäure gemacht wird. Was Dioskurides unter Landkrokodil versteht, ob

er die Amphibie oder den Scincus, welchen er auch κροκόδειλος χερσαῖος nennt, meint, ist schwer auszumachen.

Wie in jeder Volksmedizin, so haben auch bei den Römern die Exkremente von Tieren eine Bedeutung gehabt. Bekannt dürfte allen die noch heute bestehende Verwendung von erhitztem Kuhkot als Umschlag auf den Magen bei den Bauern sein. Celsus (121) benützt zerriebenen und gedörrten Schafkot z. B. bei einer harten Geschwulst am männlichen Gliede. Nützliche Wirkungen kommen demselben nicht zu.

Daß Menschenkot, mit Milch verrührt, eine ausgezeichnete Salbe bei sog. bösem Finger (Panaritium) bildet, gilt auch heute noch, genau so wie früher, für das Volk als unbestreitbare Tatsache. Ja man glaubt sogar, diese glänzende Wirkungsweise des angenehmen Mittels mit dem besonders ehrenden Beinamen „Goldpflaster" auszeichnen zu müssen. Auch die verschiedensten anderen Kotsorten galten dem Volk einstens als höchst wirksame Salben, ja sie stehen sogar selbst heutzutage teilweise noch in diesem Ruf (435). Das Goldpflaster wird, mit „der guten Milch" verrührt, zu Umschlägen benützt; es tötet den „Wurm im Finger" und das Gift an Natternbißstellen; das gleiche gilt vom „Kuhdreck". „Kuedreckhwasser ist gut für St. Antonisplag (Gürtelrose), die löschet das (daraus) gebrannte wasser" (Schmeller, Bayer. Wörterbuch). Pferdekot wird meist beim Gliedschwamm am Kniegelenk in Bayern verwendet; der Taubenkot und der angeblich dem Auge schädliche Schwalbenkot wird, in „guter Milch" gekocht, zum Mittel gegen Halsabszesse, Halsentzündung, Krupp, Diphtherie usw. Sie sollen auch das Sprießen des schwachen Bartes befördern, wie bei den Jungen im Neste. Der Hundekot (Graecum album) spielte bis in die neueste Zeit eine Rolle in den Apotheken (300). Der Aufenthalt in Kuhställen wird Lungenkranken empfohlen.

Christian Petersen verordnete im Jahre 1533 folgendes Bad gegen Seitenstechen: „Nimm allerhand Mist, als da ist Kuhmist, Pferdemist, Hundemist, Katzenmist, Hühnermist, Taubenmist, Schafsmist, Ziegenmist und Menschenmist und mische das zusammen mit Essig oder altem Bier und wärme es und geh dann ins Bad und backe dich damit." An die Vermittlung des Apothekers hat er auch kaum bei dem Mittel gedacht, das empfohlen wird, „wenn einem der Bauch zu locker ist und man ihn stopfen will". „Nimm einen weißen Hundedreck von einem Hunde, der allein Knochen frißt, und stoße ihn klein und siede ihn in süßer Milch und gib das dem Kranken zu trinken." Andere Verhältnisse trifft man, wenn man um hundert Jahre in der Zeit hinaufsteigt und z. B. das 1633 erschienene Arztbuch des Pfarrers Niels Mikkelsen Aalborg liest. Schon solch ein kleiner Zug ist bezeichnend wie der, daß der „Menschenmist" jetzt einen anständigeren Namen erhalten hat und „goldenes Pflaster" heißt (703). „Da endlich auch die Exkremente der obengenannten Tiere ihre besonderen Kräfte haben, ist es nicht übel, wenn der Apotheker auch davon in seinem Laden hat, insbesondere Ziegen-, Hunde-, Storchen-, Pfauen-, Tauben-, Moschustier- und Zibethkatzenmist, samt Haaren und Federn von denselben Tieren" (Pharmacopée de Jean de Renou, médecin du Roy à Paris. 1608).

Kräuter (Herbae). Heilkräuter und Kräuterkuren sind die Hauptthemen der Volksmedizin, zum Teil auch der wissenschaftlichen. Von den europäischen Heilkräutern wird an zahlreichen Stellen dieses Buches berichtet. Die Kräuterkißchen, die dem Gast im Mittelalter ins Bett gelegt wurden, sind eine rudimentäre Erinnerung an das dem

Gaste frischgemachte, einschläfernde, frühere Heubett (300). Die Bosnier nehmen nie eine eigentliche Arznei; sie sagen: „Svaka bolest svoje bilje ima! Jede Krankheit hat ihr Kraut!" An bestimmten Tagen des Jahres gehen sie hinaus aufs Feld, um allerlei Kräuter zu sammeln, die sich bei verschiedenen Krankheiten der Tradition zufolge als gut erwiesen haben. (Vergleiche damit das deutsche Sprichwort: „Gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen".) Es gibt Frauen, die ihr ganzes Leben nichts anderes tun, als Heilkräuter sammeln (664). Ähnliche Bräuche werden aus Dalmatien berichtet (313). Erdweg (176) schildert die Verwendung von Kräutern als Apotropaia auf der Insel Tumleo (Deutsch-Neuguinea).

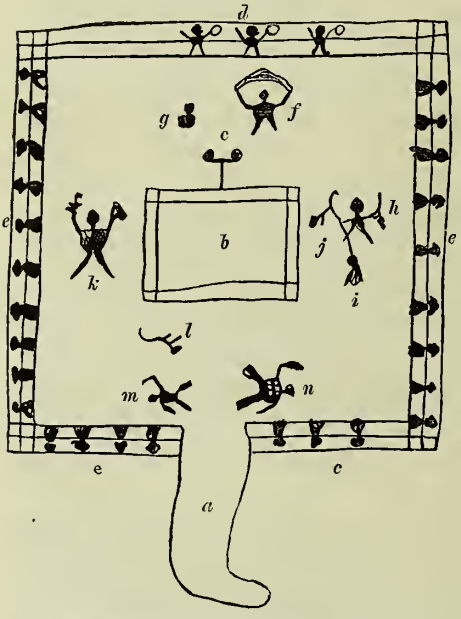


Abb. 123. Schamanistische Krankenheilung bei den Eskimo. a Eingang der Hütte; b Feuerplatz; c Lampengestell; d Trommler auf erhöhtem Sitz; e Zuschauer und Freunde des Kranken; f der Schamane, seine Beschwörungen beginnend; g der Kranke; h der Schamane, den Dämon beschwörend, der mit dem Kopfe des Kranken durch eine Linie verbunden ist; k der Schamane treibt den Dämon aus der Hütte; m und n 2 Gehilfen des Schamanen, den Dämon vollends aus der Türe treibend

Zu Kräuterbädern verwendet man aromatische Kräuter, z. B. Kamille, Feldkümmel, Flieder, Kalmus, Krauseminze, Lavendel, Majoran, Melisse, Pfefferminze, Salbei, Schafgarbe. Kräuterbähungen aus aromatischen Kräutern leisten bei abnormen Wehenschmerzen nervöser Frauen gute Dienste. Kräuterkissen oder -säckchen, die zerteilend, beruhigend, krampfstillend wirken sollen, enthalten Lavendel, Kamille, Pfefferminze, Majoran u. a. Kräuterkuren werden zumeist bei Lungenleiden, Darmleiden, Skorbut verwendet. Kräutermilch ist eine flüssige Schminke aus Zinkoxyd, Talg, Glyzerin und Rosenwasser. Kräutersäfte werden Preßsäfte frischer Vegetabilien genannt; man unterscheidet süße, süßlichsalzige, bittere, zusammenziehende, betäubende Kräutersäfte u. a. m.

Krankenbehandlung. Aus der Geschichte der Krankenbehandlung seien zwei Beispiele aus Herodot (284 I 197 und III 101) mitgeteilt: Der höheren Kultur entsprechend, behandelten die Babylonier ihre Kranken. Wer krank war, wurde auf den Marktplatz getragen. Dort mußte er liegen und wurde von jedem vorübergehenden Mitbürger, der dazu verpflichtet war, gefragt, was ihm fehle, worüber er zu klagen habe. Hatte der Fragende selbst an sich oder in seinem Bekanntenkreis in ähnlicher Krankheit Heilung gefunden, so teilte er die Heilmittel dem Kranken mit, um auch diesem Linderung zu verschaffen. Diese Art der Krankenbehandlung entsprang sicher dem Gefühle der Nächstenliebe, wie auch heute noch gute Freunde und Nachbarn häufig einem Kranken aus gutem Herzen ihre Arzneikenntnisse anbieten.

Bei einer indischen Völkerschaft begab sich der Kranke freiwillig in die Wüste und beschloß dort sein Leben. Niemand sorgte für ihn, niemand kümmerte sich um ihn.

Die Zeichnung einer schamanistischen Krankenheilung bei den westlichen Eskimo bringt Schurtz (632). (Siehe auch S. 255).

„Wohltun schützt vor dem Tode“ (Sprüche 10, 13), deshalb soll man nach Ansicht der polnischen Juden (185e) während einer Krankheit Almosen verteilen, die alten Kleider und Wäsche des Kranken den Armen schenken, und das beste Schutzmittel vor etwaigen Komplikationen der Geburt und des Wochenbettes ist, alle alten Kleider vor der Entbindung den Armen zu verschenken. Wenn jemand schwer erkrankt, dann gehen die Angehörigen in die Synagoge und flehen beim heiligen Schrank, in dem die Bibelrollen aufbewahrt sind. Das nennt man „Die Schul einreißen“. Vermögendere nehmen ein oder mehrere Stücke Leinwand und messen damit den Friedhof aus; die Leinwand wird unter den Armen verteilt: „Das Feld ausmessen“. Die Juden, welche das Andenken ihrer verstorbenen Verwandten hochhalten, begehen deren Todestag mit Gebeten in der Synagoge und auf deren Gräbern. Aber der Todestag des Vaters, der Mutter oder eines nahen Verwandten bedeutet einen kritischen Tag für einen Kranken, denn an solchen Tagen kann leicht für ihn der Tod kommen. Deshalb werden in Krankheitstagen für die Seelen der Verstorbenen Lichter in der Synagoge angezündet. In schweren Krankheitsfällen betet man am Grabe der Verwandten und der Frommen, damit diese vor dem Throne des Allmächtigen für den Kranken sprechen, dem Kranken selbst aber schiebt man unter das Kissen ein Häufchen Gras von den Grabhügeln der Verwandten und Frommen. Die heilbringende Wirkung dieser Handlungen zeigt sich oft bei dem Kranken in Gestalt eines Traumes, in welchem der Tote ihm eine Frucht aus dem Paradiese reicht, und von diesem Moment an schreitet die Besserung rasch und sicher vorwärts. So sind denn oft Träume überhaupt die Quelle des verschiedensten Aberglaubens und Fels begegnete manchmal auch dem alten Glauben an offenbarende Träume. Die Frau eines Fuhrmannes erzählte ihm von der wunderbaren Genesung ihres Sohnes folgendes: Als einmal das Pferd ihres Mannes erkrankte, da ging sie auf das Grab des frommen Elkune, der ihr dann im Traume das wirksame Mittel angab. Als später ihr Sohn erkrankte, ging sie wieder hin und betete zu den Manen des Frommen. Dreimal ging sie hin, aber zum dritten Male wagte sie schon dem Elkune gegenüber den stillen Vorwurf, ob er denn nur Pferde heilen könne und Menschen nicht. Und da erschien der ambitiöse Geist ihr wieder im Traum und befahl ihr, dem Kinde reichlich Öl zu geben, und das Kind wurde gesund (Fels 185e).

Eine verbreitete Methode der Krankenbehandlung ist die Tötung der Kranken und der Invaliden. Herodot erzählt, daß die Padäer die Kranken, die Massageten die Greise töteten (284 I 216). Bei den Padäern töteten die nächsten Freunde den Mann, die Freundinnen Greisinnen und Kranke. Die Folge dieser Grausamkeit war, daß es bei den Padäern nur wenig alte Leute gab. Sich weigern und vorgeben, man sei nicht krank, half nichts; der Verdacht des Krankseins genügte, um getötet zu werden (Moeller 483a). Ähnliche Sitten finden sich noch heute bei einer ostsibirischen Völkerschaft, den Tschuktschen.

Die Invalidenverspeisung bietet der Erklärung ihres Ursprunges und dem Verständnis ihrer Funktion keine besonderen Schwierigkeiten dar. Die Alten- und Invalidentötung verstehen wir ja als eine harte Notwendigkeit des primitiven Lebens; erleichtert wurde sie gewiß durch die seelische Beschaffenheit der Wilden, durch die Geringschätzung des Lebens überhaupt und durch die des eigenen Lebens. Derselbe positive und negative Gemütszustand, welcher die Leichenverspeisung ermöglicht, verursacht auch die Invalidentötung. Im harten Kampf um das Dasein brachte die Tötung der überflüssigen und lästigen Invaliden auch einen Vorteil. Daß, wenn Invalidentötung und Leichenverspeisung vorkamen, auch die Vereinigung beider, die Invalidenverspeisung, unvermeidlich

war, versteht sich ohne weiteres. Sie kann hauptsächlich aus animistischen Motiven hervorgehen, was wir besonders bei den reduzierten Formen anzunehmen haben; öfter aber wird es drastisch deutlich gemacht, daß nur das Verlangen nach dem Fleische zur Verspeisung der Invaliden führt, so bei den Mayoruna, die den Kranken nicht zu mager werden lassen, bei den Aruwimi, die mißgestaltete Kinder erst noch jahrelang mästen. Wo die Krankenverspeisung zusammen mit sonstiger, wenn auch reduzierter Leichenverspeisung vorkommt, wie bei den Kalebue und Ba'ngala, dort können wir, da die letztere keine Zeichen von animistischen Motiven aufweist, dieselben bei der Krankenverspeisung ebensowohl als ausgeschlossen betrachten (660).

Aus der großen Zusammenstellung von Steinmetz bringen wir in nebenstehender Tabelle die Fälle von Kannibalismus, welche Kranke und Invalide betreffen (660).

Allgemein findet sich der Glaube, daß Krankheiten von Dämonen verursacht werden, die vom menschlichen Körper Besitz ergreifen. Um den Kranken gesund zu machen, muß man den Dämon vertreiben. Über die verschiedene Art und Weise, solche Dämonen zu vertreiben, berichtet A. Hellwig in einem Artikel „Das Einpflöcken von Krankheiten" (277 a). Um den Dämon gänzlich zu vernichten, trachtet man entweder, ihm die Rückkehr unmöglich zu machen, indem man ihn einsperrt, oder indem man die Krankheit auf andere belebte oder unbelebte Gegenstände ableitet. Im ersten Falle wird der Dämon in ein Erdloch oder eine Flasche, eine Höhle usw. gelockt, und die Öffnungen werden dann verschlossen, im zweiten Falle bringt man den Kranken mit dem Ableiter irgendwie in Verbindung, indem man seine Absonderungen oder seine Haare, Nägelabschnitte, genossene Speisen usw. den Tieren ins Futter mengt oder sie in Ameisenhaufen vergräbt, in Baumstämme einkeilt usw. Besonders letztere Heilmethode kommt in den verschiedensten Formen und gegen mannigfache Krankheiten vor, und zwar in fast allen Gegenden Deutschlands, in der Schweiz, in Böhmen, Steiermark, Siebenbürgen, Ungarn, bei den Südslawen, den Zigeunern. Am häufigsten werden Zahnschmerzen und Brüche verheilt, aber auch Gelbsucht, Ohnmacht, Blattern, Pest, Warzen, Fieber und andere Krankheiten. Die Bäume, auf welche die Krankheiten übertragen werden sollen, sind nicht immer dieselben, meist aber solche, die in irgendeiner Beziehung zu dem heidnischen Kultus standen. Häufig muß es eine Weide sein, ein Holunderbaum oder irgendein Obstbaum, aber auch Linde, Esche, Haselstrauch, Hagebutte, Vogelbeerbaum und Felberbaum (Weide) werden verwendet. Auch Tag und Stunde ist von Bedeutung, z. B. sind Freitag, Karfreitag, Neujahr, 1. April gute Tage. Wichtig ist, daß die Prozedur vor Sonnenaufgang und bei abnehmendem Monde vorgenommen werde. Diese Prozeduren sind verschiedenartig. Im Vogtlande, besonders in der Lausitz, werden Zahnschmerzen und Brüche „vernagelt". Man macht Holzstifte von Bäumen, in welche der Blitz eingeschlagen hat, und hämmert sie unter Beobachtung gewisser Formeln in einen Baum. Gleichzeitig werden durch den Holznagel Gegenstände, die vom Kranken herrühren, z. B. Haare, mit eingeklemmt. In Unterfranken verkeilt man die Schwindsucht auf der Ostseite eines Nußbaumes bei zunehmendem Mond und das „Schwinden" Freitags vor Sonnenaufgang in einem beliebigen Baum. In Böhmen verpfropft man Zahnschmerzen auf schnellwachsende Bäume, z. B. Weiden. Mit dem Splitter eines Baumes bringt man das Zahnfleisch zum Bluten, schiebt dann den Splitter wieder in den Baum hinein und verschließt ihn mit Lehm. Bei den Zigeunern werden Bruch und Kropf bei abnehmendem und Unfruchtbarkeit der Frauen bei zunehmendem Mond in einem Lindenbaum verbohrt; ist das Bohrloch überwachsen, so ist auch das Gebrechen geheilt.

Völker	Tötung, Menschenfresserei	Motive
Massageten . . .	Alte töten	
Issedonen	" "	
Kalatiër	Väter essen	
Padäer	Alte und Kranke töten, bevor Fleisch verdorben	
Derbiker	Alte Männer	
Aino, Sachalin . .	Krüppel, unfruchtbare Frau	Lust
Gilyaken	" " "	"
Samojeden . . .	Alte	Weil ein besseres Jenseits
Dondin	Totkranke Verwandte	Zum Schutze gegen Würmer
Binderwur . . .	Kranke und alte Verwandte	Aus Freundlichkeit
Tëring-Dajaken . .	Invalide töten und essen	Hunger
Djongkang-Dajaken	Sterbende Genossen und Verwandte . .	
Kutei-Dajaken . .	" " " " . .	
Neu-Kaledonien . .	Neugeborene Kinder, Untertanen, Verbrecher, Alte, mißgestaltete eigene Kinder . .	Entschieden immer mit und teilweise aus Leckerei
Nordaustralien . .	Alte Leute essen getötetes Kind (auch wohl Enkelin)	Zur Erlangung der Kraft
Duéeldeli-út-dinné . (Nordamerika)	Schwache und Verwandte	Bei geringem Mangel
Tupinambas . . .	Totkranke	
Tapuyas	Tote Frucht von der Mutter	Zum Schutze der Leiche
Miranhas . . .	Kranke und Alte	Lust und Aberglaube
Guarani	Alle Leichen, tote Frucht von der Mutter	Aus Lust
Mayoruna . . .	Leichen, Kranke, Verwandte, bevor zu mager	Besser als von Würmern, aus Lust
Mundrucu . . .	Kranke und alte Eltern	Aus Pietät und Mitleid
Kaschibos	Alte; auch eigene Leute (Weiber nicht) .	Religiöser Grund
Chavantes . . . (Südamerika)	Ihre toten Kinder	So die Seele übernommen
Aruwimi-Eingeborene	Greise, ungestaltete Kinder nach Mästung im vierten Jahre durch eigene Familie	Leckerei
Baletela	Gebrechliche Eltern	Lust
Basutos . . . . (Afrika)	Stammesgenossen; auch eigene Weiber und Kinder (besonders wenn lästig), Kranke und Schwache	

Krankheitsstadien. Die Vorläufer einer Krankheit, welche sich noch nicht deutlich ausgeprägt hat, aber durch fieberhafte Erscheinungen sich kundgibt, belegte das bayerische Volk früher mit dem Namen Meichler oder Mäuchler. Dagegen bezeichnet man den erneuten Eintritt eines früheren Leidens oder die Nachwehen einer nicht gehörig zum Verlaufe gelangten Krankheit, einer alten, übel behandelten Wunde mit der Phrase: Den alten Höfel bei sich haben, der alte Höfel wird angereizt. Am Untermain bezeichnet man leichtes schmerzloses Unwohlsein mit „sich schelmern, kobern, eine Niet, ein leichtes Übergängle bekommen, im Allgäu als „den Ehren", in der Pfalz „die Ploh". — Wer zugleich mit anderen erkrankt, hat „die Seuch, die 'rum geht", die „Sucht", die gleichwohl keine besondere Beachtung findet, indem man höchstens ein „Hausmittel" im eigenen Arzneischatze hervorsucht oder schwitzt. Zu diesem Zwecke steckt man sich ins Bett, so daß kaum die Nase sichtbar ist, trinkt Tee von Holunder, Linden- oder Wollkrautblumen. In der Pfalz holt man zum Schwitzen auch in einem Sack einen Ameisenhaufen, steckt ihn in den Backofen und dann glühend heiß ins Bett und legt sich darauf. Im Odenwald, Spessart und in Franken wird oft im Beginne schwerer Krankheiten heißer Wein getrunken, um die Krankheit „herauszutreiben". In Würzburg gibt man den Rat, um Schweiß zu erregen, in den Urin des Kranken Kupfervitriollösung zu tun und ans Feuer zu stellen; kocht er, so schwitzt der Patient.

Geht die Not an den Mann, wird die Krankheit bedenklich, „fabelt" der Kranke, „stacht's", wie der Odenwälder sagt, dann gedenkt man zu „brauchen". Man schickt den Urin zum Doktor, wenn ein solcher in der Nähe wohnt, verlangt ohne besondere Auseinandersetzung des Leidens „ebbes zum öberschig un unerschig" und hofft, durch ein kräftiges Brechmittel die Grundursache alles Leidens, alle Unreinigkeit, alles Ungesunde aus dem Körper zu entfernen. Neben den Winden, die sich überall hin verschlagen können, ist vorzüglich die Galle ein arger Sündenbock, der alles Unheil stiftet; „sie liegt im Magen, sie ist ausgetreten, ins Geblüt übergetreten, in den Kopf gestiegen, sie ist verschossen, hat Lunge und Leber angezündet" usw.

Geht's schlimmer, so darf der Doktor kommen. Hilft das erste Glas Medizin nicht, so hat's der Doktor nicht getroffen, man schickt den Urin zu einem anderen Doktor oder wendet sich nebenbei zu einem Schinder oder Schäfer, der Sympathie kann. Übersteht der Patient die Krankheit, so hat die letzte Medizin geholfen. — Ist das Geblüt verdorben, so helfen nur Aderlaß und Schröpfen. Stirbt der Patient, obgleich man alles getan, so tröstet man sich, daß die Zeit aus ist, daß für den Tod kein Kraut gewachsen, daß man's ihm schon lang angesehen, daß was in ihm steckt, daß wir alle denselben Weg gehen müssen u. dgl., und weiß sich auf alle möglichen Wahrzeichen zu erinnern, welche dessen Tod ankündigten.

Eine vernünftigere Obsorge für die Gesundheit als die geschilderte, in der breiten Volksschichte der Gebirgsgegenden, auch hin und wieder in den bayerischen Provinzen übliche hat sich überall in Städten und offenen Dörfern eingebürgert. Man schickt, wenn leichteres Unwohlsein durch entsprechende Diät und Anwendung einiger Hausmittel nicht weichen will, zum Arzte, dem man die weitere Sorge für den Patienten überläßt. Zieht sich das Leiden „trotz vieler Gläser voll Arznei" in die Länge, so wird, wenn die Geduld des Patienten zu Ende geht, der Arzt mit den Worten, „es hilft doch nichts, ich brauche nichts mehr", verabschiedet und die Zuflucht einige Zeit zu einem Urinpropheten oder sonstigen Quacksalber genommen, oder man zieht, besonders in besseren Kreisen, einen oder mehr Ärzte weiter zu Rate (Lammert 399).

Krankheitsübertragung. Hellwig hat dieses wichtige Thema neuerdings bearbeitet (277a). Auf den Glauben, daß die Pflanzen eine Seele haben, geht der Brauch zurück, Krankheiten auf Bäume und andere Pflanzen zu übertragen. Man glaubt, daß die Baumseele mit dem Krankheitsdämon kämpfen wird, und hofft, daß sie siegt, was sich daran zeigt, daß der Baum kräftig weiter wächst. Nur in seltenen Ausnahmsfällen hat sich dieser ursprüngliche und nicht nur unter den Naturvölkern, sondern auch in ganz Europa weit verbreitete Gedanke dahin umgestaltet, daß man es für ein günstiges Vorzeichen hält, wenn der Baum eingeht; hier ist der Baum gewissermaßen ein Sündenbock, der statt des Kranken den Tod erleiden muß. Mannigfach sind die Arten, wie man diese Krankheitsübertragung im einzelnen durchzuführen sucht. Interesse haben das Einpflöcken und das Abstreifen. Das Einpflöcken besteht darin, daß man Partikelchen des kranken Körpers, so Blut, Haare, Nägelschnitzel, Kot, Urin, Schweiß oder Ähnliches unter Beobachtung gewisser mystischer Formen, oft des Sprechens eines Segens, in ein zu diesem Zwecke gebohrtes Loch bringt und das Loch dann wieder schließt. Ob es sich um eine derartige Prozedur oder um mutwillige Beschädigung des Baumes handelt, wird man meistens feststellen können, wenn man mit den Details vertraut ist. Fast immer werden nämlich — in den verschiedenen Gegenden wechselnd — nur gewisse Arten von Bäumen gebraucht; meistens schnell wachsende oder besonders kräftige, oft heilige Bäume: so Linde, Weide, Eiche, Obstbäume usw. Auch muß das Bohrloch wieder sorgfältig geschlossen werden, was wohl selten geschehen wird, wenn aus Rachsucht oder Bosheit ein Baum angebohrt wird. Das Einpflöcken geschieht meist vor Sonnenaufgang an einer bestimmten Stelle des Baumes usw.

Auch das Abstreifen ist sehr verbreitet. Die Siebenbürger Sachsen spalten einen Baumstamm derart, daß die Enden lose noch zusammenhängen; durch den so entstandenen Spalt zwängt man dann Kranke, die Ausschlag am Leibe haben, hindurch. Ähnlich, wenn ein Kind an der Abzehrung leidet. Auf Rügen wird ein Kind mit einem Bruchschaden bei Sonnenaufgang durch einen gespaltenen jungen Eichenbaum dreimal hindurchgezogen und der Baum wieder zusammengebunden. In Wehlau (Provinz Posen) sucht man, wenn Knaben die „Keile" (slawisch kyla, Bruch, Hodenvergrößerungen) haben, eine armdicke Eiche im Walde, spaltet den Stamm und zieht das kranke Kind dreimal durch den Spalt, der dann wieder verkeilt wird. „Wie der Baum wächst, schwindet die Krankheit." Auch hier will man also den Baum nicht zum Absterben bringen. Das Abstreifen ist auch in Oldenburg, Ostpreußen, der Pfalz, Bayern, Voigtland, Schwaben und anderen Teilen Deutschlands, in England, Dalmatien wohlbekannt.

Daß Krankheitsübertragungen auch sonst zu Beschädigungen von Bäumen führen, zeigt z. B. folgender Brauch aus Bosnien und der Herzegowina. Wer an Ohnmachtsanfällen leidet, stellt sich an einen Fichtenbaum; ein Freund bohrt oberhalb des Kopfes des Kranken ein Loch in die Fichte und schlägt einen Keil aus Lärchenholz hinein. Dann hören die Ohnmachtsanfälle auf.

Von den Vorstellungen, welche die Volksmedizin seit uralter Zeit beherrscht, führt Magnus (435) den Glauben an, daß die funktionelle Tätigkeit eines Körpergliedes von einer Person auf eine andere übertragen werden könne. Heutzutage noch kommt es bei wilden Stämmen vor, daß der Sieger das Herz des von ihm im Kampf erlegten Feindes verzehrt, in der sicheren Voraussetzung, mit dem Herzen auch die Kraft und den Mut des überwundenen Gegners sich einverleibt zu haben. Auch die Tiere und ihre Sinneswerkzeuge, ihre besonderen Eigenschaften und Kräfte kamen in Betracht, und

man war darauf bedacht, sie sich zu Heilzwecken nutzbar zu machen. — Das leitet zur Krankheitsübertragung auf Menschen über (Hellwig 277a). Schlimmer noch ist, daß man Geschlechtskrankheiten auch auf Menschen, und zwar sowohl auf Männer als auch besonders auf Frauen zu übertragen sucht. Meistens muß es eine noch unberührte reine Jungfrau sein, manchmal auch eine Schwangere. Daß ein so entsetzlicher Brauch entstehen konnte, dazu hat einmal die analoge Kur mit Tieren mitgewirkt, dann die auch sonst in der Volksmedizin häufige Kur durch Übertragen der Krankheit auf andere Menschen. (Siehe Geschlechtskrankheiten.)

In China glauben weibliche Aussatzkranke sich dadurch heilen zu können, daß sie für Geld einen armen Teufel veranlassen, mit ihnen geschlechtlich zu verkehren; da sich immer genug Männer finden, hat dieser Aberglaube nicht wenig zur Verbreitung dieser sehr schweren Krankheit beigetragen. Die Eingeborenen Marokkos empfehlen den Beischlaf mit einer Negerin als probates Mittel gegen Tripper.

Auch für Westeuropa ist dieser Glaube leider bezeugt. Ein guter Kenner des deutschen Gaunertums schrieb vor 50 Jahren: „Endlich muß, der weiten Verbreitung wegen, noch erwähnt werden, daß der schädliche Aberglaube, durch Beischlaf und Berührung jungfräulicher Personen, namentlich noch unreifer Mädchen, von der Syphilis befreit zu werden, ebenso tief im Gaunertum wie im gemeinen Volke haftet, und daß in der Geschichte des Gaunertums bis zu dieser Stunde die Fälle von schädlichen, oft tödlich verlaufenden brutalen Mißhandlungen leider nicht die seltensten sind" (33a). Und ein anderer Volksforscher schrieb bald darauf: „In Berlin stand 1860 ein Mann vor Gericht, welcher ein achtjähriges Mädchen genotzüchtigt und sie mit der Syphilis angesteckt hatte, weil er glaubte, sich davon durch Übertragung auf ein unschuldiges Kind befreien zu können; es ergab sich übrigens, daß das Mädchen nicht mehr unschuldig gewesen war. Ebenso glaubt man vielfach in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, daß Samenfluß geheilt werde durch Beischlaf mit einem noch nicht mannbaren Mädchen" (779).

Hellwig zitiert einen Fall, der vor wenigen Jahren das Kreisgericht zu Rosen beschäftigt hat. Der Besitzer Anton St. war von unheilbaren Geschwüren bedeckt. Er versuchte allerlei Mittel, aber vergeblich. Ob es sich um Geschwüre syphilitischen Charakters oder um andere gehandelt hat, ist nicht festgestellt. Zuletzt wurde ihm geraten, sich durch Beischlaf mit einer Jungfrau zu kurieren. Da sich aber begreiflicherweise keine andere reine Jungfrau fand, opferte sich seine zweiundzwanzigjährige Tochter, gab sich ihm hin. Der Vater wurde geheilt, die Tochter nicht angesteckt. Der Vater wurde zu 1 Jahr 6 Monaten schweren Kerkers, die Tochter zu 1 Monat Kerker verurteilt.

Ebenso wie Pflanzen glaubt man auch Tieren gewisse Krankheiten einimpfen zu können. Sehr verbreitet ist der Aberglaube, daß Geschlechtskranke, insbesondere mit dem Tripper behaftete, sich durch den Beischlaf mit Tieren heilen können. Nach mohammedanischem Recht ist Verkehr mit Tieren zwar verboten, aber in einzelnen Fällen, sagen berühmte arabische Ärzte, sei es gestattet, „Tiere von großem Bau" zu gebrauchen: die Ziege, das Maultier und die Stute. Solche Fälle aber seien „rein medizinische Dinge" und dürften nur „zu Kurzwecken, einzig und allein im Interesse der Gesundheit in Frage kommen". So dürfe man weibliche Tiere gebrauchen, wenn man an einem Tripper oder an anderen Affektionen des Gliedes leidet, ausgenommen sind Schanker, Wunden und Geschwüre aller Art. Die Erfahrung lehre, daß unter dem Einfluß eines solchen Verkehres der Mann sich seines Übels entledige, ohne daß das Tier erkranke, da der Eiter durch die große Hitze in der Scheide des Tieres und durch die Schärfe der tierischen

Schleimabsonderung annihiliert werde. „Wenn ihr also krank seid und ohne ärztliche Hilfe, oder auch, wenn die Ärzte nichts vermögen, so gebrauchet Tiere; aber dieses muß in dem Moment aufhören, wo ihr euere Gesundheit zurückerlangt habt.“ Als die Franzosen Algier erobert hatten, beschäftigten fortwährend Fälle von Unzucht mit Tieren die Gerichte. Man überraschte die Araber in den Ställen der Kavallerie tagtäglich in der Ausübung des Koitus mit jungen Stuten. Auch unter den persischen Soldaten ist die Sodomie stark verbreitet, weil sie hoffen, auf diese Weise den Tripper heilen zu können. In manchen Gegenden Rußlands glaubt man sich durch den geschlechtlichen Verkehr mit Pferden vom Fieber befreien zu können. In den christlichen Balkanländern bedient man sich zum Loswerden des Trippers einer Henne. Sie wird vor allem lebendig gerupft, dann preßt der Kranke seinen Penis in sie hinein, während ein helfender Freund das Tier langsam abschlachten muß. Damit die Heilwirkung nicht ausbleibt, muß die tote Henne gebraten und einem durchreisenden Fremden zu essen gegeben werden, der dann die Krankheit mitnimmt. Ähnliches wird auch von Neapolitanern berichtet.

In Schwaben glaubte man noch vor wenigen Jahrzehnten — vermutlich auch heute noch — sich von den „Franzosen“ (Syphilis) durch Vermischung mit einer Stute oder einer Eselin befreien zu können. Wie Hellwig durch verschiedene zuverlässige Mitteilungen bekannt geworden ist, läßt sich der gleiche Brauch mit Hühnern und Enten für Thüringen, Brandenburg, Elsaß und andere Gegenden nachweisen (277a).

Die Samojeden (277) haben die Überzeugung, daß jedes Übel vermittels Opfer übertragen werden kann; schmerzt das Bein, so opfert der Samojede ein Blaufuchsfell, mit welchem er das kranke Bein einige Male bestreicht; dann hängt er das Fell auf einen Baum und spricht dabei die Beschwörung aus: „Wie mein Bein leidet, so leide du, jetzt bist du gesund und ich krank, es sei umgekehrt.“ Zur Bezauberung der Krankheiten wird der Schamane eingeladen. Dieser befragt und untersucht den Kranken, und nachdem er vom Leiden Kenntnis genommen, überträgt er die Krankheit einem Renntiere, das er selbst auswählt und verschiedenartigen Qualen unterwirft, indem er somit die Leiden des Menschen dem Tier aufbürdet. Solche Übertragungsversuche macht der Schamane (s. S. 248) zugunsten eines und desselben Kranken manchmal an mehreren Renntieren nach der Reihe, bis er glaubt, die wahre Krankheit getroffen zu haben. Wird der Kranke gesund, so wird das gequälte Tier lebendig begraben. Hilft aber alle Beschwörung des Schamanen nicht und stirbt der Kranke trotzdem, so wird seine Leiche aus dem „Tschum“ (Hütte) getragen, aber nicht durch den gewöhnlichen Eingang, sondern man macht in der entgegengesetzten Seite eine Öffnung, durch welche der Tote an den Füßen hinausgezogen wird. Das Gesicht und überhaupt der ganze Kopf des Verstorbenen werden in ein Wolltuch eingenäht, dann wird er in einen Holzsarg mit allerlei Gegenständen gelegt, die er im Leben gebraucht, mit seiner Flinte und dem Pulverhorn, Beil und Messer, Pfeife und Tabak, ja sogar einer Flasche Branntwein und womöglich seinen besten Kleidungsstücken, und so versehen in eine nicht tiefe Grube gesenkt, und es wird ein Erdhügel darüber aufgeworfen. Auf den Grabhügel werden die zerbrochene Narte (Schlitten) des Verstorbenen und das Kesselchen, aus welchem er gegessen, aber erst nachdem man es sorgfältig durchlöchert hat, gelegt. Zu guter Letzt werden die Lieblingsrenntiere herangetrieben und am Grab erdrosselt, ihr Fleisch bei der Leichenfeier aufgegessen, die Hörner werden auf den Hügel gesteckt. Zum Abschiede vom Grabe beschimpfen, so viel wie ihrer versammelt sind, allesamt den Tod aufs schändlichste dafür, daß er ihnen den Vater, Bruder, Onkel oder Freund entrissen, und kehren darauf in die Hütte zurück. Wenn

die Frau den Mann überlebt, so muß sie ein Jahr lang den Verstorbenen betrauern, aber auf eine ganz besondere Weise. Es wird eine große Puppe angefertigt, der die gewöhnlichen Kleider des verstorbenen Mannes angelegt werden, und mit dieser Puppe muß die Frau im Lauf eines Jahres alles durchmachen, woran er zu Lebzeiten gewöhnt war: wird gegessen, so wird der Puppe auch eine Holzschüssel mit Speise vorgesetzt, geht man schlafen, so muß die Frau die Puppe auskleiden und neben sich ins Bett legen. Wenn die Frau ihren verstorbenen Mann im Traume sieht, so muß sogleich am anderen Tag ein Rentier geopfert werden, um seinen Geist zu beruhigen.

Krauseminze (Mentha crispa L.), die Pfefferminze (M. piperita L.), Polei (M. pulegium L.); Labiaten, von denen die letzte offizinell war, die ersten offizinell sind. Die Salernitanische Schule (561) lehrte von der Krauseminze:

Gerechte kraußmüntz bald vertreibt
Die würm im Magen und im leib.
Die Müntz, die Krause Müntz, die hält man auch für gut,
Die weil sie in dem Leib die Würm ertödten thut.

Abb. 124. Poleiminze (Mentha pulegium)

Die Pfefferminze nennt Dioskurides (151 III 36) eine bekannte Pflanze mit erwärmender, adstringierender und austrocknender Kraft, daher stillt der Saft, mit Essig getrunken, den Blutauswurf. Er tötet ferner die runden Würmer, reizt zum Liebesgenuß, bringt das Schlucken, den Brechreiz und die Cholera zur Ruhe, wenn 2 bis 3 Reiser davon mit saurem Granatensaft genommen werden. Mit Graupen umgeschlagen, zerteilt er Abszesse; auf die Stirn gelegt, lindert er Kopfschmerzen, besänftigt geschwollene und (von Milch) strotzende Brüste. Mit Salz gibt er einen Umschlag gegen Hundsbiß; der Saft mit Honigmet stillt Ohrenschmerzen, den Weibern aber vor dem Beischlaf im Zäpfchen eingelegt, behindert er die Empfängnis. Fein gerieben glättet er eine rauhe Zunge. Ferner bewahrt er die Milch vor dem Gerinnen, wenn die Blätter desselben in der Milch umgeschwenkt werden. Überhaupt ist er dem Magen zuträglich und eine gute Würze. Von der Mentha pulegium berichtet Kosteletzky (372a): Beim (deutschen) Landvolke steht sie im großen Ansehen; auch in China und in Cochinchina wird sie als Heilmittel angewendet, ebenso ist es in Chile der Fall, wo sie ebenfalls wild wächst.

Krebs (Astacus fluviatilis), der Flußkrebs, bildete einen Bestandteil der mittelalterlichen Apotheken; der Genuß des Krebses ist unter dem Bauernvolk ebensowenig zu finden wie der des Frosches (300). Die Krebsaugen sind Kalkkonkremente an den Seitenwänden des Magens, welche Depots von Kalksalzen darstellen und bei der Häutung des Krebses verbraucht werden. Dioskurides (151 II 12) berichtet: Die Asche der gebrannten Flußkrebse, in der Gabe von 2 Löffeln und 1 Löffel Enzianwurzel mit Wein 3 Tage hindurch getrunken, hilft kräftig den vom tollen Hunde Gebissenen. Mit gekochtem Honig heilt sie Risse an Füßen und Händen, Frostbeulen und krebsige Geschwüre. Roh zerrieben und mit Eselsmilch genommen, helfen sie bei Schlangen-, Spinnen- und Skorpionbissen. Mit Fleischbrühe gekocht und gegessen, sind sie Lungenkranken heilsam und denen, die den Meerhasen genossen haben. Zerrieben und mit Basilikum appliziert, töten

sie die Skorpione. Dasselbe leisten auch die Seekrebse, nur daß sie weniger kräftig als jene wirken.

Das schon von Fabricius Holdanus empfohlene Einlegen von Krebsaugen in den Augenbindehautsack zur Auswaschung der Fremdkörper durch den Tränenstrom übt auch das Volk noch hie und da. Man steckt Krebse lebendig in Mauslöcher, um durch ihren Verwesungsgeruch die Feldmäuse zu vertreiben. Wenn ein Krebs im Stall ist, krepiert kein Vieh, sagte ein Bauer am Arzbach. Der faule Krebs, mit Bocksblut oder mit Hasenschmalz verrieben, wurde früher als eine vertreibende Stinksalbe bei Gebärmutterkrebs eingerieben. Krebsaugen werden auch beim Sodbrennen innerlich genommen (Bayern 300). In Kroatien (245 a) werden Krebsaugen, mit Pfirsichmandeln zerstoßen und in Wein gekocht, bei Harnverhaltung vom Volke verwendet.

Kresse (Lepidium sativum L.), Gartenkresse, Pfefferkraut, eine Kruzifere. Dioskurides (151 II 184) kennt mehrere Arten. Der Same von jeder ist erwärmend, scharf, dem Magen zuwider, er regt den Bauch auf und treibt die Würmer ab, verkleinert die Milz, tötet die Leibesfrucht, befördert die Menstruation, reizt zum Beischlaf, er gleicht dem Senf und der Rauke; er vertreibt Aussatz und Flechten. Mit Honig als Umschlag verkleinert er die Milz, bringt bösartigen Grind weg und führt, im Schlürftrank gekocht, den Schleim aus der Brust. Genossen ist er ein Mittel gegen Schlangen(biß), als Räucherung angezündet, verscheucht er die Schlangen. Er verhindert ferner den Ausfall der Haare und reißt die Karbunkel durch Eiterbildung auf. Mit Essig und Grütze umgeschlagen, hilft er den an Hüftweh Leidenden, zerteilt Schwellungen und Geschwürsbildungen und bringt, mit Salzlake aufgelegt, Furunkel zur Vereiterung. Und das Kraut leistet dasselbe, es hat allerdings geringere Kraft. — Die Salernitanische Schule (561) lehrt:

Abb. 125. Gartenkresse (Lepidium sativum)

I.

Das fallend haar heilt Gartenkreß safft,
Der zeen (Zähne) wentag, leib schuppen verjagt.

II.

Der Brunn- und Gartenkreß, so man drauß preßt den Saft,
Macht Haar und solchen recht ein Wachstumb verschafft.
Den Zähnen schafft er Ruh und thut sie wieder laben;
Hilft, welche auff der Haut viel Krätz und Schuppen haben.

Kreuz ist ein religiöser Volksschmuck und ein Talisman und Schutz aller christlichen Völker. Doch kommt es auch bei den islamitischen Bewohnern Nordafrikas als schützendes, auf die Stirn tätowiertes Zeichen vor, im übrigen Afrika ist es als „Fetisch" weit ins Innere gedrungen; auch die alten Mexikaner kannten bereits vor Cortez das Kreuz. Älter jedoch als das Kreuz ist die rätselhafte Svastica, das Hakenkreuz (s. d.).

Beim Gähnen macht man den kleinen Kindern in vielen Ländern über dem Munde das Kreuzzeichen, um sie dadurch vor Krankheiten zu bewahren (319 a). Das Schlagen des Kreuzes bei Vornahme gewisser sympathetischer Kuren, bei Beginn irgendeiner

chirurgischen Maßnahme, beim Einsammeln heilkräftiger Pflanzen u. dgl. übte und übt die Volksmedizin noch heute. Derartige heilige Zeichen besitzt die Volksmedizin aller Länder und Nationen in großer Zahl (435). Auf den mächtigen Stöcken der Fichten und Silberpappeln in Salzburg findet man bisweilen von den Holzfällern 3 Kreuze eingehackt. Das geschieht, damit sich die armen Seelen darauf ausruhen können; doch ist es notwendig, daß der Holzknecht auch mit dem Finger die Kreuze nachzieht. Nach einer anderen Auslegung bezwecken die Kreuze, daß sich die Hexen nicht darauf setzen können (635). In der Bukowina (140) gilt folgende Meinung: Wenn sich in einem Zimmer Stroh befindet und dasselbe zufällig kreuzweise steht, so glaubt man, daß in jenem Hause jemand sterben werde. Wenn jemand über das in einem Zimmer kreuzweise stehende Stroh schreitet, ohne das Strohkreuz mit dem Fuße zu zerstreuen, so glaubt man, daß dieser bald sterben werde. Die Rumänen in der Bukowina zeichnen am heiligen Georgstag, aber auch an anderen Tagen an den Toren, Türen, Stalltüren usw. Kreuze mittels Wagenschmiere, damit die unreinen Geister nicht hinein können.

Abb. 126. Kreuzschnabel (Loxia curvirostra)

Kreuzdorn (Rhamnus cathartica L.), Purgier-, Hirsch-, Wegedorn, eine Rhamnazee. Die Früchte sind als Fructus Rhamni cathartici offizinell. Sie sind, in kleinen Mengen mit Zucker genossen, ein volkstümliches Abführmittel.

Kreuzschnabel (Loxia curvirostra), Krinitz; der Kieferkreuzschnabel (L. pityopsittacus), Roßkrinitz. Der Vogel soll nach der Volkssage von dem Kreuzdornstrauche Dornen zur Krone Christi am Kreuze getragen haben; er war wohl ursprünglich dem rotbärtigen Thor heilig, dessen Hammer oder dessen Rune sein Schnabel vorgestellt haben mag (300). Eine andere Sage erzählt:

Als der Heiland litt am Kreuze,
Himmelwärts den Blick gewandt,
Fühlt er heimlich sanftes Zücken
An der stahldurchbohrten Hand.

Hier, von allen ganz verlassen,
Sieht er eifrig mit Bemühn
An dem einen starken Nagel
Ein barmherzig Vöglein ziehn ...

Und der Heiland spricht in Milde:
„Sei gesegnet für und für!
Trag das Zeichen dieser Stunde,
Ewig Blut und Kreuzeszier!“ (J. Mosen.)

Der Kreuzschnabel soll die Krankheiten der Menschen, namentlich die Gelbsucht, anziehen, was schon Plinius erzählt (300).

Dieser kaum in einer einzigen tirolischen Bauernstube fehlende, aber auch in den Städten viel anzutreffende lustige Gesell ist der eigentliche Äskulapvogel Tirols. Von ihm heißt es, daß er „die Krankheiten an sich ziehe“, und deshalb hängt man den Käfig mit dem „Schnabel“ (so lautet sein Kosename) in das Zimmer von Kranken, mit Spannung erwartend, ob er nicht freundlich krepieren wolle. In freudiger Aufregung erzählte vor nicht langer Zeit eines Morgens der Vater eines von Lieber (416) an

Scharlach behandelten Kindes, daß in der Nacht 2 „Schnäbel" „hingeworden", und daß nun der kranke Kleine ganz gewiß genesen werde. Der Mann hat recht behalten. Sein Söhnlein war widerstandsfähiger als die armen Vögel gegen die undefinierbaren Düfte einer hartnäckig gegen die „gefährliche" Luft abgesperrten Krankenstube. — Der Kreuzschnabel ist auch im Egerland ein heilig gehaltener Vogel. Man glaubt von ihm, daß er Krankheiten, namentlich der Kinder, an sich ziehe und daß er in schweren Fällen durch seinen Tod das Opfer für das Kind werde.

Kreuzspinne (Epeira diadema) scheint zu Thor oder Donar in Beziehung gestanden zu haben. Sie hat seine Rune auf dem Rücken, sie heißt in Westfalen „Hittenhiär" (Ziegenhirt), und man meint dort, sie lebe von Gift, das sie der Luft entziehe, weshalb sie ein wohltätiges und unverletzliches Tier sei. In ein Haus, in dem sich eine Kreuzspinne befindet, schlägt das Wetter nicht ein. Läuft eine über das Bett eines Kranken, so muß er bald sterben. Die Spinne überhaupt weissagt das Wetter, und sie verkündet, wenn man sie früh gewahr wird, Unglück, wenn man sie abends sieht, Glück. In Leipzig nennt man sie „Kanker", und man hört hier die Redensart: „Dir will ich schon noch einen Kanker kauen," was die Bedeutung hat, man wolle dem Betreffenden irgendwie (wohl auf zauberische Art) etwas antun (104). Die am Morgen Unglück bringende Kreuzspinne und ihr Gewebe gelten in Bayern (300) an manchen Orten als Fiebermittel; die „Spinnweb" ist ein jetzt glücklicherweise seltener werdendes Blutstillungsmittel. Der Spinnenspeichel soll nur im Sommer, in der Begattungszeit, giftig sein.

Abb. 127. Kreuzspinne (Epeira diadema)

Das Pulver der getrockneten Kreuzspinne wurde in früheren Jahrhunderten als Arznei verwendet (245 a). Lonicer sagt: „Obwohl sie giftig ist, dennoch besteht sie nicht aus eitel Gift, sondern wird auch als Arznei angemacht" (425). Kobert gelang es mit Hilfe eines wässerigen Extraktes, aus der Kreuzspinne ein Toxalbumin zu isolieren, welches bereits in Dosen von Milligrammen kleinere Tiere zu töten imstande ist. Nach den Untersuchungen von Sachs, welcher diese Substanz Arachnolysin nennt, wirkt das Gift hämolytisch.

Kritische Tage. Der Kampf um die „kritischen" Tage und die damit zusammenhängenden Perioden im Krankheitsverlaufe hat seit den ältesten historischen Zeiten und besonders seit Hippokrates die Geschichte der Heilkunde bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem Ergebnisse beherrscht, daß die kritischen Tage als solche von der überwiegenden Mehrzahl der Ärzte angenommen wurden, ihre Erklärung aber je nach dem wissenschaftlichen Standpunkte des Erklärers zu den sonderbarsten Ideen führte, bis der geniale Henle in Göttingen die Theorie von dem Contagium animatum (Lebewesen als Krankheitsursache) und dessen biologischer Reproduktion im Menschen aufstellte. Wir können auf dieses Thema nicht näher eingehen, da es zur wissenschaftlichen Medizin gehört, und verweisen auf die große Arbeit Sudhoffs (681), ferner auf mehrere Vorträge des Generalarztes Reger, zuletzt auf der Stuttgarter Naturforscherversammlung 1906 (573 a).

Da die kritischen Tage, unabhängig von ihrer Würdigung in der Wissenschaft, im Volksmunde seit der Antike fortleben, sei Celsus' (121 III 4) Meinung eingeholt.

Er sagt: Die alten Ärzte beachteten besonders die ungeraden Tage und nannten dieselben, gleich als ob an ihnen über die Kranken entschieden würde, kritische. Es war dies der dritte, fünfte, siebente, neunte, elfte, vierzehnte und einundzwanzigste Tag, und zwar schrieben sie die höchste Wichtigkeit dem siebenten, dann dem vierzehnten und hierauf dem einundzwanzigsten Tage zu. Die alten Ärzte reichten daher dem Kranken die Nahrung in der Weise, daß sie die Anfälle der ungeraden Tage abwarteten; nach dem Anfall gaben sie ihnen Speise, gleich als ob nun leichtere Anfälle zu erwarten wären. Asklepiades verwarf dies mit Recht als falsch und behauptete, kein Tag an sich, er sei ein gerader oder ungerader, vermehre oder vermindere die Gefahr für den Kranken. Denn bisweilen befindet sich der Kranke an den geraden Tagen schlechter, und man gibt dann die Speisen zweckmäßiger nach diesen Fieberanfällen. Bisweilen verändert sich auch während der Krankheit selbst das Verhalten der Tage, und es wird ein Tag schlimmer, der sonst besser gewesen war. Dazu ist der vierzehnte Tag, dem die alten Ärzte eine so große Wichtigkeit beilegten, selbst ein gerader Tag. Indem nun die alten Ärzte behaupteten, der achte Tag verhalte sich ebenso wie der erste, so daß mit ihm (nämlich dem achten) die zweite Periode von 7 Tagen begänne, so widersprachen sie sich selbst, indem sie nicht den achten, noch den zehnten noch den zwölften Tag als die wichtigeren annahmen, sondern dem neunten und elften eine größere Wichtigkeit beilegten. So wie sie aber nun dies ohne irgendeinen annehmbaren Grund getan hatten, so gingen sie auch vom elften nicht zum dreizehnten, sondern zum vierzehnten Tage über. Man findet auch bei Hippokrates angeführt: „Für denjenigen, welcher am siebenten Tage vom Fieber befreit werden wird, wird der vierte Tag der schlimmste sein." — So kann also auch nach der Ansicht jenes Arztes ein gerader Tag sowohl heftigeres Fieber als auch ein sicheres Urteil über den weiteren Verlauf bringen. Derselbe Arzt sagt auch an einem anderen Ort, „in Beziehung auf die beiden eben angeführten Dinge sei je der vierte Tag sehr wichtig, nämlich der vierte, siebente, elfte, vierzehnte und siebzehnte." Hierbei geht er von ungleichen Tagen zu gleichen über und bleibt nicht einmal hierbei hinsichtlich seiner eigenen Ansicht konsequent, indem der elfte Tag nicht der vierte, sondern der fünfte von dem siebenten aus gerechnet ist. Auf welche Weise wir daher auch das angegebene Zahlenverhältnis betrachten mögen, so wird uns klar, daß sich wenigstens bei Hippokrates kein triftiger Grund dafür findet. Es wurden damals die alten Ärzte freilich durch die in jener Zeit sehr berühmten pythagoreischen Zahlen hierbei getäuscht. Der Arzt muß indessen nicht die Tage zählen, sondern die Anfälle selbst beobachten und nach ihnen beurteilen, wann dem Kranken Speise zu reichen ist.

Das sagt der kluge Celsus!

Kröte (Bufo vulgaris). Wir können eine volksmedizinische Betrachtung dieses nützlichen, mit Unrecht gefürchteten und verfolgten Batrachiers, über welches als Votivgabe neuerdings Andree (10) und Thilenius (697) berichtet haben, nicht besser einleiten als mit den Worten Höflers (300):

Die lebende Kröte ist im Volksglauben ein Seelentier. Wenn in der Volkssage die Seele einer kranken Frau als Kröte zum Munde herauswandert, so hat dies nicht eine Beziehung zur Gebärmutter der Frau; solche Seelenwanderungen nimmt auch die Maus vor. Die lebende Kröte ist eben eine der vielen Gestalten, unter welchen die menschliche Seele nach dem Volksglauben erscheint. Als Seelentier erhält die Kröte wie ein Geist der Verstorbenen und wie die lebende Äskulapschlange ihre Nahrung, ja

sie sitzt sogar auf dem Seelenbrote; sie wird wie die Natter, die ebenfalls ein Seelentier ist, zum Hausschutzgeist (Schweden: bolvœtter; Sizilien: Donna di casa); sie wohnt unterm Krautfaß, im Hauskeller, im Erdboden, hütet unterirdische Schätze; sie ist eine „Unterirdische," eine „Schatzkröte". Auch die übrigen elbischen Eigenschaften besitzt die Kröte; sie macht Alpdruck im Alptraum; sie geht Verbindungen mit dem Menschenweib ein; sie wird zum Wechselbalg, zum mißgestalteten Zwerge; sie erzeugt als Zwergenweib selbst wieder „verkrottete" Kinder (cretino); als Kreißende nimmt sie wie andere elbische Wesen die Hebammendienste der Menschenweiber in Anspruch; sie wird zur Nixe, zur Wasserfrau; sie zehrt am Menschen; sitzt unter der Zunge des Menschen und Tieres; entzieht dem Menschen Blut; muggert als Mauke am Pferdefuß; verfilzt die Pferdemähne zum Wichtel-(Weichsel-)Zopf; nimmt den Kühen die Milch; kurzum alle Eigenschaften des elbischen Kleinvolkes finden sich nach dem Volksglauben bei der Kröte. Wie jedes Haus seine „Hauskröte" hat, so auch jedes Haus sein Schrätzlein; die Kröte zeigt als Hauskröte Sterbefälle voraus an, sie ist Todesbote. Daß sie auch als „mächtige Fee" oder „unbegriffener Genius" (Sizilien) Glück ins Haus bringt, entspricht ebenfalls dieser Vorstellung des Volksglaubens. Wird sie aus ihrer tierischen Hülle, in die sie als Seele verbannt ist, erlöst, so gestaltet sie sich zur schönen Jungfrau oder zur weißen Taube um. Da die Kröte Seelentier des Volksglaubens ist, wird ihr Körper auch zum Fetisch. Die Kröte kann nicht absterben; man vergräbt sie, spießt sie „lebendig" auf, läßt sie an der Sonne trocknen, dörren; die Seele bleibt trotzdem in der „Mumie"; sie ist nicht seelenlos, auch nicht als Fetischtier. Sie hat zwei Lebern, so giftig ist sie; sie zieht alles Gift an und entfernt aus dem Viehstall alles Abnorme; sie wird zum Gegengifte; der Stein in ihrem Hirne („Krötenstein"), ihre Fußknöchlein, ihr Laich usw. werden so zum volksmedizinischen Mittel, das als Amulettring oder im Lederbeutel am Arme getragen wird. Dieses Mittel ist aber immer noch in seiner Wirksamkeit an die Seelenkultzeiten (Quatember, Allerseelentag, Zwölften usw.) gebunden. Daß das Krötenfleisch sogar als Geburtswehen erzeugendes Mittel offizinell war, beweist wieder, wie hartnäckig und mächtig der Volksglaube ist gegenüber der nüchternen Überlegung. Gräbt man eine Kröte aus, „so kommt man bald ins Kindlbier" (Brandenburg), d. h. dann kommt bald eine neue Seele, ein neugeborenes Kind (Kindsschmaus) zum Vorschein; die unsterbliche Seele, die mit dem Seelentier (Kröte) ausgegraben wurde, steht als neues Menschenkind wieder auf aus dem Grabe.

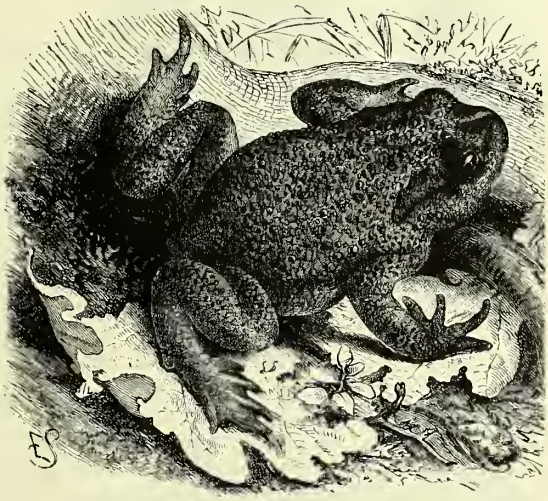


Abb. 128. Erdkröte (Bufo vulgaris)

Ist nun dieses Neugeborene „verkrottet" (krankhaft, monströs entartet), so ist dies nach dem Volksglauben eine deutliche Demonstratio ad oculos, daß die Kröte als Krötenalb (= Krotolf) die weibliche Frucht des Menschen beeinflußt hatte. Schon die Abortusmole (Windei) ist ein Alp in der Gebärmutter, eine Kröte, sie ist kein normales

Produkt des menschlichen Uterus; wie das Mondkalb durch Mondeinfluß auf das menschliche Weib entsteht, so der Krötenalp in der Gebärmutter (Abortusmole) durch den Einfluß des elbischen Krötentieres auf das mutterfieche Menschenweib. Alles, was nun mit dem Alp in der Gebärmutter (Krötenalb, Krotolf = Abortusmole) eine gewisse Ähnlichkeit hat, z. B. Blutgerinnsel, Eihäute usw., wird damit zur „Kröte", so das Blutgerinnsel im Herzen zur „Herzkröte". Das „verkrottete" menschliche Kind aber behielt in manchen Kretinismusgegenden die Stellung eines ehrfurchtsvoll angesehenen dämonenhaften Wesens infolge des andauernden Volksglaubens, daß solche Wesen von elbischer Abstammung sind. Wenn nun die Seele eines Menschen in einer lebenden Kröte oder in einem eingetrockneten Krötentiere (Fetischtier) sich aufhalten konnte, so lag es nahe, die Seele unter Besegnungsformeln zu veranlassen, daß sie in ihr eigenes Krötenbild zurückkehre. Aus dem menschlichen Körper, in den die Kröte durch Alpwirkung geraten war, sollte auch das elbische Produkt der Kröte wieder in ihre bildliche Krötenhülle zurückgebannt werden durch das beständig mitgetragene Krötenbild oder (Teil für das Ganze) durch den Krötenstein im Ringe, durch den Krötenbeutel am Arm oder zwischen den Brüsten usw. Die Furcht vor dem elbischen Kröteneinflusse machte das Krötenamulett zum Abwehrmittel, zum Prophylaktikum gegen denselben. Die normale Menschenmutter erzeugt nur wieder ein menschlich beseeltes, normales neues Wesen; ist aber das Produkt der Gebärmutter ein krankhaftes, dann haben elbische Wesen in verschiedener Gestalt an demselben mitgewirkt, am häufigsten wohl die Elben in Krötengestalt; darum kann auch das Krötenbild nicht die normale Gebärmutter darstellen, sondern den elbischen Erzeuger des krankhaften Produktes der Gebärmutter. Die gesunde Mutter weiß von ihrem Uterus so wenig wie sonst der gesunde Mensch von seinen gesunden Organen. Die allgemeine Furcht vor der das keimende Wesen im Uterus beeinflussenden elbischen Kröte schuf auch die Abwehrmittel dagegen. Das seelenlose Eigenbild der Kröte, das man als Amulett stets bei sich tragen konnte, wurde erst im weiteren Verlaufe zum Symbol des Uterus und der verschiedensten Frauenkrankheiten, aber nicht zum Bilde des dem Volk unbekannten menschlichen normalen Uterus. Darum erschien die Kröte als Votivgabe aus Silber, Wachs, Kupfer, ja selbst als Kuchen, hauptsächlich bei Wochenbetten, Frauenleiden usw.

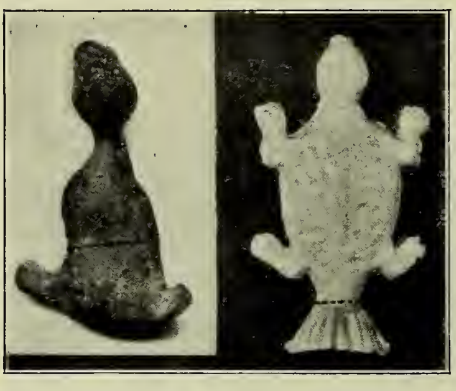


Abb. 129.

Krötenamulett. Kröte aus Wachs.

Links Abbildung eines Krötenamulettes aus dem Grab eines römischen Provinzialen bei Säubersdorf, Oberpfalz. Die oberen Extremitäten der zum Anhängen benützten Tonfigur sind durch den Gebrauch des Tragens abgewetzt. Das Original befindet sich im historischen Museum zu Tölz. Rechts Abbildung einer in Tölz käuflichen „Muetter"-Kröte aus Wachs (die schwarzpunktierte Linie deutet den zum Aufstellen dieses Votivbildes dienenden Ansatz an). (Nach Höfler 300)

Daß nun diese Entwicklung des Krötenvotivs aus dem Krötenamulett und die Entwicklung dieses letzteren aus dem Krötenfetischtier richtig ist, wird bestätigt durch folgende Momente aus der Volkskunde. In volksmedizinischen Fällen wird die gedörrte Krötenmumie fast ausschließlich als Umhängsel oder Aufhängsel benützt, wobei immer betont wird, daß dieselbe die sündige Materie (materia peccans), das Gift (oder das giftige

Wesen) anzieht; auch die am Finger oder zwischen den Brüsten getragenen „Krötensteine", die in Ringen (1579 crapaudina genannt in England) gefaßt worden sind, zogen das gefürchtete Gift an sich und „schwitzten" dabei nach dem Tiroler Volksglauben. Es würde zu weit führen, wollte man alle volksmedizinischen Verwendungen des Krötenamulettes hier anführen; die deutsche Volksmedizin kennt dieses Krötenumhängsel unter den verschiedensten Formen und bei verschiedenen Krankheiten. Höfler (300) hat 1888 ein solches Krötenbild aus Ton in der „Volksmedizin" abgebildet, welches aus dem Grab eines römischen Provinzialen bei Säubersdorf (Oberpfalz) stammt und dessen Vorderfüße sichtbar durch das beständige Tragen des Tierbildes als Amulett abgewetzt waren. Er hat das Krötenbild aus Naples (Illinois) abgebildet, welches aus einem indianischen Begräbnisplatze stammte und durch den Handel mit den Franzosen im 17. und 18. Jahrhundert nach Naples gekommen war; auch dieses Krötenbild zeigt Ring und Loch zum Aufhängen und Tragen, war also ein Amulett. Der nächste Schritt vom angehängten Krötenbilde zum aufgestellten Krötenbilde mit konischem Postament, das in bestimmten Kapellen (St. Leonhard, St. Veit usw.) geopfert ward, wurde vom Volke ganz leicht gemacht. Bei erfolgter Heilung einer elbischen Einflüssen zugeschriebenen Frauenkrankheit konnte die Frau ihres Abwehrmittels entbehren und opferte so das Bild einer Kröte in solche bestimmte Kapellen, meist in Eisen, das der Dorfschmied herstellen konnte, oder in Wachs, das der Wachszieher oder Lebzelter in der Stadt aus Modellen formte und heute noch verkauft. Da das Votiv nur bei Frauenleiden geopfert wurde, erhielt es den Namen „Mutter", „Gebärmutter," sonst heißt es auch „Krotten", „Höppin" usw. Ursprünglich das eigene Bild des Dämonentieres darstellend, in welches das im weiblichen Uterus lebende elbische Wesen (der Krötenalb oder Krotolf) verbannt oder mit welchem man es verscheuchen wollte, übernahm das Krötenvotiv im Volksglauben den Begriff und Namen der Gebärmutter, es wurde zum Symbol der kranken Gebärmutter. Damit hängt innig der andere Volksbrauch zusammen, bei mutterstechen Frauen „Krötensegen", die das elbische Krötentier verbannen, verscheuchen sollten, in Anwendung zu bringen sowie beim Kindelmahle oder Wochenbettschmause Krötenmodellgebäcke aufzusetzen. Daß die Kröte in den Alpenländern als Votiv häufiger zu finden ist, kann vielleicht zum Teil auch durch die dortige Häufigkeit des Kretinismus erklärt werden, dessen elbische Ursache ja genügend bekannt ist (s. oben); in der überwiegenden Mehrzahl der Krötenvotionen aber handelte es sich um ein Symbol des kranken Uterus.

Die Vorstellung, daß die Gebärmutter ein Tier sei, ist uralt. Schon Soranus bekämpft sie vergebens. Im Kopfe der große Kröte, so behauptet man in Deutschland, liegt der Krötenstein, den man aber nur erlangt, wenn man das Tier in einem Ameisenhaufen bis auf das Knochengerüst zernagen läßt. Bestreicht man mit diesem Stein eine Wunde, so heilt sie wie im Handumdrehen, und kommt Gift in seine Nähe, so beginnt er zu schwitzen (104). Die Darstellung des in Nordtirol vielberühmten Krötenamulettes beschreibt Lieber (416) nach einem handschriftlichen Hausbuche: „Nimb ein lepentige Krot, je gresser, je bässer, in Zaichen, wan die Sone in Kröbes gehet, thu sie in ein neu glasirten hafen, lege darzue 4 loth Schwöbel; vermag das deckl wol darauf mit laimb, und ein feuchte tuech. Stöl alsdann den hafen in ein heißen Pachofen, nachdem das brot herausgepachen hat, und laß ihm darinnen stehen, bis er ganz kalt worden ist. So Du ihn dann aufthuest, so gehe unter dem Kamin oder haiterem Himmel, heb das Maul zue, und vermach die Nasen, bis Du den hafen aufgethan hast, damit nicht vielleicht das güfft in Dir schlaget. Wann nun die Krot genug gepraten, so nimb

heraus mitsammt dem Schwöbl, und stoß zu Pulfer. Laß alsdann ein frisch Wax zergehen, und riehr das Pulfer damit, soviel Du kannst. Mach hernach viereggete stiklen in der Gestalt eines Agnus dei, und iberziehe sie mit ein Daffet." Dieses, je nach Bedürfnis, auf der Brust oder auf dem Rücken zu tragende Amulett „hilft" gegen rund 31 namentlich aufgezählte Krankheiten. Im deutschen Südtirol tritt an Stelle der Kröte die Stachelkugel. (Siehe Geburtshilfe.)

Im böhmischen Erzgebirge herrscht folgender Glaube: Wird ein Stück Vieh von einem giftigen Tiere gebissen oder gestochen, oder scheint es „etwas Giftiges" gefressen zu haben, so gibt es dagegen kein besseres Hausmittel als eine an der Sonne getrocknete Kröte, die im dreißigsten Monatstage zwischen 2 Frauentagen gefangen und durch Spießung getötet worden ist. Wird dieselbe auf die Bißwunde oder auf den angeschwollenen Körperteil gelegt, so soll sie das Gift an sich ziehen und dadurch oft so anschwellen, daß sie platzt. Von den Wenden (727) erfahren wir: Wenn man ein Gewächs vertreiben will, so muß man mit einem Krötenstein darauf drücken. Wenn man in der ersten Mainacht die Schwellen der Ställe mit Krötenfett bestreicht, so können die Hexen dem Vieh in der folgenden Nacht nichts antun. Die Bewohner der Bukowina (140) fürchten die Kröte: Abends ist es nicht ratsam, in Gegenwart von Kindern von Kröten Erwähnung zu tun, denn dieses könnte irgendeinem der Kinder schaden; wenn man aber über Kröten gesprochen hat, so kann das Schlechte wieder gut gemacht werden, indem man die Worte: „Knoblauch unter der Zunge des Kindes" hersagt. Jener, der über eine Kröte tritt oder eine Kröte tötet, wird seine eigene Mutter (!) töten, daher darf nur jener eine Kröte töten, dessen Mutter bereits gestorben ist.

Über Kröte s. auch Opfertiere, Votive und Geburtshilfe.

Kuckuck (Cuculus canorus), der Gauch, gehörte zu den Göttervögeln des deutschen Heidentums, da er zu Donar und Fria in naher Beziehung stand; er gilt allenthalben als Prophet. Wenn er nach Johanni ruft, so gibt es nach der Meinung der tiroler Landleute Mißwachs oder einen kalten Winter — eine Ansicht, die auch in Westfalen vorkommt. Schreit er auf einem Hause, so steht darin ein Todesfall oder sonst ein Unglück nahe bevor. In ganz Norddeutschland und ebenso in Schwaben und den Alpenländern geht die Sage, daß er einem, wenn man ihn zum ersten Male im Jahre rufen hört, die Frage beantworten könne, wie lange man noch lebe. Man zählt nach getaner Frage, die in Westfalen lautet:

Kukuk vam Heaven (Himmel)
Wu lang fall ik noch leaven,

nach, wie oft er schreit, und so viele Rufe man darauf vernimmt, so viele Jahre hat man noch zu erwarten (104).

In Bayern (300) schlägt man beim Kuckucksruf an den Geldbeutel, dann geht das Geld nicht aus. Dasselbe gilt für das Egerland und für Steiermark (319 a). Zum Kuckuck auch!, sagt man, wenn man etwas von sich weg haben will. Das Kuckucksspiel der Kinder erinnert an das Verstecken des Kuckuckseies in andere Nester.

Der Kuckuck gilt bei den Russen und bei den meisten anderen slawischen Völkern für einen Vogel, der Trauriges verkündet. Nach einer alten serbischen Sage war der Kuckuck ein schönes junges Mädchen, das unaufhörlich über den Tod ihres Geliebten weinte, bis es endlich in einen Vogel verwandelt wurde, der nun noch immer die beiden melancholischen Töne seiner nie versiegenden Klage erklingen läßt. So kann denn

auch ein junges serbisches Mädchen, das seinen Geliebten verloren, niemals den Kuckuck hören, ohne Tränen zu vergießen. Sonst gilt in Serbien der Kuckuck für einen prophetischen Vogel und wird besonders von den Räubern gefragt, die nach seinem ersten oder nach seinem letzten Ruf Schlüsse auf die Zukunft ziehen.

Kümmel (Carum Carvi L.), Karve, eine Umbellifere, von welcher Dioskurides (151 III 59) berichtet: Der Karos ist ein bekannter kleiner Same, er ist harntreibend, erwärmend, gut für den Magen und angenehm für den Mund, er befördert die Verdauung und wird auch vorteilhaft den Gegenmitteln und den Arzneien zugesetzt, welche schnell wirken sollen. Er steht dem Anis gleich. Die gekochte Wurzel wird gegessen wie die Möhre. Die Früchte sind als Fructus Carvi offizinell.

Heilige Kummernis. Eine ganz eigentümliche Kultart ist die Verehrung der heiligen Kummernis in Bayern. Kummernisbilder, sagt Höfler (300), die eine mann-weibliche, gekreuzigte und bärtige Figur darstellen, befinden sich in Spöttberg nördlich von Tölz und in Georgenried bei Gmund; auch das historische Museum in Tölz bewahrt ein solches. Höfler führt 28 Orte in Bayern namentlich an, in welchen sich solche Kummernisbilder befinden. Eines gibt es auch in Prag. In der Nomenklatur der Alpenpflanzen findet sich auch eine Kummernüßl (Silene pumilio, Zwerg-Leimkraut, in Kärnten auch Sau-Peter-Stamm genannt). Die Kummernisverehrung scheint erst (wie in der Schweiz) im 15. oder 16. Jahrhundert in Bayern aufgekommen zu sein; sie hat sich namentlich bei solchen Orten erhalten, die mit „Helfen, Hilf" in ihrem Namen zusammenhängen, was sich namentlich auf die Hilfe bei Krankheiten des Menschen bezogen zu haben scheint, und zwar vor allem auf Augenkrankheiten, wegen des erblindeten Geigerleins, das wieder sehend geworden sein soll durch den hinabgeworfenen Schuh oder Pantoffel.

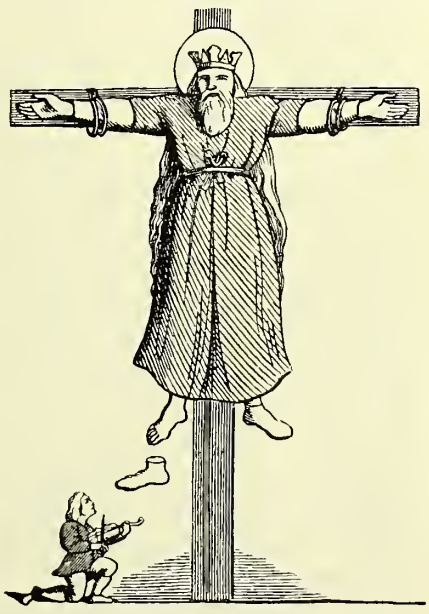


Abb. 130. Heilige Kummernis (300)

Sepp gibt in seinem „Altbayerischen Sagenschatz" eingehend Aufschlüsse über diesen sonderbaren vorchristlichen und später verchristlichten Kultus. Das Heidentum ging, meint Sepp, unmerklich in den Sagen ins Christentum über, und manche solche heidnische Sage bekam einen christlichen Mantel. Nach der Sage haftet die Heilkraft der Kummernis an ihrem sternbesäten Gewand; in Tirol hängt ihr Bild häufig in der Schlafkammer und sie wird um Ehesegen angerufen; in Altbayern hat sie den Namen „Weiberleonhard".

Gräfin Wickenburg-Almásy verwendet in der Ballade „Friedel, der Geiger" eine Legende aus Tirol: Der arme hungerige Geiger rastet in der Nähe eines Heiligenbildes.

Das hieß im Mund der Leute
Die heil'ge Kümmernuß. —

Er spielt vor der Heiligen seine schönsten Lieder.

Ihn dünkt, sie regt die Beine,
Als ob sie tanzen wollt'!

Er weiß noch schön're Lieder!
Ei seht! Sie nickt ihm zu
Und wirft ihm sacht hernieder
Vom Fuß einen gold'nen Schuh.

Der Geiger wird des Diebstahles beschuldigt und zum Galgen geführt. Er bittet um die letzte Gnade, noch einmal vor der „heiligen Kümmernuß" spielen zu dürfen.

Das ist eine tolle Weise,
Doch Eine versteht den Sinn
Und wirft ihm leise, leise
Den zweiten Pantoffel hin.

Da zittern ihm die Glieder:
„O heilige Kümmernuß!"
Er stolpert die Leiter nieder
Und küßt ihr leis den Fuß. —

Justinus Kerner erzählt dieselbe Legende in der Ballade „Der Geiger zu Gmünd"; freilich ist hier die Kapelle der „sangesreichen hl. Cäcilia" geweiht, also die Beziehung zur heiligen Kummernis ganz verloren gegangen.

Die Legende erzählt von der heiligen Kummernis, einer orientalischen Prinzessin, daß sie, heimlich Christin geworden, an einen Heiden gegen ihren Willen verheiratet werden sollte und von Gott die Gnade erbat, über Nacht recht häßlich zu werden. Als sie darauf einen Bart bekam, wurde sie gekreuzigt. Für die Genesis der Kummernislegende ist es im Vergleich zu den gelehrten Ausführungen von Höfler, Sepp u. a. interessant, in bezug auf die oben erwähnte Prager heilige Kummernis, welche in der berühmten Lorettokirche am Hradschin in Prag unter dem Namen der hl. Staroста als Sehenswürdigkeit gezeigt wird, eine Erklärung zu hören, welche uns viel mehr naheliegend und wahrscheinlicher erscheint. Zur Zeit der Kreuzzüge sollen nämlich die Pilger die byzantinischen Kreuze mitgebracht haben, auf welchen Christus die damalige byzantinische Tracht, d. h. die langen, faltigen männlichen Kleiderröcke trägt. Die Unkenntnis dieser Tatsache dürfte wohl zur irrtümlichen Deutung der Kummernisbilder geführt haben.

Kürbis (Cucurbita Pepo L.), Kukurbitazee. Dioskurides (151 II 161) schreibt: Roh gestoßen und umgeschlagen, besänftigt er Schwellungen und Eiterbeulen. Das Schabsel davon wird Kindern, welche an Sonnenstich leiden, mit Erfolg um den Vorderkopf gelegt; in ähnlicher Weise wird es gegen Augenentzündungen und Gicht angewendet. Der aus dem Schabsel gepreßte Saft hilft für sich allein und mit Rosenöl eingeträpfelt gegen Ohrenschmerzen, eingesalbt auch bei dem durch Hitze angegriffenen Gesicht. Der Saft des ganzen gekochten und ausgepreßten Kürbisses aber, mit etwas Honig und Natron getrunken, löst den Bauch gelinde. Wenn aber jemand den rohen Kürbis aushöhlt, Wein hineingießt und ihn an die Sonne setzt, diesen dann mit Wasser mischt und zu trinken gibt, so erweicht er den Bauch leicht. Celsus (121) rechnet den Kürbis zu den gut bekömmlichen, aber am wenigsten nahrhaften Stoffen, ferner führt er ihn unter den abführenden und kühlenden Stoffen an.

Kürbiskerne als Bandwurmmittel sind sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der Volksmedizin gebräuchlich.

Labkraut (Galium verum L.), eine Rubiazee, welche die Milch gerinnen macht und in England zur Bereitung des Chesterkäses verwendet wird, war früher offizinell. Labkraut ist ein Zaubermittel für Kinder. Das duftende, weiche Kraut hat nach der mittelalterlichen Sage das Stroh geliefert, auf welches die Muttergottes das Jesuskindlein bettete. Daher die Namen Liebfrauenstroh, Unserer Frauen Bettstroh (Unser Lieben Frau Bettstroh in Niederösterreich), Muttergottesbettstroh, englisch Ladies bedstraw. Raffael hat auf dem Bilde seiner Madonna della Casa alba in Petersburg dieses „Stroh" abgebildet. In Schlesien, wo man vom Maria-Bettstroh spricht, wird erzählt, die heilige Jungfrau habe deshalb das Christkind auf Labkraut gebettet, weil nur dieses vom Esel nicht berührt wurde. Schon auf dem Konzile, das am 1. März 743 unter Vorsitz des hl. Bonifazius abgehalten wurde, wird von dem „Strohbündel" gesprochen, „welches die guten Leute Marienbündel nennen" und welches sie an ihr Bett hingen oder in einem Leinensäckchen an ihrem Körper trugen, um gegen giftige Tiere und andere böse Einflüsse geschützt zu sein. Der Aberglaube hat sich so fest erhalten, daß die Landleute in der Nürnberger Gegend noch vor kurzem bei fieberhaften Krankheiten ein Büschel Liebfrauenstroh an das Kopfende des Bettes gaben und dazu vor dem Schlafengehen sprachen:

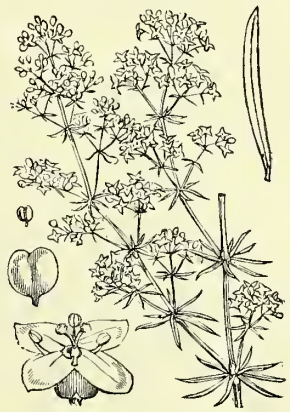


Abb. 131. Echtes Labkraut (Galium verum)

Heil sei dir, du heilig Kraut!
Hilf uns zum Gesunden,
Auf dem Ölberg wurdest du
Allererst gefunden.

Du bist gut für manches Weh,
Heilest manche Wunden;
Bei der Jungfrau heil'gem Strauß
Lasse uns gefunden!

Abb. 132. Kletterndes Labkraut (Galium aparine)

Verbreitet ist noch der Brauch, Marienbettstroh den Säuglingen in die Wiege zu legen, damit sie und ihre Mütter vor Zaubereien gesichert sind. Am Feste der Marienkräuterweihe fehlte Labkraut früher in keiner katholischen Kirche (Kronfeld 388).

Lamia, ein gespenstiges weibliches Wesen der Griechen, welches schöne Jünglinge an sich lockt, ihnen Blut aussaugt und ihr Fleisch verzehrt (Vampir? Syphilis?).

Lappenbäume. Unter Lappenbäumen versteht man Bäume, an welche in Krankheitsfällen oder aus anderen Gründen Lappen gehängt wurden, also Opfergaben für die Baumgeister. Es ist dies ein weit verbreiteter Brauch. — Über die Lappenbäume der Magyaren berichtet H. v. Wlislocki (769): Wer zur rechten Zeit, d. h. wenn der

Wassergeist gut aufgelegt ist, sich im Völgyer Brunnen oder in der Quelle bei Ipoly-Födémes badet, dem wachsen die fehlenden Glieder nach; als Gabe für den Wassergeist läßt man dort Kleidungsstücke und Haupthaare auf Bäumen zurück, die neben der Quelle stehen. Auf Bäume, die in der Nähe der Torjaer Schwefelhöhle „Büdös" und der Höhle „Sugás" bei Sepsi-Szent-György stehen, hängen Kranke abgetragene Kleidungsstücke auf, damit sie ihres Siechtums loswerden. Einer Quelle in der Nähe des Potharder Berges wird die Eigenschaft zugeschrieben, daß ihr Wasser „jeden Kopfschmerz" heile, wenn der Leidende sich in der Quelle das Haupt badet und dann seine Kopfbedeckung an einen Baum hängt und dort zurückläßt. Wer aus der bei Ikafalva (Siebenbürgen) befindlichen Quelle „Gágókút" trinkt, erlangt eine besonders große Körperkraft, wenn er einen Lappen von seinem Hemdärmel an einen der in der Nähe befindlichen Bäume hängt. Das Wasser dieses Brunnens ist der Sage nach aus dem Blute der dort in der Heidenzeit gefallenen Helden entstanden. Vor Jahren warf noch jeder, der von diesem „Blutwasser" (vér-víz) trank, einen Stein „als Erinnerung an die Helden" an den Fuß des Berges. In der Nähe des Kurortes Tusnád befindet sich ein Sumpf, der „Csukástó". In der Karfreitagsnacht füllt sich der Sumpf mit klarem, reinem Wasser, in welchem sich unzählige gekrönte Schlangen baden. Wer zu dieser Zeit Wasser aus dem Sumpfe schöpft, kann damit jeden Stein sofort in Gold verwandeln, doch muß er alle seine Kleidungsstücke an die in der Nähe befindlichen Bäume hängen, sonst töten ihn die Schlangen. In der Nähe des berühmten siebenbürgischen Wallfahrtsortes Csik-Somlyó ließ sich vor vielen Jahren an der Stelle, wo jetzt die Salvatorkapelle steht, vom Himmel eine goldene Leiter herab. Noch vor einigen Jahren hing jeder kranke Wallfahrer einen Lappen an einen der „heiligen" Bäume, um sich seines Siechtums zu entledigen. Im magyarischen Volksglauben heißt es, daß die heilige Maria den Gläubigen besonders in Gebüschen zu erscheinen pflegt. Vom „heiligen Brunnen" bei Csovánka (bei Budapest) erzählt die Sage, daß die heilige Maria in der Nähe des Brunnens im Buschwerk einem Schäfer erschienen sei. Die Leute strömten nun auf diese Nachricht zum Brunnen, Kranke badeten im Wasser und genasen. Seither ist dieser Brunnen ein Wallfahrtsort der Kranken, die daselbst an Bäume und Büsche Kleidungsstücke hängen und zurücklassen. Nach magyarischem Volksglauben können gewisse Krankheiten dadurch geheilt werden, daß man den gebrauchten Verband oder den Lappen, mit dem man den kranken Körperteil bedeckt hat, an Bäume hängt.

Gegen Augenweh mischt man Safran mit Milch und wäscht damit das Auge; den dazu verwendeten Lappen aber hängt man abends an einen knospenden Baum mit den Worten:

Az atyának nevében, fiunak szerelmében, szent Jánosnak áldása terjedjen reá! Boldogságos szüz Mária teje mossa le, le mossa, mossa le ezt a bajokat!

Im Namen des Vaters, bei der Liebe des Sohnes, der Segen des hl. Johannes breite sich hierüber aus! Die Milch der gebenedeiten Jungfrau Maria wasche, wasche, wasche ab dies Leid!

Gegen Fieber hängt der siebenbürgische Csángó-Magyare seine Unterhose an einen Baum, die er 9 Tage hindurch stets nur dann angezogen hat, wenn ihn das Fieber zu beuteln begann. Hat jemand bei den Szeklern das „heiße" Fieber, so nimmt einer seiner Angehörigen vor Sonnenaufgang das Leintuch des Kranken weg, entkleidet sich und läuft dann, ins Leintuch gehüllt, auf einen Berg, wo er das Leintuch, an einen Baum gehängt, zurückläßt, indem er die Formel ruft:

Halljad hegy, halljad! N. N.-et a forró láz rázza. Vedd el töle és add annak, ki a kiáltásom hallja!

Höre, Berg (oder Baum), höre! N. N. schüttelt das heiße Fieber, nimm es von ihm und gib es dem, der mein Rufen hört!

Wer ein Geschwür hat, umkreist dasselbe mit einem roten Apfel, den er dann an den Ast eines Baumes spießt. Bei den Szeklern wird ein „böses" Geschwür also vertrieben: Die Besprecherin nimmt 9 Stückchen Brot und umkreist mit jedem Stückchen das Geschwür, wobei sie jedesmal spricht:

Mikor Krisztus urunk itt a földön járt, talált jámbor gazdát, hamis asszonyt, kő ágyat, penészes kenyeret! Ez a nyavalya N. N.-neku gy ne árthasson a testin, mint Krisztus urunknak nem árthatott a kő ágy.

Als unser Herr Christus auf Erden wandelte, traf er einen frommen Wirt an, eine böse Wirtin, Steinbett, Schimmelbrot! Dieses Übel soll dem Körper des N. N. gerade so nicht schaden können, wie das Steinbett unserem Herrn Christus nicht geschadet hat!

Dann werden die 9 Brotstückchen an die Äste eines Baumes gesteckt. Hodenanschwellung wird durch Auflegen eines Leinsamenbreies und Trinken von Steinöl geheilt. Nimmt man den Brei herab, so läßt man den kranken Körperteil von einem Hunde lecken und spricht dabei dreimal:

A szent lélek szüz Máriába mene és épen kijöve, szent lélek, vedd rólam a roszat.

Der Heilige Geist ging in die Jungfrau Marie und kam heil heraus; Heiliger Geist, nimm das Üble von mir!

Den Brei samt dem Lappen, auf den man ihn geschmiert hat, hängt man vor Sonnenaufgang an einen Baum. Kanthariden, Hanfsamenblüten und Hasenhoden soll man, in Eselsmilch gekocht, jeden Freitag vor Sonnenaufgang gegen Impotenz trinken und sprechen:

Péntek ur az erdöbe mene és ott találta Szombat asszonyt. Mondá: Hadd öleljelek meg! Szombat asszony magától ellökte, mondá: Száraz ág vagy; ha ismét zöldülsz, gyere hozzám! . . . Ag, adj nekem eröt; neked adom az enyémet!

Herr Freitag ging in den Wald und traf dort die Frau Samstag. Er sprach: Laß dich umarmen! Frau Samstag stieß ihn von sich und sprach: Dürrer Ast bist du; wenn du wieder grünst, komme zu mir! . . . Gib mir die Kraft, Ast, ich gebe dir meine!

Dies hat man jeden Tag zu sprechen und dabei sein Wasser abzuschlagen, indem man vorher die Bindschnur der Unterhose geknüpft hat. In Gyalu (Siebenbürgen) gibt es einen berühmten Zauberer und Volksarzt, der kinderlosen Frauen unter anderem folgendes Mittel anrät: Bei Vollmond soll die betreffende Frau einen Lappen, auf dem sie ihre letzten Menses aufgefangen hat, an einen Baum hängen und dabei die Worte sprechen:

Fa, neked adom véremet, add nekem erödöt, hogy véremmel gyermeket neveljek.

Baum, ich gebe dir mein Blut, gib mir deine Kraft, damit ich mit meinem Blute Kinder ernähre!

Will ein Kind nicht gedeihen, so trägt die Mutter sein Hemdchen auf einen Berg, wo sie es entweder mit einem Pflock an die Erde spießt oder es an einen Baum nagelt. Von Hühnern, die schlecht legen, und von Kühen, die sich schwer melken lassen, nagelt man in Südungarn einige Schwanzfedern bzw. Schwanzhaare an einen Baum. Gegen Kopfschmerzen verbinde man den Kopf mit einem in Essig getauchten Lappen, den man

am nächsten Morgen vor Sonnenaufgang an einen Baum hängt; man spricht dabei die Worte:

Péter mondá: A fejem fáj! Jézus mondá: Nem fáj többé!	Petrus sprach: Mein Kopf tut mir weh! Jesus sprach: Er tut dir nicht mehr weh!

Damit die Pocken oder „schwarzen" Blattern keine Narben hinterlassen, legt man während der Krankheit einen mit Milchrahm oder frischer Butter bestrichenen Lappen auf das Antlitz des Kranken. Der Lappen wird jeden Tag durch einen neuen ersetzt, der alte aber mit den Worten auf einen Baum geworfen:

Vedd és dugd be vele lábad nyomát!	Nimm und stopfe damit deine Fußspur zu!

Bei Rückenschmerz geht bei den Szeklern der Leidende an 3 Morgen vor Sonnenaufgang zur Kirche, wo er jedesmal 3 Vaterunser und 3 Mariengrüße betet und sich dann an 4 in der Nähe der Kirche befindliche Bäume den Rücken mit den Worten anreibt:

Akkor fájjon az én derekam, mikor ismét ide dörzölöm!	Dann soll mich der Rücken wieder schmerzen, wenn ich mich hier wieder anreibe!

Am dritten Morgen hängt der Leidende den Rückenteil seines Hemdes an einen der 4 Bäume. Gegen Zahnweh legt man gekochten Salbei in einem Säckchen auf die Wange. Das Säckchen wird am nächsten Morgen an den Ast eines Baumes mit den Worten gebunden:

Fa, akkor fájjon a fogam, ha e tiéd is fáj!	Baum, dann soll mich der Zahn schmerzen, wenn dich deine Zähne schmerzen!

Bei herrschenden Epidemien werden nicht nur Hemden, sondern auch Pferdeköpfe auf Bäume gesteckt. Ebenso werden in einigen magyarischen Gegenden Siebenbürgens die Kleider derjenigen, welche in der Fremde verstorben sind, entweder auf Bergen vergraben oder dort an Bäume gehängt, damit der Tote, heimkehrend, nur bis zu dem betreffenden Baum und nicht weiter vordringen könne und so auch seine Hinterbliebenen nicht quäle. Erscheint im Klausenburger Komitat ein Toter den Hinterbliebenen im Traume gar oft, so wickelt man Erde von seinem Grab in einen Lappen eines seiner zurückbehaltenen Kleidungsstücke und hängt ihn an einen dem Grabe des betreffenden Toten zunächst stehenden Baum.

Lappen, die man früher einmal in Weihwasser getaucht hat, hängt man in der Gegend von Makó bei anhaltender Dürre an Bäume, um Regen zu erhalten.

Nicht nur bereits eingetroffenes, sondern auch bevorstehendes Unglück kann durch Lappen, die man auf Bäume hängt, abgewendet werden. In einigen Gegenden herrscht der Brauch, daß, wenn der Namenstag einer Person auf einen Freitag fällt, dieselbe etwas von ihrem Blut und Speichel auf den Lappen eines ihrer abgetragenen Kleidungsstücke wischt und diesen Lappen dann verbrennt. Es heißt, daß die betreffende Person dadurch auch das ihr bis zu dem Tage, wo ihr Namenstag wieder auf einen Freitag fällt, bevorstehende Unglück verbrenne. Im Südosten Siebenbürgens hängt man bei dieser Gelegenheit solche Lappen vor Sonnenaufgang an einen Baum. Verschwindet der Lappen bis zum nächsten Sonnenaufgang vom Baume, so verschwindet auch das bevorstehende Unglück.

Aus den bisher bekannten und hier mitgeteilten Belegen für die Lappenbäume ergibt es sich nun, daß dieselben nicht nur in Krankheitsfällen, sondern auch beim Toten-

kult eine Rolle spielen, indem auch im magyarischen Volksglauben ursprünglich die Bäume sowohl als Sitz der Krankheitsgeister als auch als zeitweiliger Aufenthaltsort der herumirrenden Seele gedacht wurden.

Andree (10) weist darauf hin, daß der Brauch, Lappen an Bäume zu hängen, ein weitverbreiteter ist.

Latschenöl ist ein ätherisches Öl, das durch Destillation der jungen Zweige von Krummholzkiefern (Pinus montana Mill.) gewonnen wird. Latschenöl wird in Bayern und in Nieder-, Oberösterreich, Steiermark, Tirol und an anderen Orten als Einreibung (mit Wein vermischt 300, 719) und zum Inhalieren verwendet. Als Inhalationsmittel hat es auch in die wissenschaftliche Medizin Eingang gefunden.

Lattich (Lactuca scariola L.), der Giftlattich (L. virosa L.), der Gartenlattich, Gartensalat, Kopfsalat (L. sativa L.), Kompositen. Der Giftlattich war offizinell, enthält einen Milchsaft, der in kleinen Dosen beruhigend, in großen betäubend und giftig wirkt. Lactucarium heißt der eingetrocknete Milchsaft, der seit dem Jahre 1890 in Deutschland nicht mehr offizinell ist.

Dioskurides (151 II 164) schreibt: Der Gartenlattich ist gut für den Magen, kühlt etwas, macht Schlaf, erweicht den Bauch und fördert die Milchabsonderung. Gekocht wird er nahrhafter; ungewaschen gegessen ist er Magenleidenden zuträglich. Sein Same getrunken, hilft denen, die an häufigem Samenverlust leiden, und hindert den Beischlaf. Wird er andauernd genossen, so bewirkt er Stumpfsichtigkeit. Er wird auch in Salzbrühe eingemacht. Wenn er in den Stengel geschossen ist, hat er in seiner Wirkung Ähnlichkeit mit dem Extrakt und dem natürlichen Safte des wilden Lattichs. Der wilde Lattich (daselbst 165) ist in seiner Wirkung dem Mohn ähnlich, weshalb auch einige seinen Saft unter das Opium mischen. Der Saft, im Gewicht von 2 Obolen mit Essigwasser getrunken, führt das Wässerige durch den Bauch ab; er entfernt auch weiße Flecken und Nebel auf den Augen. Bei Verbrennungen wirkt er mit Frauenmilch als Salbe; er ist überhaupt schlafmachend und schmerzstillend. Ferner befördert er die Periode, auch wird er gegen Skorpions- und Spinnenstiche getrunken. Der Same wird wie der des Gartenlattichs genommen, verhindert Samenverlust und Beischlaf. Auch der aus ihm gepreßte Saft wirkt in derselben Weise, allerdings schwächer. Der Saft wird in irdenen Gefäßen, nachdem er in der Sonne getrocknet ist, wie die übrigen Säfte aufbewahrt.

Plinius (543 XIX 38) berichtet darüber folgendes: Die Griechen unterscheiden drei Arten Lattich; die schwarze heißt *μηκωνίς* wegen des in großer Menge darin enthaltenen, Schlaf erregenden Milchsaftes, doch sollen auch die übrigen diese Wirkung haben. Die Vorfahren in Italien kannten nur diese Art allein und nannten sie deshalb Lactuca (L. sativa). Alle sind der Natur nach kühlend und daher im Sommer eine angenehme Speise. — Unter Lactuca bei Celsus (121) hat man unsere Gartensalatarten zu verstehen, die keine Nebenwirkungen haben.

Die früher gebräuchlichen Semina Lactucae, einst ein Gemengsel der sog. „4 kleinen, kühlenden Samen", sind mit Recht vergessen. Man schrieb ihnen einen schwächenden Einfluß auf den Geschlechtstrieb zu, der aber sehr problematisch erscheinen muß, da große Volksschichten diese Pflanze ohne jeden Schaden als Salat essen (372a).

Lauch (Allium Porrum L.), Porree, eine Liliazee. Dioskurides (151 II 178) schreibt: Der Gartenlauch macht Winde und schlechte Säfte, verursacht böse Träume,

treibt den Harn, ist gut für den Bauch, verdünnt, erzeugt Stumpfsichtigkeit, befördert die Periode, ist schädlich für eine mit Geschwüren behaftete Blase und für die Nieren. Mit Suppe gekocht, auch auf andere Weise genossen, reinigt er die Brust. Die Dolde (der Blütenstand) desselben, mit Meerwasser in Essig gekocht, ist zum Sitzbade dienlich bei verschlossener und verhärteter Gebärmutter. Er wird aber süßer und verursacht weniger Winde, wenn er zweimal mit Wasser gekocht und in kaltem Wasser erweicht wird. Die Winterzwiebel ist schärfer, hat auch etwas Adstringierendes. Deshalb stillt ihr Saft mit Essig unter Zusatz von Manna oder Weihrauch das Blut, besonders das aus der Nase kommende, er reizt auch zum Liebesgenuß. Ferner hat er mit Honig als Leckmittel bei allen Brustaffektionen und bei Schwindsucht gute Wirkung. Weiter reinigt er die Luftröhre. Andauernd genossen, wirkt er aber verdunkelnd auf das Gesicht und ist dem Magen schädlich. Der Saft, mit Honig getrunken, hilft gegen den Biß giftiger Tiere; dasselbe leistet er (der Lauch) auch als Umschlag. Bei Ohrenschmerzen und Ohrensausen hilft der Saft, wenn er mit Essig und Weihrauch oder Milch oder Rosenöl eingeträufelt wird. Aber auch die Blätter, mit dem Sumach, welcher auf die Speisen gestreut wird, als Umschlag angewandt, entfernen Finnen und heilen Sommersprossen, mit Salz aufgelegt, reißen sie den Schorf von den Geschwüren ab. 2 Drachmen des Samens endlich, mit gleichviel Myrtenbeeren genossen, bringen andauerndes Blutauswerfen zum Stillstand. — In Dalmatien (313) wird der Lauchsaft bei Bindehaut- und Hornhautentzündungen eingeträufelt.

„Bergschnittlauch", „in guter Milch gekocht," ist in Bayern ein Wurmmittel (300).

Laudanum ist der Name eines von Paracelsus angegebenen Heilmittels. Wie dieses zusammengesetzt war, weiß man nicht. Daß Opium darin war, ist höchst wahrscheinlich. Später ging der Name Laudanum in die Bezeichnung des Opiums allein über. Einige nehmen an, daß Paracelsus diesen Namen wählte, weil man das Mittel nicht genugsam loben (laudare) könnte. Die Anwendung des Opiums widersprach der arabischen Lehre, nach welcher es für schädlich gegolten hatte. Indessen selbst, wenn Opium einen Hauptbestandteil seines Laudanum ausgemacht hat, kann man sicher davon ausgehen, daß das Heilmittel auch aus mehreren anderen Bestandteilen zusammengesetzt war, vielleicht vornehmlich Vitriol, denn als Geheimmittel konnte es natürlich nicht etwas Einzelnes sein, wie es jeder hätte anwenden können. Gewiß ist, daß er mit Hilfe seines Laudanum Wunder verrichtete. Mindestens für einige Zeit heilte er hierdurch den gelehrten Buchdrucker Frobenius in Basel, dem die Ärzte wegen Gicht ein Bein abnehmen wollten. Mit demselben Mittel heilte er den Kanonikus Kornelius Lichtenfels. Er selbst nennt 18 Fürsten, welche er mit diesem oder mit anderen Mitteln geheilt hat, nachdem sie von gewöhnlichen Ärzten aufgegeben waren (703).

Laus (Pediculus capitis), die Kopflaus. Die Läuseplage der Bibel (2 Mos. 8, 16 ff.) nach Ebstein (163) dürfte eine Mückenplage gewesen sein. Der Koran erwähnt die Läuseplage ebenfalls.

Ambroise Paré glaubt noch, daß diese Parasiten ein Produkt menschlicher Säfte seien. Diese Theorie soll noch vor 50 Jahren in Frankreich geherrscht haben; die Mütter hielten Läuse auf den Köpfen der Kinder für lebendige Beweise der Gesundheit. Auch in Holland kommt dieser Aberglaube vor (Janus IV 140). Die Laus ist ein Heilmittel bei Gelbsucht (s. d.) und häufig auch gegen Zahnschmerz (s. Zahnheilkunde).

Lavendel (Lavandula spica L.), die Spike, die deutsche Narde, eine Labiate, deren Blätter und Blütenähren offizinell sind. Der griechische Lavendel (L. stoechas L.) beschäftigt Dioskurides (151 III 25): Ihre Abkochung ist bei Brustleiden von guter Wirkung. Sie wird auch mit Nutzen den Gegenmitteln zugemischt. Sie öffnet und erleichtert die ganzen Eingeweide und überhaupt den Zustand des Körpers. (Die Blütenähren dieses ährenförmigen oder griechischen Lavendel waren als Flores Stoechadis arabicae offizinell.) Ferner empfiehlt Dioskurides (daselbst 52 53) Lavendelwein; er löst den dicken Schleim und Blähungen und vertreibt Seiten- und Nervenschmerzen und Kälte. Mit Erfolg wird er auch bei Epilepsie zusammen mit Pyrethrum und Sagapenum gegeben. Schließlich erwähnt er den Lavendelessig.

Der Lavendel, englisch Lavender, französisch Lavande, italienisch Lavanda, Lavandola, trägt den Namen auf der Stirne. Alle diese Wörter stammen vom lateinischen Verbum lavare; weil man sich dieser Pflanze von alters her beim Baden und Waschen bedient. Heutzutage ist der medizinische Gebrauch der Lavendelblumen beschränkt; sie werden meistens äußerlich zu Bähungen, Umschlägen, aromatischen Bädern usw. gebraucht. Die Blumen bilden außerdem einen Bestandteil mehrerer aromatischer Zusammensetzungen.

Groß und vielseitig dagegen war in allen früheren Jahrhunderten durch ganz Europa der medizinische Gebrauch des Lavendels, weil man ihn für einen Angehörigen der den Südeuropäern und vollends allen orientalischen Völkern so unentbehrlichen Nardepflanzen der Alten hielt, von denen Europa nur eine Spezies, den Wiesenspick, das Nardengras, das Spitzgras (Nardus stricta L.) besitzt.

Joh. Joachim Becher (52) singt:

Indianischer-, Celtischer-, Berg-, Spicknarden, Lavendel.

Von Narden vielerlei Geschlecht man finden tut,
Berg-, Celtisch-, Spika-Nard, Lavendel ist auch gut,
Der Indisch-Narden auch. Die alle machen dünn,
Den Narden zu dem Haupt man braucht nur grün.
Schlag, Schlafsucht, Schwindel, Krampf, das Zittern der Glieder,
Er treibt den Harn, bringt der Weiber Rose wieder,
Dem Magen nutzet er, zerteilet auch die Wind,
Narden-Geruch verjagt die Läuse gar geschwind.

Stoechas. Stöchaskraut.

Im andern Grad es wärmt und trocknet Stöchas-Kraut,
Dient Nerven und dem Haupt, wie man ihm anvertraut.
Vor Schwindel, Schlafsucht, Schlag, Gift und Melancholey,
Man sagt auch, daß es zu den Lungen nützlich sey.
Es treibet wohl den Harn, wie auch der Frauen Zeit,
Ein trefflicher Syrup aus Stöchas man bereit.

Pruck-Mayr (561) erklärt aus der Verwechslung des Lavendels mit der hochberühmten biblischen Narde (Valeriana Jatamansi, Wilh.) den Umstand, daß ersterer im Mittelalter als Marienpflanze galt.

Lavendel ist eines der Duftkräuter, welche, eigentlich in der Mittelmeerflora zu Hause, zeitig durch die Benediktiner in unsere Gärten eingeführt wurden. Er hat eine ähnliche Geschichte wie der Rosmarin, von dem man gar nicht glauben möchte, daß er importiert ist. Und doch kann man, wenn der Name der Pflanze beachtet wird, schon aus diesem allein auf die fremde Herkunft schließen. Denn „Rosmarin" ist lateinisch,

es bedeutet dem Wortsinne nach: ros marinus, d. i. Meertau, und weist deutlich auf die Heimat des Krautes am Meeresstrande hin. Während Lavendel und Rosmarin jetzt nur mehr wegen des Duftes gehegt und gehalten werden, stellten sie einst in Deutschland wichtige Küchenkräuter dar. „Badekräuter" gab es unter den Lippenblütlern mehrere. Von einem, dem überall auf Wiesen und Triften vorkommenden Wildsalbei (Salvia silvestris) führt Clusius in seinem 1583 zu Antwerpen erschienenen Buch über die österreichischen Pflanzen ausdrücklich an: „rhizotomae mulierculae Austriacae Wild Salbey appellant vulgoque venale proponunt cum aliis balnearibus herbis", zu deutsch: die österreichischen Wurzelgräberinnen nennen (das Kraut) Wild Salbey und bringen es insgemein mit anderen Badekräutern auf den Markt. Man kann wohl sagen, daß die „stärkenden Bäder", welche mit Hilfe solcher Badekräuter bereitet wurden und auf dem Lande noch im Gebrauche sind, die Vorläufer der modernen Balneotherapie darstellen. Allerdings ist es ein weiter Schritt, den die Heilkunde von den primitiven Kräuterbädern bis zu der Einrichtung unserer Tage gemacht hat (388).

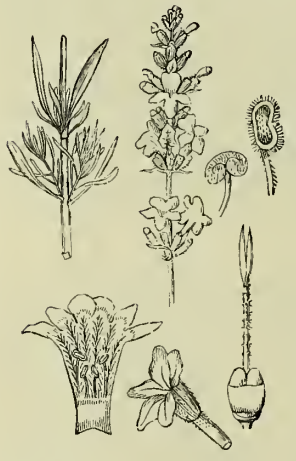


Abb. 133. Lavendel (Lavandula spica)

Lebensbaum (Thuya occidentalis L.), eine Kupressinee. Die Zweigspitzen und Blättchen (Herba, Ramuli arboris vitae) dienen als auflösendes, schweiß- und urintreibendes Mittel. Der Baum, der in Norddeutschland die Zypresse auf Friedhöfen vertritt, ist nicht bloß aus diesem Grunde der Baum des Todes. Er wird häufig in Bauerngärten gepflanzt und ist ein sehr häufig verwendetes Fruchtabtreibungsmittel (s. d.).

Lebenselixiere. In der Volksmedizin spielen Medikamente, welche das Leben verlängern sollen, noch immer eine große Rolle. Das Hjärnesche Lebenselixier, die zusammengesetzte Aloetinktur oder schwedische Lebensessenz besteht aus 6 Teilen Aloe, je 1 Teil Rhabarber-, Enzian- und Zitwerwurzel und Safran und 200 Teilen verdünnten Weingeistes.

Noch berühmter ist das Vernestsche Lebenselixier. Durch die Papiere des Dr. Vernest, der 104 Jahre alt geworden und an den Folgen eines Sturzes vom Pferde gestorben ist, ist dieses Rezept bekannt geworden. Alle seine Vorfahren wurden durch den Gebrauch dieses Elixiers angeblich sehr alt: der Großvater 130, die Mutter 107, der Vater 112 Jahre; sie sollen nach den Berichten, die vorhanden sind, täglich nur etliche Tropfen, morgens und abends 7—8 Tropfen, mit rotem Wein oder Fleischbrühe genommen haben.

Dieses Elixier wird auf folgende Art bereitet: Man nimmt 1/4 Lot der feinsten Aloe (Aloe Succotrina), 1/4 Lot Zitwersamen (Semen Santonici), 1/4 Lot Enzian (Gentiana rubra), 1/4 Lot besten Safran (Crocus sativus), 1/2 Lot feinen Rhabarber (Rheum palmatum), 1/4 Lot weißen Agarik (Agaricus albus), 1/2 Lot Venetianischen Theriak (Theriaca Andromachi).

Was die Anwendung in einzelnen Fällen betrifft, so nimmt man, je nachdem man einen weicheren oder härteren Leib und mehr oder weniger Körperstärke hat, von ihm gegen den Ekel 1 Eßlöffel voll mit Kamillentee, Wein oder Branntwein. Wider die Unverdaulichkeit des Magens etwas mehr, wohl 2—3 Löffel voll. Bei der Betrunkenheit 2 Eßlöffel voll. Wider Podagra und Gicht, daß es durchschlägt. Wider Koliken, Blähungen, heftige Leibschmerzen und dergleichen Leibesübel 2, auch 3 Löffel voll. Wider

die Würmer 8 Tage hintereinander 1 Eßlöffel voll. Gegen die Wassersucht monatelang 1 Teelöffel voll täglich. Wider abwechselnde Fieber 3 Tage lang 1 Eßlöffel voll vor dem Fieberanfall. Um ordentlich abzuführen, immer mit Rücksicht auf die körperliche Konstitution, 2—3 Eßlöffel voll ohne vielen Zusatz (168a). Dieses Mittel ist Eigentum der Volksmedizin geworden.

Leiche. Eine besondere Heilkraft wohnt Leichen und Teilen derselben inne, doch waltet dabei die Vorstellung ob, daß es Leichen von jungen und plötzlich gestorbenen Leuten sein müssen, wenn diese Kraft bemerkbar werden soll. Leichen von Selbstmördern sind dabei ausgeschlossen; dagegen haben die toten Körper von Hingerichteten, die von den germanischen Heiden als Opfer betrachtet wurden, unter allen für die Zwecke der Volksmedizin wie für andere durch Zauber zu erreichende Absichten den höchsten Wert. Eine Leiche in die große Zehe beißen, heilt nach schlesischem und schwäbischem Aberglauben schwere Übel, und es ist keineswegs undenkbar, daß diese Kur versucht worden ist, auch wäre möglich, daß der Schauder und Ekel, den der Betreffende mehr oder minder empfinden muß, gewissen Krankheiten eine Wendung zum Bessern gegeben hätte (Busch 104).

Ein rudimentärer Ersatz für das heidnische, kulturelle Menschenopfer sind die Leichenteile; auch die in Wachs eingegossenen Teile einer ägyptischen Mumie bildeten im Mittelalter einen offizinellen Bestand des Apothekeninventars. An die Stelle des Opfers eines „unschuldigen" Kindes trat die Leiche einer noch nicht entbundenen Frucht, die also ohne Erbsünde und schuldlos war; das Kultopfer der „reinen" Jungfrau wurde durch Leichenteile einer solchen rudimentär ersetzt; das waren sehr gesuchte Gegenstände, um daraus die berüchtigte Hexen- oder alles tötende Teufelssalbe zu bereiten und so sich den Besitz übernatürlicher (teuflischer) Kräfte, von Reichtum, Unsterblichkeit, Gesundheit usw. zu verschaffen; der Teufel wurde ja mit der Seele eines „unschuldigen" Kindes, einer „reinen Jungfrau" entlohnt für solche Dienstleistung und verbindlich gemacht. Nach dem Gesetze der Herrschaft des Rudimentes kamen im Laufe der Zeit nur die Teile dieser die Dämonen, Geister und Götter beschwichtigenden oder gewinnenden Opfer zur Geltung, und auch das Rudiment sank allmählich bis zu einem Gegenstande herab, der mit diesen Leichenteilen bloß noch in Berührung gebracht worden war, z. B. das Leichenwaschwasser (in Steiermark), das Sargholz (desgl.), der Sargnagel, das Leichenbrett, Gottesackererde, die Jagdkugel und die Schlachtmesser usw. Jäger und Wildschützen halten das zweite linke Fingergliedchen eines noch nicht entbundenen, im Mutterleib abgestorbenen oder durch den Kaiserschnitt entfernten Kindes für ein unfehlbares Mittel, sich kugelfest zu machen; auch die Diebe tragen ein solches Amulett bei sich, um unsichtbar stehlen zu können. Aus dem Friedhof auf dem Kreuzbüchel bei Schönegg in Bayern suchte vor zirka 25 Jahren eine alte Frau zu Sympathiekuren einen Totenschädel zu bekommen; als dieser Leichenteil im Hause war, begann ein wilder Lärm und Geisterspuk in demselben, bis der Benefiziat von Egling durch Exorzismen denselben einstellte; die Seele des Schädelbesitzers war noch nicht erlöst und ging deshalb als kopfloses Gespenst um; gegen 1000 Gulden betrug der Schaden im Hause. Die glühenden Funken sind sogar den Gensdarmen unter die Füße geflogen (Originalmitteilungen aus Beirawies [300]).

In Oberösterreich gehören in das Bereich der Volksprophetie die „Leichenseher", die in der Silvesternacht geboren werden und Todesfälle wochenlang vorausagen, indem dieselben sich ihnen durch Visionen ankündigen, in welchen sie den Leichenzug des Betreffenden vor sich haben. So erzählt man im Dorfe Gumping nach Vernalekens

Bericht von einer Magd, daß sie immer, wenn jemand aus dem Orte starb, einige Tage vor dessen Tod einen Leichenzug bemerkt hatte, der sich in derselben Ordnung bewegte, in welcher er bei der Beerdigung des Verstorbenen dann wirklich einherschritt. Sie war stets traurig und ernst. Eines Tages aber fiel ihrer Herrschaft die Schwermut des Mädchens als ungewöhnlich tief auf. Auch die Knechte wurden das gewahr und sagten spottweise zu ihr: „Du hast gewiß wieder eine Leiche gesehen." Sie aber antwortete nur, sie wisse, daß bald jemand von den Hausgenossen sterben werde. Man legte dieser Äußerung keinen Wert bei und beachtete sie infolgedessen nicht weiter. Allein nicht lange währte es, so wurde sie ihnen ins Gedächtnis gerufen; denn noch denselben Tag stürzte ein Kind des Pächters, bei dem die Magd diente, aus dem Fenster, und bald nachher starb es an den Folgen des Falles. Die Magd wurde aber immer stiller und trauriger, und als man sie um die Ursache fragte, erwiderte sie, dieser Leichenzug sei nicht der, welchen sie in Gedanken erblickt habe, sondern bei diesem hätte sie einen großen Hund hinter dem Sarge hergehen gesehen. Auch diese Vorgeschichte sollte bald ihr Seitenstück in der Wirklichkeit finden; denn kurz nachher starb der Pächter selbst, und als er begraben wurde, folgte sein großer Hund ihm nach, der sich den Verlust seines Herrn so zu Gemüte gezogen, daß er nach dessen Tod auf dessen Grabe tot aufgefunden wurde. Auch andere Personen, die nicht in der Silvesternacht geboren sind, sollen hier erfahren können, wer von der Gemeinde im Jahre durch den Tod abgefordert werden wird. Sie gehen in der ebengenannten Nacht auf den Friedhof und blicken durch einen Sargdeckel, in welchen sie durch Ausstoßen der Füllung eines Astloches eine Öffnung gemacht haben. Dann ziehen an ihnen die Personen vorüber, welche im neuen Jahre zu sterben bestimmt sind (Busch 104).

Ernst B. S. Raupach hat dieses traurige Motiv in seinem Volksstücke „Der Müller und sein Kind" verwendet.

Leichenknochen werden in Bayern noch gegen Flöhe und Gewandläuse unter das Kopfkissen gelegt. Leichenwachs, Leichenfett (Adipocire) spielt im Volksaberglauben eine große Rolle. Nägel von Totenbahren oder Särgen, mit Armensünderschmalz (Leichenwachs) geschmiert, verraten den Dieb, machen kugelfest, unsichtbar usw.

Hellwig verdanken wir eine Studie über die Beziehungen der Leichenschändungen zur gerichtlichen Medizin (277a). Zu mannigfachen Leichenschändungen gibt der Wunsch Anlaß, Totenfetische zu erlangen. In Thüringen und in der Pfalz öffnet die Hand oder der Finger eines ungetauft gestorbenen Kindes Türen und Schlösser und macht unsichtbar; sie werden daher von Dieben sehr geschätzt. In der Pfalz mußte noch Mitte vorigen Jahrhunderts nach dem Begräbnis eines solchen Kindes der Kirchhof bewacht werden, um die Öffnung des Grabes zu verhindern. Auch zu Schatzgräbereien werden überall Totenknochen und Schädel vielfach gebraucht. Noch in neuester Zeit wurden im Odenwald einigen Leichen auf den Kirchhöfen die Köpfe abgeschnitten, um sie zu Zwecken der Schatzgräberei zu verwenden. In Ostpreußen glaubt man, getrost einen Meineid schwören zu können, wenn man den Knochen von einem eigenen verstorbenen Kind auf bloßer Haut trägt. In Böhmen hilft Menschenfett gegen den Kriegsdienst und in Tirol werden die Burschen beim Losen vom Kriegsdienst frei, wenn sie in der Mitternachtsstunde den Zahn eines Toten aus der Gruft holen.

Die Polen glauben, die erstbeste Ader aus einer Leiche, getrocknet und angezündet, mache den Dieb unsichtbar und die Hand der Leiche eines fünfjährigen Kindes öffne alle Schlösser. In Kroatien umkreisen die Diebe behufs sicherer Ausführung von nächtlichen

Diebstählen dreimal mit einem Totenbein das Haus und glauben, daß alle Bewohner dadurch eingeschläfert würden. Völkerpsychologisch interessant ist, daß schon die Azteken durch den linken Arm des Leichnams einer im Kindbett verstorbenen Frau die Leute so zu hypnotisieren wähnten, daß sie sich beim Anblicke des Diebes nicht rühren könnten. Die Magyaren glauben, sich dadurch unsichtbar machen zu können, daß sie den kleinen Finger eines totgeborenen Kindes nehmen oder auch in das Herz eines solchen Kindes eine gewöhnliche brennende Kerze stecken. Noch in den letzten Jahrzehnten wurde auf dem Friedhofe zu Tölz in Oberbayern der Versuch gemacht, das Grab einer reinen Jungfrau nächtlicherweile zu öffnen. Die Leute, welche durch den Besitz eines Leichenteiles große Reichtümer zu erlangen hofften, wurden aber verscheucht.

Besonders weit verbreitet ist der Glaube, eine aus Menschenfett gefertigte Kerze bewirke, daß die Schlafenden nicht erwachen und so die Diebe ruhig stehlen können. Es ist dies der Glaube an das Diebeslicht, welcher sich in anderer Variation auch so vorfindet, daß man die Hand einer Leiche nimmt und die Finger anzündet. Dieser Aberglaube hat in vielen Fällen zu Leichenschändungen geführt, von denen wir einige anführen wollen. Im Jahre 1873 wurde im Kreise Prodno (Rußland) das Grab eines kürzlich verstorbenen Soldaten geöffnet, die Leiche völlig entkleidet, die Brust zerschnitten, die Eingeweide wurden herausgenommen, um aus dem Fett ein Diebeslicht zu fertigen. Im Jahre 1872 wurde im Gouvernement Kijew ein kleines Grab geöffnet, um die Hand des toten Kindes und das Wachskreuzchen zu erhalten, welches bei der Bestattung nach russischem Brauch in die Hände der Verstorbenen gelegt wird. Im Jahre 1866 wurde im Gouvernement Wjätka ein Dieb gefangen, welcher eine beim Ellenbogen abgehackte und schon halb verfaulte menschliche Hand sowie einige Zähne eines Toten mit sich führte. Ein russischer Volksforscher bestätigt, daß derartige Fälle von Gräberöffnungen zum Zwecke der Aneignung von Talismanen nur selten entdeckt werden.

Der Aberglaube, welcher zu Leichenschändungen führt, ist so weit verbreitet und mannigfach und, wie die vielen Prozesse zeigen, auch im 20. Jahrhundert noch durchaus lebenskräftig, daß der Gerichtsarzt bei jeder Leichenschändung ein abergläubisches Motiv vermuten muß, falls sich ein anderer Beweggrund nicht ohne weiteres ergibt.

Lein (Linum usitatissimum L.), der Flachs, eine Linazee, aus deren Samen das Leinöl gepreßt wird. Die Leinsamen, Semina Lini, sind offizinell. Leinkuchen, Placenta Seminarum Lini, sind die in Kuchenform gebrachten, bei der Gewinnung des Leinöles verbleibenden Preßrückstände. Das Leinmehl, Farina Lini, wird zu Umschlägen benützt und ist ebenfalls offizinell.

Die Ägypter verwendeten die Leinfaser zur Herstellung von Geweben und die Pflanze sowie den Samen als Arzneimittel.

Dioskurides (151 II 125) berichtet vom Lein, einer der ältesten Kultur- und Heilpflanzen: Der Same hat dieselbe Kraft wie der des Bockshornes, er zerteilt und erweicht jede innere und äußere Geschwulst, wenn er mit Honig, Öl und wenig Wasser gekocht oder in gekochtem Honig aufgenommen wird. Roh mit Natron und Feigen als Umschlag entfernt er Sonnenbrandflecken und Finnen, mit Lauge zerteilt er Drüsen neben dem Ohr und Verhärtungen; mit Wein gekocht, nimmt er fressende und grindartige Geschwüre weg. Mit gleich viel Kresse und Honig entfernt er schuppige Nägel. Mit Honig als Leckmittel genommen, reinigt er die Brust und lindert den Husten, mit Honig und Pfeffer gemischt und als Kuchen reichlich genommen, reizt er zum Liebesgenuß.

Die Abkochung desselben dient als Klistier bei Verwundungen der Eingeweide und der Gebärmutter und zum Herausbefördern der Exkremente; bei Entzündung der Gebärmutter leistet sie, wie die des Bockshornes, als Sitzbad gute Dienste.

Celsus (121) benützt Leinsamen als warmen Breiumschlag, der Wunden zum Verkleben bringt. — Es gibt kaum eines unter den fast unzählbaren Umschlägen, deren jedem von seinem jeweiligen Besitzer eine ganz absonderliche Heilkraft zugeschrieben wird, das nicht als Hauptbestandteil Leinsamen enthielte (Tirol 416).

Vom fieberwidrigen Lein (L. aquilinum Mol.) berichtet Kosteletzky (37 a): Wird von den Eingeborenen in Chile als ein kühlendes, fieberwidriges Mittel angewendet.

St. Leonhard (6. November) ist ein Helfer der Kinder wünschenden Weiber, der entbindenden Frauen und in vielen Krankheiten, auch in Feuersgefahr, erst seit einigen Jahrhunderten Patron über Viehkrankheiten. Seine Kapellen, gewöhnlich in Wäldern und auf Anhöhen, sind von Ketten umspannt (Leonhardsketten). Der Leonhardsnagel wird gehoben und geküßt. Dreimaliger Kapellenumritt von Männern und Weibern im frühen Morgengrauen; Opferung eiserner kunstloser Tierbilder und Hufeisen; Peitschenknallen; Brot und Salz werden gesegnet. St. Leonhard ist der wichtigste Heilige für das oberbayerische Landvolk; sein Tag war früher, als das ganze Volk noch Vieh- und Landwirtschaft betrieb, der Hauptfesttag nächst Ostern, Weihnachten und Pfingsten; das Volk rechnet nach den Dedikationstagen der Leonhardskirchen (in Lenherts Tagen = im Juli). Wind- und Wetterherr (300).

Abb. 134. Liebstöckel (Levisticum officinale)

St. Leonhard ist auch der Schutzheilige der Tiere in Salzburg und in Böhmen. Unter dem Chore der Bauernkirche St. Leonhard bei Neuern im Böhmerwalde steht ein alter improvisierter Tisch mit 2 langen und 2 kurzen Beinen. Auf diesem liegt eine große Menge eiserner, 12—15 Zentimeter langer Votivtiere, Pferde, Kühe, Ziegen, Schafe und — Bienen darstellend. Die Pferde zeichnen sich durch schlankeren, niedrigeren Bau und den Strang aus. Die Rindergestalten sind plump und durch Hörner kenntlich gemacht. Besonders merkwürdig ist aber die Darstellung der Bienen, die 8 Füße aufweisen und 8—10 Zentimeter lang sind. Das Ganze ist äußerst primitiv. Das Gesamtgewicht der Eisenmasse mag 20—30 Kilogramm betragen. Außer diesen Gestalten trägt das Möbel noch Hufeisen und Votivbilderreste. Votivtiere aus Wachs in feinerer Ausführung findet man auch an der Wand und an den Altären aufgehängt. Solche finden sich auch in anderen Dorfkirchen, eiserne aber sonst nirgends in der Gegend. (Siehe Opfer, s. Votive.)

Liebstöckel (Levisticum officinale K.). Badekraut, eine Umbellifere. Die Wurzel ist offizinell ferner ein Hausmittel in Deutschland. Sie wirkt nierenreizend, harntreibend. Dioskurides schreibt (151 III 51): Die Kraft des Samens und der Wurzel ist erwärmend, die Verdauung befördernd, auch dient sie gegen Leiden der Eingeweide, zur Verdauung, gegen Schwellungen und Blähungen, besonders des Magens, und gegen den Biß giftiger Tiere. Getrunken befördert sie den Harn und die Menstruation; die Wurzel, als Zäpfchen eingelegt, leistet dasselbe. Die Wurzel und der Same werden mit Nutzen den Arzneien zugemischt, welche schnell eindringend und verdauend wirken.

Lilie (Lilium candidum L.) und andere Lilienarten. Lieblingsblumen der Orientalen, der Deutschen und der Romanen. Der jüdische Schekel trug auf dem Avers einen Kelch, auf dem Revers einen Lilienzweig mit den Blüten und der Umschrift „Das heilige Jerusalem"; die ältesten Prägungen stammen aus der Zeit des Makkabäeraufstandes.

Dioskurides (151 III 106) schreibt: Die Blüte wird zu Kränzen gebraucht. Es wird daraus ein Salböl bereitet; es erweicht die Sehnen und ganz besonders Verhärtungen an der Gebärmutter. Die Blätter der Pflanze helfen als Umschlag bei Schlangenbissen; gekocht wirken sie auch gut bei Brandwunden; in Essig eingemacht, sind sie ein Wundmittel. Ihr Saft, mit Essig und Honig gemischt und in einem kupfernen Gefäße gekocht, gibt ein dünnes Mittel gegen alte Geschwüre und frische Wunden. Die geröstete fein gestoßene Wurzel heilt mit Rosensalbe Feuerbrandwunden, erweicht die Gebärmutter, befördert die Menstruation und bringt Wunden zum Vernarben. Mit Honig fein zerrieben, heilt sie durchschnittene Sehnen und Verrenkungen, vertreibt weiße Flecken, Aussatz und Schorf, bringt bösen Grind zum Verschwinden, säubert das Angesicht und macht runzelfrei. Mit Essig fein zerrieben oder mit Bilsenkrautblättern und Weizenmehl besänftigt sie Hodenentzündungen. Der Same ist im Trank ein Gegenmittel gegen Schlangenbisse; der Same und die Blätter, in Wein fein zerrieben, werden als Umschlag bei roseartigen Entzündungen angewendet. — Im Altertum wurde, wie auch bei Celsus (121), meist die Lilienwurzel benützt, und zwar äußerlich, bei Celsus z. B. als Bestandteil eines Umschlages bei Hodenkrankheiten und als zerteilendes Mittel. Innerlicher Gebrauch der Wurzel wäre nicht ungefährlich, da sie einen glykosidischen Stoff enthält. — Bei den Römern galt die Lilie als Zeichen der Hoffnung, bei den Morgenländern war sie das Sinnbild der Reinheit und Unschuld, andererseits aber auch ein Symbol des blassen Todes. Nicht nur erhielt die holde Jungfrau bei feierlichen Anlässen Lilien geschenkt, sondern Lilien wurden auch zum Zeichen der Trauer und Treue als letzte Liebesgabe der Dahingeschiedenen auf den Sarg gelegt. Bei den feierlichen Prozessionen am Fronleichnamstage tragen heute noch weißgekleidete Mädchen weiße Lilien in der Hand. — In der deutschen Mythologie trägt der Gott Thor in der rechten Hand den Blitz und in der linken das Zepter, welches mit einer Lilie gekrönt ist. Nach einer alten Sage sproß die Lilie aus den Gräbern von Liebenden und unschuldig Hingerichteten hervor. Wenn sie auf der Friedstätte unschuldig Ermordeter erscheint, so ist sie ein Zeichen der kommenden Rache; entsprießt sie auf dem Grabhügel eines armen Sünders, so kündet sie Vergebung, die Sühne der Todesgottheiten an. Endlich gilt die Lilie auch als ein Gruß des Toten an den zurückbleibenden Lebenden; daher die Sage, daß der Geist des Verstorbenen selbst die Blume auf sein Grab gepflanzt habe:

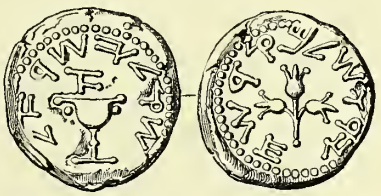


Abb. 135. Jüdischer Schekel aus der Zeit der Makkabäer

Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf mein Grab — —
Die soll ja mein Feinsliebster
Noch einmal sehn. (Volkslied.)

Während des Mittelalters wurden besonders in der Klostergärten die Lilien von den Mönchen gehegt und gepflegt. Das unwissende Volk, welches wohl ab und zu einen Blick in diese Pracht warf und die herrlichen Blumen sah, legte ihnen für das Leben

der Mönche eine besondere Bedeutung bei, und bald gingen im Volke die wunderlichsten Sagen über die Lilien um. Grimm führt folgende Sage an: Wenn einer der Mönche im Kloster Korvey an der Weser sterben sollte, fand er 3 Tage vor seinem Tod eine weiße Lilie in seinem Chorstuhl, und wie diese Lilie welkte, so welkte auch er. Einst war einer dieser Mönche sehr ehrgeizig und wünschte selbst Prior zu werden; deshalb verschaffte er sich heimlich einen Lilienzweig und legte denselben in den Chorstuhl des siebzigjährigen Priors, der über diese Blume so sehr erschrak, daß er wirklich nach 3 Tagen verschied. Der Mönch wurde nun selbst Prior, aber er hatte im Leben keine fröhliche Stunde mehr; sein Gewissen beunruhigte ihn und ernst und verschlossen verbrachte er seine Tage. Auf dem Totenbette bekannte er später seine Tat (Spelter 651).

Die gelben Zwiebeln des Türkenbundes (Lilium Martagon L.) werden von den Slowaken im Frühjahr verschieden zubereitet den Kühen gegeben, damit sie reichlich fette Milch geben (309). In Sibirien werden die Zwiebeln dieser Lilienart gegessen.

Linde (Tilia grandifolia Ehrb.), Sommerlinde; Spät- oder Winterlinde (T. parvifolia Ehrb.), Tiliazeen. Die Blütenstände beider Arten sind als schweißtreibende Mittel offizinell. Wenn die Eiche als Sinnbild der Kraft, des Mutes und des Ruhmes gilt, so ist die Linde ein Symbol der Sehnsucht und Zärtlichkeit, der Liebe und der Lieder. In zahlreichen Liedern und Gesängen wird sie verherrlicht. Als Baum der Liebe fand die Linde einen würdigen Platz auf den Gräbern der Geliebten.

Sie war in uralter Zeit der Göttin der Liebe, Frigga oder Holda, geweiht. Unter den Zweigen des Lindenbaumes wurden Gerichte und Feste abgehalten. Die Jugend versammelte sich dort zum Spiel, die Alten zu ernsten Reden und wichtigen Beratungen. War der Tanz zu Ende, dann trat die Gesellschaft zum Ringelreihen an. Der Spielmann spielte neue Lieder, die in den dichten Kronen widerhallten. Unter der Linde fanden auch, namentlich im Mittelalter, die Trauungen statt; und wenn der Eid der ehelichen Treue unter freiem Himmel abgelegt werden sollte, so gab es sicher keinen würdigeren Platz als unter dem Baume der Liebe. Da die Linde in sehr nahe Beziehung zur Gottheit gebracht wurde, war es natürlich, daß sie in mancher Hinsicht für wundertätig galt (Spelter 651).

Lindenbrünnlein sind meist Kultquellen, wie z. B. das gegen Krankheiten aller Art als heilsam geltende Korbinianbrünnl bei der Korbinianlinde (Freising, Bayern), an deren Schicksal nach der Volkssage auch jenes der Stadt geknüpft sein soll, ferner die Bonifaz- oder Tassilolinde mit dem Wessobrunn, der ebenfalls durch einen Heiligen erweckt wurde, was zu allen Zeiten ein Lieblingswunder war. Wenn man solches Wasser für Geld verkauft, verliert es seine Kraft, ja es versiegt sogar; Fasten und Beten bringt die Quelle wieder zum Fluß. Auch Malstätten, Lindengarten früher benannt, befanden sich öfters bei dem Dorfheiligtum der Linde, deren Stelle dann gar oft eine heilige Marien-, St.-Leonhards-, 14-Nothelfer- oder St.-Kolomans-Kapelle auf einem Hügel einnahm. Die Linde ist der häufigste „Taferlbaum", in dessen Höhlung man oft roh geschnitzte Brustbilder, meist Marienbilder, wieder aus Lindenholz, dem Lignum sanctum, gefertigt, antrifft, oder es sind Votivbilder, Rumpfbilder, Hufeisen usw. angebracht (300).

Der freundliche, die Menschen durch Duft und Schatten erfreuende Baum hat nach der allgemeinen Vorstellung besondere Kräfte. Lindenbast sichert vor Zauberwerken, Lindenasche auf den Äckern vor Ungeziefer. Behextes Vieh schlägt man mit Linden-

ruten, die auch die Hexe treffen. Der Baum mit allen seinen Teilen ist, wie der Holunder für den Landmann, noch heute eine förmliche Apotheke. Wozu alles die jetzt bis auf die Lindenblüten wohl ganz vergessene Linde verwendet wurde, mag aus Franks (199a) Bemerkungen hervorgehen: „Die Blüthen sind warm und trocken im ersten Grad, zertheilen, dienen dem Haupt, werden im bösen Wesen, Schwindel und Schlagflüssen gebraucht. Die Blätter und Rinden sind temperirt im warmen und trocken im ersten Grad, ... dienen äußerlich in Brandschäden. Der Samen ist wider allerhand Flüsse und Bluntungen zuträglich. Die aus dem Feuer gezogenen Lindenscheite pflegt man mit Essig zu besprengen, um das geronnene Geblüt zu zertheilen. So thun auch äußerlich die Blätter in Geschwären des Mundes bey Kleinen Kindern und Geschwulst der Füße gut. Der Schleim aus der Rinde heilet Brandschäden und Wunden. Die Feuchtigkeit und das Wasser, welches aus dem Mark der zerschnittenen Linde hervorrinnt, machet die Haare wachsend. Sonst ist auch aus den Lindenblüthen ein destillirtes Wasser zu bekommen." In Bayern (300) ist die „Lindenblüh" ein Schönheitsmittel; es hilft dies Wasser fürs geronnene Blut und ist ein oftmaliges Vehikel für jüngere Arzneimittel des Volkes, das eben seinen Wirksamkeitsglauben am Hergebrachten auch diesbezüglich bewahrt. Der Lindenhonig, von den Bienen in der Nähe dichter Lindenbestände gesammelt, gilt als besonders gut.

Die Linde galt auch bei den Slawen als ein heiliger Baum; ihre Blätter, von denen Heine erzählt, daß sie dem menschlichen Herzen ähnlich sehen, sind ein nationales Abzeichen der Slawen. — Die Linde wird an manchen Orten Bosniens noch als ein geheiligter Baum angesehen, den man nicht umhauen darf; zur Bereitung von lebendigem Feuer darf man Lindenholz verwenden; man bedient sich auch der Lindenkohle als eines Zahnpulvers (419).

Linse (Ervum Lens L.), Leguminose. Dioskurides (151 II 129) schreibt: Die Linse hat zusammenziehende Kraft, deshalb stillt sie den Durchfall, wenn sie vorher geschält und vorsichtig gekocht wird, indem das erste Wasser abgegossen wird; denn die erste Abkochung davon löst den Bauch (wird auch von den Köchinnen weggegossen). Sie verursacht schwere Träume, taugt nicht für die Nerven, für die Lunge und den Kopf. Bessere Wirkung äußert sie auf die Bauchflüsse, wenn ihr Essig, Wegwart oder Portulak, rote Bete, Myrtenbeeren, Granatapfelschale, trockene Rosen, Mispeln, Speierlingsbeeren, thebanische Birnen, Quittenäpfel, Zichorien, Wegerich oder ganze Galläpfel zugesetzt werden, welche alle nach dem Kochen weggeworfen werden, oder auch Sumach, welcher auf die Speisen gestreut wird. Der Essig muß aber tüchtig damit gekocht werden, sonst wird der Bauch sehr in Unordnung gebracht. Bei Magenerschütterung helfen 30 Linsen, welche geschält genossen werden. Mit Graupen gekocht, besänftigen sie als Umschlag Gichtschmerzen. Mit Honig verkleben sie Fistelöffnungen, reißen den Schorf rund herum auf und reinigen Geschwüre. Mit Essig gekocht, verteilen sie Verhärtungen und Drüsen. Mit Steinklee oder Quitten unter Zusatz von Rosenöl heilen sie Augen- und Aftergeschwülste; bei größeren Geschwülsten am After und größeren Öffnungen, wenn sie mit trockenen Granatapfelschalen oder Rosen gekocht werden, unter Zumischung von Honig. In gleicher Weise (helfen sie) gegen fressende brandige Geschwüre, oder auch mit Zusatz von Meerwasser, gegen Pusteln, kriechende Geschwüre, roseartige Entzündungen und Frostbeulen in der oben angegebenen Anwendung. Bei verhärteten und geschwollenen Brüsten sind sie, in Meerwasser gekocht, als Umschlag von guter Wirkung.

Bei Plinius (543 XVIII 10) heißt es: „Unter den Hülsenfrüchten wird im November bei uns die Linse gesät. Es gibt 2 Arten in Ägypten; die eine ist runder und schwärzer, die andere hat die gewöhnliche Gestalt. Von den Linsen hat man nach dem verschiedenen Gebrauche den Namen auf gewisse Geschirre übertragen. Ich finde bei mehreren Schriftstellern, daß das Linsenessen die Menschen gelassen machen soll." — Die Linsen wurden in der Medizin sehr häufig gebraucht, und zwar die Linsen zu Brei gekocht oder ein Brei aus Linsenmehl. Ihre Verwendung war vorwiegend eine äußerliche. Unter anderem zählt sie Celsus (121) unter den reinigenden Mitteln auf, ferner als Bestandteil eines Mittels gegen das Umsichgreifen des Wundbrandes, als durchfallwidriges Mittel usw. In den Rheinlanden ist der aus Bier und Linsenmehl gekochte Brei ein bekanntes Volksmittel bei Knochengeschwüren (372a). Wer am Sonntag schön sein will, muß Freitag ein Linsengericht essen (Slowaken 309).

Löwenzahn (Taraxacum officinale L.), Kuhblume, Maiblume, Hundeblume, Pfaffenröhrlein, Riegelstock, Hopfe, Kietblume, Butterblume, eine Kompositе. Wurzelstock und Kraut sind als mild lösendes Mittel offizinell (Radix Taraxaci cum Herba). Wenn man sich mit der Milch vom Löwenzahn wascht, so erscheint man den Leuten schön und erwirbt sich jedermanns Gunst, heißt es im Aargau (104). Der ausgepreßte Saft junger Blätter dient zu Frühlingskuren. Die Slowaken (309) essen im Frühjahr Löwenzahn in Salatform (nach einer ursprünglich französischen Sitte), um das Blut zu reinigen.

Kosteletzky (372a) schreibt: „Es gibt kaum eine mit Stockungen im Unterleibe verbundene Krankheit, gegen die man nicht auch den Löwenzahn verordnete; nur muß man bedauern, daß die Anwendung dieses Mittels in seiner wirksamsten Form, nämlich als frisch ausgepreßter Saft, heutzutage aus der Mode gekommen ist."

Lolch (Lolium temulentum L.), der Taumellolch, die Tollgerste, der Twalch, eine Graminee, deren Samen betäubend und giftig wirkt. Nach Dioskurides (151 II 122) hat der Lolch, wenn er gemahlen ist, die Kraft, fressende, eiternde und krebsartige Geschwüre rings herum einzureißen, wenn er mit Rettich und Salz aufgelegt wird. Wilde Flechten und Aussatz heilt er mit Schwefel und Essig. Mit Taubenmist und Leinsamen in Wein gekocht, öffnet er Mandeln und reißt schwer reifende Geschwüre auf. Mit Honigmet, sowohl getrunken als auch umgeschlagen, hilft er denen, die an Hüftweh leiden. Mit Mehl aber oder Myrrhe, Safran oder Weihrauch geräuchert, ist er der Empfängnis behilflich. Bei Plinius (543) wird der Lolch an zwei Stellen genannt: XVIII Kap. 44 als Verunreinigung des Getreides und XII Kap. 77 das medizinisch angewendete Lolchmehl. — Äußerlich angewendet, ist der Lolch unschädlich. Früher wurde das Mehl der Samen zu Breiumschlägen benutzt; diese Verwendung kennt auch Celsus (121).

Lorbeer (Laurus nobilis L.), eine Laurazee. Dioskurides (159 I 106) schreibt: Die eine Art Lorbeer ist schmalblätterig, die andere breitblätterig. Erwärmend und erweichend sind beide; deshalb eignet sich ihre Abkochung zu Sitzbädern bei Gebärmutter- und Blasenleiden. Die grünen Blätter ziehen gelinde zusammen, zerrieben und aufgelegt, heilen sie Wespen- und Bienenstiche. Sie vermögen auch jede Entzündung zu lindern, wenn sie mit Gerstengraupen und Brot umgeschlagen werden. Getrunken aber beschweren sie den Magen und erregen Erbrechen. Die Früchte sind erwärmender als die Blätter; sie wirken daher im Leckmittel mit Honig oder süßem Wein gut bei Tuberkulose,

schwerem Atmen und Rheumatismus der Brust. Mit Wein werden sie gegen Skorpionenstich getrunken, auch beseitigen sie die weißen Hautflecken. Der aus ihnen gepreßte Saft hilft bei Ohrenschmerzen und Schwerhörigkeit, wenn er mit altem Wein und Rosenöl eingeträufelt wird. Er wird auch den Salben sowie den erwärmenden und verteilenden Umschlägen zugemischt. Die Rinde der Wurzel zertrümmert den Stein und tötet die Frucht; sie ist auch Leberleidenden heilsam, wenn sie in der Gabe von 3 Obolen mit gewürztem Wein getrunken wird.

Der Lorbeer wurde nach Bayern (300) noch bis vor kurzem durch die welschen Hausierer gebracht. Das Loröl, das gegen Ohrenschmerzen und bei Kindern als Wundsalbe noch benützt wird, ist aus den Blättern dieses Baumes bereitet. Man merkte aber sehr bald, daß die schmerzstillende Wirkung desselben eine sehr geringe war, so daß „Nichts" mit „weniger als Loröl" übersetzt wurde; das Loröl war eben eine oft gefälschte Ware, das aber immerhin noch ein gewisses Vertrauen genießt. „Das Loröl legt den Hirnschmerz" (Zitat aus dem Jahre 1588).

Lotos (Nymphaea Lotus L.), eine Nymphäazee. Dioskurides (151 IV 122) schreibt: Der Lotos hat eine der (ägyptischen) Bohne ähnlichen Stengel und eine weiße, der Lilie gleichende Blüte, welche, wie man sagt, beim Sonnenaufgang sich entfaltet, aber sich schließen und den ganzen Kopf unter dem Wasser verbergen kann, bis die Sonne wieder aufgeht. Der Kopf gleicht einem sehr großen Mohnkopfe, darin befindet sich ein hirseähnlicher Same, welchen die Bewohner Ägyptens trocknen und zum Brotbacken verwenden. Er hat eine dem Quittenapfel ähnliche Wurzel, auch diese wird roh und gekocht gegessen. Gekocht entspricht sie in ihren Eigenschaften dem Weißen vom Ei. Schon Homer (Od. IX) erzählt von der Wirkung der Frucht beim Aufenthalt der Helden unter den Lotophagen. In der Mythologie der Ägypter spielt die Pflanze eine große Rolle, ebenso in ihrem Arzneischatze. Die Blätter und Blüten werden heute von den Arabern gegen Gelbsucht gebraucht, die Wurzeln, Blätter und Blütenstiele werden gegessen, die Samen noch zuweilen zum Brotbacken verwendet. (Berendes 151).

Lungenkraut (Pulmonaria officinalis L.), eine Asperifoliazee, deren Blätter und Wurzeln gegen Lungenleiden offizinell waren. Lungenkraut, welches unter Eichenbäumen wächst, im Herbst gesammelt, ist mit Breinkleie, Weihsalz und verschiedenen Kräutern ein Füllsel für den Mietsack des Hirten, der ihn der zu melkenden Kuh um den Rücken hängt (300). Da die weißgefleckten Blätter eine entfernte Ähnlichkeit mit der Lunge haben, bereiten die Slowaken aus ihnen einen Tee gegen Lungenkrankheiten (309).

Maiblume (Convallaria majalis L.), Maiglöckchen, Maischellchen, Maililie, Zauke, Zäupchen, eine Liliazee. Wurzel, Blätter und Blüten enthalten einen die Herztätigkeit verlangsamenden Körper (Convallamarin). W. Kühn hat die medizinische und volksmedizinische Geschichte der Maiblume jüngst zusammengestellt (391a): Die Maiblume stand schon bei den alten Ärzten in hohem Ansehen. Nach „Wedels Handgriff und Erfahrung" sollte sie ein flüchtiges Salz enthalten, das meist merkurialisch wäre und sogar schwefliche Bestandteile mit sich führte.

Dieses flüchtige Salz sollte es sein, welches die weitgehenden Heilwirkungen hervorbrachte, die man der Maiblume zuschrieb. Sie sollte nämlich die Lebensgeister stärken, hauptsächlich aber das Gehirn, die Nerven und den Nervensaft, weswegen sie als ein vortreffliches Mittel gegen alle Kopfkrankheiten, wie Schwindel, Schwere Not (Epilepsie),

Schlafsucht, Melancholie, besonders auch gegen Schlaganfälle und ihre Folgen angesehen wurde. Selbstverständlich konnte eine Mischung mit anderen Kräutern, wie Lavendel und Rosmarin, und anderen Heilmitteln, wie Bisam und Ambra, stattfinden.

Sehr interessant ist die Anwendung der Konvallaria beim Schlaganfall, bei welchem sie vor allem als Niespulver zur Anwendung kam. Mit diesem Wunderpulver sollte man nämlich die von einem Schlaganfall Betroffenen ermuntern und aufwecken können, besonders wenn man mit „Anrufen, Rupffen und scharfen Klystieren" anhielt und sich starkriechender Sachen, wie „Salammoniakspiritus", die man vor die Nase brachte, bediente. Auch konnte man Maiblumenspiritus in den Mund schütten. Sobald sich aber der Patient ermuntert hatte, mußte man ihn nach der geltenden Vorschrift munter erhalten, ihn hin und her schleppen, je nach dem Befund eine Ader öffnen und dann mit dem sog. Schlagwasser fortfahren, welches aus folgenden Teilen bestehen konnte: „Nimm Schlüsselblumenwasser, Maiblumenwasser, jedes 2 Unzen, Salammoniakspiritus, Maiblumenspiritus, von jedem 2 Quintlein, Bibergeilessenz 1 Quintlein, wovon mehrmals 2—3 Löffel einzugeben sind." Half es nicht, so hatte man das Kastoreum (s. Biber) in dem Maiblumenspiritus „einzubeizen" und dann die ganze Wirbelsäule damit einzureiben, eventuell in Verbindung mit Salammoniakgeist als Verstärkung.

Da die Alten aber auch Erstickungserscheinungen infolge der Einatmung von Kohlendunst usw. als Schlaganfälle ansahen, die einer anderen Behandlung bedurften, so war in diesem Falle zuerst ein Brechmittel vorgeschrieben und dann erst Lavendelessig in Verbindung mit Maiblumen- und Bibergeilessenz. Maiblumenessig sollte auch gegen die Pest helfen.

Auch die Wurzel der Konvallaria hatte ihre Heilwirkungen. Abgesehen davon, daß sie gegen weißen Fluß und Impotenz verwendet wurde, sollte sie auch eine erwärmende und zerteilende Kraft haben und alles „geronnene oder tote Geblüt, so von Stoßen, Fallen, Schlagen und dergleichen Zufällen" herrührt, ebenso auch Mäler und Flecken zerteilen und vertreiben, ferner eine zarte und weiße Haut machen, weswegen sie ein Bestandteil von Schminken war. Nach Ettmüller mischte man die Wurzel gern mit anderen Wurzeln, namentlich von Aron u. a. Wir dürfen das „Abwaschwasser der Königin von Dänemark" nicht übergehen, welches uns von Pauli überliefert ist. „Rec.: Mayen-Blumen, Gänse-Blumen, Weiß-Wurtz, Liebstöckel, Asphodil-Wurtz, Zaunrüben, Weiß-Lilien-Wurtzel, von jedem eine Handvoll, schneide alles klein, tue 8 Lot clarificirten (gereinigten) Honig und 2 Pfund Wein darzu, lasse es beizen und faulen und ziehe alles dreimal ab. In dies Wasser tue ein halb Quintlein Kampher, so ist es vortrefflich."

Damit sind jedoch die vorzüglichen Eigenschaften der Konvallaria noch nicht zu Ende. Füllt man nämlich die frischen Blätter in ein Glas, das man gut verschließt, und vergräbt es einen Monat lang in einen Ameisenhaufen, so soll der Saft die Schmerzen der Gicht lindern und das Bauchgrimmen beseitigen. — Sonderbarerweise finden wir von dem Einflusse der Pflanze auf die Herztätigkeit sehr wenig erwähnt, und zwar nur die allgemeine Redensart, daß die Destillate zur Herzstärkung dienten. Die Pflanze ist ein Herzmittel der wissenschaftlichen Medizin.

Maiblumenöl wurde, mit einem Pulver von Muskatnuß, Kubebenkörnern und Nelken vermischt, als Heilmittel gegen die verschiedenen, schon früher erwähnten Leiden verwendet.

Maiblume (Convallaria Polygonatum L.), eine Liliazee. Dioskurides (151 IV 6) schreibt: Sie hat eine weiße, weiche, große, vielknotige, rauhe, durchdringend

riechende, fingerdicke Wurzel, welche als Umschlag ein gutes Mittel für Wunden ist. Sie entfernt auch Flecken im Gesicht. In Griechenland ist sie ausgestorben, wenigstens ist sie seit Sibthorp nicht mehr gefunden worden. — In Norditalien heißt die Weißwurz (Polygonatum officinale All.) Sigillo di Salomone oder Sig. di St. Maria wegen der runden, vertieften Narbe, welche durch das Abfallen des Stengels an dem jährlichen Rhizomabschnitte entsteht. Man verwendete Radix Sigilli Salomonis bei Wunden und als Schminke (372 a).

Maiwurm (Meloë proscarabaeus), Ölwurm, Ölmutter, Kadde, nach Höfler (300) in Bayern Maikäfer genannt. Er wird in Honig erstickt und soll früher ein Mittel gegen die Hundswut gewesen sein (in Bayern und anderwärts). Er wirkt wohl ähnlich wie die Kanthariden (s. d.). In Mittenwald wurden „Maikäfer" zuzeiten der Hungersnot von Kindern gegessen, woran einige verstorben sein sollen (300). In der Tierheilkunde finden Maiwürmer Anwendung. Früher wurden sie von den Dithmarschen getrocknet, zerrieben und mit Bier getrunken. Dieser Antikantharidentrank sollte gegen Schwäche jeglicher Art helfen. Das Wirksame ist eine blasenziehende Flüssigkeit in den Gelenken der Beine, welche Kantharidin enthält.

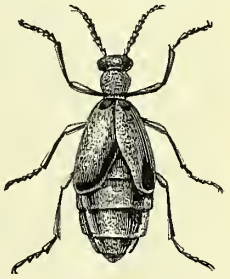


Abb. 136. Maiwurm (Meloë proscarabaeus)

Majoran (Origanum Majorana L.), eine Labiate, deren Blätter als Herba Majoranae offizinell waren; der gemeine Dost (s. d.) oder wilde Majoran (O. vulgare L.). Das Origanum oder spanische Hopfenöl von Origanumarten wurde als Zahnheilmittel in der Veterinärmedizin verwendet. Dioskurides (151 III 1 a) schreibt: Es ist eine vielzweigige, über die Erde hinkriechende Pflanze; sie hat rauhe, runde, denen der zartblätterigen Kalamintha ähnliche Blätter, ist sehr wohlriechend und erwärmend und wird auch zu Kränzen geflochten. Ihre Abkochung als Trank ist ein gutes Mittel bei beginnender Wassersucht, bei Harnverhaltung und Krämpfen. Die trockenen Blätter mit Honig als Umschlag entfernen Blutunterlaufungen unter den Augen, befördern im Zäpfchen auch die Menstruation. Gegen den Skorpionstich werden sie mit Salz und Essig als Umschlag gebraucht; bei Verrenkungen werden sie, in Wachssalbe aufgenommen, aufgestrichen, in gleicher Weise bei Schwellungen in Wachssalbe aufgenommen. Auch bei Augenentzündungen werden sie mit dem feinen Mehl der Graupen als Umschlag angewendet. Endlich werden sie auch den stärkenden und erwärmenden Salben zugemischt. Nach Plinius (543 XXI 61) sind die Pflanze und ihr Name ägyptischen Ursprunges.

Vom Majoranöl schreibt Dioskurides (151 I 58): Quendel, Zimt, Beifuß, Wasserminzenblüte, Myrtenblätter, Majoran, nimm von jedem unter Berücksichtigung seiner Kraft dem Zwecke gemäß (das Nötige), stoße alles zusammen und gieße so viel Öl von unreifen Oliven darauf, daß die Kraft dessen, was in dasselbe zum Ausziehen gelegt ist, nicht überwältigt wird, laß es 4 Tage stehen und presse aus. Und wiederum behandle dieselbe Menge derselben frischen Substanz die gleiche Zeit (im selben Öl) und presse aus, denn es ist kräftiger. Wähle aber den dunkelgrünen Majoran, der lange duftet und mäßig scharf ist. Es hat erwärmende, verdünnende und scharfe Kraft; es hilft gegen Verstopfung und Verdrehung des Uterus, treibt die Menstruation, die Nachgeburt und den Fötus aus und beseitigt die Mutterkrämpfe; es lindert auch die Schmerzen in den Hüften und geschwollenen Schamdrüsen. Mit Honig läßt es sich besser anwenden,

da es durch heftiges Zusammenziehen die Stellen verhärtet; eingerieben hebt es die Erschlaffung auf, auch wird es mit Vorteil den Salben für die an Krämpfen Leidenden zugemischt.

Von den Slowenen erfahren wir (144): Man stoßt frischen grünen Majoran, preßt den Saft aus und mengt denselben Teil feines Tafelöl dazu, kocht es in einer gut verkorkten und verbundenen Flasche in Dunst so lange, bis der dritte Teil eingekocht ist. Man läßt es dann so lange noch in dem zugedeckten Topf, bis das Öl ganz erkaltet ist. In Dalmatien (313) dient der Majoran zur Bereitung des sog. „Schreckwassers" für Kinder. Bereits Plinius (543 XX 17 68) empfiehlt Majoran als ein Mittel gegen die Praecondialangst, gewisse, mit Alpdruck einhergehende Angstzustände.

Malve (Malva silvestris L.), Roßmalve; Siegmarwurz (M. alcea L.), die Käsepappel (M. rotundifolia L.), Malvazeen, deren Blätter und Blüten wegen des Schleimgehaltes offizinell waren oder noch sind.

Dioskurides (151 II 144) und Plinius (543 XX 84) führen 2 Malvenarten an, eine wild wachsende und eine in Gärten gezogene. Als Heilmittel wurde aber und wird noch heute die zweite Art auch gebraucht. Flores malvae dienen als Bestandteil von auswurfbefördernden Tees. Das Wirksame sind die in den Blüten enthaltenen Schleimstoffe. — Celsus (121) rechnet sie zu den Stoffen mit gutem Saft und zu den abführenden Mitteln; beide Angaben sind richtig.

Die Schule von Salerno (561) lehrt:

Der Bappeln name zeygt das an,
Daß sie den leib erweychen kann.
So auch jr wurtzel ist geschelt,
Ist sie zu stul machen außerwelt.

Man sagt, daß Pappelen ein leichten Stuhlgang machen,
Wie auch den Weibern treiben ihre Sachen.

Käspappeltee ist ein beliebtes Volksheilmittel gegen Verkühlungen.

Mandragora. Wir ergänzen hier die Mitteilungen über die volksmedizinische Verwendung des Alraun (s. d.).

Matiegka (451) berichtet von den Tschechen: Noch bis jetzt wird die Alraunwurzel (Galgenmännlein, mužíček) zu abergläubischen Zwecken ausgegraben. Primus Sobotka bemerkt allerdings, daß es sich bei den Tschechen nicht um die nur im Süden wachsende Mandragora handeln kann, sondern nur um einen zu den übernommenen abergläubischen Anschauungen passenden Ersatz. Als solcher wurde nun die Zaunrübe (posed, Bryonia dioica) und die Tollkirsche (rulík, Atropa Belladonna) gewählt. Vreščák (Schreier) nennt man bei den Slowaken (309) eine nicht näher bekannte Pflanze, die auf dem Grenzberge Lopenik wachsen und beim Ausgraben entsetzlich schreien soll. Dies ist ein Anklang an Mandragora; aber Mandragora wächst auf slowakischem Gebiete nicht.

Die südrussische Zaunrübe (Bryonia alba) zeichnet sich dadurch aus, daß sie menschenähnliche Wurzeln hat, gewöhnlich von der Gestalt eines kleinen Kindes. Das ist der wichtigste und hauptsächlichste Charakterzug der ganzen Vorstellung, von dem alle anderen ausgehen und um den sie sich ergänzend gruppieren. Schon das bloße Vorhandensein einer Zaunrübe im Garten oder im Hof gilt als glückbringend für das Haus

und die ganze Familie. Deswegen schätzt man die Pflanze sehr, und wenn man sie irgendwo findet, so umzäunt man sie sofort sorgfältig, damit sie unangetastet wachsen könne. Man muß sie aber sehr vorsichtig und nach bestimmten Regeln behandeln und pflegen, sonst rächt sie sich schwer an dem Missetäter und bringt ihm anstatt Glück Unheil und Verderben. Wenn man beim Graben mit dem Eisen auf die Wurzel der Zaunrübe stößt, so muß man sofort innehalten, damit man sie nicht schneidet, denn dadurch könnte man „sein Glück zugrunde richten". Man könnte davon auch auf der Stelle gelähmt oder wahnsinnig werden. Aus demselben Grunde darf man sie auch ohne gewisse Vorsichtsmaßregeln nicht herausreißen und anrühren. Dies wird in manchen Gegenden überhaupt nur einem Menschen, welcher der Zaubereigenschaften der Pflanze völlig unbewußt ist, unbestraft gegönnt und sogar für heilbringend aufgefaßt. In der Regel können es jedoch nur erfahrene und solcher Dinge kundige Leute, die gewöhnlich als Zauberer und Hexen gelten, unternehmen. Dabei müssen sie, bevor sie die Pflanze oder einen Teil von ihr aus dem Boden reißen, auf die Erde 3 Groschen und 1 Stück Brot legen, dann die Operation höchst vorsichtig vollbringen und nach alledem das Brot und Geld an Stelle der fehlenden Wurzel eingraben — ein Überbleibsel des altertümlichen, dem Erd- oder Pflanzengeiste dargebrachten Opfers. Die auf solche Weise ausgegrabene Wurzel badet man zunächst in Milch, dann trocknet man sie gehörig aus und wickelt sie sorgfältig in Fetzen ein, wonach sie als wirklicher, tatkräftiger und einflußreicher Fetisch in einer Schachtel im Hause aufbewahrt und gepflegt wird. Sie bringt nun dem Hause Glück und Reichtum, erteilt verschiedene Auskünfte, entdeckt Diebe usw. (Jaworskij 334a).

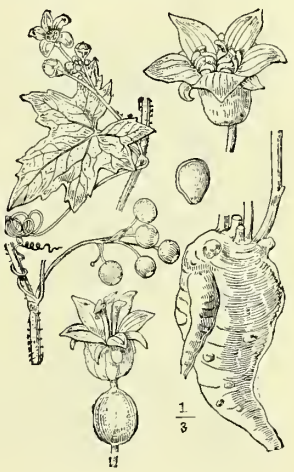


Abb. 137. Zaunrübe (Bryonia alba)

Merkwürdig ist auch die Wandlung, die der Mandragoraglauben auf galizischem und Bukowinaer Boden genommen hat. Die „Matraguna" der Rumänen in der Bukowina ist mit Tollkirsche (Atropa Belladonna) und tollkirschenartigem Tollkraut (Scopolina atropoides) identisch. Aus diesen Kräutern werden Zaubertränke gebraut, die selbst den Tod herbeiführen können, wofür die Leute euphemistisch sagen: „Er hat die Matraguna bekommen." Der Trank ist so der wahre Lethetrank, wie er auch aus der echten Mandragora bereitet wurde. „Gib mir Mandragora zu trinken," sagt Kleopatra (Shakespeares „Antonius und Kleopatra" Akt 1 Szene 5) zu Charmian, „daß ich die Kluft der langen Zeit verschlafe, wo mein Antonius fort ist." Den galizischen Ruthenen ist die „Matryguna" eine geheimnisvolle Pflanze, deren Beschreibung zumeist auf das Bittersüß (Solanum Dulcamara) paßt, während die von ihr erzählten Geschichten mutatis mutandis auf den Alraun stimmen. Wer die Matryguna besitzen will, muß nüchtern und andächtig, im Feiertagsgewand um 12 Uhr mittags zu ihr gehen, ihr Geschenke darbieten, sie mit einem Zauberspruche beschwören und die „Careca" (Kaiserin!) um die Erlaubnis bitten, sie aus der Erde nehmen zu dürfen; dabei stößt sie dann einen Schrei aus usw. Mit Recht weist Hölzl darauf hin, daß „Matraguna" durch eine im Rumänischen häufige Vertauschung der Liquida r und n aus „Mandragora" entstanden ist und schließlich zu einer Kollektivbezeichnung für Pflanzen verschiedener Art geworden ist. Bemerkenswerterweise handelt es sich aber

überall um Solanazeen, die auch nach der modernen Pharmazie von hohem Werte sind (388).

Mannstreu (Eryngium campestre), Brachdistel, Frauendistel, Elend, Unruhe; grüne Mannstreu (E. viride Link); Strandmannstreu (E. maritimum L.), Umbelliferen, deren Wurzel und Kraut als Rad. et Herba Eryngii offizinell waren.

Dioskurides (151 III 21) schreibt: Die Blätter werden, in Salzlake eingemacht, als Gemüse gebraucht; sie sind breit, ringsherum rauh und haben einen würzigen Geschmack, aber bei fortschreitendem Wachstum werden sie an vielen Hervorragungen der Stengel zu Dornen. Die Pflanze hat erwärmende Kraft, fördert, getrunken, den Harn und die Menstruation und vertreibt Leibschneiden und Blähungen. Mit Wein hilft sie denen, die an der Leber leiden, die von giftigen Tieren gebissen sind und die tödliche Gifte genossen haben. Zumeist wird sie mit Möhrensamen in der Menge von 1 Drachme getrunken. Wie man sagt, verteilt sie (als Amulett) umgebunden und als Kataplasma Geschwülste. Die Wurzel derselben, mit Honigmet getrunken, heilt Atemnot und Epilepsie. Mannstreu ist, wie der Namen andeutet, in Nieder- und Oberösterreich ein Amulett, um die Liebe des Mannes zu erhalten und zu festigen (388).

Abb. 138. Mannstreu (Eryngium campestre)

Die Wurzel wurde gegen Verstopfung, als harntreibendes Mittel, als Liebesmittel, gegen Tripper, gegen Schwindsucht verwendet; sie zählte zu den „kleinen eröffnenden Wurzeln" (372 a).

Hl. Maria. Die Körperlänge heiliger Personen, als Längenmaß ausgedrückt, genoß eine gewisse religiöse Verehrung und stand im Ansehen eines Wundermittels gegen verschiedene Übel und Gefahren. Es ist Grössl (237 b) durch Auffinden eines Gebetstreifens, welcher die Länge Mariä darstellt, gelungen, den Nachweis zu erbringen, daß sich die gleiche Verehrung auf das Körpermaß anderer heiliger Personen als Christus selbst erstreckt hat. Im Haselhof zu Stefanshart bei Amstetten (Niederösterreich) erhielt er einen langen, vielfach zusammengelegten Gebetstreifen, der als die Länge Mariä gilt. Die Länge des betreffenden, unter dem Gebettext fortlaufenden Maßstriches beträgt 1,88 Meter. Der Text besagt ausdrücklich, das sei „die gewisse und wahrhafte Läng unser lieben Frau, als der übergebenedeyten Himmelskönigin Maria, welche heilige Läng zwar auf seidene Bänder denen Pilgrammen, welche das heilige Haus zu Loretto besuchen, ausgetheilet wird". Unmittelbar beigedruckt findet sich sonach die Verheißung der kräftigen Wirkung, die von diesem heiligen Maß ausgehen soll. Es heißt nämlich darauf: „Welcher Mensch, es sey Manns- oder Weibsperson eine solche Läng bei sich trägt, oder in seiner Behausung hat, der wird absonderlich große Gnade von unser lieben Frauen zu erwarten haben, nicht allein hier zeitlich, sondern dort ewig." Wir sehen die spezielle Kraft der Länge Mariä somit in ganz verständliche Übereinstimmung mit der Bedeutung der Gottesmutter gebracht. Die beigedruckten Gebete bewegen sich dann ferner in Lobpreisungen der heiligen Länge, geben „eine schöne Empfehlung in die heilige Länge Mariä, auf daß das mich durch Deine mütterliche Barmherzigkeit schützet und beschirmet vor allem Unglück, Feuer, Wasser, vor geist- und leiblichem Fall, vor Banden und Gefängnis, vor Gift und aller bösen

Nachstellung, vor Kugel und Pfeil, vor Zauberey und anderem Schrecken, vor ungerechtem Urtheil und Nachstellung der Feinde, vor falschen Zungen der Ehrabschneidung und üblen Nachreden, von allen andern Übeln, so nur würden an Leib und Seel Schaden können".

Am Ende des Gebetstreifens ist noch die Länge des Fußes Mariä angefügt. Der betreffende Maßstrich ist 13,5 Zentimeter lang. Darüber gedruckt steht die Bemerkung: „Das ist die rechte und warhafte Maß des Fußes unserer lieben Frauen, welche aufbehalten wird in einem Kloster in Hispannien. Johannes der Pabst dies Namens hat allen denen, so die Maß andächtig Küssen, 700 Jahr Ablaß verliehen, Klemens der achte hat diese Indulgenz bestättiget." Gedruckt ist der Gebetstreifen, wie beigesetzt erscheint, „zu Köln am Rhein". Es wäre von Interesse, diesem frommen Glauben oder Aberglauben näher nachzuspüren, z. B. zu erkunden, auf welche heilige Personen außer Christus und Maria er sich erstreckt habe; insbesonders ist auch die Frage zu beantworten, durch welche Vorstellungen vermittelt, der Glaube an die Wunderkraft solcher Maße auftreten konnte.

Das „Frauträg'n" war früher ein im Pinzgau allgemein üblicher Brauch, der aber schon seit 2 Jahrzehnten verboten ist. Es bestand darin, daß zur Zeit der Wintersonnenwende eine „Frautafel" mit der Darstellung der hl. Maria (Mariä Heimsuchung) spät nachts von einem Gehöfte zum anderen unter Fackelbegleitung getragen wurde. Jedes Gehöft schätzte sich glücklich, das Bild beherbergen zu können; „denn, wohin es kam, brachte es Segen, Gedeihen und Fruchtbarkeit". Mit Recht verweist man auf die von Tacitus geschilderten Umfahrten der Nerthus und auf die winterliche Umfahrt des Freyabildnisses in Schweden und stellt somit das Frautragen in eine Reihe mit allen jenen Bräuchen, welche Fruchtbarkeit erzielen sollen, und deren Übung in die Zeit zwischen Wintersonnenwende und Ostern fällt. Gerade der Umstand, daß auf den Frautafeln ausschließlich nur die schwangere Mutter Gottes zu schauen ist und daß Kirche und Polizei sich veranlaßt fanden, gegen diesen Brauch einzuschreiten, bringt deutlich genug seinen ursprünglichen Sinn zum Ausdruck (182).

Mariendistel (Carduus marianus L.), Komposite. Dioskurides (151 V 156) schreibt: Sie wird, noch jung, gekocht und mit Öl und Salz verspeist. Ihre Wurzel, in der Menge von 1 Drachme mit Honigmet getrunken, bewirkt Erbrechen. Plinius (543 XXII 85) verwirft Carduus sowohl als Speise wie auch als Arzneimittel. — Früher gebrauchte man die Wurzel, das Kraut und die Früchte. Die Semina Cardui mar. haben sich am längsten in der Rademacherschen Tinct. Cardui mar. erhalten. Man verordnete Wurzeln und Blätter gegen Fieber, Wassersucht, zur Beförderung der Menstruation, die Samen, die Stechkörner hießen (wie die Früchte der Kardobenedikte, Cnicus benedictus), gegen Brustkrankheiten (372 a).

Dioskurides (151 IV 117) scheint auch die zartblättrige Mariendistel (C. tenuifolius Curt.) gekannt zu haben; er zitiert, daß die Wurzel derselben, über die leidende Stelle gebunden, die Schmerzen der Krampfadern lindere.

Marienkäfer (Coccinella septempunctata), Sonnenkäfer, Herrgottskühlein, Sonnenkälbchen, Gottesschäflein, Marienwürmchen, Herchatspfadl (Herrgottspferdchen), Annekathrinele, Sonnenkind, Herrgottshühnchen, Gotteskühchen, Mondkalb, Maikäferl, Herrgottsmücklein, Herrgottsmoggela, Herrgottstierchen, Herrgottsvöglein, Frauenküele,

Muttergotteskühle, Himmelskuiserl, Würmfraukäferl, Marspeert (Marienpferd), Liebenfrauenkäferl, Frauenkühlein, Gotteskalb, Herrgottsschäfchen, Marihäne (Marienhuhn), Muttergotteslämmchen, Hiärguatshainken (Herrgottshühnchen), Sunnekieken (Sonnenkühchen), Kanneskühle (Johanneskühchen), englisch ladybinds, französisch vache à Dieu. Er hatte dieselbe Funktion wie der Storch, d. h. er trug den Leuten aus Frias oder Holles Brunnen oder Höhle die Seelen der Kinder zu, welche geboren werden sollten. Er wohnte nach dem Glauben des Volkes bei der Göttin im lichten Gewässer droben oder im Kinderbrunnen. Man darf ihn nicht töten, sondern muß ihn auf den Zeigefinger setzen und ihn unter einem Reimspruch bis an dessen Spitze hinauflaufen und dann fliegen lassen. Dann holt er gutes Wetter oder ein kleines Kind. In Franken singen die Kinder dabei:

Herrgottsmoggela, flieg auf,
Flieg mir in den Himmel 'nauf,
Bring a goldis Schüssela runder
Und a goldis Wickelkindla drunter.

In Schwaben lautet der Spruch:

Frauenkühle,
Sitz aufs Stühle,
Flieg über die Tannebäum'
Und bring uns schön warmen Sonnenschein.

Im Lippischen:

Sonnenkindchen (oder Maikäfer), flieg auf!
Daß es schönes Wetter wird!
Flieg auf, flieg auf, flieg auf!

Auch über das Leben nach dem Tode kann man von ihm Auskunft erhalten. In Westfalen fragt man ihn: „Herrgottshäunken, wo sall ik hin? Inn en Himmel, in de Helle oder int Fiägefiur?" Fliegt es aufwärts, kommt man in den Himmel, fliegt es abwärts, in die Hölle, sonst ins Fegefeuer. Wenn man ein Marienkäferchen tötet, so geben die Kühe rote Milch.

Auch in Nordböhmen (503 a) tötet man keinen Marienkäfer, sondern setzt ihn auf den Finger und wartet, bis er fortfliegt, während man sagt:

Herchätspfadl, Herchätspfadl!
Flöigh am Kirchatuärm,
Sitzt dan Vodä u Moudä druäbm!

Massage. Die Massage ist gewiß eines der ältesten medizinischen Hilfsmittel (313). Schon der prähistorische Mensch muß sich ihrer bedient haben, lange bevor es ihm eingefallen ist, an den Gebrauch der Arzneipflanzen zu denken. Wir besitzen Belege dafür, daß die Massage bereits 3000 Jahre vor Christi Geburt den Chinesen bekannt gewesen sein muß, wie wir aus der altchinesischen Schrift „Kong-Fau" erfahren. Das Massieren war im Orient von jeher beliebt. Die Mitteilungen darüber reichen um fast 5 Jahrtausende zurück. Weitere Mitteilungen enthalten die Weisheitsbücher der Inder, die Veden, in denen die Massage sogar als zu den religiösen Vorschriften gehörend erwähnt wird. Gelegentliche Andeutungen findet man in den Werken und Denkmälern der Ägypter, Perser, Babylonier und Assyrer. Eine eigene Vorliebe besitzt der Perser, wenn er nicht einschlafen

kann oder sich ermattet fühlt, oder auch bloß der Annehmlichkeit halber, sich kneten zu lassen; man nennt dies dort nach Polak: daelk, muschtemal (664). Die Assyrer haben uns sogar eine bildliche Darstellung der Massage hinterlassen, welche sich als V. A. 965 unter den assyrischen Skulpturen des Berliner Museums befindet. Dieses Alabasterrelief ist der Teil einer Wandverkleidung aus dem Palaste Sanheribs zu Ninive-Kuyundschuk und stammt somit aus den Jahren 705—681 vor unserer Zeitrechnung. In einem Zelte, links vom Beschauer, gibt ein Mann einem Krieger zu trinken, während ein anderer Mann sich mit einem zweiten Krieger beschäftigt, der im Bette liegt. Die Körperhaltung des am Bette Beschäftigten und besonders die charakteristische Stellung seiner Hände zeigen klar, daß er eine Massage des Unterleibes an dem zu Bette liegenden Menschen ausübt. Bei den Griechen hieß die Massage anatripsis, bei den Römern frictio. Das Wort Massage wird teils aus dem Griechischen (massein, reiben, Piorry), teils aus dem Arabischen (mass, sanft drücken, Savary) abgeleitet. Eine hohe Stufe der Ausbildung erreichte in der Neuzeit die Massage besonders in Frankreich, woher auch ihre Einteilung in die 4 Grundbewegungen stammt: Streichen (effleurage), Kneten (pétrissage), Reiben (friction), Klopfen (tapotement); hierzu kam später noch die Erschütterung (vibration), und zwar mit der Hand und mit Maschinen.

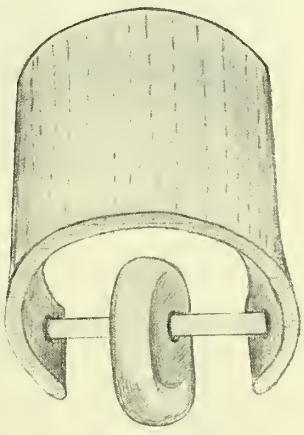


Abb. 139
Japanische Massierrolle aus Bambus mit einem Holzstäbchen
(Naturhist. Hofmuseum Wien, Inv.-Nr. 36954)

Während in Frankreich die Massage vorzugsweise durch Berufsmasseure ausgeübt wurde (masseurs, rebouteurs, rhabilleurs) und auch in England das rubbing, shampooing sehr beliebt wurde, gelangte sie in Deutschland und Österreich zu einer erfreulichen Blüte, indem sich Ärzte wie Mezger, Mosengeil, Reibmayer, Heitler, Bum, Schreiber u. a. mit ihr eingehend, später aber auch ausschließlich zu beschäftigen begannen.

Die allgemeine Massage läßt man sich in Rumänien fast immer durch Bären machen, welche gerade durch den Ort ziehen. Diese kneten den Körper und die Extremitäten, die Leute legen sich hierzu mitten auf dem Dorfplatz platt auf die Erde, die ganze Bevölkerung wohnt diesem Schauspiel bei. Der Bär soll aber noch andere therapeutische Tugenden besitzen, deshalb reißt man ihm im Vorübergehen Haare aus, die besonders gegen Sumpffieber und Angstgefühle schützen (596).

In der heutigen Türkei läßt man sich zumeist in den Bädern massieren. Die Massage ist ein Heilmittel bei Gichtleiden, gegen Tympanites oder Trommelsucht, gegen Diarrhöen und soll auch die geschwächte Manneskraft wieder günstig beeinflussen. In Syrien läßt man sich bei Rückenschmerzen auf den Boden legen, und der älteste der Verwandten muß dem Kranken eine Weile auf dem Rücken kunstgerecht herumtreten.

Von japanischen Massierapparaten bilden wir zwei ab, die an Apparate erinnern, welche die wissenschaftliche Medizin ebenfalls verwendet.

Bartels (38) schildert in folgender Weise die Massiergebräuche der Naturvölker, insbesondere der Rothäute: „Daß die Medizinmänner bei ihren massierenden Handgriffen für gewöhnlich nicht gerade sehr zart vorgehen, das haben wir schon von den Osterinsulanern erfahren. Es wird uns allerdings mehrmals nur von einem Reiben berichtet, so aus Kroë und Mittel-Sumatra von den Yamamadi-Indianern und aus

Viktoria; aber hier wurde wenigstens in einem Falle das Reiben mit heißer Asche so gewaltsam vorgenommen, ‚als wenn der Schlächter Fleisch einsalzen wolle'. Sonst wird von Pressen, Kneten und Drücken gesprochen, was mehrmals noch besonders als stark bezeichnet wird. Nicht nur die Finger, sondern auch die Fäuste, ja selbst die Knie werden hierzu benützt, und bei den Narrinyeri in Südaustralien wird dies fortgesetzt, bis der Kranke stöhnt. Der Bauch und die Herzgrube sind für diese Maßnahmen besonders beliebt. Vielfach wird auch vom Stoßen und Schlagen des Körpers gesprochen, und wenn man sich klar macht, wie der Medizinmann bei seinen Beschwörungsversuchen tanzt und umherspringt und immer wieder über den Patienten herfällt, so kann man es sich ja auch deutlich vorstellen, wie selbst jene Handgriffe, die er als zarte beabsichtigt, doch einen gewissen Grad von Gewalt und Heftigkeit erhalten müssen. Es wird uns kaum befremden, daß bei so rohem Vorgehen der tödliche Ausgang öfter beschleunigt wird. Bei den Annamiten und Australnegern werden auch die Füße zum Massieren gebraucht, und auf einer Handzeichnung von George Catlin sehen wir, wie der Medizinmann der Schwarzfußindianer dem Kranken seinen Fuß auf den Bauch gesetzt hat."

Abb. 140
Japanischer Massierhammer „Auma" mit Schläger aus Wachspapier und Holzstiel
(Naturhist. Hofmuseum Wien, Inv.-Nr. 36953)

Maulwurf (Talpa europaea), Mull. Seit alter Zeit herrscht der Aberglaube, daß das Fett, das Blut, das Eingeweide, das Fell des Maulwurfes Heilkräfte besitzen. Noch heute glaubt man, daß man vom Wechselfieber geheilt werde, wenn man einen Maulwurf auf der flachen Hand sterben lasse. Manche alte Weiber sind überzeugt, daß sie Krankheiten durch bloßes Auflegen der Hand heilen könnten, wenn sie diese vorher durch einen auf ihr sterbenden Maulwurf geheilt hätten (90). Läßt man auf der Insel Rügen einen Maulwurf in der Hand sterben, so wird man glücklich und bekommt namentlich viel Geld, wogegen man in Westfalen mit jener Hand „allerlei Wehtage" heilen kann (104). Die Maulwurfspfote wird in Oberösterreich vom Volk als Mittel gegen Halsweh der Kinder verwendet. In der Mark Brandenburg dagegen läßt man sie an einer Schnur um den Hals tragen, um den kleinen Kindern das Zahnen zu erleichtern. Auch in Bayern werden in Silber gefaßte Maulwurfspfoten zur Beförderung der Zahnung der Kinder verwendet. Etwas Ähnliches wird auch aus Aargau in der Schweiz berichtet. Der Maulwurf war als Heilmittel bereits den alten Römern bekannt, worüber wir bei Plinius (543 XXX 7) eine ganz unzweideutige Stelle finden. Wenn man das Blut von einem Maulwurf in den Schnaps mischt, so lindert das Getränk alle Krankheiten (Wenden in Preußen 727).

Die Pfötchen des Maulwurfes dienen als Heilmittel zur Heilung der cârtite („Maulwürfe" genannte Geschwüre, eine Art Knoten unter der Haut), welche jene bekommen, die viele Maulwurfshaufen zerstören. Diese Knoten vergehen, wenn man jeden derselben mit einem Maulwurfspfötchen neunmal umkreist, oder wenn man dieselben mit Wasser abwascht, welchem Erde aus einem Maulwurfshaufen beigemischt wurde. Wirft der

Maulwurf einen Erdhaufen unter der Wand eines Hauses, so wird jemand aus diesem Hause sterben.

Der Rumäne (140) glaubt, daß man dem Maulwurfe das Aufwerfen der Erdhügel, welche besonders das Grasmähen erschweren und die Gärten verderben, verwehren könne, wenn man auf einen Maulwurfshaufen den Faden hinlegt, mit welchem man den Toten abmißt, um danach die Länge des Sarges zu treffen.

Maus (Mus musculus L.). Dioskurides (151 II 74) schreibt: Man behauptet allgemein, daß die aufgeschnittenen Mäuse mit Nutzen auf Skorpionstiche gelegt werden, gebraten und von den Kindern gegessen, im Munde den Speichel austrocknen. — Die hl. Hildegard (289) weiß zu berichten: Die Maus zeigt ein hinterlistiges Gebaren, dabei flieht sie stets. Bei der Fallsucht lege man eine Maus in Wasser und lasse dieses den Kranken trinken, wasche ihm auch Stirn und Füße damit. Wenn eine Maus werfen will und Beschwerden fühlt, holt sie vom Flußufer kleine Steine zusammen, bläst ihren Atem darüber und legt sich darauf, die Jungen kommen dann leicht und sofort. Wenn man diese Steinchen in Monatsfrist finden kann und legt sie über den Nabel einer Kreißenden, so geht die Geburt leicht vonstatten. Bei starkem Gichtreißen schlage man eine Maus halbtot, lege sie zwischen die Schultern und lasse sie da verenden.

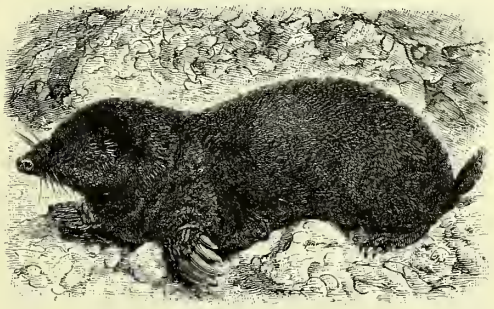


Abb. 141. Maulwurf (Talpa europaea)

Gerade die Maus spielt nach Lammert (399) als Mittel für kranke Kinder eine große Rolle. So hängt man dem Kind in Franken und anderwärts einen Mauskopf, der dem lebenden Tier abgebissen (!!) wurde, in einem Säckchen noch vor der Taufhandlung als Zaubermittel um den Hals. Dasselbe Mittel hilft beim Zahnen, nur müssen Eltern oder nahe Verwandte den Kopf der Maus abbeißen und in einem leinenen Säckchen, ohne einen Knopf in den Faden zu machen, dem Kind umhängen. Aus Nieder- und Oberösterreich ist der nicht minder unappetitliche Brauch bekannt geworden, Säuglingen Stücke des Eingeweides einer Maus in einem Säckchen um den Hals zu hängen (388). Die Juden in Galizien werfen Milchzähne in den Winkel und sprechen dazu:

Abb. 142. Maulwurfkrallerl aus Oberösterreich
(Aus dem Stadtmuseum in Steyr, natürliche Größe)

Maus, Maus, komm heraus,
Hier hast du einen leinernen,
Gib mir deinen steinernen.

Dieser Spruch wiederholt sich in unzähligen Varianten in ganz Mitteleuropa. (Siehe Zahnheilkunde.)

An die Mäuse heftet sich vielfacher, auf Tod und Krankheitsanzeichen bezüglicher Aberglaube. In der Schweiz sagt man: Wenn eine Maus nachts in das Bett eines Schläfers kommt, wird letzterer am kommenden Morgen Unglück haben. Zernagt eine

Maus einem Kranken das Bettstroh unter dem Hauptkissen oder die Kleidungsstücke, so muß der Patient bald sterben; wenn die Maus vor dem Fenstersims hin und her läuft, so verkündet dies den Tod, weil man in der Schweiz das Zimmerfenster öffnet, um die Seele des eben Verstorbenen — nach altem Glauben in Gestalt einer Maus gedacht — hinauszulassen. Endlich erwähnt Rochholz (583) die Meinung, die in der Schweiz sich geltend macht: Stößt eine Schermaus in der Tenne, unter der Dachtraufe, dem Hausofen oder gar unter dem Ehebett ein Loch aus, so stößt sie den Vater zum Hause hinaus; von solchen frischen Löchern sagt man: „sie suecht nach 'ere Seel'." — Birlinger (70) erzählt von einem ähnlichen Aberglauben in Schwaben: Wenn eine Maus ein Loch im Boden macht, das zugestopfte des anderen Tages wieder offen ist, so schiebt die Maus eins von der Familie hinaus. Wenn ein Kind in Galizien augenkrank ist, so wird folgendes Mittel angewendet: Einer lebenden Maus müssen die Augen ausgestochen und diese dem kranken Kind an einem Faden um den Hals gehängt werden. Da jagen denn die Leute um die Wette den Mäusen nach, bis es einem gelingt, ein Tierchen zu erwischen und ihm mit einer dünnen Spitzfeile die Augen auszustechen. Und in der Tat wird dem Kinde das in so grausamer Weise gewonnene Amulett umgehängt. Im ganzen Orient ist die Mäuseplage arg, und allgemein herrschen dort ähnliche abergläubische Ansichten (664). — Wenn man das Brot ißt (Wenden 727), welches die Mäuse angefressen haben, so behält man stets gute Zähne. Um vor Zahnschmerzen verschont zu sein, soll man jene Stellen eines Brotes essen, an denen Mäuse genagt haben (Bukowina).

Maus heißt in Bayern die weibliche Scheide (Vulva), auch die Gebärmutter, ein mausfarbenes Muttermal, so heißen auch Muskelbäuche (300).

Medizinpfeife. Bei den Indianern Amerikas bildet die Medizinpfeife ein wichtiges Hilfsmittel der Volksmedizin. Karl von den Steinen (659) veröffentlicht eine Mitteilung über den Paradiesgarten als Schnitzmotiv der Payaguáindianer. Das Museum für Völkerkunde in Berlin besitzt 3 Medizinpfeifen und eine gewöhnliche Gebrauchspfeife, welche mehr oder minder deutlich Szenen aus dem Paradiesgarten zeigen.

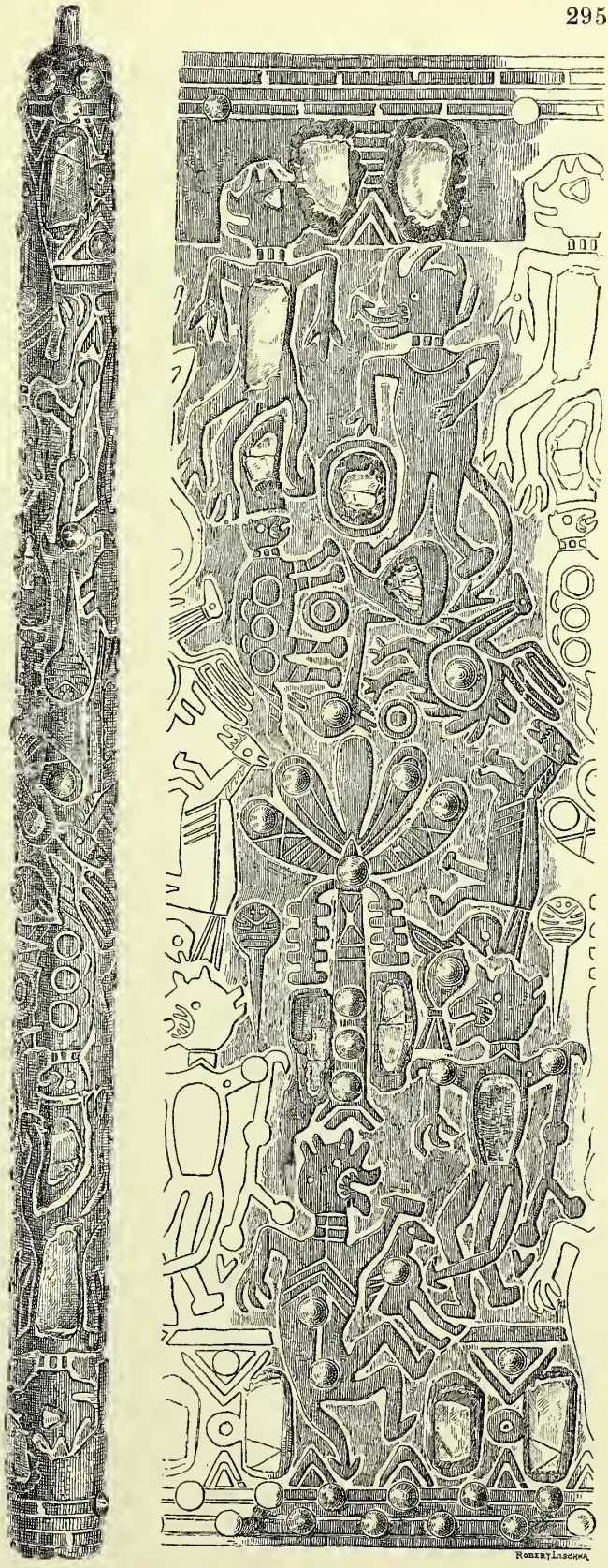
In der ethnographischen Sammlung des Naturhistorischen Hofmuseums in Wien befindet sich ebenfalls eine derartige Medizinpfeife. Sie ist aus schwerem, dunkelbraunem Holz, zylindrisch, der Länge nach durchbohrt, 54,5 Zentimeter lang; ihr Durchmesser beträgt an beiden Enden 3,1, in der Mitte 3,5 Zentimeter. Im Querschnitte des einen Endes befindet sich eine trichterförmige Vertiefung zur Aufnahme des Tabaks, am anderen Ende ist ein 1 Zentimeter langes Mundstück aus lichtbraunem Holz eingekittet. Die Mantelfläche ist ganz mit schwacherhabenem Schnitzwerk verziert, das sich infolge der Einreibung des Untergrundes mit weißem Ton scharf hervorhebt. Als Verzierung dienen eingeschlagene Messingnägel und eingekittete Spiegelscheibchen, die zum Teil schon beschädigt sind. Eine Abbildung gibt die Pfeife in ihrer ganzen Erscheinung. Die dargestellte Szene gibt die aufgerollte Mantelfläche. In der Mitte sieht man den Palmbaum mit den beiderseits herabhängenden Früchten — den Baum der Erkenntnis. Die 4 Teufelsgestalten zu identifizieren, dürfte schwer sein. Auf den Berliner Pfeifen ist die von Steinen gegebene Deutung einwandfrei. Adam und Eva sowie Gott Vater sind dort ganz charakteristisch gezeichnet. Im vorliegenden Stücke fehlt auch die Schlange; dagegen ist das andere Getier des Paradieses verhältnismäßig gut vertreten. Das Wiener Exemplar kann als ein nicht unwichtiges Glied in der von Steinen gegebenen Entwicklungsreihe aufgefaßt werden (275).

Medizinsteine. Die Verwendung von seltenen Naturprodukten zum Schmuck sowohl als auch zum Heilmittel können wir bei vielen Naturvölkern beobachten, und es war seit Urzeiten ein Völkergedanke, daß alles Edle, Seltene und Kostbare auch hohen medizinischen Wert besitze. Sogenannte Medizinsteine finden wir bei vielen wilden Völkern im Gebrauche; sie bilden den wertvollsten Bestandteil im Sacke des Medizinmannes und bestehen aus Mineralien, Muscheln und anderen Gegenständen, welche, womöglich aus fernem Land eingehandelt, gerade durch das sich daran knüpfende Unbekannte geeignet sind, die Phantasie zu erregen (210).

Meerrettich (Cochlearia armoracia L.), Kren, eine Kruzifere, findet beim Volke vielfache medizinische Verwendung, so als hautreizendes und den Auswurf beförderndes Mittel, gegen Rheumatismus, Gicht usw. Celsus (121) empfiehlt bei kranker Milz das Essen von Meerrettich. Der Meerrettich enthält ätherisches Öl, welches gelinde reizend wirkt; daher erklärt sich der Erfolg bei seiner medizinischen Verwendung.

Meerwasser dient bei den Dalmatinern (313) als Mittel zu Waschungen bei Augenleiden, Wunden, Schlangenbissen.

Meerzwiebel (Scilla maritima L.), eine Liliazee, die in der wissenschaftlichen Medizin



a b

Abb. 143. a Medizinpfeife der Payaguáindianer, b Die auf-

häufige Verwendung findet. Dioskurides (151 II 202) schreibt u. a.: Bei Rissen an den Füßen wird das Innere der rohen Zwiebel mit Öl gekocht oder mit Harz geschmolzen und aufgelegt, bei Vipernbissen, mit Essig gekocht, als Umschlag gebraucht. Mit 1 Teil gedörrter Meerzwiebel reiben wir fein zusammen 8 Teile gedörrtes Salz und geben davon 1 oder 2 Eßlöffel voll nüchtern zum Erweichen des Bauches. (Sie dient) zu Tränken und aromatischen Mitteln, auch für die, bei denen wir Harnen bewirken wollen, ferner für Wassersüchtige und Magenleidende, bei denen die Speisen unverdaut im Magen liegen, bei Gelbsucht, Krämpfen, chronischem Husten, bei Asthmatikern und denen, die (Blut) auswerfen. Ausreichend ist das Gewicht von 3 Obolen mit Honig als Leckmittel. Sie wird auch mit Honig zusammengekocht und gegen dieselben Gebrechen genossen, besonders zur Beförderung der Verdauung. Sie führt die schlüpferigen Massen durch den Stuhlgang ab. Gekocht bewirkt sie dasselbe, wenn sie in ähnlicher Weise genommen wird. Man muß sich aber mit ihrer Darreichung bei solchen in acht nehmen, die an innerlichen Geschwüren leiden. Gedörrt hilft sie auch als Salbe bei dünngestielten Warzen und bei Frostbeulen. Ihr fein gestoßener Same, in einer getrockneten Feige oder in Honig aufgenommen und gegessen, erweicht den Bauch. Im ganzen Zustande, vor den Türen aufgehängt, ist sie ein Universalabwehrmittel. — Celsus (121) läßt die Zwiebel in Scheiben schneiden und die Kranken daran lecken, eine Ordination, die wegen der kleinen auf einmal aufgenommenen Quantitäten Herz- und Nierenabsonderung anregt, aber das Erbrechen nicht zustande kommen läßt. Im übrigen verordnet Celsus zerriebene Meerzwiebel als Umschlag bei Lähmungen und gekochte Meerzwiebel mit Ätzkalk zum Wegätzen harter Fistelränder.

Abb. 144. Herbstmeerzwiebel (Scilla autumnalis)

Die Meerzwiebel wird von den Slowaken (309) häufig als Topfpflanze gepflegt. Die frischen Blätter gibt man auf Wunden. — Ein Stück von Meerzwiebel, in rotem Wein geweicht und eine Zeitlang stehen gelassen, wird in kleinen Gaben gegen Wassersucht getrunken; dann wird die Geschwulst mit feinem Baumöl eingeschmiert. Zerkleinerte Meerzwiebeln mit achtjährigem weißem Wein übergossen und verkorkt einige Tage lang stehen gelassen, werden eßlöffelweise gegen allgemeine Wassersucht eingenommen. — Im Orient heißt sie Hundszwiebel — Skylokrommyon; man trägt Stücke von ihr als Amulett gegen den bösen Blick und gegen Krankheiten (664).

Einen Fall von tödlicher Entzündung der Haut nach Anwendung von Meerzwiebelblättern als Volksheilmittel teilt D. M. Mayer mit (453a). Eine dreiundsiebzigjährige Frau legte sich auf eine Brandwunde des linken Vorderarmes und des Oberarmes Streifen von Blättern der frischen Meerzwiebel auf; es traten starke Schwellung des Armes, hohes Fieber, Blasenbildung an der Haut auf und die Frau starb. — Georgii (s. Lewin, Nebenwirkungen der Arzneimittel, Berlin 1899) erwähnt, daß die Impfpusteln gelegentlich mit Meerzwiebelblättern verbunden werden. E. Hofmann (306) gibt an, daß Scilla als Volksmittel gegen Brandwunden noch viel angewendet wird, und berichtet über die Hautentzündung, die er in einem Falle von Verbrennung beobachten konnte, in welchem die Wunde mit einem gehackten Blatte von Scilla maritima bedeckt worden war. Auch auf

dem Hunsrück werden Blätter der frischen Meerzwiebel als Volksmittel bei Fingerwurm, bei Rose und bei Verbrennungen benützt.

Melisse (Melissa officinalis L.), eine Labiate. Das Kraut, das nach Zitronen riecht, ist unter dem Namen Folia Melissae offizinell; es dient zur Bereitung des Melissentees und des Karmelitergeistes, Melissenspiritus oder Schlagwassers; letzterer besteht aus Melissenblättern, Zitronenschale, Muskatnuß, Zimt und Gewürznelken. Melissentee ist ein volkstümliches Mittel zum Schwitzen, ein Anregungsmittel für die Verdauung und soll die Periode beschleunigen. Die Slowenen trinken Melissentee, um ein frohes Gemüt zu bekommen (144).

Mensch. Teile und Produkte des menschlichen Körpers standen ehedem vielfach in der volksmedizinischen Verwendung. Menschliche Medikamente lösen die Menschenfresserei, das Menschenopfer ab. Es ist möglich, daß in der Glazialzeit der primitive Mensch infolge Nahrungsmangels, also aus Not, zum Genusse von Menschenfleisch gezwungen wurde, daß sich weiters die Menschenfresserei solange erhielt, bis sie die stets steigende Bildung und vielleicht auch der Einfluß südlicher Völker verdrängte. Dies geschah allerdings nicht plötzlich, sondern schrittweise; die Not war lange geschwunden, aber der vorhistorische Europäer verzehrte Freund und Feind aus Genäschigkeit, aus Rache und vielleicht aus Liebe. Endlich blieb nur die symbolische Anthropophagie: nur ein bestimmter Teil, etwa der Kopf oder die Brust oder die mächtigen Glieder wurden verzehrt oder wenigstens gebraten oder endlich verbrannt — den Freunden oder Göttern zur Ehre; der übrige Körper wurde ohne Nebenabsichten verbrannt. Und so entwickelten sich die Leichenverbrennung und die Sitte der teilweisen Leichenverbrennung. Wie anders ließe sich der Übergang von der Bestattung zur Leichenverbrennung besser erklären als durch die Anthropophagie? Die Leiche wird durch die Verbrennung einem höheren Sein geopfert; oder der Leichnam wird vor dem Feinde, bei Übersiedlungen von Ort zu Ort ebenso gesichert wie anderes Gut, Hütten usw. — oder derselbe wird gleichsam zum Verzehren verbrannt (ursprünglich bloß gebraten). Diese symbolische Anthropophagie ist die letzte Station; denn wie Lombroso nach Ferri (Dell' omicidio 1882) schreibt, wird die Tötung aus Böswilligkeit, die Anthropophagie aus bloßer Leckerei immer seltener, während der religiöse Mord und die religiöse Menschenfresserei fortdauern. Dann folgen die Tieropfer und endlich die Opfer symbolischer Figuren: bei den Mexikanern das Bild des Gottes Quetzalcoatl aus Mehl und Blut, bei den Chinesen Papierfiguren, die feierlichst verbrannt werden, bei den Römern „Oscilla" genannte Figürchen. (Siehe auch Krankenbehandlung.)

Abb. 145. Melisse (Melissa officinalis)

Hellwig verdanken wir auch über dieses, das Rechtsleben streifende Thema eine interessante Zusammenstellung (277a). Mit dem Blute zugleich entrinnt das Leben. Was lag näher als der Schluß, daß das Blut der Träger der Seele des Menschen sei, und die Folgerung, daß man durch Bluttrinken sich neues Leben, neue Kraft einflößen, auch die schwierigsten Krankheiten heilen könne? Wir finden daher auch Menschenblut

und Menschenfleisch als Heilmittel auf dem ganzen Erdenrund. Da es aber ein sehr kostbares Heilmittel ist, wenigstens auf höheren Kulturstufen, so findet es vorzugsweise Anwendung bei den schwersten Krankheiten: Lepra (Aussatz), Fallsucht. Chinesische Zeitungen berichten ab und zu, wie Kinder sich große Stücke Fleisch aus ihrem Körper herausgeschnitten haben, um daraus eine kräftige Brühe zu kochen zur Stärkung der schwerkranken Eltern. Es kommt aber auch vor, daß Leprakranke gesunde Menschen überfallen, ermorden und ihre Eingeweide verzehren, weil sie glauben, dann gesund zu werden. In Korea glaubt man, mit der Leber eines Knaben einige Krankheiten heilen zu können; der Mord eines Knaben zum Zwecke der Erhaltung dieses Medikamentes kam so häufig vor, daß er im koreanischen Gesetze besonders vorgesehen ist. Vor kurzem erst ermordete ein junger Japaner einen elfjährigen Knaben und kochte aus seinem Fleisch eine Brühe für einen Leprakranken. Auch im christlichen Mittelalter galten Blut und Menschenfleisch als ein köstlicher Heilstoff. Bekannt ist dieser Glaube aus dem „Armen Heinrich" des Hartmann von Aue. (Siehe Blut.)

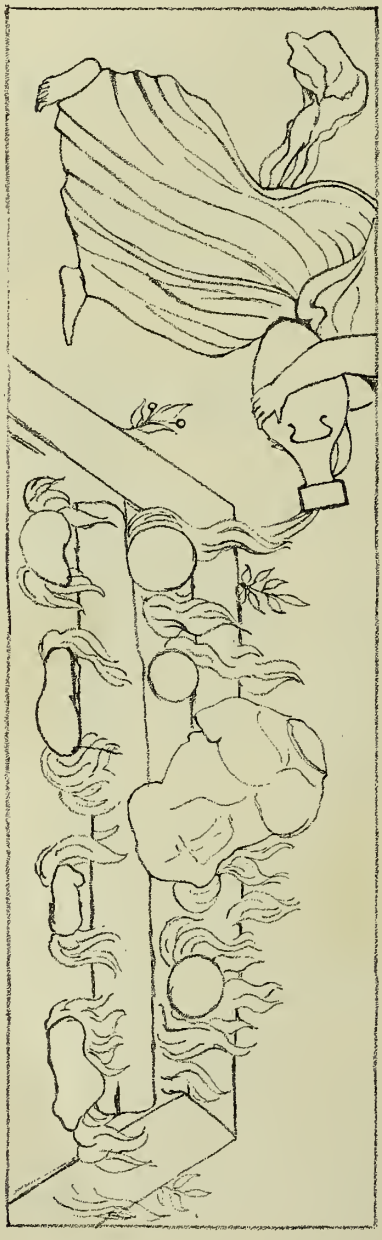


Abb. 146. Teilweise Leichenverbrennung; nach einem griechischen Vasenbilde

Die Haut der menschlichen Leiche war im Mittelalter ein geburtshilfliches Mittel; die gegerbte Haut wurde als Leibbinde getragen (300). Die Apotheker in England und besonders in London verkaufen Köpfe von Toten, auf welchen sich eine kleine grünliche Lage Moos befindet, das man Usnea nennt, weil es der Moosart Usnea gleicht, die auf den Eichenbäumen wächst. Aber der Schädel eines kürzlich gehenkten Verbrechers, natürlicherweise von den Fleischteilen und dem Hirninhalte befreit, gut gewaschen und getrocknet, ist unendlich viel besser. Solche sind es auch, welche die Apotheker liefern, wenn man „Menschenschädel" verlangt (546a). Von der Usnea, Parmelia omphalodes, Nabel-, Schlüsselflechte, berichtet auch Kosteletzky (372a): Sie findet sich auf Menschenschädeln, die der Luft ausgesetzt sind, und wurde unter dem Namen Hirnschädelmoos gegen Epilepsie, Durchfälle, Blutflüsse gebraucht.

Das Menschenfett bildete ein kostbares Heilmittel. Aber es war nicht leicht zu erfahren, wie die Apotheker sich damit versahen (703). Die Axungia hominis, von dem Tiroler Bauern noch heute ab und zu unter dem Namen „Armesünderfett" als Mittel gegen Kopfläuse verlangt, wobei dann kaum jemals die Frage fehlt, warum der „arme Sünder" (derselbe war zu Lebzeiten natürlich stets ein Schwein!)

wohl am Galgen habe sterben müssen (Deutsch-Tirol 416). — Man verwendet in China häufig das Menschenblut, das der Kranke direkt aus der Ader eines Verwandten saugen muß. Wenn ein alter Chinese im Sterben lag und alle Heilmittel wirkungslos blieben, ließ sich eines seiner Kinder ein Stück Fleisch herausschneiden und gab es, gekocht oder roh, dem Patienten zu essen. Das galt früher als höchster Beweis kindlicher Liebe, als eine Tat, die durch kaiserliche Dekrete bekannt gemacht und hoch belohnt wurde (s. oben). Manchmal muß der Patient ein Stück Fleisch verschlingen, das sich ein naher Verwandter freiwillig aus dem Arme schneidet.

Abb. 147. Blendung des Polyphem (Aus Schatz 604a)

An das Menschenopfer erinnert noch folgender Brauch bei den Grusiern: Neun zu dem Kranken gerufene Weiber backen aus Mehl „zerani", die eine menschliche Figur vorstellen, und 3—4 kleine Käsekuchen. Über den zerani werden verschiedene Zeremonien und Bezauberungen vollzogen, dann trägt man sie aus dem Haus und legt sie auf der Erde nieder, damit sie irgend jemand nehme und sich hierdurch die Krankheit zuziehe (599a).

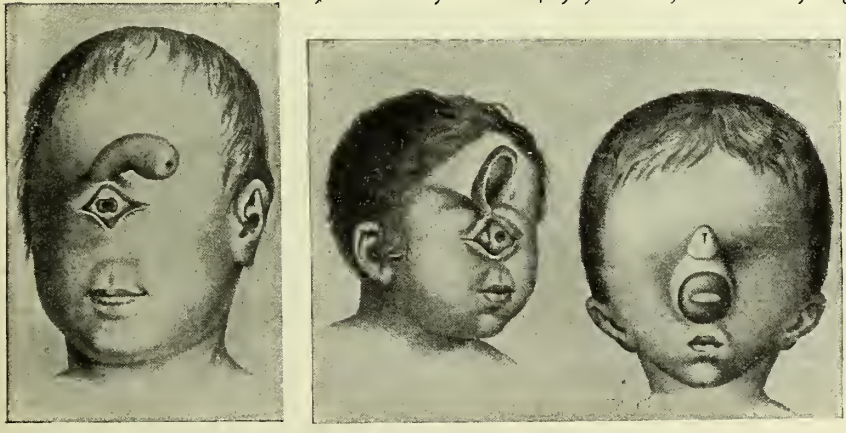


Abb. 148. Menschliche Zyklopen

Milch ist in der Volksmedizin nicht nur ein häufiger Zusatz zu Hausmitteln, sondern wird auch als Heilmittel verwendet. Im alten Ägypten hat man der Amme nach Papyrus Ebers (Tafel 97, 10 und 11), um ihr Milch zu verschaffen, einen Umschlag aus einer Mischung von gebrannter Schuppe des Tintenfisches und Öl auf den Rücken aufgelegt (Oefele 414). Dioskurides (151 II 75) schreibt: Im allgemeinen ist jede Milch wohlschmeckend, nahrhaft, den Leib erweichend und Magen und Eingeweide aufblähend. Allerdings ist die Frühjahrsmilch wässeriger als die Sommermilch und die von grünem Futter herrührende erweicht den Bauch mehr. Schön ist die Milch, wenn sie weiß, von

gleichmäßiger Konsistenz ist und zusammenbleibt, wenn sie auf den Nagel getröpfelt wird. Die Milch der Ziegen greift den Bauch weniger an, weil diese mehr adstringierendes Futter fressen, Eichen, Mastix, Ölzweige und Terebinthe, deshalb ist sie dem Magen bekömmlich. Die Schafmilch ist dick, süß und sehr fett und dem Magen nicht so zuträglich; aber die Kuh-, Esels- und Pferdemilch macht mehr offenen Leib und verursacht Durchfall. Jede Milch aber ruft Umwälzung in Magen und Bauch hervor, wenn das Futter Purgierwinde, Nieswurz, Bingelkraut oder Singrün ist. Die Ziegen, welche die Blätter der weißen Nieswurz beim ersten Hervorsprießen abweiden, erbrechen selbst und machen ihre Milch magenstörend und brechenerregend. Gekocht, wird jede Milch den Bauch stopfen, am meisten, wenn sie durch glühende Kieselsteinchen abgedünstet ist. Im allgemeinen heilt sie innere Geschwüre, besonders solche des Kehlkopfes, der Lunge, der Eingeweide, der Nieren und der Blase, auch wird sie frisch mit rohem, durch etwas Wasser verdünntem Honig unter Zusatz von Salz gegen Jucken der äußeren Haut, Ausschlag und Verdorbenheit der Säfte gegeben. Weniger blähend aber ist sie, wenn sie einmal gekocht ist.

Abb. 149. Mythologische Sirene oder Najade
Berl. Archäol. Zeitung 1863, Tafel CLXXXI

Die „gute Milch" der Kühe ist ein Vehikel für die verschiedensten pflanzlichen Mittel und, wie schon erwähnt, wahrscheinlich das älteste, denn die Kuhmilch war dasjenige Getränk, welches das für das Kind sorgende Weib zuerst erwärmte als Ersatz der Muttermilch. Der „süße Rahm" (die eigentliche Kuhschmiere) wird heute noch zum Schmieren benützt bei kleinen Wunden, Verbrennungen, Bläschen, Aphten, Soor. Die „gestöckelte Milch" (Sauermilch) ist ein häufiges, sehr empfehlenswertes Mittel gegen

den Durst fiebernder Kranker; vom Volke wird sie auch als Vehikel für Arzneien benützt wie die gute Milch oder der Brotteig. Die „Buttermilch" (Milch minus Butter plus Buttersäure) wird als eröffnendes Mittel oft benützt. Der „Topfen" (Quark, d. h. der beim Gerinnen der Milch im Topfe zurückbleibende und sich niedersetzende Käsestoff) wird an Stelle eines Kaltwasserumschlages bei Kopfweh über die Stirne gelegt. Das über dem Topfen stehende „Käswasser" (Molke) findet seine Verwendung in der Volksmedizin zu Bädern bei rhachitischen Kindern; mit Salz versetzt und mit Butterbrot verbunden, ist es ein häufiges Abführmittel der Senner und Sennerinnen, die im Anfange des Almbezuges fast regelmäßig Verstopfung bekommen; auch beim Katarrh wird das Käswasser getrunken.

Die Geißmilch ist eine gewisse Seltenheit gegenüber der heute alltäglichen Kuhmilch geworden, und das Seltenere wird auch das Gesuchtere, Wertvollere, namentlich in der Volksmedizin; daß das Fett der (dünneren, kaseïnärmeren) Geißmilch feiner emulgiert und daher von Geschwächten (namentlich Lungenleidenden) besser verdaut und ausgenützt wird, hatte das Volk längst durch Empirie beobachtet; sie ist das häufigste Mittel der Lungensüchtigen, welche die Kuhmilch fürchten, da sie zu stark „verschleime", d. h. schwerer verdaulich ist und leicht Magenkatarrh erzeugt (bei Geschwächten). Esel sind in Bayern zu historischen Zeiten wohl nicht gehalten worden, daher auch die Eselsmilch, die butterärmste und wasserreichste Milchsorte, in der Volksmedizin kaum eine Verwendung erfuhr außer bei den reichen Gutsbesitzern. Zum Beispiel beginnt Graf Max IV. von Preising, Gutsherr von Reichersbeuern-Sachsenham, eine solche Eselmilchkur 1752 am 6. Februar 8 Uhr abends und beendigt sie nach 100 Tagen am 15. Mai mit dem obligaten vorausgehenden und nachfolgenden Abführtränkl (Höfler 300). (Siehe Frauenmilch, s. Kinderheilkunde.)

Abb. 150. Menschliche Sirene oder Najade (Aus Schatz 604a)

Abb. 151. Harpyie des Grabmales von Xanthos Berl. Archäol. Zeitung 1855, Tab. 73

Abb. 152. Menschliche Phokomelen (Aus Schatz 604a)

Mißgeburt beschäftigt die volkstümliche Ätiologie und Pathologie in hohem Grade. Mißgeburten sollen Erzeugnisse böser Dämonen, Folgen des Versehens der Schwangeren, durch Flüche oder böse Taten verursacht sein. Oder die Mißgeburt ist der Ausdruck von Gottes Zorn (703). Gottes Zorn über die Sünden der Menschen gab sich unter zweifacher Form zu erkennen, teils als Warnung, teils als Strafe. Die mildeste Form der Warnung war ein äußeres Zeichen, darauf berechnet, die Aufmerksamkeit und die Furcht der Betreffenden zu erwecken, um sie so beizeiten zurückzuhalten. Die strengste Form der Strafe war der Tod, zeitlich oder ewig. Dazwischen lag die Form, welche sein Mißfallen zu erkennen gab, die häufigste und leichteste verständliche: die Krankheit. Die Krankheit war also ein Wunder, Gottes direktes Eingreifen in die Naturverhältnisse, um den einzelnen von weiterem Sündigen abzuhalten. Hier konnte man mit Grund zwischen zwei Arten von Fällen scheiden, indem Gott entweder einen Unschuldigen krank werden ließ zum Grauen und zur Warnung für den, welchen es wirklich anging, oder indem er sofort diesen selbst traf. Vom religiösen Standpunkt aus lag nichts Anstößiges in dem Gedanken, daß Gott so einen

Abb. 153. Gorgonenhaupt, schöne Form

Abb. 154. Gorgoneion aus Neandria, häßliche Form (Berliner Museum)

Umweg wählte und einen scheinbar Unschuldigen traf. Denn infolge der Lehre von der Erbsünde waren alle nichts als eitel Sünder und der härtesten Strafe verfallen. Eine sehr gewöhnliche Form war für diesen göttlichen Umweg die Geburt von Mißgestalten. Sie war milde und doch deutlich. Denn von diesen kleinen „Untieren" ließ sich doch nicht annehmen, daß sie sonderlich darunter litten, aber gleichzeitig waren sie gräßlich anzusehen.

In Dänemark wurde 1550 in Öresund ein Fisch mit Menschenkopf gefangen, auf welchem sich ein Mönchskranz, die Tonsur, fand und der im übrigen Kleider und Schalen wie eine Mönchskutte hatte (Hvitfeld, Danmarks Riges Krönike II 1545). Am 18. Oktober 1568 wurde auf der Östergade in Kopenhagen ein Kind ohne Gesicht geboren (Suhms Saml. II 3 4). Alle alten Chroniken bringen derartige Kuriosa.

Shakespeare (763a) hält böse Flüche und Verwünschungen für die Ursachen der Mißgeburten, ferner Unglückstage der Geburt. An einer Stelle gedenkt Shakespeare des Versehens der Schwangeren, denn er läßt die Witwe Eduards ihrem Mörder fluchen mit den Worten:

Hat er ein Kind je, so sei's mißgeboren,
Verwahrlost und zu früh ans Licht gebracht,
Des greulich unnatürliche Gestalt
Den Blick der hoffnungsvollen Mutter schrecke,
Und angeerbt sei ihm des Vaters Tücke!

Die Mißgestaltung des Kindes kommt in Flüchen gegen Weiber öfter vor. So im „König Lear" der Kordelia gegenüber:

Muß sie gebären,
So bild ein Kind aus Zorn und laß es leben
Für sie als grause, mißgeschaffne Marter.

Man dachte auch an bestimmte Unglückstage für die Hervorbringung von Mißgeburten; Konstanze im „König Johann" (Akt 3 Szene 1) ruft aus:

Nein, stoßt ihn aus der Woche lieber aus,
Den Tag der Schmach, des Druckes und des Meineids.
Und bleibt er stehn, laßt schwangre Weiber beten,
Nicht auf den Tag der Bürde frei zu werden,
Daß keine Mißgeburt die Hoffnung täusche.

Dieselbe Konstanze sagt ihrem sie beruhigen wollenden Sohn Arthur (daselbst, Akt 3 Szene 1):

Wärst du, der mich beruhigt wünscht, abscheulich,
Häßlich und schändend für der Mutter Schoß,
Voll widerwärt'ger Flecke, garst'ger Makel,
Lahm, albern, bucklicht, mißgeboren, schwarz,
Mit ekelhaften Mälern ganz bedeckt:
Dann fragt' ich nichts danach, dann wär' ich ruhig,
Dann würd' ich dich nicht lieben, und du
Wärst nicht des großen Stamms, der Krone wert.

Die merkwürdigste Stelle befindet sich in „König Heinrich VI." (3. Teil Akt 3 Szene 2), wo Gloster, der spätere König Richard III., von sich selber sagt:

Schwur Liebe mich doch ab im Mutterschoß
Und daß ihr sanft Gesetz für mich nicht gälte,
Bestach sie die gebrechliche Natur
Mit irgendeiner Gabe, meinen Arm

Abb. 155. Menschlicher Acormus
(Aus Schatz 604a)

Wie einen dürren Strauch mir zu verschrumpfen,
Dem Rücken einen neid'schen Berg zu türmen,
Wo Häßlichkeit, den Körper höhnend, sitzt,
Die Beine von ungleichem Maß zu formen,
An jedem Teil mich ungestalt zu schaffen.

Die ungleich langen Beine, die Verunstaltung aller Teile, der geschrumpfte Arm lassen die Vermutung wahrscheinlich erscheinen, daß Shakespeare die krüppelhafte Figur Richard III. nicht bloß durch Erkrankung an Rhachitis, sondern auch als eine fötale Mißbildung durch sog. amniotische Bänder darstellen wollte.

Schatz (604a) leitet einige Götterbilder von menschlichen Mißgeburten ab und weist mit Recht darauf hin, daß die menschliche Mißgeburt die Phantasie des Volkes unausgesetzt und intensiv beschäftigt. Einige Illustrationen mögen diese auch volksmedizinisch wichtige Frage erläutern.

Der Zyklop der Odyssee hat seine Vorbilder in menschlichen einäugigen Mißgeburten.

Die Sirenen oder Najaden der Sage sind Mißgeburten nachgebildet, nachgedichtet.

Die Harpyie, die Todesgöttin, mag den sog. menschlichen „Phokomelen" nachgebildet sein.

Auch für das Gorgonen- und Meduſenhaupt kennt Schatz Vorbilder in der Natur.

Es wird nämlich, wenn auch nur sehr selten, neben einem normal gewachsenen Zwilling als Mißbildung ein menschlicher Kopf ohne Rumpf geboren (Acardii acormi). Er trägt an sich eine unvollständige Nabelschnur und oft reichliche Fetzen der Eihäute, welche zusammen recht wohl den Eindruck eines schlangenbehaarten Kopfes machen können. Natürlich muß den, welcher solchen Kopf ohne Körper von einer Frau gebären sieht, Schrecken ergreifen, und es ist nur natürlich, wenn die Erzählung davon die erregbare Phantasie der Griechen zu bilderreichen Mythen anregte.

Am weitesten geht wohl Schatz, wenn er die Vorstellung von der Geburt einer Göttin aus dem Kopfe von Zeus von den „Syncephalen" genannten Mißgeburten ableitet. (Siehe Tafel.)

Große Angst empfindet man vor Mißgeburten besonders in Rußland. Sie werden, wie Stern (664) berichtet, als Anzeichen schweren Unheiles betrachtet. Unter den Wundern, welche die russischen Chronisten den Kriegen, Epidemien und Thronumwälzungen vorausgehen lassen, werden immer Mißgeburten erwähnt. Als unheilbringende Geschöpfe gelten dem Volke nicht

Abb. 156. Menschlicher Acormus
(Aus Schatz 604a)

Geburt der Pallas Athene. Griechisches Vasenbild
(Aus Schatz, Die griechischen Götter und die menschlichen Mißgeburten)

bloß abscheulich verunstaltete, krüppelhafte Wesen, sondern auch Blinde, Stumme, selbst Schwerhörige. Gegen solche Menschen verbindet sich der Aberglaube häufig mit barbarischer Grausamkeit zu den schwersten Verbrechen, und vergebens droht das Strafgesetzbuch an: „Wer in dem Falle, daß von irgendeinem Weib ein Säugling von monströsem Aussehen oder sogar von nicht menschlicher Gestalt geboren wird, diese Mißgeburt, statt davon bei der zuständigen Obrigkeit die Anzeige zu machen, des Lebens beraubt, wird für dieses aus Unwissenheit oder Aberglauben verübte Attentat auf das Leben eines Wesens, das von einem Menschen geboren ist und folglich auch eine Seele hat, bestraft." Das Volk sieht die Verunstaltung eines Säuglings als ein Werk des Teufels und als eine Strafe Gottes an. Rostow im Gouvernement Jaroslaw war in früheren Zeiten eine Fabrikstadt für Mißgeburten. Was die Natur nicht liefern wollte, machten die Menschen selbst, indem sie zahllosen Kindern Verstümmelungen beibrachten, um sie zu Scheusalen zu gestalten. Solche Mißgestalten Rostowscher Arbeit wurden nach dem ganzen Reiche verschickt, namentlich nach Moskau, wo sie den Hexen oder Zauberern als Werkzeuge dienten, um die abergläubischen Leute zu narren. Die Leute, die das Unglück haben, durch ihre Mißgestalt die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sind heute nicht minder als in der Vergangenheit den schwersten Gefahren ausgesetzt, wenn sie vom Volke zufällig mit irgendeinem beängstigenden Ereignis in Verbindung gebracht werden. Im Jahre 1878 herrschte in einem Kreise des Gouvernements Wologda eine Viehseuche, und im Volk entstand das Gerücht, diese Seuche wäre durch stumme Menschen mit Hilfe von geheimnisvollen Gewürzen erzeugt worden. Kam da unglückseligerweise in das Dorf Taratschewskaja ein armer Bettler, ein stummer Greis, mit einem Säckchen über der Schulter. Die Bauern fielen sofort über ihn her und erschlugen ihn mit Stangen unter den Rufen: „Der Cholera auch einen Choleratod!"

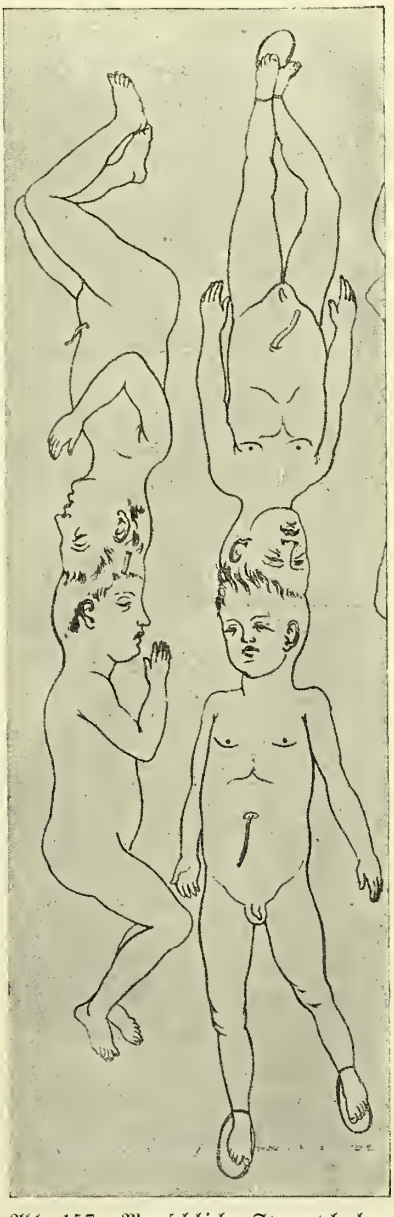


Abb. 157. Menschliche Syncephalen

Im letzterwähnten Falle sehen wir, schreibt Stern weiteres, wie der Aberglaube zum brutalsten Verbrechen wird und vor keinem Morde zurückschreckt. Das Furchtbarste und am schwersten Bedrückende aber ist, daß diese Verbrechen nicht vereinzelt vorkommen, sondern eine gewöhnliche Erscheinung bilden, und es ist nicht übertrieben, wenn man annimmt, daß keine Woche vergeht, da nicht in irgendeinem Teile Rußlands ein solches Verbrechen aus abergläubischen Motiven begangen wird. Man kann daher tatsächlich von einer Fortdauer der Menschenopferung in Rußland

sprechen, über die wir aus früheren Zeiten zahlreiche Berichte überliefert erhalten haben und von der auch noch lebendige Traditionen erzählen.

Mistel (Viscum album L.), die Leimmistel, eine Loranthazee, spielte sowohl in der antiken als auch in der nordischen Mythologie eine große Rolle. Ein Mistelzweig öffnete die Pforten der Unterwelt und schützte vor Zauberei und Krankheit. Dioskurides (151 III 103) schreibt: Der Vogelleim ist schön, wenn er frisch ist, innen eine lauchgrüne, außen eine gelbliche Farbe hat, dabei nichts Rauhes und Kleieartiges enthält. Er wird aus einer gewissen runden Frucht eines auf der Eiche wachsenden Strauches mit buchsbaumähnlichen Blättern bereitet. Die Frucht wird zerstoßen, dann gewaschen und danach in Wasser gekocht. Einige bereiten ihn auch durch Kauen zu. Die Mistel wächst aber auch auf dem Apfel-, dem Birnbaum und auf anderen Bäumen; ferner findet er sich auch auf den Wurzeln gewisser Sträucher. Sie hat, mit gleichviel Harz und Wachs gemischt, die Kraft zu verteilen, zu erweichen, zu reizen, Geschwüre, Drüsen an den Ohren und andere Abszesse zur Reife zu bringen.

Abb. 158. Mistel (Viscum album)

Ferner macht sie die Milz weich, wenn sie mit ungelöschtem Kalk oder Gagatstein oder mit Schlamm gekocht und aufgelegt wird. Mit Arsenik oder Sandarach als Umschlag zieht sie Nägel heraus. Wird sie mit ungelöschtem Kalk oder Weinstein gemischt, so wird ihre Kraft gesteigert. — Die Frucht diente hauptsächlich zur Bereitung des Vogelleimes, nach Plinius (503 XXIV 248) kam der beste vom Viskum der Eiche. Die Schmarotzerpflanze ist sowohl in der alten wie auch in der nordischen Literatur bekannt. Wenn, heißt es bei Plinius (543 XVI 248), in Gallien eine Mistel auf einer Steineiche steht, so zollen die Priester, welche Druiden heißen, der Mistel und der Eiche die höchste Verehrung. Bei den germanischen Völkern durfte sie in keinem Zaubertranke fehlen. Nach der nordischen Göttersage soll sie dem Frühlingsgotte Baldur den Tod gebracht haben. Früher war sie offizinell, jetzt ist sie nur noch ein selten gebrauchtes Volksmittel gegen Epilepsie und Krämpfe. Die auf Pappeln, Tannen usw. vorkommende Schmarotzerpflanze ist die allgemein bekannte Mistel, aus deren Früchten Leim gemacht wird. Außerdem stellt der Mistelleim, innerlich gegeben, ein Mittel dar, welches auf die Gebärmutter wirken soll. Mistelblätter und -zweige gebraucht man im Volke zumeist gegen Epilepsie und zum Zerteilen von Geschwülsten. — Die auf Eichen wachsende Pflanze ist Loranthus europaeus Jacq., die Eichenmistel, welche Dioskurides beschreibt.

Plinius (543, s. oben) erzählt, daß „die Druiden nichts so heilig hielten als eine auf einem Eichbaum wachsende Mistel". Sie vergötterten sie und durften sich ihr nur in der ergebensten und untertänigsten Weise nähern. „Sie ziehen Eichenhaine allen anderen vor und vollziehen keine feierlichen Gebräuche ohne Eichenblätter. Sie bilden sich ein, daß alles, was auf diesen Bäumen wächst, vom Himmel gesandt und ein Zeichen ist, daß die Gottheit diesen Baum besonders ausgewählt hat." „Da die Mistel eine seltene Pflanze ist, so wird sie mit vielen Zeremonien gesammelt. Das Einsammeln findet immer am sechsten Tage desjenigen Mondes statt, welcher den Anfang der Monate und Jahre und die Zeitperiode von 30 Jahren bestimmt, welche sie ein Zeitalter nennen,

denn zu dieser Zeit hat der Mond genügend Einfluß und ist ungefähr halbvoll." „In ihrer eigenen Sprache nennen sie diese Pflanze ‚All-heal' (All-Heil), und nachdem sie ein Opferfest unter dem betreffenden Baume vollendet haben, holen sie 2 weiße Stiere, deren Hörner zum erstenmal gebunden werden. Der Oberdruide ersteigt dann den Baum und schneidet mit einer goldenen Sichel die Mistel ab, welche in ein weißes Tuch gelegt wird. Dann werden die Opfertiere geschlachtet und der Gottheit Gebete dargebracht, damit sie ihrer Gabe günstige Wirkung gebe für diejenigen, welche sie empfangen sollen. Man glaubt, daß jedes Tier, das einen Aufguß davon trinkt, fruchtbar wird und es ein Heilmittel gegen allerlei Gift sei."

Die Druiden (137 c) schrieben der Mistel geheime Eigenschaften zu, wenn sie auf einer Eiche wuchs. Am Jahresschlusse fand ein feierlicher Umzug der 3 druidischen Brüderschaften statt, bei der einer zum anderen das Wort weiter gab: „Das neue Jahr ist nahe, ‚pflücke die Mistel'."

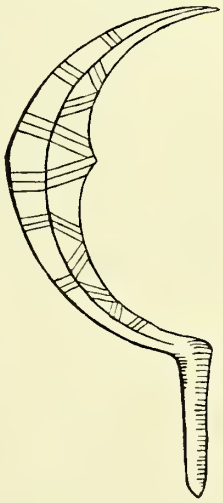


Abb. 159. Heilige Sichel

Die 4 druidischen Abzeichen waren: Der Klee bei der Frühlingssonnenwende, die Eiche bei der Sommersonnenwende, Kornähren bei der Herbstsonnenwende und der Mistelzweig bei der Wintersonnenwende. Einige der Grundsätze und Regeln der Druiden werfen Licht auf ihre Gebräuche und Glaubenslehren. Mit der Mistel beschäftigen sich folgende: „Der Mistelzweig muß mit Achtung und wenn möglich, im sechsten Monde gesammelt werden. Er muß mit einem goldenen Messer abgeschnitten werden." „Das Pulver von Mistelzweigen macht Frauen fruchtbar" (s. oben).

Die seit alters zauberberühmte Schmarotzerpflanze dient auch wider Kinderbehexung. Mit deutlichem mythischem Bezug ist die Mistel das Grün der englischen Weihnachtsstube. Fernab vom modernen englischen Salon, in Wales, wird die Mistel am Weihnachtsabend unter das Dach gehängt. Die Bursche führen die Mädchen darunter und wünschen ihnen glückliche Christnacht und glückliches Neujahr. In Frankreich, das gegenwärtig dem von Misteln fast ganz entblößten England zum guten Teil den Weihnachtsvorrat liefert, spielt der merkwürdige Strauch seine Hauptrolle zu Neujahr. Da werden seine Zweige mit dem Rufe: „Au gui (Mistel) l'an neuf" oder „Aguilanneuf" ausgeboten und verkauft. Es ist unter den Gelehrten ein hitziger Kampf darüber geführt worden, ob die Mistel der deutschen Vorzeit mit Viscum album identisch sei. Auf Voluspa XXIX wurde Gewicht gelegt, wo die Mistel dünn und schön (fagr) genannt wird; das sollte auf unsere Mistel nicht passen. Aber von dem lebendigen Grün und den brüchigen Zweigen ganz abgesehen, hat das Isländische mistelteinni, das Angelsächsische misteltan für die Mistel, und das kommt mit dem Englischen misteltoe überein; es ist ein zusammengesetztes Wort, in dem der zweite Teil „Zweig" bedeutet. Wie Schouw (623a) betont, hat sich im Dänischen teen als Bezeichnung für den schmalen (Eisen-)Stab am Spinnrocken erhalten; in Westgotland heißt die Mistel vispelten. Von den großen Zweiflern ist namentlich eingewendet worden, daß Viscum album zu den größten Seltenheiten gehört. Indes spricht gerade diese schon von Plinius bemerkte Tatsache für die außerordentliche Wertschätzung und Beachtung, welche die als Rarität auf Eichen vorkommende Leimmistel seither gefunden hat. Von mancher Seite ist mit apodiktischem Eifer gesagt worden, daß Viscum album auf der Eiche überhaupt nicht

wachse. Seit aber Tubeuf im Münchner botanischen Verein (1889) ein unzweifelhaftes Belegstück des Viscum album auf der Eiche aus Nordfrankreich vorweisen konnte, muß die prinzipielle Richtigkeit dieses Vorkommens zugegeben werden, und es haben die zwar spärlichen, aber von glaubwürdigen Autoren gemachten Angaben über diesen Gegenstand Anspruch auf Vertrauen.

Es konnte nicht fehlen, daß Viscum album auch in der volkstümlichen Medizin Anwendung fand und von hier selbst in die alten Offizinen und Drogerien überging. Frank (199a) rühmt vom Viskum, dessen weißen Beeren er abführende, purgierende Kraft zuschreibt: „Es erweichet, zertheilet, ziehet Splitter aus, erweichet die harten und drüsigten Schwulsten, und heilet alte Geschwäre. Der Eichenmistel und vornehmlich der Haselmistel sind die besten, und pflegen wegen ihrer irdischen Theile die Säure wegzunehmen, die allzustarken Bewegungen des Geblütes zu hemmen, auch in der hinfallenden Krankheit gut zu thun."

Bemerkenswert ist namentlich der Ruhm, welchen die Mistel als Mittel gegen die Fallsucht (Epilepsie) genoß, eine Krankheit, die in ihrem geheimnisvollen Zusammenhange mit dem Nervensystem früheren Zeiten als Ergebnis spezifischer Beherxung galt. Hoch oben, oft in schwindelnder Höhe aus dem Ast emporwachsend, sollte die Mistel den „Schwindel" vertreiben. Dieser primitiven Vorstellung verdankt wohl Viscum album seine sympathetische Anwendung gegen Fallsucht. Für Volksmedizin und gelehrte Heilkunde vieler Jahrhunderte wirkte eben der Edda (Hawamal, Ed. Simrock 138) wundersame Mahnung mit:

Dies rat' ich, Loddfafnir, vernimm die Lehre,
Wohl dir, wenn du sie merkst:
Wo Öl getrunken wird, ruf die Erdkraft an;
Erde trinkt und wird nicht trunken.
Feuer hebt Krankheit, Eiche Verhärtung,
Ähre Vergiftung,
Der Hausgeist häuslichen Hader,
Mond mindert Tobsucht,
Hundsbiß heilt Hundshaar,
Rune Beredung,
Die Erde nehme Naß auf. (388.)

Auch in Bayern ist die Eichenmistel ein Mittel, das gegen Epilepsie, Gliederlähmung, das „Vergicht" der Kinder und Schwindel versucht wird. Nach dem alten Glauben soll schon die Berührung mit der Eichenmistel die Epilepsie vertreiben. Nach alter Anschauung machte die Eichenmistel mit ihrem Beerenleim (Viscum) die Schwachheit der hinfallenden Sucht „zeitig".

Allgemein wird die Mistel innerlich und äußerlich zum Stillen von Blutungen verwendet.

Doch gilt die Mistel in mehreren deutschen Gegenden als ein unheilvolles, zu schadenbringendem Zauber dienendes Gewächs und heißt in Tirol der Trudenfuß. In Krain zeigt sie vergrabene Schätze an, doch muß sie auf einer Eiche gewachsen sein, an der ein Christusbild hängt; im Altertum wird es ein Götterbaum gewesen sein, denn gewisse Eichen gehörten Donar. Am Niederrhein umwand man früher in der Silvesternacht die Obstbäume mit Efeu und Misteln. In Skandinavien wird die Mistel als Springwurzel und Wünschelrute gebraucht. Am Dreikönigstage brechen in manchen

Gegenden die Kinder Mistelzweige und gehen mit ihnen zu ihren Taufpaten, die sie mit den Zweigen schlagen, um dafür kleine Geschenke zu bekommen (104).

Auch in die wissenschaftliche Medizin findet die Mistel neuerdings Eingang. Über die günstige Wirkung der Mistel bei Blutspucken sprach A. Renault in der Société de thérapeutique (Medizinische Klinik [1906] Nr. 39). Nachdem er 2 Fälle gesehen, in welchen dieses Mittel (auf den Rat einer Frau angewandt) das Blutspeien prompt beseitigte, wandte er es als weingeistigen Auszug in Pillenform und in der Dosis von 0,80 Gramm täglich bei 8 Schwindsüchtigen an, welche mehr oder minder starkes Blutspucken hatten. Mit Ausnahme eines einzigen Falles stand bei allen die Blutung rasch, trotzdem bei manchen vorher andere Mittel ohne Erfolg in Anwendung gezogen worden waren. Wie ist die Wirkung der Mistel beim Blutspucken zu erklären? Wahrscheinlich durch die von diesem Mittel bewirkte Herabsetzung des Blutdruckes, welche Renault bei seinen Patienten auch wirklich konstatieren konnte und die mit Beschleunigung des Pulses einherging. Die gleiche Herabsetzung des Blutdruckes mit Pulsbeschleunigung zeigten auch Tiere nach intravenöser Einspritzung einer wässerigen Abkochung von Viskum.

Mohn (Papaver somniferum L.), Schlafmohn, Gartenmohn, Magsamen, Papaverazee, deren unreife Kapseln, Mohnköpfe, Fructus papaveris immaturi, Samen, Semen papaveris, und Milchsaft, Mohnsaft, Opium, offizinell sind. Klatschmohn, Klappermohn, Feuerblume (P. rhoeas L.), dessen Blumen, Klatschrosen, als einhüllendes und linderndes Mittel verwendet werden. Dioskurides (151 IV 65) kennt beide und eine dritte Art, den Saatmohn (P. hybridum L.): Gemeinsam ist ihnen die kältende Kraft, deshalb bewirken die in Wasser gekochten Blätter und Köpfe als Bähmittel Schlaf; die Abkochung davon wird auch gegen Schlaflosigkeit getrunken. Fein gestoßen, sind die Köpfchen, mit Grütze gemischt, als Umschlag ein gutes Mittel bei Geschwülsten und Rose. Man muß sie aber noch grün stoßen und zu Pastillen formen, dann trocknen und sie so zum Gebrauch aufbewahren. Werden die Köpfchen für sich allein mit Wasser bis auf die Hälfte eingekocht, dann wieder mit Honig gekocht, bis die Flüssigkeit dicklich geworden ist, so geben sie ein Leckmittel, welches schmerzstillend wirkt bei Husten, Fluß (Erkältung) der Luftröhre und Magenaffektionen. Der Same des schwarzen Mohnes wird, fein gestoßen, mit Wein gegen Bauchfluß und Fluß der Frauen getrunken; bei den an Schlaflosigkeit Leidenden wird er mit Wasser als Umschlag auf die Stirn und die Schläfen gelegt. Der Saft selbst, welcher noch mehr kältend, verdichtend und austrocknend ist, wirkt, wenig, etwa in der Größe einer Erbse genommen, schmerzstillend, schlafmachend und die Verdauung befördernd, hilft auch bei Husten und Magenaffektionen. Im Übermaß getrunken, schadet er, indem er Mattigkeit bewirkt und tötet. Er lindert aber auch Kopfschmerzen, wenn er mit Rosenöl aufgesprengt wird, Ohrenschmerzen aber, wenn er mit Mandelöl, Safran und Myrrhe eingetröpfelt wird. Bei Augenentzündungen hilft er mit dem gerösteten Weißen vom Ei und Safran, bei Rotlauf und Wunden mit Essig, bei Gicht ferner mit Frauenmilch und Safran, als Stuhlzäpfchen eingelegt, macht er Schlaf.

Plinius (543 XX 202) unterscheidet gleichfalls 3 Arten Mohn, nämlich Papaver sativum mit mehr runden Köpfchen, P. silvestre mit kleinen und rundlichen Köpfchen, aber viel wirksamer, und in der Mitte zwischen beiden P. rhoeas.

Man nannte im Mittelalter ein Opium oder überhaupt Narkotika enthaltendes Arzneimittel Laudana, der Ausdruck Laudanum ist dann für Opium geblieben.

Die erste Gewinnung des Opiums mittels Einschnitte in die Mohnköpfe lehrte Diagoras (380 v. Chr.). Die unreifen Kapseln von Papaver somniferum werden mit mehreren Schnitten verletzt. Der austretende, rasch dunkelnde und erhärtende Milchsaft wird abgeschabt und in kleine Kuchen geformt, welche in Mohnblätter eingehüllt werden. Zum medizinischen Gebrauche dient wohl nur das kleinasiatische oder smyrnäische Opium, so genannt, weil Smyrna der Stapelplatz ist. Die Güte und der Wert des Opiums hängen vom Gehalt an wirksamen Bestandteilen ab; in erster Reihe ist es das im Jahre 1811 von Sertürner entdeckte Morphin, welches in wechselnden Mengen in den verschiedenen Sorten, bis zu 23 %, vorkommt; von den sonstigen Alkaloiden sind die wichtigsten das Narkotin, das Codeïn, das Thebaïn, das Papaverin.

Wie in frühen Zeiten, so ist auch heutzutage die Verwendung des Mohnsaftes in Form des Opiums und neuerdings auch der daraus künstlich hergestellten Stoffe, wie Morphium, Codeïn usw., eine ungeheuer große. Wer weiß nicht, daß Opium z. B. Bestandteil der Choleratropfen ist, daß Codeïn gegen Husten gebraucht wird und daß Morphium ein allmächtiges Mittel bei Schmerzen ist? Ohne das Opium und seine Derivate könnten wir uns die heutige Therapie kaum denken. Die Alten, und unter ihnen Celsus, haben den Mohnsaft, von dem besonders die herausquellenden und an der Luft erstarrenden Tropfen (Papaveris lacrimae) geschätzt wurden, zum Erzeugen von Schlaf, zur Beruhigung bei Erregungszuständen und zur Linderung des Schmerzes angewendet (121). Mohnkapseln sind Attribute des Schlaf- und Todesgottes.

Hartwig (Apothekerzeitung XIV Nr. 39—41, Berlin 1899) fand Mohn in Pfahlbauten. Mohn diente den Pfahlbauern zur Gewinnung von Öl, als Speise oder als Zusatz zur Speise und zur Bereitung eines berauschendes Getränkes, wobei die erstere Verwendung gerade nicht zweifellos ist.

Als betäubendes Mittel empfiehlt ein alter Schriftsteller (312a) den Mayſamen (papaver, miconium), von dem er erwähnt, daß er den Kindern gegeben wurde, um sie einzuschläfern, eine Unsitte, die heute noch bei Kinderwärterinnen fortlebt. Noir (Progrès méd. 1906) meint, daß man auf die narkotischen Eigenschaften des Opiums zuerst durch die Ähnlichkeit zwischen der Mohnkapsel und dem menschlichen Kopf verfallen sei. Mohn wurde im Zillertale noch 1784 für das Mohnöl förmlich angebaut. Der Mohnsame war dort nach Schrank ein notwendiger Bestandteil für die Magschadenspeise (Semmelschnitte in Milch gekocht, darüber Honig gegossen und Mohn- [Mag'n-] Samen darauf gestreut). Der Mohnkuchen, d. h. mit Mohnsamen bestreuter Kuchen, und der Gartenmohnkopftee werden schreienden Kindern zum Einschläfern gegeben (Bayern 300). Wir hören allenthalben, daß der Mohnsamen und der Mohnsaft Kindern zum Einschläfern gegeben wird. Das ist eine unglückliche Volkssitte, welche schon vielen Kindern das Leben gekostet hat. Tischler (Münch. med. Wochenschr. [1906] Nr. 30) fordert mit Recht: „Hinaus aus den Apotheken mit der Schlafteekundschaft! Mit dem Strafgesetze wird man den kaufmännischen Standpunkt einzelner Apotheker korrigieren und ebenso die zähe Anhänglichkeit der Pflegefrauen an den Schlaftee überwinden, auch das Gewissen leichtsinniger Pflegefrauen schärfen können."

Vergiftungen mit Mohnpräparaten kommen leider sehr oft vor. H. Koch (Hygienische Blätter 3, Berlin 1906) schreibt: In München wurde jüngst eine Frau zu 100 Mark Geldstrafe verurteilt, weil sie bei einem ihr anvertrauten Pflegekinde Mohnköpfchenabkochung der Nahrung beigemischt hatte. Der Amtsanwalt hatte 6 Monate Gefängnis beantragt. Die Unsitte, Säuglingen zur Beruhigung Mohnköpfchenabkochung

als Schlafmittel einzuflößen, ist leider recht verbreitet. Nicht bloß gewissenlose Pflegerinnen suchen sich ihr Amt auf diese Weise zu erleichtern; es gibt auch törichte Mütter genug, die, um ihre Ruhe zu haben, unbedenklich zu diesem gefährlichen, aber freilich bequemen Mittel greifen. In Reval haben 2 Hebammenschülerinnen des Estländischen Hebammeninstitutes, welche den Nachtdienst im Institut hatten, um in der Nacht nicht in ihrer Ruhe gestört zu werden, von den zur Zeit im Institut befindlichen 15 Säuglingen (im Alter von 1—7 Tagen) 9 mit Mohnextrakt getränkt, um sie in Schlaf zu bringen. Als der Leiter des Institutes morgens von diesem Vorfall erfuhr, machte er sich unverzüglich daran, die Wirkung des Mohnextraktes zu paralysieren, was ihm auch nach stundenlanger Arbeit bei 8 Kindern, die sämtlich bereits Vergiftungssymptome aufwiesen, gelang, während das neunte 7 Tage alte Kind einer Bäuerin nicht mehr zum Bewußtsein gebracht werden konnte. Selbstverständlich wurden die beiden gewissenlosen Schülerinnen dem Gericht übergeben (St. Petersburger Med. Wochenschr. [1907] Nr. 4).

Holuby (309) schreibt uns von den Slowaken: Mohnblätter abgebrüht, ausgewunden, mit Einbrenn zu Spinat gemacht, aß man in Hungerszeiten. — Um ein von Epilepsie befallenes Kind geht dessen Mutter, ganz entkleidet, ohne daß sie jemand sieht, klopft aus dem Mohnkopfe die Körner auf die Hand und schüttet die Körner um das Kind herum, — dreimal, unter Besprechungen; dann wird der Mohn zusammengefegt und mit den abgeschnittenen Nägeln der Finger einer Hand und der Zehen eines Fußes, jedoch kreuzweise, von der rechten Hand und vom linken Fuß, oder umgekehrt, — in eine Hollerröhre verstopft und dorthin vergraben, wo die Sonne niemals hinscheint, z. B. zwischen die Wände nahe aneinander stehender Häuser, die immer im Schatten liegen. — Hat das Kind Geschwüre, so wird es dreimal nacheinander besprochen, wobei die Mohnblüte erwähnt wird; dann haucht die operierende Person auf die schmerzliche Stelle, bestreicht sie mit einer breiten Hacke und lehnt diese, mit dem Stiel aufwärts, an die Wand. Sonderbar klingt der Glaube in der Bukowina (140): Wenn ein Mädchen den Mohnverreiber ableckt, so glaubt man, daß es einen kahlköpfigen Mann bekommen werde; tut dies aber ein Knabe, so wird er eine solche Frau heiraten. (Siehe Kinderheilkunde.)

In Bayern (300) und in Wien heißt der Absud aus unreifen Mohnköpfen, das berüchtigte „Schlafmittel" für Kinder, Bockshörndlsaft. Derselbe Absud heißt in Wien Zweiertee und ist durch Statthaltereierlaß vom 13. Juni 1886 verboten. Als „Bockshörndlsaft" wird in Österreich seither an Stelle des opiumhaltigen Sirupes Syrupus Siliquorum (Johannisbrotsirup) verabfolgt.

Molke ist die Flüssigkeit, welche von der Milch nach Abscheidung von Käse und Fett zurückbleibt. Sie enthält Milchzucker und Nährsalze und ist sauer oder süß. Die sauren Molken entstehen entweder dadurch, daß beim Stehen der Milch der Milchzucker sich zum Teil in Milchsäure umsetzt und die Gerinnung herbeiführt, oder durch Zusatz von Säuren. Die süßen Molken erhält man durch Abscheidung mittels Lab. Dioskurides (151) scheidet den Käse auf beide Arten ab: erstens durch Rühren der kochenden Milch mit einem frischen Feigenzweige, welcher Papaïn, einen fermentartigen, labähnlich wirkenden Stoff enthält, und dann durch Zusatz von Oxymel, einer Mischung von Honig und Essig. — Die Anwendung der Molken, namentlich bei Erkrankungen der Brustorgane, ist auch heute noch beliebt. Ebenso wird noch jetzt die Milch in gewissen Fällen

als erstes Gegenmittel bei Vergiftungen gegeben, indem sie bei der Verkäsung im Magen die schädlichen Substanzen einhüllt, welche dann durch ein Brechmittel entfernt werden.

In Europa gebraucht man Molken als Heilmittel bei verschiedenen Krankheiten, so bei der Schwindsucht, bei Gicht, Skrofeln und Blutstockungen im Unterleib. Auch in der Türkei sind Molkenkuren beliebt. Die Türken nennen Molken: peinir sudu, die Araber: meh dschiben, die Perser: ab epeinir, die Inder: penir ke pani. In Konstantinopel gibt man bei Erkrankungen infolge eines Sonnenstiches dem Patienten Knoblauch oder geronnene Milch als heilbringende Nahrung und macht Umschläge mit Molke. Gegen chronische Leiden der Baucheingeweide, der Leber und Milz, gegen Stuhlverstopfung und Hautausschläge, „die schwarze Galle", wird in Persien eine vierzigtägige Kur mit Ziegenmolken empfohlen. Man kocht die frische Milch der mit gutem Grünfutter genährten Ziege unter Zusatz von Oxymel, wodurch deren auflösende Wirkung verstärkt werden soll (664).

Abb. 160. Mondraute (Botrychium lunaria)

Mondkalb ist erstens die Schwangerschaftsmole, Krötenalb, Fleischgewächse ohne Bildnis und Figur; nach altem Glauben die Gestalt des blutsaugenden Vampirs oder Mar, der aber auch in Deutschland Alp-, Hexen- oder Teufelsgestalt annehmen und dem sich entwickelnden Kinde das Leben nehmen kann. Nach südslawischem Volksglauben sind die vom Vampir erzeugten Kinder knochenlos. Zweitens eine Mißgeburt, die unter dem widrigen Einflusse des Mondes entstanden ist; oder eine Frucht, welche während des Monatsflusses, der Mondzeit, gezeugt wurde (300).

Mondraute (Botrychium lunaria L.), das Walpurgiskraut, eine Farngattung, deren Kraut offizinell war. Sie galt den Alchimisten als eine Gold- und Silberquelle. „Ankerkraut" und „Beseichkraut" in Oberösterreich. Gibt gute Milch, weswegen es mit dem Spruche:

Grüß dich Gott, Ankerkraut,
Ich brock' dich ab und trag' dich z'Haus,
Wirf bei mein Kühl fingerdick auf!

abgepflückt wird. Dagegen glauben die Salzburger Älpler, daß Kühe, welche Botrychium fressen, weniger Milch geben, an der Milch abnehmen, „sich beseichen". In den niederösterreichischen Voralpen heißt die Pflanze Petersschlüssel; der alte Bock verzeichnet: St.-Walpurgis-Kraut (388). Mondraute wird von slowakischen Mädchen in Gürtel eingenäht getragen, damit sie von Burschen umschwärmt werden, wird auch in Stiefeln und an der Brust getragen, damit die Mädchen viele Tänzer haben. Man spricht von einer männlichen und weiblichen „Obráska", die angeblich gegeneinander stehen. Wenn die Obráska am Johannistag ausgerissen wird, soll sie rufen: „Nimm mich!" Wird vielfach in der Volksmagie auch als Liebesmittel gebraucht (309).

Mord zu dem Zweck, um sich ein Amulett zu verschaffen, ist den Richtern wohlbekannt. (Siehe Leiche.) Hellwig (277a) hat solche Fälle gesammelt. Ein Mann tötet einen Knaben, um Leber und Nieren zu erhalten, welche dem Gewehr Treffsicherheit

verleihen und Liebesmittel sind. Auch mehrere Mordtaten sind begangen worden, um Diebslichter zu fertigen, besonders in Rußland. Im Jahre 1869 wurde im Kreise Wladimir-Wolgasth ein Knabe mit rund aufgeschnittener und vom Bauche gezogener Haut aufgefunden. Der Mörder gestand, den Knaben ermordet zu haben, um Menschenfett für ein Diebslicht zu gewinnen. Im Jahre 1881 ermordeten im Cembarschen Kreise 2 Bauernburschen einen Bauern, um aus seinem Bauche die Netzhaut mit den Eingeweiden herauszunehmen und aus diesen ein Diebeslicht zu fertigen. Ein ähnlicher Prozeß spielte im Jahre 1896 vor dem Kreisgericht zu Woronesch. Besonders interessant ist die Ermordung eines Mädchens durch 3 Bauern im Jahre 1887. Zunächst beabsichtigten sie, das nötige Menschenfett durch eine Leichenschändung zu gewinnen, gaben diesen Plan aber, wohl als zu gefährlich, auf und beschlossen, einen Menschen zu ermorden. Mehrmals versuchten sie vergeblich, diesen Plan auszuführen, bis ihnen endlich ein Mädchen zum Opfer fiel. Sie schnitten das Fleisch überall ab, schmolzen das Fett aus und verfertigten daraus ein ganzes Licht. Nur durch einen Zufall wurden die Täter später entdeckt. Vor wenigen Jahren erst wurde im Lukajanowschen Kreis ein Mord verübt, um eine Diebshand zu erhalten. Ein Knabe wurde im Juli 1904 von einer Reihe übelbeleumdeter Bauern, unter denen sich auch sein Onkel befand, durch viele Stiche ermordet und ihm dann die Hand abgehackt, die dann als Talisman auf den zahlreichen Streifzügen der Diebe mitgeführt wurde.

Wenngleich, wie wir gesehen haben, das Fleisch und Blut eines jeden Menschen als Heil- und Zaubermittel Verwendung finden können, so gelten doch als ganz besonders zauberkräftig „unschuldige Kinder". Deshalb werden mit Vorliebe noch nicht geschlechtsreife Kinder, am liebsten noch ungetaufte oder gar noch im Mutterleibe befindliche Kinder zu Zauberzwecken verwendet. Dieser entsetzliche Glaube hat in früheren Jahrhunderten in nicht seltenen Fällen zur Ermordung schwangerer Frauen geführt und hat auch noch in unseren Tagen, z. B. in Bosnien, Anlaß zu gleichen Schandtaten gegeben.

Im „Großen Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichten" von Paullini wird weitläufig eine Geschichte von einem Bauern erzählt, den 2 Räuber zwangen, ihnen seine schwangere Frau zu überlassen, die sie an einen Baum banden und darauf ihr den Leib aufzuschneiden begannen, dabei aber betroffen und in Upsala mit glühenden Zangen gezwickt und gerädert wurden. Im Verhör bekannten sie, daß sie schon das Herz zweier ungeborener Kinder gegessen hätten und daß sie nach Genuß des dritten Herzens sich hätten unsichtbar machen, zu großem Reichtum gelangen und allerlei Wunder tun können.

Ein Mitte des 18. Jahrhunderts zu Bayreuth hingerichteter Handsattler bekannte, bereits 8 schwangere Frauen getötet, aufgeschnitten und die noch zuckenden Kinderherzen gegessen zu haben, weil er des Glaubens war, fliegen zu können, wenn er 9 Herzen ungeborener Kinder gegessen habe. In Deutschland herrschte und herrscht noch der Diebsglaube, mit der Hand eines ungetauften Kindes könne man Schlösser öffnen und unbemerkt stehlen. „Weil aber in katholischen Gegenden die Taufe, wenigstens die sog. Not- oder Jähtaufe, vorläufige Taufe, gleich bei der Geburt nicht versäumt wird, so wurde es schwer, ein solches Amulett echt zu erhalten, woher das Diebsgesindel auf den entsetzlichen Einfall kam, hochschwangere Frauen zu ermorden und so die ungetaufte Kindeshand zu erlangen." Im Jahre 1645 verkaufte ein gewisser Erkelenz zu Düsseldorf seine schwangere Frau an 2 Räuber, die mit dem Fötus Zauber treiben wollten, und wurde deshalb zu Düsseldorf aufs Rad geflochten. In der Gegend von Lüneburg

sollen Herz und Fett ungeborener Kinder zu manchem Zauber, besonders den Dieben, nützlich sein.

Über einen haarsträubenden Aberglauben der Batak auf Sumatra berichtet Römer (584a). Die Dajak verwenden nämlich zu Heilzwecken einen Zauberstoff namens Pupuk, welcher aus geraubten und unter entsetzlichen Qualen geschlachteten Knaben bereitet wird. Pupuk muß vom lebenden Menschen herstammen, d. h. dieser darf nicht eines natürlichen Todes gestorben sein. Es wird am liebsten aus einem ungefähr zwölfjährigen Knaben, dessen Zähne noch nicht abgefeilt waren, bereitet. In Ausnahmsfällen wird das Pupuk aus unverheirateten Frauen hergestellt; diese sind noch nicht ausgelebt und haben noch ein Quantum „Lebenskraft" zur Verfügung. Auch die Leichname kleiner Kinder liefern das Pupuk, weshalb die Eltern diese an geheimen Stellen begraben oder sofort nach dem Tode verbrennen, um Grabdiebstahl von seiten des Guru (Zauberers) vorzubeugen.

Soll ein Knabe das Pupuk liefern, so wird dieser meistens von einem anderen Stamme geraubt. Er wird bis an den Hals in den Boden eingegraben, aufrechtstehend und in der brennenden Sonne. Man gibt ihm Pfeffer in den Mund, damit er Durst bekomme, wonach ihm zu trinken versprochen wird, wenn er dem Guru verspricht, daß sein Geist nach dem Tode den Guru schützen werde. Nach diesem in Todesangst erzwungenen Gelübde wird dem Knaben statt Wasser geschmolzenes Blei in den Mund gegossen. In demselben Augenblick wird der Kopf mit einem Zuge kräftig zurückgezogen und mit einem Schwertschlag abgehauen. Im Moment des Todes soll er dem Guru (Priester) bestimmte Wörter nachsagen und folgsam sein, damit seine Stimmung bekannt würde. Von einem Unwilligen darf das Blut sowie das Gehirn nicht zum Pupuk verwendet werden.

Der Kopf wird nun feierlich unter einem Baume begraben, nach 14 Tagen wieder exhumiert, das Gehirn aus dem Schädel herausgenommen, ein Stück von demselben zerrieben und in eine Aushöhlung des Zauberstabes hineingebracht. Mit dem Gehirn soll auch die Seele der Knaben in den Stock hinübergegangen sein.

Diese Methode allein liefert jedoch noch nicht das beste Pupuk. Für dieses wird das ausgenommene Gehirn zusammen mit Nieren, Leber, Geschlechtsdrüsen, Zunge, Augen und Lippen des Kindes gekocht, wobei noch die eigene Placenta hinzugefügt wird, welche sorgfältig nach jeder Geburt unter der Treppe des Hauses in einem Tuch begraben wird, oder eine fremde Placenta, welche für diesen Zweck auch geraubt wird. Zum Dekokt werden meistens noch bestimmte Kräuter hinzugefügt, sogar Samen, und die übrigbleibende dickflüssige Masse wird alsdann in bestimmten Medizinflaschen, den „Perminakan", aufbewahrt.

Pupuk dient ausschließlich als Kräftigungsmittel für die vom Guru aufzusagende Zauberformel, also nicht als direkte Arznei.

Bei allen Krankheitsbeschwörungen des Guru sind nebenbei absolut 7 Personen nötig, die eine langweilige und umständliche Erzählung vom Beginne der Krankheit „Matpat" vortragen, 4, die Gebetsformeln aussprechen, womit die Geister, auch die Götter angerufen werden, 7 für das Aussprechen von Segenssprüchen über den Kranken „Mangmang", das „Ermangmang", weiter das Zusammenbringen der nötigen Bestandteile für das Opfer, und die Heilmittel, welche alsdann „Pantang" werden. Der Zauberstab wird beim Gebrauch nicht angefaßt, sondern nur in die Erde gesteckt; der in demselben anwesende Pupuk, Zauberbrei, von dem nur ein minimales Quantum im Stab aufbewahrt

ist, stellt das heilbringende Mittel dar. Die Wirkung des Stabes soll wohl hauptsächlich eine suggestive sein.

Moxa (Brennkegel), kegelförmiger Körper aus Wolle, Feuerschwamm usw., der auf der Haut verbrannt wird. Man sucht auf diesem Wege Krankheiten aus dem Körper „abzuleiten". Die in ganz Asien in Gebrauch befindlichen Moxen kennt man in der Türkei ebenfalls. Aus dem Morgenlande wurden sie nach dem Abendlande verpflanzt durch Prosper Alpini, den venezianischen Arzt und Botaniker, der um 1580 in Kairo praktizierte und 1591 in Venedig sein Werk „De medicina Aegyptiorum" veröffentlichte. Man nimmt im Orient als Ursache der meisten Krankheiten Blähungen an und glaubt, daß diese mutmaßlichen Ursachen durch Brennen zerstört werden können. Die Form der Moxen ist bei den verschiedenen Völkern Asiens verschieden. Die Kamtschadalen rollen Zunder konisch auf und stecken ihn oben in Brand; das ist die primitivste Art der Brennzylinder; die Lappen machen es ebenso einfach; die Inder bereiten Moxen aus dem Marke des Binsenrohres; die Chinesen und Japaner wiederum fabrizieren ihre Brennzylinder aus einer weichen, saftigen, aschgrauen Materie, die aus den jungen Blättern des Beifuß genommen wird; die Araber benützen ein Stückchen Baumwolltuch, aber die Farbe muß blau sein, weil dies die Schutzfarbe gegen den bösen Blick ist (664). Hierher gehört auch der „Fišek" der Dalmatiner. (Siehe Ohrenheilkunde.)

Mumien. Mumienteile, insbesondere das sog. „Mumienfett", und Mumienstaub, wurden in der Volksmedizin geschätzt.

„Mumie" oder Mumienmagnet heißt auch ein menschliches Blutpräparat. Man nahm dazu Blut von einem gesunden Menschen, füllte es in eine Eierschale, machte das Ei fest mit Hausenblase zu, ließ es von einer Henne bebrüten, legte es dann in einen Backofen, wo es so lange blieb, als Brot zum Backen brauchte — und so präpariert hieß es dann die Mumie und wurde ein Hauptmittel der sympathetischen Heilung. Man brauchte nur diese Mumie an das kranke Organ zu applizieren, so zog sie die Krankheit an. Gab man sie dann einem Tiere zu fressen, oder keilte sie in das Loch eines Baumes, oder vergrub sie in die Erde — so war auch die Krankheit vertrieben. In diesem Gemisch von Mystik und Aberglauben wurzelt eine Schar der kleinen Sympathiemittel, welche offen und geheim auch in unseren Tagen fortdauern, nur daß die Bereitung der Mumie für die Heilung von Warzen doch wohl zu beschwerlich ist und ein einfaches Stückchen Fleisch oder Speck, wenn es vergraben wird, dieselben Dienste verrichtet, sobald das Wärzchen nur damit bestrichen ist. Denn daß man sie mit einer Totenhand bestreiche, wie es die eigentliche Vorschrift fordert, ist doch, selbst auf die Gefahr eines weniger schönen Teints, zu unheimlich, und die Sympathie hat sich diese Abbuße schon gefallen lassen müssen (590).

Schelenz schreibt in der „Pharmazeutischen Post" (Jahrgang 1907): In der Engelapotheke in Halle gehörte vor Jahrzehnten eine kleine Kindermumie, die in einem Glasschränkchen aufbewahrt wurde, zu den Schätzen der Materialkammer. In Gehes Liste steht Mumia Aegyptiaca mit „1 Kilogramm 20 Mark" aufgeführt (1757 notiert die damals David Heinrich Brückner'sche Materialienhandlung in Leipzig, jetzt Brückner, Lampe & Co. in Berlin, Mumia vera 9 Groschen das Lot) und die Angabe in Hollerts „Volkstümlichen Arzneimitteln" zeigt, daß sie, unter dem Namen „Mummi und Puppi" verballhornt, dem Volke noch bekannt ist (s. unten). Es handelte sich in alten Zeiten um den mehr oder weniger weich vorkommenden Asphalt oder Pißasphalt, der nicht allein schon in assyrischer

Zeit als Bindemittel, dem Mörtel gleich, beim Mauern, sondern auch als Arzneimittel zu vielerlei Zweck und bei den Ägyptern als billiger Stoff zum Einbalsamieren verwendet wurde. Er hieß, weil er von den Strömen hie und da fortgeführt und ans Land gespült wurde, „Stein vom Munde des Wassers", iner n ro-mu, und „Stein von der Lippe des Wassers", iner n sept-mu. Daß der Asphalt heilkräftig sei, wurde, gleich den übrigen medizinisch-pharmazeutischen Kenntnissen, westwärts den klassischen Völkern Griechenlands und Roms übermittelt, wie aus des Dioskurides (151) Angaben und aus Plinius (543) hervorgeht. Es findet sich bei den Persern und Arabern die Anschauung von dem Heilwert des Mûm oder Môm, eines Wachses, dann erst des Asphaltes, der zur Leichenkonservierung verwendet wurde, und schließlich dieser Leichen selbst. Je besser der Môm, der Asphalt, desto größer seine Heilwirkung. Deshalb wurde der in einer Höhle bei Erradjân oder Derabdjerd direkt aus den Felsen tröpfelnde besonders geschätzt und ob seiner geradezu Wunder wirkenden Heilkraft behördlich unte

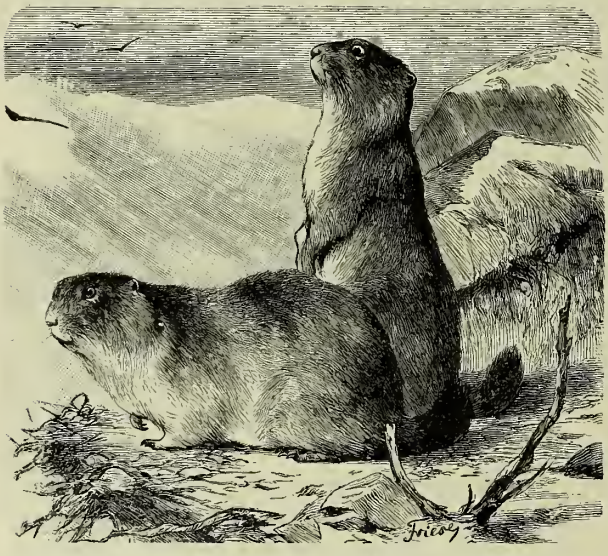


Abb. 161. Alpenmurmeltier (Arctomys Marmota)

Verschluß gestellt, mit Gold bezahlt und zur Zeit Ludwigs XIV. in goldenen Behältern von einer eigens abgeschickten Gesandtschaft feierlichst überbracht. Als man im Wunderlande der Pyramiden die in Asphalt einbalsamierten Leichen entdeckte, nahm man an, daß zu ihrer Herstellung ganz besonders guter Asphalt verwendet worden sei.

Den Glauben an die Droge, an die wohl jedermann mit einem gewissen Schauer herantritt, konnten auch gewichtige Gegner nicht völlig ausrotten. Und so hat sich denn mit dem Glauben an den Heilwert des Blutes und des Fettes und mancher anderen Bestandteile des menschlichen und allgemein tierischen Organismus auch der an den des ganzen Körpers, der Mumie, bis in unsere Tage herein erhalten, und mit der Zähigkeit, die dem Volk in solcher Beziehung eigentümlich ist, wird es den Glauben oder Aberglauben an das Mittel wohl noch länger festhalten. Daß in England Mummy formerly a stuff derived from mummies, dann a thing like pitsch sold by apothecaries, also ganz wie früher in Araber- und Perserzeiten, Harz oder (Baum-)Wachs bedeutet, ist ein merkwürdiges Hinüberziehen des Altertums in die Neuzeit. Die Mumie ist auch heutigentags noch Handelsartikel. E. Merck, Darmstadt, offeriert in seinem Katalog: „Mumia vera aegyptica, solange Vorrat, Kilo Mark 17.50."

Murmeltier (Arctomys Marmota), das Alpenmurmeltier. Zimmeter (795a) schreibt: Volksmedizinische Verwendung findet in erster Linie das Fett, das ein besonderes Renommee besitzt und selbst an Orten, wo die Murmeltiere häufig sind, wie im Paznaun (Tirol), per Liter mit 4 bis 5 Gulden bezahlt wird. Es verhält sich damit ähnlich

wie mit so vielen Heilmitteln auch pflanzlicher Herkunft. Das Volk glaubt eben, daß alle jene Pflanzen, die sich entweder durch besondere Formen, durch starken Geruch usw. auszeichnen, gleichsam vom Schöpfer eben augenfällige Merkmale erhalten hätten, die den Menschen auf die in ihnen verborgenen Kräfte aufmerksam machen sollten. So glaubt das Volk auch, daß das Fett eines Tieres, das eine so absonderliche Lebensweise führt, das eben seinem Fett seine eigene Erhaltung verdankt, das so hochalpine ganz besonders kräftige Kräuter frißt, auch eine besondere Heilkraft besitzen müsse, die denn auch vermeintlich gegen Lungentuberkulose, Gicht usw. erprobt sei. Der frisch abgezogene Balg soll besonders gegen Rheumatismen (nach Brehm auch bei Gicht) heilkräftig sein. Der Pelz wird zwar verwendet, hat aber keinen besonderen Wert, da das dichte Wollhaar von vielen groben Grannenhaaren bedeckt wird. Das Fleisch wird gleichfalls verwertet, soll aber einen stark erdigen oder einen moschusartigen Geruch haben, den es dadurch etwas verliert, daß das gut ausgewässerte Fleisch einige Tage in den Rauchfang gehängt wird.

Brehm (90) teilt mit, daß das fette, äußerst wohlschmeckende (?) Fleisch als besonderes Stärkungsmittel für Wöchnerinnen gilt; das Fett soll Schwangeren das Gebären erleichtern, Leibschneiden heilen, dem Husten abhelfen, Brustverhärtungen zerteilen. In Tirol (416) wird Murmeltierfett, Murmendelschmalz, äußerlich und innerlich bei Lungentuberkulose verwendet. In Dalmatien (313) legt man es bei schwer zu entfernenden Fremdkörpern, besonders Nadeln in der Hand und in den Fingern auf.

Abb. 162 Mutterkorn (Secale cornutum)

Mutterkorn (Secale cornutum), der durch einen Pilz (Claviceps purpurea) verbildete Fruchtknoten des Roggens (Secale cereale), ein vielfach verwendetes gefährliches Abtreibungsmittel. Mutterkorn ist ein heftiges Gift; in die Volksmedizin als Frauenheilkraut und Fruchtabtreibungsmittel wurde es eingeführt, da es eine beiläufige Ähnlichkeit mit dem männlichen Gliede hat.

Kobert (s. Oefele 514) hat das Mutterkorn eingehend studiert. Von den Mutterkornepidemien ist bekannt, daß sie teilweise durch Brandigwerden ganzer Gliedmaßen und Abfallen derselben charakterisiert waren. Kobert hat das Bild eines Haushahnes geschildert, den er mit Mutterkorn fütterte. Die roten Hautlappen am Kopfe sind die gefäßhaltigsten Teile. An ihnen kommen die ersten Ernährungsstörungen mit brandigem Absterben einzelner Partien vor. Der weibliche Organismus hat nur ein äußerst gefäßhaltiges Organ, welches sich jenen Hautlappen des Haushahnes vergleichen läßt, nämlich die Gebärmutter. Kobert erkennt auch das Mutterkorn im Märchen wieder. Nichts soll der Mädchenschönheit nachteiliger sein als Geburten. Um sich ewige Schönheit und Jugend zu erhalten, sucht sich das Mädchen den ihr vom Schicksale bestimmten 7 Kindern entsprechend 7 Körner aus dem Korne und mahlt dieselben. Hier tritt uns deutlich eine von Anfang an planvolle Verwendung des Mutterkornes im Volksbewußtsein entgegen, um schon die Befruchtung zu hindern und gar nicht erst dieselbe eintreten zu lassen. Das nordische Volksbewußtsein scheint aber häufig die Mittel zur Verhütung eintretender Befruchtung und zur Unterbrechung eingetretener Schwängerung durcheinandergeworfen zu haben. Beim Mutterkorn ist ja diese doppelte Verwendung berechtigt.

Lenau hat die Sage von der schönen „Anna" (Werke II Leipzig [Bibliographisches Institut]) in die deutsche Literatur eingeführt. Die Alte aus dem Walde warnt das Mädchen vor dem Kindersegen:

Denn die Schönheit ihrer Mutter
Ist der Kinder liebster Fraß,
Ist der Kinder feinstes Futter;
Schöne Jungfrau, merk dir das!...

Komm und schau dann mit Entsetzen
Deine Brüste, junges Blut,
Gleich gezognen Fischernetzen
Zitternd schwimmen in der Flut.

Anna unterzieht sich der Prozedur des Unfruchtbarwerdens:

Braune Weizenkörner[1] sieben
Aus dem Sack die Alte greift,
Und das Ringlein ihres Lieben
Sie der Braut vom Finger streift.

Die Alte wirft die Körner, welche Kinder bedeuten, durch das Ringlein auf den Mühlstein:

Und die Mühle mahlt im Winde,
Schaudernd hört die junge Braut
Leise, wie von einem Kinde,
Wimmern einen kurzen Laut.

Anna wird vom Gatten nach siebenjähriger unfruchtbarer Ehe verstoßen, wird vom Tod als Einsiedler in den Wald geführt und stirbt, nachdem sie die 7 Schatten ihrer „ungeborenen Waisen" um Verzeihung gebeten.

Mutterkümmel (Cuminum cyminum L.), der römische Kümmel, eine Umbellifere. Die Früchte dienen zur Bereitung des römischen Kümmelöles. Dioskurides (151 III 61) schreibt: Der Mutterkümmel ist angenehm für den Mund, und zwar besonders der äthiopische, welchen Hippokrates den königlichen nennt, an zweiter Stelle kommt der ägyptische. Er ist erwärmend, adstringierend, austrocknend und ein gutes Mittel gegen Leibschneiden und Blähungen, wenn er gekocht mit Öl als Klistier oder mit rohem Gerstenschrot als Umschlag gebraucht wird. Er wird mit Essigwasser auch denen gegeben, die an Atemnot leiden, und mit Wein denen, die von giftigen Tieren gebissen sind. Mit Rosinen und Schrot von Hülsenfrüchten oder Wachssalbe aufgelegt, hilft er bei Hodenanschwellungen. Mit Essig fein zerrieben und eingelegt, hemmt er den Fluß der Frauen und Nasenbluten. Im Trank und als Salbe bewirkt er eine bleiche Hautfarbe. — Die Früchte enthalten ein ätherisches Öl, welches wesentlich aus Cymen und Cuminol (Cumin-Aldehyd) besteht, sie sind heute noch ein Volksmittel.

Myrrhe, das Gummiharz von Balsamea Myrrha Engl, einer Burserazee. Wie sehr die Myrrhe im Altertum geschätzt wurde, geht aus den altägyptischen Tempelrezepten, wo sie ānti šu, trockene Myrrhe genannt wird, und aus vielen Stellen der Bibel her-

[1] Statt: Roggenkörner.

vor: 2 Mos. 31, 23 soll von der „ersten und ausgesuchten Myrrhe“ zu Salböl genommen werden, Hohelied 5, 5 heißt es: „Meine Hände träufelten von Myrrhe und meine Finger bedeckte feinste Myrrhe“, was auf die Tropfenmyrrhe zu deuten ist. Dioskurides (151 I 77) schreibt: Sie hat erwärmende (die Flüsse zurückhaltende), betäubende, verklebende, austrocknende, adstringierende Kraft; sie erweicht und öffnet die verschlossene Gebärmutter, befördert rasch die Menstruation und den Fötus, wenn sie mit Wermut und einer Lupinenabkochung oder Rautensaft im Zäpfchen eingeführt wird. Sie wird auch als Pille von Bohnengröße genommen gegen chronischen Husten, Atembeschwerden, gegen Seiten- und Brustschmerzen, gegen starken Durchfall, Dysenterie und Nierenleiden, wie das Bdellium. Sie stellt die Frostschauer, besonders die viertägigen, wenn sie 2 Stunden vor dem Eintritt mit Pfeffer und Wasser bohnengroß genommen wird. Die Rauheit der Luftröhre und die Heiserkeit der Stimme benimmt sie, wenn sie verflüssigt und unter die Zunge gelegt wird. Sie tötet ferner die Würmer und wird gegen üblen Geruch des Mundes gekaut. Gegen Erschlaffung der Achseln wird sie mit trockenem Alaun eingesalbt; mit Wein und Öl als Spülung macht sie die Zähne und das Zahnfleisch fest. Aufgestreut verklebt sie auch die Kopfwunden, heilt, mit Schneckenfleisch eingestrichen, zerschlagene Ohren und bloßgelegte Knochen, mit Mekonion, Bibergeil und Glaukion (Saft von Glaucium luteum Scop.) eiterflüssige und entzündete Ohren. Gegen Finnen wird sie mit Kassia und Honig eingesalbt, Flechten vertreibt sie mit Essig, ausfallende Haare befestigt sie eingestrichen mit Laudanum, Wein und Myrtenöl, chronischen Katarrh lindert sie als Salbe, in die Nasenflügel eingestrichen, Geschwüre in den Augen füllt sie aus, vertreibt die weißen Flecken und die Verdunkelungen der Pupille und glättet die Rauheiten. Es wird aus ihr auch wie aus dem Weihrauch ein Ruß gemacht, welcher dieselben Wirkungen hat. Heute ist die Verwendung der Myrrhe eine sehr beschränkte.

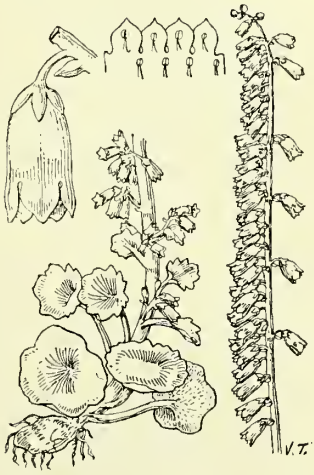


Abb. 163. Nabelblatt (Cotyledon Umbilicus)

Nabelblatt (Cotyledon Umbilicus L.), eine Krassulazee. Dioskurides (151 IV 90 91) schreibt von diesem und dem aufrechten Nabelblatt (Umbilicus erectus L.): Der Saft der Wurzel und der Blätter mit Wein als Salbe oder Einspritzung heilt Verengungen an den Schamteilen, hilft als Umschlag gegen Entzündungen, Rose, Frostbeulen und Skrofeln, ebenso bei erhitztem Magen. Die Blätter mit der Wurzel, genossen, zertrümmern den Stein und treiben den Harn. Auch den Wassersüchtigen werden sie mit Honigwein gegeben; ferner gebraucht man sie auch zu Liebesmitteln.

Das Kraut von C. Umbilicus war früher als Herba Umbilici Veneris seu Cotyledonis als kühlendes, harntreibendes Mittel gebräuchlich.

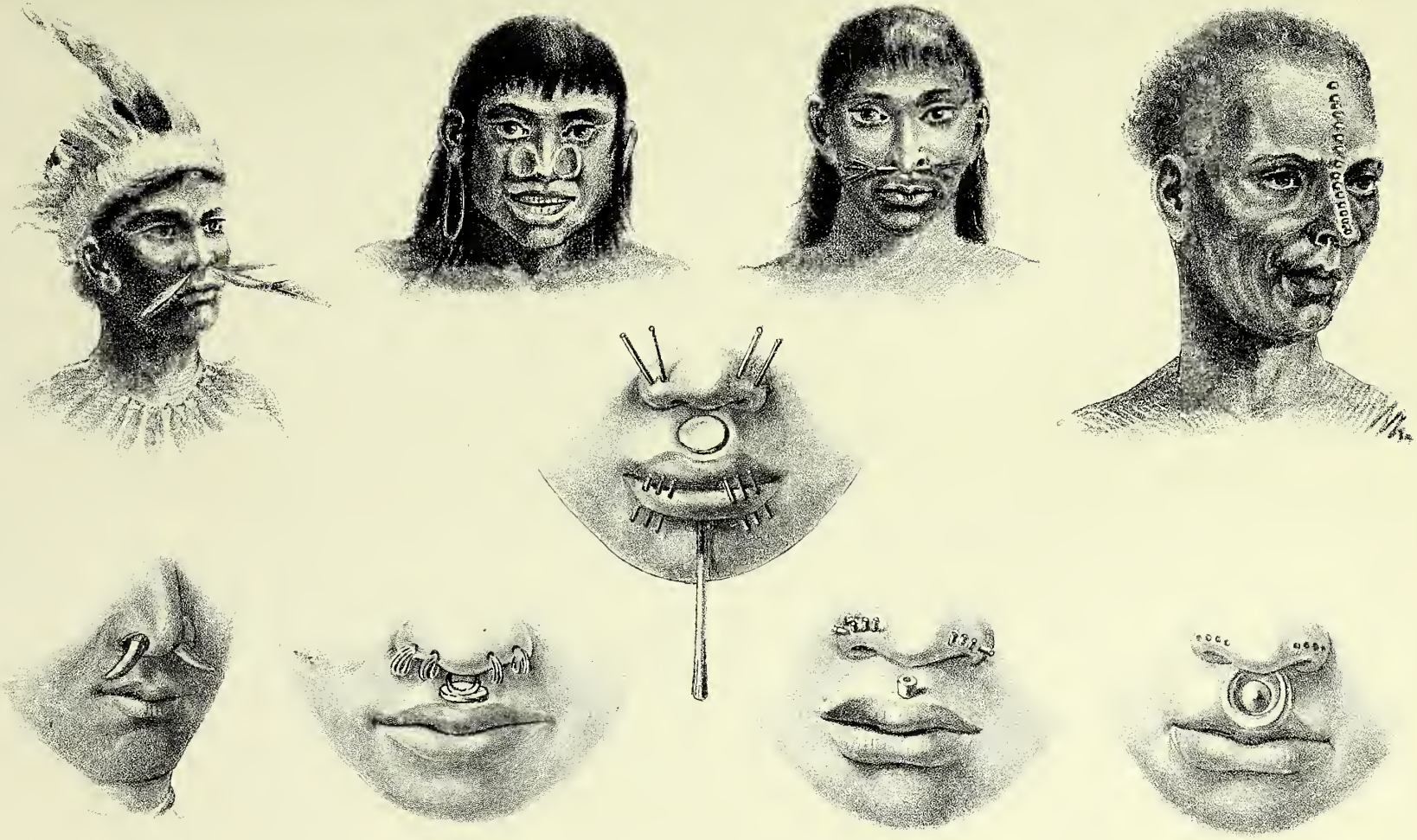
Nachbildungen erkrankter Glieder werden seit uralten Zeiten bis auf den heutigen Tag als Opfer dargebracht. Die für das Kranken-, Sühn- wie Bittopfer charakteristische Form besteht nach Magnus (435) darin, daß der um Heilung flehende Patient neben etwaigen sonstigen Gaben vornehmlich eine plastische Darstellung des erkrankten Körperteiles oder des Leidens, das ihn ergriffen hatte, in dem Heiligtum seines Gottes als fromme Gabe niederlegte. Was zunächst das Sühnopfer anlangt, so pflegte dasselbe

hauptsächlich beim Herrschen von Seuchen dargebracht zu werden. Denn solange man ernsthaft glaubte, daß eine epidemisch auftretende Krankheit eine unmittelbare Fügung Gottes sei, die Menschheit ob ihrer Sünde zu strafen, solange mußte man sich auch der Hoffnung hingeben, daß durch Sühnegeschenke es gelingen könne, den schrecklichen und vernichtenden göttlichen Zorn abzuwenden. Die Philister (1 Sam. 6, 4 5 11) formten gar die bei Gelegenheit einer Seuche an geheimen Teilen ihrer Körper sich entwickelnden Veränderungen plastisch in Gold nach und brachten diese Goldgaben der zürnenden Gottheit zur Versöhnung dar.

Was die Krankenbittopfer anlangt, so treten sie uns zu allen Zeiten der alten Kultur entgegen, so bei den Ägyptern, Griechen und Römern, und die Christen halten es bis heutzutage noch ebenso. Überall da, wo das römisch- oder griechisch-katholische Christentum herrscht, bringt der Kranke auch gegenwärtig noch einem Heiligen die Abbildung des leidenden Gliedes zum Opfer dar. Entweder zieht bei Beginn des Leidens der Kranke frommen Sinnes ins Heiligtum und legt daselbst die Nachformung seines Leidens nieder, oder er gelobt zunächst nur, solches tun zu wollen, und läßt die Erfüllung erst nach eingetretener Genesung erfolgen. Ist die Krankheit aber eine so schwere, daß der Patient an dem eigenen Bittgang und der Darreichung des Opfergeschenkes verhindert ist, so pilgert irgendeiner seiner Anverwandten in das Heiligtum und bringt im Namen des Patienten die Gabe dar.

Das Material der körperlichen Nachbildungen sind edle und unedle Metalle, Holz, Wachs, Ton, Papier u. dgl. m. Meist befleißigt sich der Erzeuger derartiger Produkte dabei einer möglichsten Schlichtheit und Natürlichkeit. Man stellt das gewünschte körperliche Organ eben so gut oder so schlecht her, wie man es gerade vermag. Nur in einzelnen Fällen haben sich ganz merkwürdige Gebräuche eingenistet. So wird die Gebärmutter, wie sie kranke Frauen der Vorzeit gern opferten und wie sie die heutige Frau aus dem Volk auch noch als Weihegabe in die Kapellen und Kirchen trägt, nicht in ihrer naturgemäßen oder wenigstens in einer ihr nahekommenden Form gebildet, sondern es hat sich hier eine Art von Stilisierung eingefunden. Man stellt nämlich — und das geschieht schon seit etwa 2 Jahrtausenden — die Gebärmutter als ein plumpes, vierbeiniges Kriechtier dar, welches eine ausgesprochene Krötenähnlichkeit zeigt.

Solche krötenartige Figuren kannte schon das römische Altertum, und in den nordischen Ländern dürften bereits in sehr frühen Zeiten ähnliche Gebilde gefertigt worden sein, wie verschiedene Gräberfunde erwiesen haben. Das hohe Alter dieser auffallenden plastischen Wiedergabe des Uterus erklärt sich wahrscheinlich aus den Anschauungen, welche man schon in den frühesten Zeiten des klassischen Altertums von dem Wesen der Gebärmutter hatte. Man hielt nämlich die Gebärmutter für ein lebendiges Tier, welches im Körper der Frau frei umherspazieren und durch seine Wanderungen alle die vielgestaltigen Frauenleiden, von den lokalen Erkrankungen des Uterus bis zu der erscheinungsreichen Hysterie, verursachen sollte. Diese wunderliche Vorstellung mag ja zum Teil vielleicht in dem geheimnisvollen Dunkel beruht haben, mit welchem damals noch der Vorgang der Zeugung umgeben war, zum größten Teil wurde sie aber wohl durch die Ortsveränderungen erzeugt, welche die Gebärmutter ja doch tatsächlich öfter zeigt. Wenn man daher eine plastische Nachbildung der Gebärmutter liefern wollte, so blieb gar nichts anderes übrig, als dem Kunstwerk die Gestalt eines lebendigen Kriechtieres zu geben. Und da nun die Gebärmutter ein plumper Körper ist, dessen Anhänge als die Vermittler der kriechenden Bewegungen aufgefaßt wurden, so lag es



Nasenverzierungen und -verstümmelungen.

sehr nahe, das lebendige tierische Wesen derselben durch die Gestalt eines Kriechtieres wiederzugeben (Magnus 435).

Im allgemeinen geben die Nachbildungen von Körperteilen in Wallfahrtsorten zu eingehenderen Betrachtungen keinen Anlaß. Die naive Kunst des Volkes dient eben dem Glauben des Volkes:

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel kranke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferspend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachshand opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

(Heine, die Wallfahrt nach Kevlaar.)

Siehe Kröte, s. Opfer, s. Votive.

Abb. 164. Nachtschatten (Solanum nigrum)

Nachtschatten (Solanum nigrum L.), eine Solanazee und bekannte Giftpflanze. Dioskurides (151 IV 71) schreibt: Der Saft der Pflanze mit Bleiweiß, Rosensalbe und Bleiglätte wirkt gut bei Rose und kriechenden Geschwüren, bei Ägilopie (Augenabszeß) mit Brot. Mit Rosensalbe aufgestrichen, ist er ein gutes Mittel für Kinder, die an Sonnenbrand leiden; er wird auch statt Wasser oder Ei den Kollyrien zum Einsalben gegen heftige Flüsse zugemischt. Eingetröpfelt, heilt er auch Ohrenschmerz. In Wolle als Zäpfchen eingelegt, stillt er den Fluß der Frauen. Der Saft, mit dem gelben Mist der Haushühner verrührt und auf einem Lappen aufgelegt, ist ein unentbehrliches Mittel bei Ägilopie (s. oben). — Plinius (543 XXVII 108) berichtet: Das Solanum heißt, wie Corn. Celsus angibt, bei den Griechen Strychnos. Es besitzt unterdrückende und kühlende Eigenschaften.

Nachtschatten, Frauenkilte, Nachtviole, Matronale heißt auch die Kruzifere Hesperis.

Nachtschrecken (Pavor nocturnus). Das nächtliche Auffahren der Kinder unter lebhaftem Schreien, durch sog. Nachtschaden oder Schreckmännlein, Schreckfele nach dem Volksglauben veranlaßt, wird in Wirklichkeit nur durch Sauerstoffmangel wie beim Alptraum, z. B. durch Nasenverstopfung, bedingt (300). (Siehe Kinderheilkunde.)

Nagel (Unguis), Fingernagel, der als Teil des Körpers in der Volksmedizin zum Verbohren und Übertragen von Krankheiten verwendet wird. Gegen Zahnschmerzen hilft kreuzweises Nägelschneiden an Händen und Füßen, also etwa in der Reihenfolge: linke Hand, rechter Fuß, rechte Hand, linker Fuß; die abgeschnittenen Nägel werden vergraben (Niederdeutsch). Nach französischem Glauben (269 a) bedeutet das „Nagelblühen" am Daumen: honneur, am Zeigefinger bonheur, am Mittelfinger malheur, am Ringfinger amour, am Kleinfinger argent.

Abb. 165 Geschliffene Dentaliummuschel im Nasenflügel, Neu-Britannien (Nach Finsch)

Die kleinen Oberhautfäden an den Fingern in der Umgebung des Nagelbettes, die man meist Niednagel, Hühnerzunge oder Splitter, Splintring nennt, sieht man als den Ausdruck neidischer Empfindungen an. Das liegt ja auch schon in der Bezeichnung Nied- oder Neidnagel, und es ist interessant, daß die Franzosen diese Dinge gleichfalls so nennen, nämlich les envies (= die Neider), während die Engländer sie als sliver (= Schlitzer) bezeichnen. Es liegt also hier einmal ein Einvernehmen vor zwischen Franzosen und Deutschen (593). Die beste Zeit für das Nägelschneiden sagt der abnehmende Mond an.

Nagel (Clavus), Eisennagel, ein wichtiges Objekt der Volksmedizin, insbesondere der Sarg- und der Hufeisennagel. Man erklärt den Heilwert des Eisennagels damit, daß der Heiland mit Nägeln an das Kreuz geschlagen wurde. Ob die Verwendung der Nägel nicht besser von der Eigenschaft derselben abzuleiten wäre, festzustellen, zu vereinigen? Bei Alexander von Tralles (Ed. Puschmann I 15) findet sich der von einem christlichen Arzte herrührende Rat, einem Epileptiker einen Kreuzesnagel an den Arm zu hängen. Ob sich noch andere Erklärer in dieser Richtung bewegt haben mögen, bleibe dahingestellt, hat auch für uns hier kein sonderliches Interesse. Magnus (435) hat eine Stelle gefunden, welche für die Nägeltherapie eine besondere Bedeutung haben könnte. Im 7. Buch Kap. 3 wird nämlich von Livius erzählt, daß man im 5. vorchristlichen Jahrhundert eine zu Rom herrschende entsetzliche Pest dadurch habe vertreiben wollen, daß man am 13. September im Tempel des allmächtigen Jupiter durch einen eigens dazu ernannten Diktator einen Nagel einschlagen ließ. Nach den weiteren Mitteilungen des Livius stammt diese Nägeltherapie ursprünglich von den Volsiniern her, welche im Tempel der etruskischen Göttin Nortia als Zeichen der Jahreszahl Nägel eingeschlagen haben sollen. Auf welchen Pfaden dieser ursprünglich mit der Zeitmessung in Verbindung stehende Brauch schließlich zu einem Mittel der Volksmedizin geworden sein mag, darüber fehlen alle Aufschlüsse. Ebenso rätselhaft will es scheinen, wie nun aus Etrurien diese Zeremonie ihren Weg in die übrige Welt gefunden und woher sie die auffallende Lebenskraft gewonnen haben mag, welche ihr noch heute eine Existenz ermöglicht.

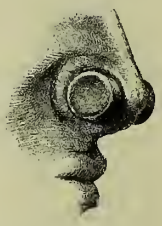


Abb. 166. Kur Stäbchen im Nasensteg, Inseln der Torresstraße (Nach Coote)

Huemer (314a) schreibt aus dem Kremstale (Oberösterreich): An einer Scheunenwand bei Kirchdorf sah er Hunderte von Hufnägeln in fast regelmäßiger Anordnung. Das Gut wurde vor etwa einem Menschenalter von einem Bauer bewirtschaftet, der als Heilkünstler weit und breit bekannt war, ja sogar in dem Rufe der Allwissenheit stand. Insbesondere wußte er Zahnschmerzen sicher zu heilen. Dies geschah in folgender Weise: Der Kranke mußte in der nahe gelegenen Schmiede einen Hufnagel holen, ohne um denselben zu bitten oder nach Empfang desselben zu danken. Der Bauer führte dann den Kranken mit dem Nagel zu einem Kreuzwege,

Abb. 167. Nasenzierat in der Nasenspitze, Salomoninseln (Nach Coote)

machte dort, dessen Hand führend, mit dem Nagel verschiedene Zeichen auf den Boden, worauf der Heilungsuchende den Nagel in die genannte „Lorwand" mit 3 Schlägen einschlagen mußte. Die Genesung trat sicher ein. Wir haben es hier mit dem auch an anderen Orten früher geübten Gebrauche zu tun, durch Befestigung eines Nagels eine Krankheit oder einen dämonischen Einfluß abzuwenden oder unschädlich zu machen. Wem fiele bei Erwähnung dieser „Wand in Eisen" nicht der sog. „Stock im Eisen" der Stadt Wien ein, um den sich ein reicher Kranz von Sagen gebildet hat, bei deren Deutung gerade die Benagelung des Stammes zu den mannigfachsten Vermutungen Anlaß gab. Wenn nun erst vor kurzem Burgerstein (103a) den Grund der Sitte, daß abreisende Schmiede- und Schlossergesellen einen Nagel in den Baum schlugen, in einem religiösen Akte zu suchen, für sehr bedenklich erklärte, so muß demgegenüber bemerkt werden, daß der Vergleich ähnlicher Sitten zu anderen Zeiten und an anderen Orten nur für die religiöse Deutung spricht. In Trient (269a) gibt man bleichsüchtigen Mädchen Weißwein zu trinken, in welchem einige Zeit Eisennägel gelegen sind. Über das Vernageln der Krankheiten siehe Zaubermedizin.

Abb. 168. Papua mit einem Nasenstäbchen, Neu-Guinea (Nach Finsch)

Narwal (Monodon monoceros), See-Einhorn, Einhornwal. In früheren Zeiten wurden für die Stoßzähne ganz unglaubliche Summen bezahlt. Man schrieb ihnen Wunderkräfte zu und wußte sie somit noch vielseitig zu verwenden. Noch vor etwa dritthalbhundert Jahren gab es sehr wenige Narwalzähne in Europa, und diejenigen, welche die Seefahrer bisweilen fanden, wurden ohne Mühe verwertet. Man hielt die Zähne für das Horn des Einhornes in der Bibel. „Kaiser und Könige", sagt Fitzinger, „ließen sich oft mit dem zierlichsten Schnitzwerk versehene Stäbe daraus verfertigen, welche ihnen nachgetragen wurden, und die kostbaren Bischofsstäbe waren aus solchen Zähnen gefertigt. Noch im 16. Jahrhundert bewahrte man im Bayreuther Archiv auf der Plassenburg 4 Narwalzähne als außerordentliche Seltenheit auf. Einen derselben hatten 2 Markgrafen von Bayreuth von Kaiser Karl V. für einen großen Schuldposten angenommen, und für den größeren wurde von den Venezianern noch im Jahre 1559 die ungeheure Summe von 30000 Zechinen angeboten, ohne daß es ihnen gelungen wäre, in den Besitz desselben zu gelangen. Der dritte wurde als Arzneimittel, jedoch nur für die Angehörigen des Fürstenhauses, verwendet; man hielt ihn für so kostbar, daß immer Abgeordnete des Fürsten zugegen sein mußten, wenn ein Ring von ihm zum Gebrauch abgeschnitten wurde. Ein Zahn, welcher in der kurfürstlichen Sammlung zu Dresden an einer goldenen Kette hing, wurde auf 100000 Reichstaler geschätzt.

Mit der Ausbreitung der Schiffahrt verloren die Zähne mehr und mehr an Wert, und als im Anfange des 18. Jahrhunderts die Grönländische Gesellschaft viele große

Narwalzähne nach Moskau schickte, um dieselben an den Zaren zu verhandeln, wußte der Leibarzt des Kaisers den Handel rückgängig zu machen, indem er sagte, daß dies gar keine Einhörner, sondern nur Fischzähne wären. Je mehr man zu der Überzeugung kam, daß diese Zähne nicht vom Einhorne stammten, um so mehr verloren sie ihre Wunderkräfte; aber noch Ende des vorigen Jahrhunderts fehlten sie in Apotheken nicht. Gegenwärtig betrügen die Holländer bloß noch Chinesen und Japaner mit den früher so gesuchten Stoffen; denn bei uns zulande wird das Stück höchstens mit 20—30 oder das Kilogramm mit 10 Mark bezahlt (90).

Nase. v. Hovorka (313) stellt 4 Gruppen von Nasenverzierungen auf: 1. Nasenzierate und Nasenschmuck; 2. Bemalung und Tätowierung; 3. künstliche Narben; 4. künstliche Deformation.

Wir teilen hier einige Typen von Nasenverzierungen mit.

In vielen Fällen liegen die Motive der Nasenverzierung in religiösen und abergläubischen Anschauungen; die Furcht vor Geistern, die Bewahrung vor Krankheiten, der Glaube an eine Erhöhung der körperlichen und geistigen Fähigkeiten können das Tragen von Nasenverzierungen als Amulette genügend rechtfertigen. In Neu-Guinea erzählen sich die Papuas, daß sich nach dem Tode nur demjenigen der Himmel erschließt, dessen Nase durchbohrt ist; am Eingange steht der Himmelswächter Isekakuani, welcher die Nase und Ohren eines jeden neu Ankommenden untersucht. In Australien werden mit Vorliebe Kasuarknochen verwendet, um auf den Träger derselben die Behendigkeit im Laufen, welche diesem Vogel eigen ist, zu übertragen. Bei den nordamerikanischen Indianern erfreuen sich die Nasenzierate einer sehr hohen Wertschätzung, da ihnen eine besondere Zauberkraft zugeschrieben wird; ebenso bei manchen Eskimos. Den indischen Mädchen wird in der Regel die Nase erst einige Monate nach ihrer Geburt durchbohrt; wenn aber die Mutter 1 oder 2 Kinder im frühen Kindesalter verloren hat, so unternimmt man die Operation gleich in den ersten Tagen, und zwar nicht nur bei Mädchen, sondern auch bei Knaben; indem hierauf ein Gold- oder Silberring hindurchgesteckt wird, glaubt man dadurch einen Schutz vor dem frühen Tode der Kinder gefunden zu haben.

Abb. 169. Nasenstäbchen der Bakaïri in Brasilien (Nach Steinen)

Die Tafel „Nasenverstümmelungen" bringt (von links nach rechts) folgende Bilder: In der oberen Reihe 1 Mura vom Amanasee mit Federverzierung (nach Hellwald); 2 Nasendeformation bei den Miranha, Brasilien; 3 Nasenzierat aus Haaren bei den Arara, Brasilien (nach Debret); 4 Kongoneger mit Stammesnarben (nach Hartmann); in der unteren Reihe 5 Nasenzierate aus Hundezähnen in Deutsch-Neu-Guinea (nach Finsch); 6, 7, 8 und 9 (Mitte) Nasenzierate in Zentralafrika: Bellanda, Bongo, Bongo und (Mitte) Sfere (nach Schweinfurth).

Natter (Tropidonotus natrix), Ringel-, Schwimm-, Wasser-, Heckennatter, Otter, Autta, Unk, Hausunk, Hausschlange, Wurm, Auttakönig usw., „die Schlange der Schlangen für das deutsche Volk, der Gegenstand seiner alten Sagen und neuer Wundermären, seiner Furcht, seines Hasses, seines Vernichtungseifers" (90). Im Volksglauben der Egerländer trägt der König der Nattern eine Krone. Wenn man sich dieser Krone bemächtigt und sie zum Gelde legt, so nimmt dies niemals ein Ende. — Das beim Aussieden der Nattern gewonnene Nattern-

schmalz, welches geläutert z. B. in Ellbach bei Tölz (Bayern) teuer verkauft wird, besitzt großes Vertrauen als Heilmittel gegen das Schwinden nach dem „Kaltvergiftet", ohne daß dies durch etwas anderes begründet wäre, als durch den früheren Kult des Tieres (300). Die abgefallene, faulende Atterhaut wird in Bayern pulverisiert innerlich genommen oder mit Baumöl (ähnlich wie Liniment. volatile) gegen das „Kaltvergiftet" eingerieben; das so fabrizierte „Heilöl" verschafft einer Tölzer Familie reichlichen Lebensunterhalt durch den Verkauf und weitgehenden Absatz desselben (300).

In russischen Bauernhäusern wohnt die Ringelnatter wie ein Haustier, da der Russe an einen Natternkönig glaubt, der alles Böse, was seinem Volke zugefügt wird, mit Krankheit, Mißgeburten und Brand bestraft.

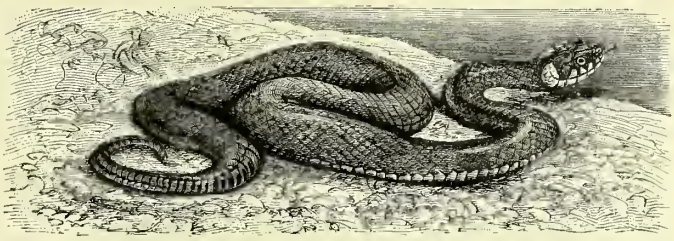


Abb. 170. Ringelnatter (Tropidonotus natrix)

Natternkopf (Echium vulgare L.), ausgebreiteter Natternkopf (E. diffusum L.), der italienische Natternkopf (E. italicum L.), Asperifoliazeen. Dioskurides (151 I 26 ff.) schreibt: Ihre Wurzel und Blätter haben die Kraft, den von giftigen Tieren, besonders von der Viper Gebissenen zu helfen, wenn sie gegessen, getrunken oder aufgelegt werden. Wenn sie aber jemand kaut und in das Maul des giftigen Tieres speit, so tötet sie dasselbe. — Es gibt noch eine andere, jener ähnliche, mit einer kleineren dunkelroten Frucht. Wenn diese jemand kaut und in den Rachen der Schlange speit, so tötet sie dieselbe. Wird die Wurzel, ein Essignäpfchen voll, mit Ysop und Kresse getrunken, so treibt sie den Bandwurm aus. — Die Wurzel mit Öl als Kataplasma heilt Wunden, mit Grütze rotlaufartige Entzündungen. Fein gestoßen mit Öl als Salbe wirkt sie schweißtreibend. Die Wurzel, mit Wein getrunken, hilft nicht nur den von Schlangen Gebissenen, sondern, wenn sie von irgendwelchen vorher genommen wird, so behütet sie diese auch vor dem Biß. In gleicher Weise wirken aber auch die Blätter und die Frucht. Sie lindert ferner Hüftschmerzen und befördert die Milchabsonderung, wenn sie in Wein oder im Schlürftranke genommen wird.

Abb. 171. Natternkopf (Echium vulgare)

Holuby schreibt uns von einer sonderbaren Verwendung des Echium vulgare bei den Slowaken (309): Kann jemand in einer schweren Krankheit nicht sterben, d. h. wenn der Todeskampf lange dauert, so gibt man dem Sterbenden einen Absud dieser Kräuter zu trinken, legt ihn auf Stroh auf den Fußboden, parallel mit den Zimmerbalken, damit er bald ruhig sterbe.

Neid, wahrscheinlich ein quälender Dämon (Neidhart), gegen dessen Einfluß die „Neidstangen" auf den Hausgiebeln angebracht wurden. Namentlich sind es die Augenbrauenhaare, die sog. Wenkbrauen der elbischen Geister, welche deren neidische Gesinnung kennzeichnen sollten (300).

Ethisch und psychologisch, schreibt Schukowitz (629), erscheint es höchst beachtenswert, daß nach unserer Volksmeinung jener menschlichen Leidenschaft, von der man behauptet, sie biete ihren Nutznießern kaum ein Vergnügen, die bösartigsten influenzierenden Eigenschaften anhaften sollen, durch welche ab und zu gar Gesundheit und Leben einer schuldlosen Umgebung gefährdet erscheinen. Auf dieser volkstümlichen Ansicht fußen augenscheinlich die mannigfachen Entstehungsursachen der unter dem Volke bekannten Neidkrankheiten. Treten wir z. B. in die Gesindestube eines oberösterreichischen Bauern, in der man just bei der Mahlzeit sitzt, so bemerken wir, daß alle auffällig die Eßgeräte aus der Hand legen. Und warum das? Weil sie Angst haben, wir könnten sonst einem oder dem anderen aus der gesundheitstrotzenden Tischrunde den Bissen „in die Seele hinein verneiden". Als Beleg für diese weitverbreitete und scheinbar uralte Volksansicht gelte ein Passus aus den handschriftlichen Kalenderaufzeichnungen des Mauthausener Marktsyndikus Ignaz Reimann aus dem Jahre 1832: „... Es war in der Schnittzeit, am Jacobitag, und ich war dazumal noch junger Brutigam, hätt sollen in Bäld die väterlich Wirthschafft versorgen, da werd ich sterbenskrank. Es ist so geschehen: Das Gesind war just beim Eilfermahl und ich unter ihnen. Komt dasig ein Krüppel vor die Schwell und bettelt. Ich geh zum Hofbrunn und hohl mir ein frisch Trinkwasser. Und mir wird mit einmahl der Becher centnerschwer, ich werd todtmüd und verlier das Bewußtsein. Hast sicher weitergessen, meint meine Mutter ... wie der bettelt hat. Und das Übel wird immer ärger. Ich werd spindeldürr. Gebt dem Naz den Rosenkranz in die Händ, sagen die Nachbarsleut. Ich schlaf in einfort und der Mund steht mir offen zum Essen. Und grad das Essen macht mich hungrig und grad der Schlaf immer matter und mägerer. Der Mutter wird himmelsbang. Sie wüßt sich kein Rat mehr, sagt sie. Der Steinbrecher, rath die Auwinkelwirthin, sollt bei so was helfen können; aber man dürft halt nit bitten und nit danken für sein Rath. Und so nimmt mich unser Großknecht auf sein Schulter und tragt mich glockenschwer über die Äcker. Der meßt und meßt. Es wär die Neidkrankat, meint er. Ein Glied hätt noch gefehlt, und er hätt mir nimmer helfen können. Dann bekreuzt er sich und mich etlichmal und fangt selber an zu fiebern, weil er die Krankheit aufgnommen hätt. Der Mutter aber gibt er den Rath, ich sollt ein Häfen warme Geißmilch so lang einrühren, bis der Löffl stecken bleibt. Aus dem Teig macht sie Pulver und ich nimm Tag für Tag beim Sonnenaufgang eins und bet ein Vaterunser für die, die in der Krankheit gstorben ... Drauf werd ich am 9. Fiebertag so schlecht, daß mich versegn lassen wollen. Wart zu, sagt der Steinbrecher zu meiner Mutter, bis zum letzten Pulver. Und wirklich, ein Aß kommt um das ander, unter der Achsel, am Hintern ... in der Fußsohln. Lauter gelbes Wasser geht daraus ab. Am zwölften Tag bin ich munter aus der Bettstatt gsprungen und war gheilt von der Neidkrankat. Seither iß ich vor kein Fremden nimmer."

Nestelknopf. Wenn man in die Hosennesteln (hundslederne, vorne geknüpfte Bandstreifen, welche in die Löcher eingesenkt werden) des Ehemannes heimlich einen zauberischen Knopf macht, so wird jener nach früherem Volksglauben impotent, wogegen nur das Pissen durch das (übergestülpte) Röhrlein eines Felberbaumes (Phimosis-Therapie in der Volksmedizin) helfen sollte (= les aiguilettes nouées) = Phimosis oder Einschnürung der Vorhaut wie durch ein Band, spanischer Kragen (300).

Nix, Nöck, Nicker. Wassergeist, Wassergespenst von kleiner, menschenähnlicher Gestalt, der Menschen ins Wasser zieht, mit Frauen im Wasser Wechselbälge erzeugt

und diese mit Kindern vertauscht (300). August Kopisch schildert den „Nöck“ als freundliches, musikalisches Wesen:

Es tönt des Nöcken Harfenschall:
Da steht der wilde Wasserfall,
Umschwebt mit Schaum und Wogen
Den Nöck im Regenbogen.
Die Bäume neigen
Sich tief und schweigen,
Und atmend horcht die Nachtigall.

Dagegen spielt der „Wassermann“ bei Kopisch die Nöckrollen; er zieht schöne Mädchen in das Wasser; er hält die Seelen der Ertrunkenen gefangen. Auch der „Wassermann“ Kerners entführt ein Mädchen ins Wasser.

Norg, Nork, Norken, italienisch orco, huorco, lorko der Dalmatiner, französisch ogre, aus dem lateinischen orcus. Römischer Walddämon, in der deutschen Sage ein häßlicher Kobold, der alpartig aufhockende, den Menschen als Inkubus krank machende Dämon; ein Kinder raubender Dämon; macht heiser und blind (300). (Vgl. „Orke“.)

Nuß (Juglans regia L.), die Walnuß, welsche Nuß. Aufgebrühte Nußblätter wirken verdauungsstärkend und wurmtreibend.

Dioskurides (151 I 109) schreibt von den Walnüssen: Sie sind als Speise dazu dienlich, um bei dem Nüchternen Brechen zu erregen und sind Gegenmittel für tödliche Gifte, wenn sie vorher oder nachher mit Feigen und Raute genommen werden. Reichlich genossen treiben sie den Bandwurm aus. Mit etwas Honig und Raute werden sie als Umschlag auf entzündete (schwärende) Brüste, auf Ablagerungen (Abszesse) und Verrenkungen gelegt. Mit Zwiebeln, Salz und Honig wirken sie beim Biß des Hundes und Menschen. Mit dem Schneckenhause gebrannt und auf den Nabel gelegt, lindern sie Leibschneiden, die gebrannte, in Wein und Öl zerriebene Schale bewirkt als Pomade bei Kindern schönes Haar und stärkt das nach der Kahlheit ausfallende. Auch die Menstruation stellt der Kern, wenn er gebrannt, fein gerieben und mit Wein als Zäpfchen appliziert wird. Die Kerne alter Nüsse heilen Brand, Karbunkel, Geißaugen und Fuchskrankheit, wenn sie zerquetscht und als Umschlag angewandt werden, in kurzer Zeit. Aus den gestoßenen und gepreßten Nüssen wird auch ein Öl gewonnen. Die frischen sind aber dem Magen weniger schädlich, da sie süßer sind; deshalb werden sie dem Knoblauch zugesetzt, um ihm die Schärfe zu nehmen. Als Umschlag beseitigen sie auch blutunterlaufene Stellen. Die Walnußblätter wurden früher viel zu antiskrofulösem Tee verwendet. Celsus (121) zählt die Walnüsse unter den schlecht bekommenden Dingen auf. Bei Bleiweißvergiftung gibt Celsus zerriebene Walnüsse in Wein, wobei in Alkohol unlösliches gerbsaures Blei entsteht, so daß dieses Gegenmittel als ganz rationell bezeichnet werden muß. — In Bayern (300) wird ein Scheit vom Welschnußbaum ins Osterfeuer vor der „Kirchtüre“ geworfen (hier tritt der Welschnußbaum bereits an die Stelle des alteinheimischen Haselnußholzes). Schon der Schatten der Walnußstaude soll dem darunter Schlafenden leicht Kopfweh machen. Der Saft der grünen Welschnußschalen ist ein Mittel gegen Hals- und Rachenschmerzen, Heiserkeit und Keuchhusten. Auch wird derselbe zum Schwarzfärben der Haare benützt.

Ist das Jahr an Nüssen reich, kommen in demselben viele Knaben auf die Welt (Steiermark 319 a).

Ein Trientiner Sprichwort sagt: Pam e nos, Mangiar da spos (Brod und Nüsse, ein Essen für Brautleute); das Essen der Nüsse gilt im Brautstand als sehr zuträglich (269a).

In Böhmen glaubt man, daß die Nußblätter Flöhe vertreiben, und legt sie zu diesem Zweck in die Strümpfe.

Die Slowaken (309) legen Nuß- und Krautblätter auf Geschwülste auf. „Pripory" heißt bei den Slowaken (309) eine Krankheit kleiner Kinder (wahrscheinlich Lungen- oder Rippenfellentzündung), wobei sie schwer atmen, und ihnen die Seiten „fluktuieren". Gegen dieses Übel trägt man das Kind dreimal um einen Nußbaum, wobei man Kind und Stamm mit Schmer schmiert unter Hersagen dieses Spruches: „Gehe, du Sonne, hinter die Berge, und diese pripory unter die Nußbaumrinde." — Wer in offenen Wunden ein „lebendes Haar" hat, dem treibt man es mit dem ausgepreßten Safte grüner, unreifer Nüsse aus. Was man unter dem „lebenden Haare" versteht, konnte unser Gewährsmann Holuby nicht erfahren; vielleicht Maden?

Der Nußbaum ist der Lebens- und Schicksalsbaum in Bosnien (419). In Ljubinje will niemand in jungen Jahren einen Nußbaum pflanzen, weil man glaubt, daß der Pflanzer auch verdorren müsse, sobald der Nußbaum verdorrt. Im Bezirke Sarajevo dürfen in der Nähe von Häusern stehende Nußbäume nicht umgehauen werden, denn sobald der Baum verdorrt, ereilt denjenigen, der ihn umgehauen, das gleiche Schicksal.

Obstkuren sind in der Volksmedizin beliebt und finden auch Eingang in die wissenschaftliche Heilkunde. Eine Type der Obstkur als Kräftigungskur bei Schwäche, Rekonvaleszenz, Abmagerung, Säfteverlust, Blutarmut, Bleichsucht, chronischem Bronchialkatarrh mit Abmagerung, (beginnender) Lungenschwindsucht ist nach Borntraeger (Diätvorschriften, 1895) die folgende: Geringe Mengen süßen Obstes mit reichlicher kräftiger, saftiger Nahrung, zumal Fleisch, Fett und Mehl, auch Wein genießen. Vor allem Weintrauben, am besten die süßen feinschaligen Sorten (aus Ungarn, Südfrankreich, Italien, der Schweiz, aber auch vom Rhein), weiter Himbeeren, Erdbeeren, Reineclauden. Die Kur, welche 4—6 Wochen dauert, ist stets nur mit einer Obstsorte zu machen. Ausführung. $^1/_2$—$1^1/_2$ Kilo Weintrauben oder anderes Obst werden, ohne Schalen und Kerne, in 3 Portionen täglich genossen, und zwar $^1/_3$ nüchtern 1 Stunde vor dem ersten Frühstück, allein oder mit Brotrinde, oder wenn dies nicht vertragen wird, 1 Stunde nach dem ersten Frühstück; $^1/_3$ 1 Stunde vor dem Mittagessen; $^1/_3$ zwischen 5 und 6 Uhr, spätestens 1 Stunde vor dem Abendessen.

Die Obstkur als Entziehungskur bei Fettsucht, Blutstauung in den Unterleibsorganen, Hämorrhoiden, Kreislaufsstörungen, Stuhlverstopfung, chronischem Darmkatarrh, Steinbildungen, Gicht, chronischen Nieren- und Blasenentzündungen, chronischem Bronchialkatarrh bei robusten Personen, Skrofulose wird nach Borntraeger in folgender Weise ausgeführt: Große Mengen zuckerarmen Obstes bei übrigens enthaltsamer Diät, also bei wenig Fleisch, Fett, Mehl, Alkohol, Zucker, genießen. Vor allem Weintrauben, am besten die sauren, feinschaligen Sorten (von Schlesien, Norddeutschland, Neckar, Mosel, auch Rhein), weiter Kirschen, Johannisbeeren, Stachelbeeren. Die Kur, welche 4—6 Wochen dauert, ist stets nur mit einer Obstsorte zu machen.

Odermennig (Agrimonia Eupatoria L.), Ackermennig, Leberklette, Steinwurz, eine Rosazee, deren Kraut offizinell war. Eine altberühmte Heilpflanze, welche der Pallas Athene geweiht war. Dioskurides (151) und Plinius (543) sprechen von

ihr; sie ist noch heute ein Volksmittel gegen Lungenleiden. Im Arader Komitat nennen die Slowaken die Pflanze „boži bič“ = Gottesgeißel. Mit der Abkochung des Krautes samt Blüten werden Wunden ausgewaschen; bei Halsentzündung braucht man es als Gurgelwasser. Das Kraut, mit Wacholderbeeren in Wein gekocht, gebraucht man gegen Brustbeschwerden (Lungen- und Luftröhrenleiden).

Öl, flüssige organische Verbindung, zumeist aus Oliven, den Früchten des Ölbaumes (Olea europaea L.) gewonnen. Nach Dioskurides (151 I 136) haben die Blätter des Ölbaumes zusammenziehende Eigenschaften; fein gestoßen wirken sie als Umschlag bei roseartigen Hautentzündungen, kriechenden Geschwüren, Karbunkeln, um sich fressenden Geschwüren und Nebennägeln, mit Honig umgeschlagen, reißen sie den Schorf ringsum auf. Sie reinigen mit Honig als Umschlag aber auch schmutzige Wunden, zerteilen entzündete Schamdrüsen und Geschwülste und verbinden die getrennte Kopfhaut. Als Kaumittel heilen sie dann auch Geschwüre im Mund und Soor. Ihr Saft und ihre Abkochung tun dasselbe. Der Saft, im Zäpfchen angewandt, hält den Blutfluß und (weißen) Fluß der Frauen zurück, ebenso die Bildung von Geschwülsten und Blattern in den Augen. Auch selbst Wunden und alte Flüsse bringt er wieder in Ordnung. Darum eignet er sich auch in der Mischung mit Augenwasser gegen angefressene Augenlider. Zur Saftbereitung muß man die Blätter stoßen, Wein oder Wasser dazu gießen und auspressen, ihn in der Sonne eintrocknen und formen; besser ist aber der mit Wein ausgepreßte, er eignet sich zur Aufbewahrung eher als der mit Wasser bereitete. Er wirkt auch bei eiterigen und schwärenden Ohren. Die Blätter mit ungeröstetem Gerstenmehl zusammen sind als Umschlag nützlich bei Magenleiden. Auch werden die Blätter samt den Blüten in einem rohen Topfe gebraunt, dessen Öffnung mit Lehm verstopft ist, bis zum Glühen des Tiegels; dann werden sie mit Wein abgelöscht, wiederum mit Wein vermischt und ebenso gebrannt, darauf werden sie wie Bleiweiß gewaschen und geformt.

Abb. 172. Odermennig (Agrimonia Eupatoria)

Dioskurides (151 I 140) schreibt ferner: Ölsatz ist der Bodensatz des ausgepreßten Olivenöles; dieser, in einem kupfernen Kessel bis zur Honigkonsistenz eingekocht, adstringiert, ist wirksam gegen Zahnschmerzen und Wunden, wenn er mit Essig, Wein oder Honigwein als Salbe verwandt wird. Er wird auch den heilkräftigen Augenmitteln und den hautbildenden Mitteln zugemischt. Mit dem Alter wird er besser. Sehr dienlich ist er als Klistier bei Geschwüren im After, in der Scheide und Gebärmutter. Mit dem Saft unreifer Trauben bis zur Honigkonsistenz gekocht und umgeschlagen, zieht er verdorbene Zähne heraus. Mit einer Abkochung von Lupinen und Mastixdistel eingeschmiert, heilt er die Krätze der Haustiere. Ungekocht und frisch in warmer Bähung hilft er denen, die an Rheuma und Gicht leiden. Auf Schaffell gestrichen und Wassersüchtigen umgelegt, vertreibt er die Geschwulst.

Plinius (543 XV 9) betrachtet den Ölsatz als einen Bestandteil der Olive, als einen bitteren Saft, welcher durch Wasser entsteht und daher bei vieler Nässe sich in größerer Menge bildet. Die Oliven wurden überdies noch mit heißem Wasser

übergossen und gleich ganz unter die Presse gebracht, um den Ölsatz zu entfernen. Varro (De re rust. I 55) und Plinius (s. d.) räumen dem Ölsatze großen Nutzen ein, namentlich soll er gegen Ungeziefer am Getreide, bei einigen Krankheiten der Tiere und Bäume dienen und zum Tränken der Holz- und Tongefäße, sowie verdünnt als Dungmittel usw. vorteilhafte Verwendung finden (Berendes s. d.)

Die Bibel und der Koran (517a) rühmen das Olivenöl. „Der Baum, der vom Berge Sinai stammt, und der Salböl hervorbringt und eine Zukost zur Speise" (Sure XXIII 20). In neuerer Zeit wird auf den Wert der Olivenblätter und damit des Olivenöles als innerliches Mittel bei verschiedenen Krankheiten aufmerksam gemacht. Man benützt die Blätter in verschiedener Form als nervenstärkendes und fieberwidriges Mittel. Im Jahre 1843 hat ein Mann namens Maltaß nach dem „Lancet" erkannt, daß bei einer schweren Fieberepidemie auf der Insel Mytilene Abkochungen von Olivenblättern eine heilbringende Wirkung ausübten, als der Vorrat an Chinin zu Ende gegangen war. „Lancet" knüpft hieran die Bemerkung, daß man alte Kräuter nicht verachten und nicht durch andere Mittel ersetzen solle, wenn jene als gut erkannt wären.

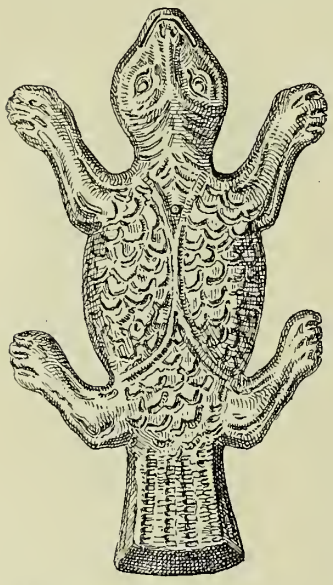


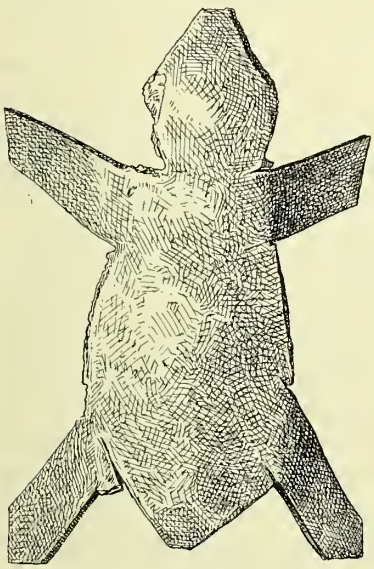
Abb. 173. Silberne Opferkröte von Altötting, 3/4 n. Gr.

Der Bauer und Senner in Bayern (300) hält sehr viel auf die Öle zum Schmieren, namentlich auf das Bilsenkrautöl, das gegen Schmerzen in unverdientem Rufe steht; das Lilienöl (Lilium bulbiferum), welches meist ranzig gegen Verbrennungen, Rotlauf und Hauthitze verwendet wird; das Speicköl (Lavendelöl); dieses und das Lilienöl werden hauptsächlich gegen Ohrenschmerzen ins Ohr getropft; das Leinöl dient bei Verbrennungen oder als heißer Umschlag bei Krupp und Pseudokrupp; das Hanföl bei eiteriger Brustdrüsenentzündung; das Chrysamöl, d. h. das geweihte Salböl, ist ein hexenvertreibendes Mittel, ebenso das noch unter dem Gebetläuten geholte „Ewige-Licht-Öl" der Kirche. Das Kümmelöl wird bei Koliken der Kinder eingerieben; das Baunscheidtöl (Euphorbium) wenden nur einzelne Kurpfuscher bei Lungenentzündungen an, die sie mittels Baunscheidtismus heilen zu können sich anheischig machen.

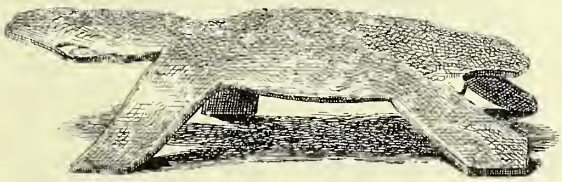
Holuby (309) schreibt uns von den Slowaken: In Znio-Váralja im Turócer Komitat bestand in früheren Jahrhunderten eine damals berühmte Jesuitenapotheke, deren Praktikanten und Laboranten die Bereitung und Mischung mehrerer Medikamente, besonders der Öle, abgelernt haben und dann unter dem Namen „Olejkáci" nicht nur in Ungarn und den benachbarten Ländern, sondern auch durch das weite Rußland als ambulante Apotheker herumvagierten und mit ihren Medikamenten, besonders mit Ölen, alle erdenklichen Krankheiten auf Geratewohl kurierten. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde das Gewerbe der „Olejkáci" schwunghaft betrieben. Es kursieren im Volksmund eine Menge von Wunderheilungen schwerer Krankheiten, welche die „Olejkáci" mit ihren Ölen zuwege gebracht haben sollen, und wie manche dafür fürstlich bezahlt wurden und als reiche Männer nach Hause zurückkehrten.

Oller, nordgermanischer Wintergott, der die Pestkrankheiten im Totentanze bringt und den Ollersacker (Friedhof) bevölkert (300).

Opfer. Bittopfer, Dank- und Freudenopfer lassen sich seit dem grauen Altertum bis auf den heutigen Tag überall verfolgen. Ein Beispiel aus dem Leben der Naturvölker unserer Zeit möge als Einleitung genügen: Die Landtumbonoas (Nordborneo) sind Heiden, sie glauben an gute und böse Geister, Träume usw. Von vielen ihrer Leute glauben sie, es wären Zauberer. Den Geistern bringen sie Opfer, wie Hühner, Schweine, seltener Büffel. Ihr Tun und Lassen machen sie von dem Ausgange solcher Opfer abhängig. Auch in Krankheitsfällen nehmen sie zu solchen Opfern Zuflucht.



Über Opferkröten und ihre Beziehungen zu Frauenleiden (s. Kröte) berichtet W. Hein (275): Auf meiner Urlaubsreise im Jahre 1900 fand ich in der Kümmernußkapelle zu Stadleck in Bayern (bei Braunau am Inn) eine Opferkröte aus rotem Wachs, ein Vorkommen, das insoferne von Belang ist, als es zeigt, daß auch die heilige Kümmernuß bei Krankheiten der Gebärmutter um Hilfe angegangen wird. Ja, sie wird sogar in die engste Beziehung zur Mutter Gottes gebracht, da in der von den Eheleuten Leingartner im Jahre 1883 der



a b

Abb. 174. Eiserne Opferkröte von Weiler im Unterelsaß, 1/2 n. Gr.; a Oberansicht, b Seitenansicht

schmerzhaften Mutter Gottes geweihten Kapelle, welche sich am Nordende von Neuötting befindet, ein Votivbild hängt, das die gekreuzigte bärtige Kümmernuß mit dem vor ihr knienden Geiger zeigt. Darunter steht die Inschrift:

> O du glorwürdige Martyrin heilige
> Jungfrau Kümmerniß! du kennst mein
> Anliegen, hilf mir in vieler Qual
> und Kümmerniß, um dieses bittet dich
> deine Verehrerin M. Z. Neuötting.

Es liegt hier offenbar eine Verwechslung der heiligen Kümmernuß mit der schmerzhaften Mutter Gottes vor, die wahrscheinlich auf einer vermuteten Beziehung des Namens der Heiligen, die übrigens von der Kirche gar nicht anerkannt ist, zu der kummergebeugten Gottesmutter beruht. Auch in der Kapelle der sieben Schmerzen Mariä zu Altötting befindet sich ein der heiligen Kümmernuß gewidmetes Votivbild. (Siehe heilige Kummernis).

In einem Gold- und Silberwarenladen zu Altötting sah ich in der Auslage eine aus Silberblech gearbeitete Kröte, die auf schwarzem Samt innerhalb eines ovalen vergoldeten Metallrahmens befestigt war. Die Inhaberin des Ladens sagte mir, daß

diese Darstellung eine „Bärmutter" sei und von Frauen geopfert werde. Man opfere aber meistens wächserne „Bärmuttern"; sie selbst verkaufe im Jahre nur einige wenige silberne. Der Preis einer solchen Kröte beträgt 5 Mark. Wie die Abbildung 173 zeigt, hat die „Bärmutter" einen breiten stumpfen Schwanz, der auf eine Nachahmung der wächsernen Vorbilder, welche aus technischen Gründen diesen Schwanz haben, hinweist. Die Länge der Kröte beträgt 9,3 Zentimeter, die beiden Durchmesser des Rahmens messen 11 und 14 Zentimeter. Um zu erproben, ob der Name „Bärmutter" landesüblich ist, verlangte ich in einem Wachszieherladen zu Altötting ohne weitere Erklärung eine „Bärmutter" und erhielt sofort um wenige Pfennige eine wächserne Kröte ausgefolgt. Häufig scheinen jedoch diese Opferkröten nicht dargebracht zu werden, da ich mich vergeblich mühte, in der Kirche solche zu finden; auch in der Schatzkammer blieb mein Nachforschen ergebnislos. In der dem hl. Rasso geweihten Wallfahrtskirche zu Grafrath am Ammersee fand ich innerhalb des Grabgitters auf der Marmorplatte, die den heiligen Leib deckt, 6 Wachsfiguren, und zwar 4 Frauen und 2 Männer in betender Haltung, die erst kürzlich geopfert worden waren. In dem gewöhnlich abgeschlossenen Emporium, das ich mir öffnen ließ, fühlte ich mich wahrhaft in ein anatomisches Museum versetzt. Neben verschiedenen Opfergaben, wie man sie sonst auch häufig trifft, finden sich in Spiritus sorgfältig aufbewahrt mancherlei Teile des menschlichen Körpers, namentlich Fingerglieder. An einigen dieser Gläser ist deren Herkunft und Geschichte genau angegeben. Außerdem fand ich dort 2 silberne „Bärmuttern". Es ist also selbst der hl. Rasso (der weltliche Graf Rath) zu einem Helfer auch in Frauennöten geworden. In der Schatzkammer des Klosters Andechs befindet sich ebenfalls eine silberne Bärmutter.

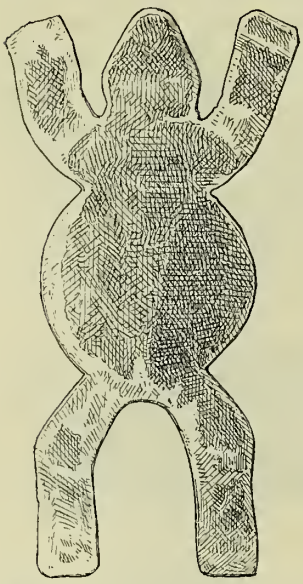


Abb. 175. Opferkröte aus Eisenblech von Weiler im Unterelsaß, 1/2 n. Gr.

Die westlichste Grenze des Vorkommens der Opferkröten scheinen die Vogesen zu bilden. Im Jahre 1882 beschrieb Virchow in der „Zeitschrift für Ethnologie" (Verhandlungen XIV 315) eine eiserne Kröte aus dem Museum Engel-Dollfuß in Dornach bei Mülhausen, die auf dem „Vitsberg" bei Zabern gefunden wurde. Heute ist sie im Museum zu Mülhausen aufbewahrt. August Stöber (Die Sagen des Elsaßes, St. Gallen 1852), sagt bei Besprechung des St.-Veits-Tanzes (S. 244): „Hysterische und unfruchtbare Weiber opfern dem Heiligen eiserne Kröten." In der von Kurt Mündel besorgten neuen Ausgabe dieses Buches (Straßburg 1892) gibt der Herausgeber an, daß ihm 2 Orte im Elsaß bekannt sind, wo das Opfern von eisernen Kröten noch im Gebrauch ist und wo man sie noch heute niedergelegt sieht: St. Veit (der oben genannte „Vitsberg", richtiger die Veitsgrotte bei Zabern) und das Missionskreuz oberhalb Weiler bei Schlettstadt. Das Vorkommen der eisernen Kröten bei Weiler erwähnt Mündel schon in dem von ihm bearbeiteten Vogesenführer (1886 4. Aufl. S. 209).

Anläßlich meines kurzen Aufenthaltes im Elsaß fuhr ich über Schlettstadt nach Weiler und fand dort mitten auf dem Friedhofe vor einem sehr hohen Kreuz auf einem ganz flachen Hügel neben vielen hölzernen, aus Brettern geschnittenen Armen, Beinen und auch ganzen Menschenfiguren eine eiserne Kröte. Da aber trotz stundenlangen Zu-

wartens der Platz immer von betenden Frauen bewacht war, so wagte ich es nicht, mich in den Besitz des mir wertvollen Opfertieres zu setzen, und wandte mich daher an den Apotheker Rudolf Irenschmidt in Weiler, der mir berichtete, daß ehemals solche Kröten in größerer Anzahl geopfert wurden. Manche Besucher nahmen sich solche als willkommene Briefbeschwerer mit. Er versprach mir, bei günstiger Gelegenheit diese Kröte zu senden und mir nähere Angaben zu machen. Zu meiner Freude erhielt ich mit einem Begleitschreiben vom 16. November 1900 nicht nur die von mir gesehene, sondern noch eine zweite Kröte. Die eine Opferkröte aus Elsaß, die ich in Seiten- und Obenansicht vorführe, ist aus starkem Eisenblech mit einem Stemmeisen roh ausgehauen. Sie ist offenbar eiligst auf Bestellung aus dem nächstbesten Eisenblech verfertigt worden. Die Beine sind schwach gebogen, so daß das Tier zu kriechen scheint. Der Kopf ist kaum merklich nach oben, der dreieckige Steiß nach abwärts gerichtet. Die Länge beträgt 13,5 Zentimeter, die Höhe in der Mitte 1,2 Zentimeter. Die andere Opferkröte ist mit einer Blechschere ziemlich aufmerksam aus einem Stücke dünnen Eisenbleches geschnitten, das auf der Oberseite zum größten Teil noch einen schwarzen Anstrich zeigt. Es ist auch diese Kröte ein Gelegenheitswerk, und schon der schwarze Anstrich verrät, daß das verwendete Eisenblech vordem anderen Zwecken diente.

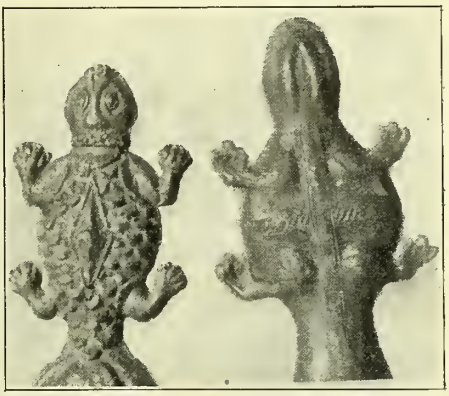


Abb. 176. Opferkröten; links aus Blei (Mödling bei Wien), rechts aus rotem Wachs (Salzburg) (Museum für Volkskunde in Wien)

Die Kröten werden in erster Linie bei Krebskrankheiten, hauptsächlich bei Gebärmutterkrebs geopfert; ferner opfern schwangere Frauen, die vor einer Kröte erschrocken sind, eiserne Kröten, damit das neugeborene Kind nicht etwa ein Zeichen mit auf die Welt bringt. Die Figuren werden von Schlossern oder Schmieden hergestellt, und es soll, wenn Patient mit gläubigem Herzen fest auf die Hilfe Gottes vertraut, stets Heilung eintreten.

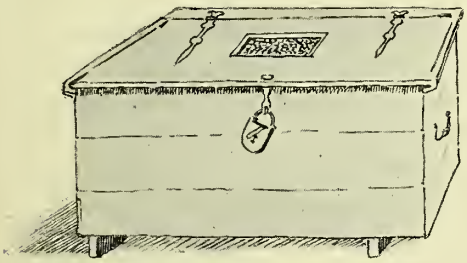


Abb. 177. Opfertruhe von Haselbach

H. von Preen (552) bespricht die Opferung aus Tonkopfurnen in Haselbach bei Braunau am Inn und in Taubenbach. Hinter dem Hauptaltare der Kirche in Haselbach an seiner Rückseite sowie ihr gegenüber konzentriert sich der für diese Kirche charakteristische Kult der Opferung aus Tonköpfen oder Kopfurnen. An der Rückwand der Kirche, unterhalb der Nische, bemerken wir eine Holztruhe, auf der die zur Opferung bestimmten Tongefäße ihren Platz haben. Der Holzkasten enthält die geopferte Getreidefrucht, welche der Meßner durch das auf dem Deckel angebrachte Drahtgitter hineinschüttet. Leider haben sich nicht viele Gefäße bis auf unsere Tage erhalten; aber die wenigen, die noch den Kasten zieren, verdienen entschieden, einem größeren Kreise nicht vorenthalten zu werden. Es sind nur mehr die hier abgebildeten 6 Urnen vorhanden. Kopfurne (Abb. 178), aus lichtem Tone hergestellt; sie mißt in der Höhe 27 Zentimeter und am

Abb. 178. Vorder- und Seitenansicht einer Kopfurne von Haselbach

oberen Rande 24 Zentimeter. Dieses Stück ist meiner Ansicht nach das interessanteste und einzige Exemplar, das oben ganz offen ist und mit Recht den Namen Kopfurne verdient.

Kopfurne (Abb. 179), von rötlicher Farbe, ähnlich jener der Blumengeschirre, stellt einen Mädchenkopf dar, ist 27 Zentimeter hoch und mit sehr kleiner, höchstens 4 Zentimeter breiter Kopföffnung versehen. Dieser Kopf mit reichem Flechtenschmuck ist gut modelliert bis auf die Nase, die dem Bildner doch etwas zu stumpf geraten ist. Das Alter dieses Gefäßes ist schwer anzugeben; ich glaube aber, daß es nicht über den Beginn des 19. Jahrhunderts hinausreicht, also jedenfalls viel jünger ist als die vorbeschriebene Urne. Trotz alledem steht dieser Frauenkopf als Original einzig da.

Abb. 179. Vorder-, Seiten- und Rückenansicht einer Kopfurne von Haselbach

Kopfurne (Abb. 180), aus demselben Material, ist 12 Zentimeter hoch und hat eine Kopföffnung von 5 Zentimeter Durchmesser. Sie unterscheidet sich von den anderen darin, daß am Hinterkopfe horizontale, parallel laufende kleine Wülste sichtbar sind. Die beiden letzten Kopfurnen dürften gewiß über 100 Jahre alt sein.

Es war nicht leicht, aus dem Gewirre der Aussagen, welche die verschiedensten Personen über die Wunderkraft des hl. Valentin zum besten gaben, klug zu werden. Die einen behaupteten, daß die Tonköpfe nicht in Verbindung mit dem hl. Valentin stehen, und die anderen sagten wieder das Gegenteil. Jedenfalls ist nicht leicht anzunehmen, daß in unserer Zeit, denn um diese handelt es sich vorderhand, die Tonkopfopferung ohne Anrufung irgendeines Heiligen vor sich geht. Im Gegenteil glaube ich, daß die vielen Votivtafeln hinter dem Altar des

Abb. 180. Vorder- und Seitenansicht einer Kopfurne von Haselbach

hl. Valentin, also in unmittelbarer Nähe des Getreidekastens, mit diesem Kult zusammenhängen.

Man sieht an der Rückseite des Altars die verschiedenartigsten Votivbilder, zirka 50 an der Zahl; alle haben in der Mitte einen Nagel, an dem die Zeugen von durch die Fürbitte Valentins glücklich überstandenen Krankheiten oder Operationen hängen, wie hohle Zähne, Wurzeln abgefressener Zahnkronen, Kinderzöpfe, Kinderhäubchen; sogar aus Holz geschnitzte Nachbildungen von Lunge, Leber und Herz hängen über die Bilder herab. Es unterscheidet sich das Gesamtbild dieser Rückwand in nichts von jenem in anderen Wallfahrtsorten. Dessenungeachtet lasse ich doch noch einige Charakteristika folgen, die zur Illustration des Ganzen beitragen. In den meisten Votivbildern schwebt St. Valentin vom Himmelsstrahl beleuchtet, unter ihm knien Eltern mit einem Kind. Nur vereinzelt variiert dieses Thema, wie z. B. bei einem aus dem Jahre 1863, wo Valentin mit Christus und dem hl. Sebastian im Himmel thront; unter ihnen betet eine Frau und rechts von ihr ist „ex voto 1863“ zu lesen. Wieder ein anderes zeigt Christus mit dem Kreuz und St. Valentin, unter der Gruppe kniet ein Bauer, daneben steht die Jahreszahl 1815. Von den Inschriften hebe ich nur folgende hervor, die zu den längsten gehören; sonst begnügt man sich mit dem einfachen „Ex voto“:

Abb. 181. Vorder-, Seiten- und Rückenansicht einer Kopfurne von Haselbach

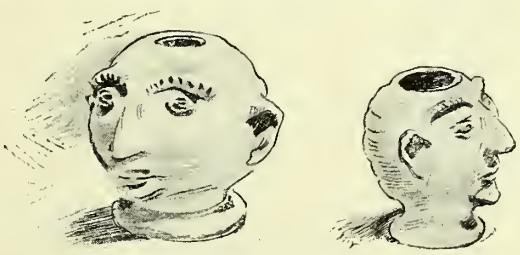


Abb. 182. Kopfurnen von Haselbach

„Zwei gewisse Eheleute haben sich allhierher verlobt wegen ihren Sohn der hinfallenden Fraiß durch Fürbitt des Hl. Valentin bei Gott geholfen.“ Eine andere Inschrift sagt kurz: „Thekla Brammel danket Maria. 1863.“

Die Opferung von Getreide, das von neunerlei Orten zusammengebettelt sein muß, hilft hauptsächlich gegen Kopfweh.

Bei Zahnweh ist folgendes zu beobachten: Der mit Schmerz Behaftete geht zum heiligen Quell unweit der Kirche, taucht die Hand ins Wasser und bestreicht die Wange, wo der schmerzende Zahn ist, vom Ohr angefangen abwärts, ja nicht umgekehrt, mehreremal mit der nassen Hand; dann wird er gesund, aber nur, wenn er den festen Glauben hat, daß St. Valentin ihm helfen wird. Merkwürdig bei dieser Sache ist, daß hier der hl. Valentin eigentlich die Heilung verrichtet, die der Zahnheiligen, Apollonia, zugehört. Der schon besprochene heilige Quell außerhalb der Kirche dient auch zum Augenwaschen. In diesem Falle verspricht man sich der hl. Maria, und die geopferten Wachsaugen legen Zeugnis von dem Gesagten ab. Um noch einen Beweis zu liefern, wie sehr die einzelnen Heiligen keine streng gesonderte Wunderkraft besitzen, sei noch erwähnt, daß in der Kapelle „zum Herrgott im Tal“ bei Brannau meist Votivbilder zu finden sind, die geheilte Tiere darstellen. Es geht aus all dem Gesagten hervor, daß im Laufe der Jahrhunderte die Wunderkräfte der einzelnen Heiligen sich immer mehr vermischten.

Unser Autor fährt fort: Der Brunnen bei Taubenbach hat eine Weite von 50 Zentimetern. In der Albankapelle ist weiter nichts zu bemerken als ein Bild des hl. Alban,

unter dem zu lesen ist: „Durch Albans Fürbitte wird geheilt Fraiß, Kopfweh und Gliedersucht."

Beim Betreten der Albankapelle fallen dem Besucher sofort die auf einem Tisch in großer Anzahl aufgehäuften Tonköpfe auf und an den Wänden die Ex-voto-Bilder, ganz wie in Haselbach. Unweit des Tisches steht die Truhe mit der vergitterten Öffnung, in die das Getreide geschüttet wird. An der Ostseite der Kapelle ist natürlich der Albanusaltar angebracht. Der kleine Raum ist mit allerlei ausgefüllt, was nicht direkt mit dem Kult in Verbindung steht, überhaupt scheint die Benützung der Albankapelle, wie mir auch der Pfarrer bemerkte, keine große mehr zu sein, nur ab und zu wird Getreide geopfert; dessenungeachtet aber sieht der Pfarrer darauf, daß kein Tongefäß fortgeschleppt wird.

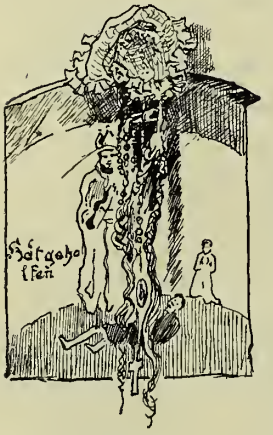


Abb. 183
Votivbildchen mit aufgehängtem Kinderhäubchen von Haselbach

Abb. 184
Hölzerne Votivlunge von Haselbach

Ehe ich die Wirksamkeit und die Legende des hl. Alban bei Taubenbach einer Betrachtung unterziehe, versuche ich, in Kürze die meiner Meinung nach bezeichnendsten Formen unter den 40 Köpfen hier vorzuführen. Alle diese Gefäße sind aus gewöhnlichem Ton, der etwas ins Rötliche spielt, gefertigt, und zwar sind die Fabrikanten dieser Dinge gar nicht so weit von Taubenbach entfernt gewesen.

Mein erster Gang in Taubenbach galt dem dortigen Pfarrer, er war der Meinung, daß die Opferung aus Tonköpfen, die man schlechtweg „Köpfe" nennt (das Wort „kedere Köpfl" ist hier wie in Haselbach nicht bekannt), deshalb dem hl. Alban zugeschrieben wird, weil die Legende von ihm erzählt, daß er nach seiner Enthauptung den Kopf noch eine halbe Stunde weit trug. Diese Meinung ist aber schon durch das über Haselbach Gesagte entkräftet. Zudem gibt es noch 2 Heilige, den hl. Dionysius und den hl. Eusebius, von welchem letzteren mir folgendes aus Tirol geschrieben ward: „Der hl. Eusebius, ein Schottländer, Konventuale des Stiftes St. Gallen, lebte um das Jahr 850, war ein Freund Kaiser Karls des Dicken und erlitt in der Brederis bei Rankweil durch heidnische Landleute den Martertod. Nach der Sage trug er sein Haupt auf den Viktorsberg hinauf, was Anlaß zur Gründung des dortigen, 1782 aufgelassenen Klosters gab." Von einer Opferung aus Tonköpfen bei den oben genannten Heiligen war nie die Rede.

Abb. 185. Votivbild von Haselbach

Beim Verlassen der Kapelle fiel mir noch eine Abnormität auf. Man sieht auf einem Votivbilde des hl. Alban einen Mann mit 3 Gesichtern, unter welchem Bild zu lesen ist, daß er von dieser höchst eigentümlichen Krankheit geheilt wurde. Weiter ist nichts Bemerkenswertes über die Tafeln zu berichten. Auch hier hängen in der Mitte Zähne und Zöpfe an Seidenfäden über die Bilder herunter.

Votivtiere

Ich bin mit der Beschreibung dieses Kultes und aller Umstände, die mit demselben in Zusammenhang stehen, zu Ende. Es drängt sich dem Leser jetzt natürlich die Frage auf, welchen Ursprung diese Opferung hat und wie weit ins Altertum sich dieser Gebrauch verfolgen läßt. Selbstverständlich ist es nicht meine Aufgabe, hierin ein endgültiges Urteil zu fällen; aber es möge mir gestattet sein, das, was ich ausfindig machen konnte über die Provenienz oben besprochener Gefäße, hier niederzulegen.

Ungefähr vor 20 Jahren hatte ich eine Haselbacher Kopfurne als Dekorationsstück

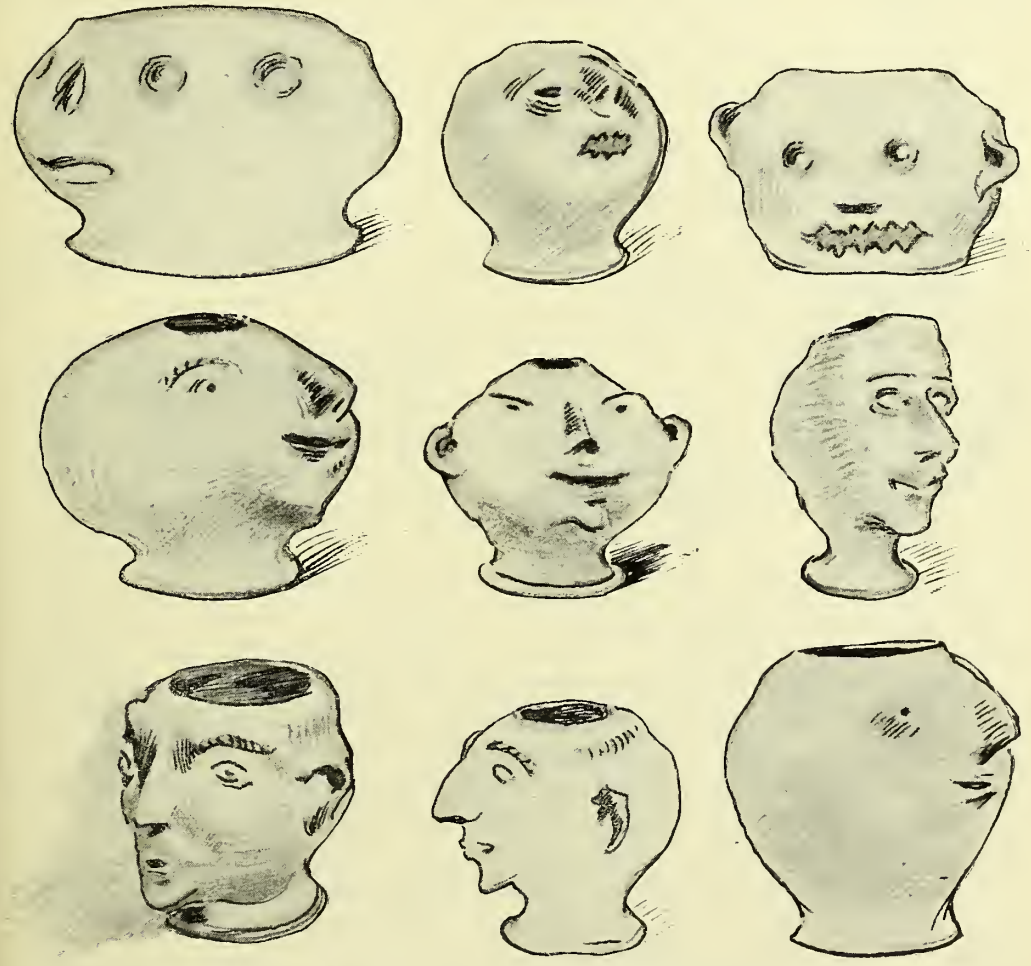


Abb. 186. Kopfurnen von Taubenbach

in meinem Münchener Atelier aufgestellt. Der Sohn des Malers Hausmann, welch letzterer mit dem Archäologen Lindenschmit befreundet war, sah das Gefäß und fragte mich, wo ich es ausgegraben hätte; es interessiere ihn, da sein Vater auch eines aus einem Römergrab aus der Mainzer Gegend besäße. Dieser Umstand, daß mein Freund den Haselbacher Tonkopf für römisch hielt, ließ mich schließen, daß zwischen beiden eine auffallende Ähnlichkeit bestehe. Meine Vermutungen in dieser Hinsicht wurden durch eine Unterredung mit Dr. W. M. Schmid am Nationalmuseum in München bestätigt.

Regierungsrat Dr. M. Much verdanke ich den Hinweis auf die von Lindenschmit publizierten Kopfurnen (420 a), deren Abbildungen ich hier wiedergebe. Ich wiederhole

hier zu den Abbildungen Lindenschmits Angaben: Braungefärbter Ton, verzerrte Darstellung eines menschlichen Kopfes. Fundort: Umgegend von Mainz. — Museum daselbst (bei Lindenschmit Nr. 10). Braungefärbter Thon. Aus einem Grab bei Kastel, Mainz gegenüber. — Museum zu Wiesbaden (bei Lindenschmit Nr. 13). Auch Glasköpfe sollen von dieser Art gefunden worden sein. Auch in Tulln, Niederösterreich, wurden solche Gefäße, wie mir Regierungsrat Dr. M. Much mitteilte, ausgegraben. Im Jänner des Jahres 1901 fand ich im Museum zu Karlsruhe Kopfurnen, die als eine Ergänzung zu den von Lindenschmit abgebildeten gelten können. (Abb. 187).

Heinrich Richly (581) beschreibt Opfertiere aus Unter-Wuldau (Vltavice dolní), welche sich derzeit im Museum der Stadt Neuhaus in Böhmen befinden. (Siehe Tafel.)

J. N. Bünker (98) liefert ebenfalls interessante Beiträge zur Frage der Opfer- oder Votivtiere. Er schreibt: Als ich zu Ostern des Jahres 1895 einige Tage in Lockenhaus bei Güns weilte, besuchte ich auch die Sammlung des Herrn Edmund v. Huszthy, welche sehr reich an volkstümlichen Gegenständen ist. Zu meiner Überraschung fand ich dort 5 eiserne Opfertiere, die, wie beschrieben stand, aus der Kirche in Kogel bei Pilgersdorf stammen.

a b c

Abb. 187. Kopfurnen; a und b aus Lindenschmits Werk, c aus dem Museum zu Karlsruhe

Postmeister Franz Popp teilt mir mit, daß in Kogel an den beiden Kirchweihfesten, von denen das eine am Oswalditage, das andere am Florianitage stattfindet, solche Tiere, aber auch menschliche Figuren: Männer, Weiber und Kinder, geopfert wurden. In früherer Zeit waren diese Opferfiguren aus Eisen oder Blech, in neuerer Zeit aus Wachs. Die eisernen Figuren sollen durch Zigeuner angefertigt worden sein.

Den Beweggrund zur Opferung schilderte mir Postmeister Popp wie folgt: „Ist in einem Haus ein Mitglied der Familie, Mann, Frau oder Kind, oder ein Stück des Viehstandes, Ochse, Kuh, Pferd, Schaf oder Schwein, erkrankt, so tut der Bauer oder die Bäuerin das Gelöbnis, im Falle der Genesung eine Wallfahrt zu unternehmen und dem Schutzpatron ein Opfer zu bringen. Dies Opfer besteht dann in einer Figur der Persönlichkeit oder des Tieres, worauf sich eben das Gelöbnis bezog."

Nach den Mitteilungen meines vollkommen sicheren Gewährsmannes sind in diesem Falle die Opfergaben mit voller Bestimmtheit auf Gelöbnisse zurückzuführen. Wir haben es hier also entschieden mit Votivgaben zu tun.

Im Interesse der weiteren Forschung teile ich noch mit, daß in früheren Jahren eiserne Tiere auch in Rattersdorf, zwischen Lockenhaus und Güns, dann am Vitusberge bei Güns, ferner noch 1870—71 in Schüsserlbrunn auf dem Hochlantsch und schließlich in der Kirche Maria Rehkogl in Frauenberg am Rennfelde bei Bruck a. M. geopfert worden sind; ob es auch heute noch geschieht, weiß ich nicht.

Die Kuh ist unschwer ebenfalls als Opfertier zu erkennen. Ich fand sie in einer alten Truhe auf dem Dachboden des Hauses der Wirtin Barbara Zlattinger in Trebesing bei Gmünd in Oberkärnten. Auf meine Frage, wie denn dieser Gegenstand dorthin gekommen sei, wurde mir folgendes gesagt: Dieses Tier ist eine Zauberkuh. Als es noch mehr Hexen und Zauberer gab, haben sie oft ein oder das andere Stück Vieh

im Stalle verzaubert, so daß es entweder keine Milch oder rote Milch gab oder krumm, d. h. lahm, wurde. Es hat dann auch Männer gegeben, die sich darauf verstanden, den Zauber zu lösen. Sie gruben unter der Türschwelle des Stalles oder an sonst einem Ort im Stall ein Loch, und dann fanden sie meistens eine solche Zauberkuh. Dadurch war der Zauber gelöst, und das Vieh wurde wieder gesund. Es ist nun wohl kein Zweifel, daß dieselbe Persönlichkeit, welche gegen gute Belohnung die Zauberkuh ausgrub, sie auch eingegraben und dem Vieh etwas angetan haben mußte.

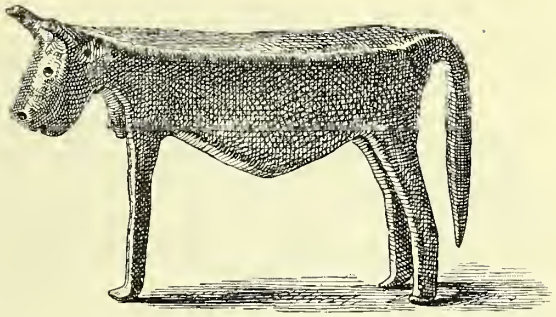


Abb. 188. Eiserne Zauberkuh von Trebesing, 2/3 n. Gr.

Bei den Juden in der Bukowina (140) ist es vor dem „langen" oder Versöhnungstage, „Kipur", welcher am zehnten Tage des Monats Tischri (September) gefeiert wird, Vorschrift, daß die Juden möglichst viel essen und trinken. Sie essen nur Geflügelfleisch. Vor der Schlachtung des Geflügels wird folgendes geübt: Der Mann nimmt einen — wenn möglich — weißen Hahn in die Hand, das Weib aber eine ebensolche Henne, welche sie dreimal über den Kopf drehen, jedesmal die Worte hersagend: „Durch dich werden mir die Sünden erlassen werden!" Hierauf wird das Geflügel unter den Tisch gegeben und dann geschlachtet. Diese Sitte nennt man „Kapores". Ist das Weib schwanger, so nimmt es außer der Henne auch ein Ei in die Hand, und zwar für das unter dem Herzen befindliche Kind, von dem man nicht weiß, welchem Geschlecht es angehören wird, geradeso wie man nicht weiß, welches Geschlecht das aus dem Ei zu brütende Küchlein haben wird.

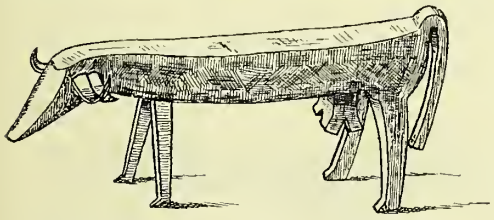


Abb. 189. Eiserne Opferkuh von Kogel, 4/9 n. Gr.

Ein wunderliches Überbleibsel des alten Opferkultus, verbunden mit Heiligenverehrung, findet noch in der Gegenwart im Pleskauschen am Johannistage statt (178). Es liegt dort der „Johannisstein", aller Wahrscheinlichkeit nach ein Altar aus der heidnischen Vorzeit. Schon um Mitternacht sammeln sich um denselben die Bettler der ganzen Umgegend, niederkauernd flüstern sie ihre Gebete; mit dem ersten Morgengrauen ziehen in Scharen die Bewohner der umliegenden Ortschaften herbei, Männer, Frauen und Kinder. Auf dem Steine werden brennende Wachskerzen aufgestellt und unter dem Gesange der Bettler tragen die Leute ihre Gaben auf denselben, in Kleidungsstücken und Viktualien bestehend. Die Milch, aus welcher die zum Johannisopfer bestimmten Butter und

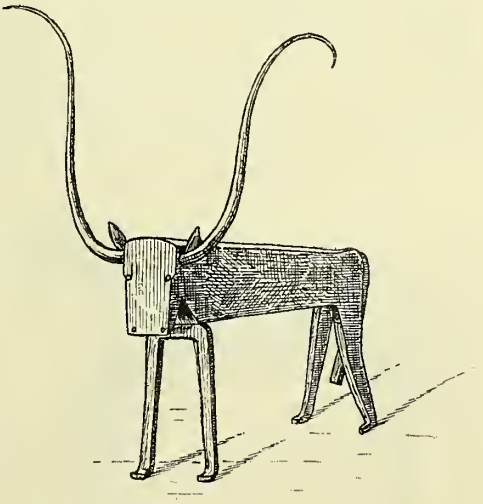


Abb. 190. Eiserner Opferochs von Kogel, 4/9 n. Gr.

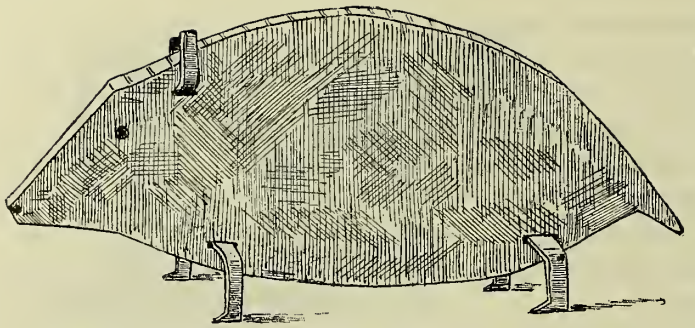


Abb. 191. Eisernes Opferschwein von Kogel, $^2/_3$ n. Gr.

Käse bereitet werden, ist kniend an 4 Donnerstagen unter folgenden Worten gemolken: „Reiner, heiliger Johannes, behüte meine Herde und mein Vieh nach Hause gehend und auf die Weide gehend! Lehre du, hinter dem Gesträuch, die Herde das grüne Gras fressen, behüte es im Walde vor Schaden, im Walde vor dem bösen Tiere! Reiner, heiliger Johannes, versprich den Kühen Milch!" Sind die Gaben auf dem Stein aufgehäuft, so kniet alles zum Gebete nieder.

Die Esten glauben an Wassergeister, denen Opfer in Brunnen und Quellen gelegt werden; doch müssen dieselben wohl sehr genügsam sein, denn das Opfer übersteigt selten den Wert einer Viertelkopeke. Wenn der Este sich an einer für besonders heilkräftig geglaubten Quelle die Augen wäscht, so verfehlt er nie ein solches Opfer, oft nur in einigen Fäden Wolle, einem Leinwandstückchen oder einer Feder bestehend, als Dank hineinzuwerfen. Die Fischer der Insel Dagö gießen bei ihrer ersten Ausfahrt im Frühjahr stets den ersten Becher ihres Bieres in den Boden des Kahnes aus mit den Worten: „Zuerst soll der Bursche etwas haben." Wo Strudel im Wasser sind, vermutet das Volk einen „Näkk", d. h. einen dort lebenden bösen Geist, der bei dem Kampfe des Erzengels Michael mit dem Drachen aus dem Himmel herab und ins Wasser gefallen ist. Der Näkk männlichen Geschlechtes ist dem Menschen feind und sucht ihm zu schaden; auf Dagö soll er einst ein ganzes Dorf hinab in die Tiefe gezogen haben, während der weibliche Näkk, die näki-neitsit, es gut mit dem Menschen meint. Gern sucht sie junge Männer in die Tiefe zu locken, mit denen sie, wie die Sage erzählt, in einem gläsernen Schloß im See herrlich und in Freuden lebt, bis die verbotene Neugierde dieselben antreibt, die Geheimnisse der näkid auszuforschen; dann ist der Zauber mit einem Schlage vorbei; der Ungehorsame befindet sich plötzlich wieder am heimatlichen Ufer. Doch sein Haus ist verschwunden, seine Angehörigen sind weggestorben, und er selbst ist ein steinalter Greis geworden, den keiner unter den Lebenden mehr kennt.

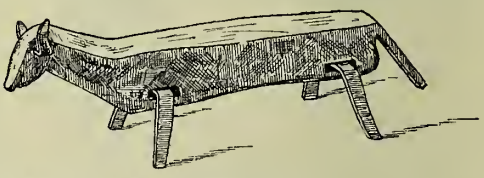


Abb. 192. Eisernes Opferschaf von Kogel, $^4/_9$ n. Gr.

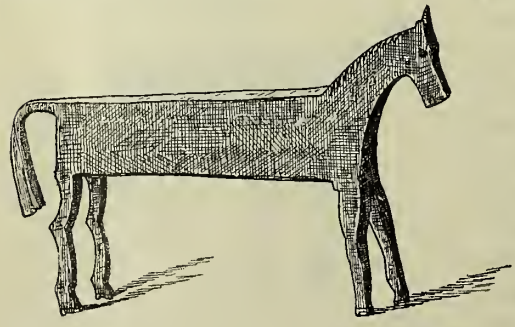


Abb. 193. Eisernes Opferpferd von Kogel, $^1/_3$ n. Gr.

Opium (Laudanum), der eingetrocknete Milchsaft der unreifen Mohnkapseln von Papaver somniferum L. (s. Mohn). Ein wichtiges Medikament der wissenschaftlichen Medizin, ferner ein Genuß- und Berauschungsmittel, das in China ähnlichen Schaden stiftet

wie in Europa und in Amerika der Alkohol. Im neunten Gesang der „Odyssee" (366) erwähnt Homer des Mittels der Helene (ägyptischen Ursprunges) gegen Kummer und Groll und aller Leiden Gedächtnis (wahrscheinlich thebaisches Opium).

> Dort bringt die fruchtbare Erde
> Mancherlei Säfte hervor, zu guter und schädlicher Mischung;
> Dort ist jeder ein Arzt und übertrifft an Erfahrung
> Alle Menschen.

Die Kenntnis des Opiums, schreibt Olpp (517), ist uralt; schon im hohen Altertum findet man die Mohnpflanze dargestellt als Sinnbild des Schlafes. Hippokrates bediente sich des frischen Mohnsaftes als eines Narkotikum. In Persien, nahe dem Stammsitz unseres Menschengeschlechtes, scheint die Unsitte des Opiumrauchens als Anregungsmittel zuerst aufgekommen zu sein. Im Sanskrit fehlt ein Name für Opium; auch die babylonischen Ausgrabungen haben keine neuen Anhaltspunkte über die Entstehung des Wortes gezeitigt, während sonst im ganzen Orient aus dem griechischen opos oder opios abgeleitete Bezeichnungen vorkommen, worunter man den eingetrockneten Milchsaft der Mohnkapsel (Papaver somniferum) verstand, im Gegensatz zu dem Mekoneion, dem minder wirksamen Extrakt der ganzen Pflanze. Offenbar hängt diese Erscheinung mit der Ausbreitung des Islam zusammen, dessen Bekenner durch den Genuß des Opiums Mut und Todesverachtung erlangten und in rauschähnlichem Zustand erhalten wurden. Vielleicht hat auch das Verbot des Weines den Mißbrauch des Opiums gesteigert. Ziemlich sicher ist, daß die Mohnpflanze vor der Tangdynastie 618—907 den chinesischen Ärzten unbekannt gewesen ist. Opium wurde erst im 9. Jahrhundert von den Arabern nach China gebracht. Chinesische Ärzte machten von der Droge erst gegen Ende des 10. Jahrhunderts Gebrauch. Jedenfalls war sie in China bekannt, kultiviert und gebraucht, lange bevor ein Europäer die ausländische Ware an den Küsten Chinas verkaufte. Die antike Pharmakopöe der Chinesen erwähnt das Opium nicht, dagegen ist es in den später vermehrten und verbesserten Auflagen derselben vertreten. In China ist das Opium unter dem Namen „O fu yung" oder „Afiyun", welches dem Arabischen entlehnt ist, bekannt, in der Volkssprache heißt es Op'in oder Ap'in. Der chinesische Chirurg Li shi tsun sagt darüber: Den Namen und die Bedeutung dieses

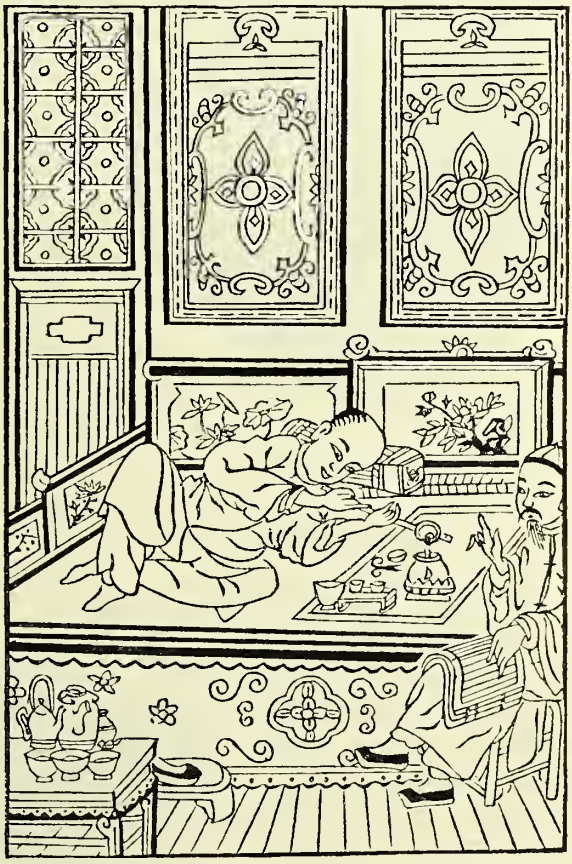


Abb. 194. Opiumraucher

Wortes kann man noch nicht erklären. Einige behaupten, daß die erste Silbe O dieselbe Bedeutung habe wie das Schriftzeichen ngo, welches „unser" heißt, und daß die Mohnblüte ähnlich der in China blühenden Fu-yung-Blume sei, daher „unsere fu yung" genannt würde. Dr. Li fährt dann weiter fort: „Früher sprach man sehr wenig von O fu yung, jetzt braucht man diese Medizin allgemein, und zwar versteht man jetzt unter O fu yung den Milchsaft der Pflanze Ang suk fa." Er beschreibt dann ganz korrekt die Gewinnung des Opiums, bezeichnet den Geschmack als sauer, zusammenziehend und legt dem Mittel eine „etwas giftige" Wirkung bei. Man wende das Mittel hauptsächlich gegen Darmleiden und Spermatorrhöe an. Das Volk sage: Es sei ein ausgezeichnetes Zaubermittel für das Ehebett. In Peking würden vergoldete Pillen aus dem Milchsaft gemacht, welche über 100 Krankheiten zu heilen imstande wären. Bezeichnend für die chinesische Heilkunst ist, daß er den getrockneten Milchsaft des roten Mohnes bei der „roten Ruhr", den des weißen Mohnes gegen die „weiße Ruhr" angewendet wissen will. Noch im 16. Jahrhundert, um 1511, war Opium in Indien, dem Stammlande seiner ersten Kultur, so teuer, daß nur reiche Leute sich den Luxus verschaffen konnten. Die Chinesen bezogen damals viel Opium als Arzneimittel aus Indien, während das Rauchen erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts gebräuchlich wurde. Die englische Ostindische Kompanie begann die Opiumkultur in Bengalen, monopolisierte dieselbe und führte seit 1773 Opium in immer steigenden Quantitäten in China ein. Im Jahre 1767 betrug der Opiumimport in China nur 1000 Kisten und wurde hauptsächlich von den Portugiesen in Makao bewerkstelligt. Das erste Verbot gegen denselben ließ Kia King, Kaiser von China, im Jahre 1800 ergehen; er mahnte seine Untertanen, doch nicht ihr Geld für diesen „niederträchtigen Schmutz fremder Barbarenländer" herzugeben.

Abb. 195. Instrumentarium des Opiumrauchers

Abb. 196. Opiumraucher

Will der Chinese rauchen, so legt er sich in einer windstillen Ecke auf eine Pritsche, den Kopf auf ein hartes Kissen gestützt, und reinigt zunächst mit großer Sorgfalt die auf der Abbildung vorgeführten Instrumente. Zu diesem Zwecke bedient er sich eines auf dem Glasschälchen (7) befindlichen Staublappens und eines gebogenen Hakens (5). Sodann nimmt er mit dem in dem halbmondförmigen Aschenkästchen (6) abgebildeten Horn-

spatel die für seine Opiummahlzeit genügende Menge der Droge heraus und füllt sie in das Hornfläschchen (3). Nun spießt er mit einem langen, nadelförmigen Instrument (4) ein wenig auf, hält das Kügelchen über die Flamme der kunstvoll ziselierten Öllampe (2), wodurch dasselbe zu seinem vierfachen Volumen aufgebläht, d. h. gekocht wird, und dreht es an dem Lampenzylinder oder auf dem dicken, aus einer bestimmten Tonerdemasse hergestellten Pfeifenkopf wieder zu einer konsistenteren Masse zusammen. Nachdem sich dieser Vorgang mehrmals vollzogen hat, setzt er den Tropfen Opiumsaft auf die Mitte des Pfeifenkopfes ab, von welcher ein enger Kanal zu dem aus Holz oder Bambus hergestellten, manchmal silberbeschlagenen oder gar mit Edelsteinen besetzten Pfeifenrohr (1) hin mündet. Alsdann hält der Raucher liegend den Pfeifenkopf mit dem Opium über das Licht, zieht an dem Ansatzstück des langen Pfeifenschenkels in einem oder mehreren Zügen den entstehenden Rauch in die Lunge und stößt ihn durch die Nase wieder aus. Dieses wiederholt sich so oft, bis die nötige Dosis aufgebraucht ist, was mehrere Stunden dauern kann. Begonnen wird meist mit 0,2—0,6 Gramm. Die zweite Art, auf welche das Opium dem Körper einverleibt wird, ist die des Opiumschluckens. Sie wirkt schneller und in geringeren Dosen, weil der Respirationsapparat wahrscheinlich nicht so absorptionsfähig für das Gift ist wie der Verdauungstraktus. Auch Injektionen von Morphium nehmen in China erschreckend zu, besonders in den offenen Hafenplätzen.

Zaremba (784) urteilt recht pessimistisch über die Antiopiumbewegung unserer Zeit. Die Unsitte des Opiumrauchens hat trotz wiederholter amtlicher Verbote, das Opium einzuführen, in den wohlhabenderen Klassen bereits zu sehr überhand genommen, als daß die sonst wenig energischen Regierungsbestrebungen dieselbe zu beschränken, geschweige denn gänzlich auszurotten imstande wären. Das Opiumlaster hat sich übrigens auch in englischen und französischen Hafenstädten, in London und Paris eingebürgert.

Opodeldok, Kampferseifenliniment, eine arzneiliche Mischung, welche als Geheimmittel aus England nach Deutschland kam. Das Linimentum saponato-camphoratum ist auch in der Volksmedizin sehr beliebt. Der flüssige Opodeldok enthält Seifenspiritus, Kampferspiritus, Ammoniakflüssigkeit, Thymian- und Rosmarinöl. Der gallertartige, in der Wärme flüssige Opodeldok ist nach dem Arzneibuche für das Deutsche Reich eine mit 25 Teilen Ammoniakflüssigkeit, 2 Teilen Thymianöl und 3 Teilen Rosmarinöl versetzte Lösung von 40 Teilen medizinischer Seife und 10 Teilen Kampfer in 420 Teilen Weingeist. Das Opodeldok der österreichischen Pharmakopöe hat eine ähnliche Zusammensetzung.

Der Name Opodeldok, dessen Bedeutung unbekannt ist, kommt schon bei Paracelsus vor. Opodeldok ist als Einreibung zur Erzeugung eines Hautreizes bei schmerzhaften Zuständen beliebt.

Orakelblume (Chrysanthemum leucanthemum L., Leucanthemum vulgare), Wucher-, Gänseblume, eine Komposite. Sie galt schon in den Zeiten ritterlicher Minne als „Blume der Unentschiedenheit". Durch Goethes Gretchen wurde sie in die alten Rechte der liebeskündenden Rupfblume wieder eingesetzt. „Liebt mich — liebt mich nicht" war der früher am häufigsten beim Abrupfen gesprochene Spruch; jetzt findet man ihn gewöhnlich zu: „Er (Sie) liebt mich — vom Herzen — mit Schmerzen — ein wenig — oder gar nicht" erweitert. Aber auch andere große Fragen muß die Orakelblume beantworten. Sie entscheidet über den künftigen Beruf mit den

Sprüchen: „Edelmann, Bettelmann, Bur (Bauer) . . .“ oder „Edelmann, Bettelmann, Major . . .“; über Heirat und Ledigbleiben: „Ledig si — Hochzig ha — Ins Chlösterli ga . . .“ oder „Heiraten — ledig bleiben — Klosterfrau werden . . .“; schließlich gar metaphysisch über das zweite Leben: „Himmel — Fegfür — Höll' . . .“ Vielleicht besteht nicht bloß die äußerliche Beziehung zwischen den Orakelsprüchen der Großen und den Zählreimen der Kinder; vielleicht hängen sie auch ursächlich zusammen. Walther von der Vogelweide, der schon die echtdeutsche Sitte des „Losens“ oder Schicksalsuchens mit ungleich großen Halmen anwendet, macht hierzu die freundliche Bemerkung: „Da hoeret (gehört) ouch geloube zue.“ Man muß an die Kraft der „Wunderblume“, — so auszeichnend benennt der Niederösterreicher die Orakelblume! — eben glauben. Hermann Gilm spottet der zwischen den wehenden Grashalmen in heiterer Sommerluft erblühenden Orakelblume:

Gesenkten Hauptes in den Wiesenbeeten,
Als ahne sie der Sense Todeshieb,
Steht silberweiß die Blume des Propheten.
Wahrsagerin, sag an, hat sie mich lieb?
Und du sagst ja, du lügst, ich will's beweisen:
O schäme dich! so jung, so zart, so licht,
Geschaffen, um den Sommertag zu preisen,
Und lügen! denn sie liebt mich nicht!

Orange (Citrus Aurantium Risso). Die Blätter der bitteren Orange werden in der brasilianischen Provinz San Paolo als beliebtes schweißtreibendes Mittel gebraucht. Man nimmt ungefähr eine kleine Handvoll Blätter, läßt sie aufkochen oder gießt sie mit heißem Wasser für die Dauer von fünf Minuten auf. Manche versetzen den Absud mit Zucker, viele trinken ihn ohne jede Zutat. Dieser Tee, „Chá de Caranja“, wird auch gegen andere Leiden, bei hysterischen Anfällen, Kopfschmerzen usw. gerne benützt (269a).

Blüten, Schale, Öl werden in der wissenschaftlichen Medizin verwendet.

Orchideen mit gespaltenen Knollen, wie z. B. Knabenkraut (Orchis latifolia), holunderduftendes Knabenkraut (O. sambucina), fliegenartiges Knabenkraut (O. Gymnadenia conopea) u. a. sind volksmedizinisch wichtig. Gelingt es einer Maid, mit einem solchen Orchishändchen ihren Liebhaber nur leise an dem nackten Leibe zu berühren, so ist er schon dermaßen an sie gebunden, daß er nie mehr von ihr lassen kann. Es existiert in der Phantasie der Slowaken (309) eine Orchisart „hrvolec“, die beim Ausgraben schrecklich schreien soll. (Siehe Alraun, Christushändchen, Maudragora.)

Organotherapie findet zahlreiche Analoga in der Volksmedizin. Hans Horst Meyer hat in einem Vortrage (Allgemeine Wiener Medizinische Zeitung [1907] Nr. 41 und 47) auch auf die volksmedizinische Seite der Organotherapie hingewiesen. Die Organotherapie selbst ist uralt, bei allen Völkern seit jeher geübt worden und besteht gegenwärtig auch noch bei den Chinesen und in Spanien; in unseren Ländern findet man eine Unmasse von tierischen Präparaten zur Behandlung von Leiden. Der Gedanke, der diesem Bestreben zugrunde lag, war der uralte, der sich erkennen läßt in dem Tragen von Amuletten nach der Lehre, die besonders Paracelsus ausgebildet hat. Er fußte auf dem Prinzip „similia similibus“, das kranke Organ durch ein gleiches Organ, das man als Amulett trug oder verehrte, zu heilen, also Herz mit Herzfleisch, Niere mit Niere usw. Die moderne Organotherapie wandelt ganz ähnliche Wege,

nur daß anstatt der Amulette und anstatt der unappetitlichen tierischen Organe saubere Präparate in Tablettenform hergestellt werden. Der leitende Gedanke der Organotherapie ist der, daß man das kranke Organ nicht heilen, sondern die Funktion oder wenigstens einen Teil der Funktion des kranken Organs ersetzen will. Viele dieser Organe haben eine doppelte Tätigkeit; eine nach außen gerichtete, leicht erkennbare, wie die Funktion der Muskeln, die Harnausscheidung der Niere, die Gallenabsonderung der Leber, und eine innere Funktion, d. i. eine korrelative Rückwirkung auf andere Organe. Diese Rückwirkung kann erzeugt werden auf reflektorischem Wege durch das Nervensystem. Es gibt aber auch korrelative Wirkungen chemischer Natur. Wenn unsere Muskeln arbeiten, produzieren sie bekanntlich Kohlensäure, welche der gleichwertige spezifische Reiz für das Atemzentrum ist. Es tritt also nach lebhafter Muskeltätigkeit Beschleunigung der Atmung ein. Das ist also Produktion eines Stoffes von einem Organ, der auf ein anderes Organ spezifisch einwirkt. Diese Tätigkeit hat Claude Bernard als innere Sekretion bezeichnet. Der Begriff der inneren Sekretion ist von Brown-Séquard zur Organotherapie ausgebildet worden. Dieser Forscher lehrte, daß jedes Organ eine Substanz produziere, die, auf andere Organe rückwirkend, mit ihnen in Wechselbeziehung stehe, daß Krankheiten eines Organs zu Störungen dieser Sekretion führen müssen, daß man durch Extrakte von gesunden Organen solchen Krankheiten, welche auf diesen Anomalien der inneren Sekretion beruhen, entsprechend beikommen müsse.

Plinius, der sich in seiner Naturgeschichte viel mit Organotherapie befaßt, erklärt die Griechen geradezu für die Urheber derselben. „Viele Griechen", sagt er (543 28 12 53), „haben sogar den Geschmack der einzelnen Eingeweide und Glieder angegeben und alles bis auf die abgeschnittenen Teile der Nägel durchgenommen, gerade als ob es als Gesundheit erscheinen könnte, wenn der Mensch zum reißenden Tier und gerade durch das Heilmittel der Krankheit würdiger wird, wobei der Tausch, wenn es nichts nützt, fürwahr ganz ausgezeichnet ist." Plinius spielt damit schon auf die Verwendung menschlicher Organe als Heilmittel an; noch deutlicher aber wird er in folgenden Worten: „Für ein Greuel gilt es, menschliche Eingeweide nur zu beschauen. Für was gilt es, wenn man sie ißt? Wer hat das ausgesonnen, Osthanes? Mit dir nämlich rede ich, Vernichter des menschlichen Rechtes und Lehrer von Scheußlichkeiten, der du zuerst dergleichen aufgebracht hast, wahrscheinlich, damit die Menschheit deiner nie vergessen möchte! Wer kam darauf, die einzelnen menschlichen Glieder zu essen? Welche Mutmaßungen führten ihn darauf? — Sei es, daß Barbaren und fremde Gebräuche darauf geführt haben, aber haben nicht auch Griechen sich dergleichen böse Künste angeeignet?" „Noch jetzt sind Abhandlungen von Demokritos vorhanden, nach denen in einem Falle die Kopfknochen eines Verbrechers mehr Dienste leisten, in einem anderen die eines Freundes und Gastes." „Antaios machte aus dem Schädel eines Gehenkten Pillen gegen Bisse von einem tollen Hunde."

Hopf (312) hält in einer ausführlichen Arbeit über die Organotherapie die Heilwirkungen der Schilddrüse und der Bauchspeicheldrüse sowie der Hoden und Eierstöcke für sicher. Wenn die anderen Organe, aus welchen neuerdings Präparate gewonnen werden, schon seit den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart eine Rolle in der primitiven Heilkunde gespielt haben, so berechtigt dieses ehrwürdige Alter an sich noch keineswegs zu der Voraussicht ihres Fortbestehens in der wissenschaftlichen Pharmakopöe, denn unendlich ist die Zahl der Irrtümer, die von der Kindheit des Menschengeschlechtes bis auf die Jetztzeit aufgetaucht und wieder verschwunden sind. Angesichts der täglich neu angepriesenen

organotherapeutischen Präparate dürfte sich nichts besser empfehlen, als kühles Blut zu behalten und an den Goetheschen Vers zu denken:

Viel Wunderkuren gibt's jetzunder,
Bedenkliche, gesteh' ich's frei!
Natur und Kunst tun große Wunder,
Und es gibt Schelme nebenbei.

Die Organotherapie hat in ausführlicher Weise der verdienstvolle Forscher auf dem Gebiete der Volksmedizin Höfler neuerdings bearbeitet.

Orke, Örkle, Lorken, Norken, Törggele, ein böser Walddämon, welcher Heiserkeit auslöste: „Er hat den Orken gesehen", ferner Rauschbrand beim Vieh (300). Es ist naheliegend, an den deutschen Norg (s. d.) und den Orko der Romanen, Lorko der Dalmatiner zu denken.

Hl. Ottilia. Patronin der Augenkranken. Ihr Bild hat 2 Augen auf einem Buche, die sie sich um ihren Vater ausgeweint hat. Ottilienkraut (Consolida regalis, Rittersporn, Günsel = consol[ida]) Wundkraut.

Friedrich Rückert erzählt die traurige Geschichte der Grafentochter „Ottilie" von Hohenburg. Sie kommt blind zur Welt, wird im 14. Lebensjahre sehend, will von einem irdischen Bräutigam nichts wissen und wird deshalb von ihrem Vater verflucht.

Sie sprach: „O weh des Wunsches, daß ihn mir Gott verlieh;
Solang' ich blind gewesen, hab' ich geweinet nie."

Sie flieht das Schloß und versinkt, als der Vater und der von diesem erwählte Bräutigam sich ihr nähern wollen, in die Erde. An der Stelle, wo dieses Wunder geschah, entspringt eine Quelle:

Die Quelle fließt noch heute und ist im Lande bekannt;
Es ist auch der Ottilienberg derselbige Ort genannt.
Es soll für schwache Augen Stärkung die Quell' erteilen;
Man sagt, sie solle taugen, die Blindheit gar zu heilen. —

Pappel (Populus alba L.), die Silberpappel, die Schwarzpappel, der Salbenbaum (Populus nigra L.), Salicazeen.

P. nigra ist jene Populusart, welche in allen ihren Teilen, insbesondere in ihren Knospen, Augen (gemmae der Botaniker) von wohlriechendem balsamischen Harze strotzt. Pappelknospen machen das Haar lang wachsen, daher pflegen die Mädchen ein Loch in eine Pappel zu bohren, einige ihrer Haare hineinzustecken und diese dann mit einem Keile zu verspunden. Sie glauben nämlich, weil der Baum schnell wächst, daß auch ihr Haar schnell wächst. (Popp, Handbüchlein vieler Arzneien 137). Schön und wahr singt Becher von Speier in seinem Medizinischen Parnaß (Ulm 1663):

Der weiß und schwarze Baum von Pappeln ist gar gut,
Wann's einem Menschen in den Gliedern reißen thut.
Wann man sich hat verbrennt, wie auch in kalte Füß,
Haar macht er wachsen, stillt die Schmerzen gar gewiß.
Ist mäßig in der Kraft, stärket, lindert fein,
Draus in der Officin zwey Öl zu finden seyn.

Peter Andr. Matthioli schreibt in seiner deutschen Ausgabe von Joachim Camerarius (Frankfurt a. M. 1600 Folio) unter dem Kapitel (schwarz) Bellen oder Alberbaum: „Die ersten Knöpflein oder Zäpflein riechen wohl, sind klebrig. Die Weiber machen darmit ein schön Haar also: Sie zerstoßen die Zäpflein mit Butter, legens in einen Topf, den vermachen sie oben zu, lassen ihn also stehen eine ganze Wochen, darnach setzen sie den Topf zu dem Feuer, behalten's in einem sauberen Geschirr. Und so oft sie das Haar gewaschen und die Haar getrocknet haben, schmieren sie darauf diese Salbe. Also werden die Haare nicht allein schöner, sondern wachsen auch länger."

Aus Pappelknospen wird das berühmte Volksheilmittel für die Haare Almprospomade bereitet.

Paraffin, Kohlenwasserstoffverbindungen, welche zumeist aus Braunkohlenteer dargestellt werden. Um sich dem Militärdienste zu entziehen, lassen sich in Ostpreußen mitunter polnisch-jüdische Rekruten nach der Mitteilung von Goldschmidt (229a) Paraffin in die Haut des Halses, der Wangen oder des Nackens von einem Feldscher einspritzen, wodurch eine Geschwulst an der betreffenden Stelle vorgetäuscht wird.

Pastinak (Pastinaca sativa L.), eine Umbellifere. Dioskurides (151 III 73) schreibt: Die Wurzel ist 3 Finger lang und fingerdick, weiß, süß, eßbar, auch der junge Stengel wird als Gemüse gebraucht. Man sagt von dieser Pflanze, daß sie die Hindinnen, wenn sie dieselbe gefressen haben, unempfindlich mache gegen Schlangenbisse. Deshalb wird auch der Same in Wein denen gegeben, die von Schlangen gebissen sind.

Die sehr süß und aromatisch schmeckende Wurzel einer syrisch-ägyptischen Art, Pastinaca dissecta, gilt in ihrer Heimat als Liebesmittel (372a).

Paullinismus. Im Jahre 1742 erschien das Buch: „Neu-vermehrte, heylsame Dreckapotheke, Wie nämlich mit Koth und Urin fast alle, ja auch die schwerste, giftigste Krankheiten und bezauberte Schäden vom Haupt biß zu den Füßen innerlich und äußerlich glücklich curiret worden; Mit allerhand raren, so wohl nütz- als ergötzlichen Historien und Anmerkungen, Auch andere feinen Denkwürdigkeiten, Nochmals bewährt und zum viertenmahl um merckliches verbessert, und mit dem anderen Teil vermehrt Von Kristian Franz Paullini, Frankfurt a/Main. In Verlegung Friedrich Knoch seel. Wit. und Eßlinger 1742. Gedruckt bey Johann Köller 1742."

G. Hummer (316) schreibt über diese therapeutischen Verirrungen, die zum Teil auf noch jetzt geltende volksmedizinische, hauptsächlich aber auf unrichtige organotherapeutische Anschauungen zurückgehen: Der großen Zahl von Erkrankungen, die Paullini heilen will, steht ein sehr geringer Arzneischatz entgegen, denn Faeces und Urina, Urina und Faeces sind ja seine Heilmittel. Was sonst in seinen Rezepten vorkommt, dient nur zur Unterstützung der Heilkraft der Exkremente oder erweist sich als Korrigens des Geschmackes und Geruches der unappetitlichen Medikamente Paullinis — sofern es sich nicht wieder selbst um Stoffe handelt, deren Anwendung geradezu als Kannibalismus bezeichnet werden kann. Was dagegen die Provenienz der beiden medizinischen Konstanten Paullinis anbelangt, so muß zugegeben werden, daß die Zahl der Lieferanten Paullinischer Mittel aus dem Tierreich ungemein groß ist. — Fast kein Tier gibt es, dessen Dejekte nicht zum Arzneigebrauch Empfehlung gefunden hätten, doch scheint

man nur eine bestimmte Auswahl der angeführten Medikamente für unumgänglich nötig gehalten zu haben. Dies geht zum wenigsten aus dem Epilog zum zweiten Teile des Werkes hervor, denn dort werden als unerläßliche Requisiten der Dreckapothekerei genannt: zunächst die Dejekte des menschlichen Darmes und der Harnblase, dann Kot von Störchen, Gänsen, Wachteln, Tauben und Schwalben, endlich die Exkremente von Pferden, Eseln, Kühen, Schafen, Ziegen, Schweinen, Hunden, Wölfen und Löwen — für einen Notapparat gerade genug.

Ebenso zahlreich wie die Quellen Paullinischer Arzneimittel erweisen sich auch ihre Darreichungsformen. Innerlich und äußerlich werden sie appliziert, durch den Mund, ebenso als Klysma, in Mixturen und Pillen, als Pulver wie als Salben und Pflaster. Als Umschlag und in Bädern werden sie angewendet; im Naturzustand oder lege artis präpariert gebraucht, manchmal sogar komplizierteren Operationen unterworfen und als Infuse, Dekokte oder Destillate verordnet. Nicht selten werden sie als Extrakte eingegeben, oft auch zu Asche verbrannt und dann erst verabreicht. Nach solchen Proben wird es wenige geben, die nicht mit einem gewissen Stolze sich daran erinnern würden, wie man es zuletzt so herrlich weit gebracht.

Die Sache ist so grau historisch nicht, als es den Anschein hat. Rudimente des Paullinismus existieren heute noch. Erfahrungen, welche der praktische Arzt und der Apotheker heute noch auf dem Lande machen, beweisen dies; dabei handelt es sich zumeist durchaus nicht um die Handlungen pathologischer Menschen, sondern in der Regel um die Anwendung alter, von Urvätern überkommener Vorschriften, denn der Kundige erkennt nur zu bald „im Unsinn die Methode".

Pech, feste harzige Substanzen, die aus dem Teer oder Haar von Nadelbäumen gewonnen werden. Dioskurides (151 I 94) schreibt: Es ist wirksam gegen tödliche Gifte, bei Schwindsucht, Lungengeschwüren, Husten, Asthma, bei schwerem Auswerfen von Schleim aus der Brust, wenn es in der Gabe eines Bechers mit Honig aufgeleckt wird. Es wirkt auch als Salbe gegen Anschwellungen der Mandeln, des Zäpfchens und gegen Entzündung der inneren Schlundmuskeln, ferner bei eiterflüssigen Ohren mit Rosensalbe und gegen Schlangenbisse mit fein zerriebenem Salz aufgeschmiert. Mit gleichviel Wachs gemischt, entfernt es schorfige Nägel, zerteilt Geschwülste der Gebärmutter und Verhärtungen des Afters. Mit Gerstenmehl und Knabenurin gekocht, zerreißt es ringsum die verhärteten Halsdrüsen. Mit Schwefel oder Fichtenrinde oder Kleien eingestrichen, hält es kriechende Geschwüre auf. Mit Manna und Wachssalbe gemischt, verklebt es die Fisteln, auch bei Schrunden an den Füßen und Fingern wirkt es als Salbe heilsam. Ebenso füllt es die Geschwüre aus und reinigt sie mit Honig; mit Rosinen und Honig zerteilt es ringsum die Karbunkeln und eiternden Geschwüre. Mit Nutzen wird es auch den fäulniswidrigen Mitteln zugemischt. — Celsus (121) benützt das Pech als Mittel, das Eiterung zur Reife bringt und erweicht. Rohes Pech nennt er unter den reinigenden Mitteln, trockenes Pech als Bestandteil eines Pflasters gegen Entzündung und zur Beschleunigung der Wundheilung.

Aus der vielfachen Verwendung des Teeres geht hervor, welchen Wert Dioskurides u. a. demselben beilegten. Auch in neuerer Zeit hat der Teer in der Therapie keine unwichtige Rolle gespielt, es sei nur an die Hoffnungen erinnert, welche man seinerzeit an die Teerkapseln Guyots zur Heilung der Schwindsucht knüpfte. Als äußerliches Mittel ist er noch jetzt im Gebrauch (Berendes s. d.).

Das weiche, süßlich schleimige Gummiharz von Kirschbäumen, Katzenpech oder Kerschpech genannt, wird in Bayern (300) zu Wundpflastern benützt, desgleichen das mit Wasser abgerührte und gestoßene Baumpech (Terpentin). Das Pech (tanka mast, dünne Salbe) verwenden die Dalmatiner (313) als Deckmittel bei Unterschenkelgeschwüren und als äußeres Fiebermittel.

Pestwurz (Petasites officinalis), der große Huflattich, eine Komposite, deren fleischige Wurzel ein Pestmittel war, galt als Mittel gegen Gicht, unterdrückte Menstruation, Asthma, Fieber, Epilepsie (372 a). Die Slowaken (309) sagen: Ihr Blatt hat 9 Adern, 9 Kräfte und nützt gegen 9 Krankheiten. In die Blätter wickelt man Wassersüchtige ein, auch gebraucht man die geriebene Wurzel zu Umschlägen gegen diese Krankheit.

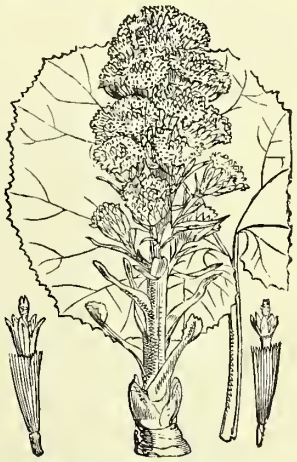


Abb. 197. Pestwurz (Petasites officinalis)

Petersilie (Petroselinum sativum L.), eine Umbellifere. Petersilie ist in dem nach Mithridates benannten Gegengift genannt. Die Pflanze enthält ätherisches Öl (121). In Mähren macht das Kraut, wenn es zwischen dem 24. und 26. Juni gesäet wurde, bei Kühen den Einfluß der Hexen unwirksam. In vielen Gegenden bekommt das Kind am ersten Jahrestage seiner Geburt einen Petersilienkranz aufgesetzt, weil es dann die gefährlichste Zeit überstanden hat. Verbreitet ist auch der Aberglaube, daß eine aus der Erde gezogene Petersilienwurzel, in Gedanken an eine bestimmte Person wieder eingepflanzt, dieser den Tod bringe (388). Die ruthenische Braut in Galizien trägt auf dem Wege zur Kirche Brot und Petersilie, um dadurch die bösen Geister abzuhalten. Die Slowaken belegen von Bienen- oder Wespenstichen angeschwollene Stellen mit Petersilienblättern. Knoblauch und Petersilie bindet man auf das Leintuch, unter welchem die Wöchnerin liegt, um diese vor Zaubereien zu schützen (309). In Dalmatien (313) gilt eine Abkochung der Petersilie mit Sellerie als ein unfehlbares Mittel bei Wassersucht und Nierenentzündungen.

Abb. 198. Pfennigkraut (Lysimachia nummularia)

Pfefferminze (Mentha piperita L.), eine Labiate, die auch in der wissenschaftlichen Medizin verwendet wird. Im Mittelalter war die Wasserminze (M. aquatica L.) auch ein Mittel gegen das Krötengift, gegen Wespen- und Bienenstich; beide sind in der bayerischen Volksmedizin gebräuchlich. Als Magenmittel, bei Magenschmerzen überall in Teeform beliebt.

Pfennigkraut (Lysimachia nummularia L.), eine Primulazee. Holuby (309) schreibt uns von den Slowaken: Das Kraut, mit Schmer zerstoßen, dient als Pflaster auf verhärtete Drüsen, auch auf Geschwüre. Gegen Gicht läßt man den Dampf des abgebrühten Krautes, das noch mit anderen Kräutern gemischt ist, auf die Glieder einwirken.

Pfingstrose (Paeonia officinalis L.), die Gichtrose, eine Ranunkulazee. Die Samen werden zu Zahnperlen für Kinder verwendet. Samen und Wurzel werden gegen

die fallende Sucht um den Hals gehängt (Frank 199a), Zauberpflanze, welche der heilige Specht vor dem Abgepflücktwerden schützt (Plinius 535 XXV 29).

Die Wurzel wurde auch innerlich gegen Epilepsie, die sog. Gichter, gegen Blutstockung der Frauen, Asthma, Rheuma gegeben (372a).

Pfirsich (Amygdalus persica L.), eine Rosazee. Der Saft der Blätter und Blüten diente als Bandwurmmittel. Pfirsiche machen Appetit, löschen den Durst und sind Liebesmittel, letzteres nur bei heißblütigen Naturen. Nach Razes bewirkt der Genuß gefaulter Pfirsiche starken Fieberanfall nach 1—2 Monaten (642).

Pfirsich, so mann sie ißt mit most,
Weinbeer vnd nüß sein gute Kost.
Zum husten, gut, zum milß rosin sein bos,
Vnd machn die niern von Unflat löß.

Es seynd die Pfersing gut, wann man Most trinkt darzu,
Roseinlein Nieren und dem Husten schaffen Ruh;
Hingegen schaden sie, und seind dem Milß nicht gut,
Die frischen Nuß man zu den Trauben essen thut.
(Heilpflanzen der Schola Salernitana 561.)

Pflaster (Emplastrum). Das Wort Pflaster — plástr — ist spät nach Norden gelangt. Das Wort ist ein Lehnwort aus dem lateinischen Emplastrum, das wieder aus dem griechischen ἔμπλαστρον stammt. In der altnordischen Literatur ist das Wort kaum früher als im 13. Jahrhundert nachweisbar. Wir müssen annehmen, daß man ursprünglich keine scharfe Unterscheidung zwischen smyrsl (Salbe) und plástr machte. Wir finden in einer übersetzten Sage, daß beide Wörter in gleicher Weise gebraucht werden. Es heißt, daß „Asclepius Salben und Pflaster und mit Kräutern zubereitete Getränke machte". Es ist auffallend, daß das eine Buch eine gewisse Komposition als Pflaster bezeichnet, während dieselbe in einem anderen Buche nicht als solches bezeichnet wird. So treffen wir in dem ältesten Arzneibuch in isländischer Sprache, welches aus der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt, ein Rezept, das folgendermaßen lautet: „Pflaster, aus Pfefferminz und Salz gemacht, hilft gegen den Biß eines tollen Hundes." Dagegen hat Harpestrengs dänisches Arzneibuch folgende Anweisung: „Pfefferminz, mit Salz vermischt, hilft gegen Hundes Biß." Obgleich nun das dänische Arzneibuch sonst mehrere Pflasterrezepte enthält, die ausdrücklich als Pflaster bezeichnet werden, ist dies nicht der Fall mit der genannten Komposition (238a).

Medikamente in Pflasterform werden sowohl in der wissenschaftlichen als auch in der Volksmedizin häufig verwendet.

Pfriemenkraut (Spartium junceum L.), eine Papilionazee. Dioskurides (151 IV 155) schreibt: Seine Frucht und Blüten im Gewicht von 5 Obolen mit Honigmet getrunken, purgieren heftig nach oben, nach Art der Nieswurz und ohne Gefahr, die Frucht aber bewirkt Reinigung nach unten. Der Saft, welcher aus den in Wasser macerierten und dann zerstoßenen Zweigen gewonnen wird, ist ein Heilmittel für Hüftweh und Halsentzündung, nüchtern im Maß eines Bechers genommen. Einige behandeln sie mit Salzlake oder Meerwasser und gebrauchen dieses als Klistier für Hüftweh. Es führt auch blutigen und gerinnselartigen Unrat ab.

Alle Teile der Pflanze schmecken bitter, sie enthalten das Alkaloid Sparteïn, ein farbloses, dickflüssiges, schwach anilinartiges, sehr bitteres Öl. Die Blüten der Spartiumarten sind wegen ihrer harntreibenden und schwach purgierenden Wirkung ein beliebtes Volksmittel (372a).

Pilze (Fungi). Die eßbaren Pilze sind geschätzt, wenn auch ihr hoher Nährwert kaum bekannt ist; die giftigen Pilze werden vom Volke häufig verkannt, Pilzvergiftungen kommen leider oft vor. Klein (358a) teilt über den Fliegenpilzgenuß bei den Korjaken folgendes mit: Die Korjaken, die Bewohner des russischen hohen Nordens, lieben berauschende Getränke; ihr bestes Mittel, um sich in Rausch zu versetzen, sind die Fliegenpilze (die bekanntesten Giftpilze, Agaricus muscarius L.). Dieselben werden im Herbst gesammelt, getrocknet und im Winter bei feierlichen Anlässen gegessen. Die Wirkungen des Pilzes äußern sich sehr bald. Die Augen nehmen einen wilden Ausdruck an, ihr Glanz wird blendend, die Hände geraten in nervöses Zittern. Die Vergifteten verlieren die Herrschaft über ihre Glieder, obwohl sie sich zunächst noch bei vollem Bewußtsein befinden. Wenige Minuten später aber ergreift sie schwere Betäubung, sie beginnen zunächst leise eintönige improvisierte Lieder zu singen, die ungefähr den Sinn haben: „Ich bin betrunken, mir ist lustig, ich werde immer Pilze essen." Der Gesang wird indessen immer lebhafter, lauter, durch rasend schnell ausgerufene Worte unterbrochen. In Tobsuchtsanfällen ergreifen die Vergifteten die in jeder Familie vorrätigen scheibenförmigen Trommeln aus Renntierleder. Es geht nun ein unbeschreiblicher Tanz mit Gesang unter ohrenbetäubendem Trommeln und rasendem Umherirren in der Jurte los. Plötzlich sind die Vergifteten ermattet, wie tot sinken sie nieder und verfallen in einen tiefen Schlaf. Dabei fließt ihnen der Speichel aus dem Mund, und der Puls geht auffallend langsam. Gerade dieser Schlaf hat den größten Reiz für die Korjaken, der Betrunkene hat dabei die schönsten phantastischen, sehr sinnlichen Träume, in denen der Schlafende alles das schaut, was er nur wünscht.

Abb. 199. Pfingstrose (Paeonia officinalis)

Nach ungefähr einer halben Stunde erwachen die Schlafenden, ihr Gang ist indessen noch unsicher, Zuckungen durchfliegen ihren Körper. Kurze Zeit darauf äußert das Gift seine Wirkung aufs neue; neue, allerdings schwächere Tobsuchtsanfälle bemächtigen sich des Betrunkenen. So wiederholt sich dieses Spiel von Wachen und Schlafen einige Male, die Anfälle werden aber naturgemäß immer weniger heftig und würden in einigen Stunden ganz aufhören, wenn sich die Korjaken nicht eines sehr „appetitlichen" Mittels bedienten, um sie aufs neue hervorzurufen. Und das ist ihr Urin, mit welchem das Gift des Fliegenpilzes offenbar zum Teil ausgeschieden wird. Er löst dieselben Wirkungen aus wie der an und für sich in jenen Gegenden seltene Pilz selbst und wird deshalb von den Korjaken sehr geschätzt.

Nach den Anfällen bringen die Korjakenweiber den Betrunkenen ein lediglich für diesen Zweck bestimmtes Blechgefäß herbei, in das sie sich ihres Urins in aller Gegenwart entledigen. Der oft noch warme, dampfende Urin wird von den aus ihrem Schlaf Erwachten ohne weiteres die Kehle heruntergegossen und übt bereits nach wenigen Augenblicken seine Wirkung aus. Die Vergiftungssymptome nehmen wieder zu, Schlaf und

gesteigerte Tobsuchtsanfälle wechseln ab. Die Vergiftung wird immer wieder durch das Trinken frisch gelassenen Harnes verstärkt. So dauern die rasenden Tänze und das Trinkgelage die ganze Nacht hindurch, und die Betrunkenen erholen sich in der Regel erst gegen den folgenden Abend aus ihrer Betäubung.

Nach der Ansicht der Korjaken kann der Fliegenpilz ihnen die Zukunft enthüllen, wenn sie vor dem Verspeisen den Wunsch danach in ganz bestimmten hergebrachten Formeln aussprechen. Im Traume schauen sie dann, was sie zu wissen begehren.

Polei (Mentha Pulegium L.), eine Labiate, die offizinell war. Dioskurides (151 III 33) schreibt: „... eine bekannte Pflanze, welche verdünnt, erwärmt und der Verdauung hilft. Getrunken befördert es die Menstruation, treibt die Nachgeburt und die Leibesfrucht aus. Mit Aloe und Honig getrunken, reinigt es die Lunge und hilft bei Krämpfen. Mit Essigwasser getrunken, stillt es Übelkeit und Magenschmerzen und führt die schwarzen Säfte durch den Bauch ab. Ferner hilft es, mit Wein getrunken, denen, die von giftigen Tieren gebissen sind ... Das grüne und zerriebene, mit Essig aufgelegte Kraut erhitzt und rötet (die Haut), reinigt schmutzige Geschwüre oder bringt sie wenigstens zur Reife. Dasselbe vertreibt Sugillationen unter den Augen, weil das Blut abgezogen wird. Gegen Erschlaffung und Ohnmacht wird es als Riechmittel angewandt, zerstoßen und eingerieben entfernt es Sonnenbrandflecken. Mit Wein, Honig und Salz zerrieben, lindert es Zahnschmerzen, oder mit Wein und Honig allein, oder mit Wein und gleichviel Salz in einem irdenen Topf erwärmt. Ferner wird es gegen den Meerhasen und andere schädliche Tiere genommen. Getrunken und aufgestrichen heilt es die Krätze. Die Asche des getrockneten Krautes wird nach dem Bad gegen Kälteschmerz der Glieder aufgestreut; man muß diese aber mit Binden eng umwickeln, so daß sie (die Asche) dicht auf der Haut liegt, weil sie nicht allein die Schmerzen lindert, sondern auch den kalten Teil erwärmt."

Die Pflanze enthält ein unangenehm stark riechendes, ätherisches Öl; jetzt ist sie noch ein beliebtes Volksmittel. Ein alter deutscher Autor (312 a) empfiehlt den Polei den Frauen als Mittel zur Fruchtbarkeit.

Polei getrunken mit gutem wein,
Vertreibts verbrant geblüt vnd zipperlein.

Dagegen heißt es in der Schule von Salerno (561):

Im Wein getrunken, vertreibt der Poley schwartz Gall;
Ist gut in Podagra (Gicht) und in dergleichen Fall.

Äußerlich, als hautreizendes Mittel, steht der Polei „beim Landvolk" in großem Ansehen; auch in China, Cochinchina und in Chile gilt er als Heilmittel (372 a).

Poleitee wird heute bei Hals- und Brustleiden getrunken. Holuby (309) charakterisiert das Ansehen des Polei bei den Slowaken folgendermaßen:

„Der Polei ist eine in der Volksmedizin hochgeschätzte Labiate, die aber im Bosáczthale nicht wächst und nur ein einziges Mal von mir in einem starken Rasen gefunden wurde; er duftet darum so stark, weil die Jungfrau Maria darüber ging."

Portulak (Portulaca oleracea L.), das Burzelkraut, eine Portulazee, deren Fruchtkapsel ein aufspringendes Türchen (Portula) besitzt. Portulak wurde bei den Alten sehr häufig zu den allerverschiedensten Zwecken benützt, z. B. als Mittel gegen die

Wirkung vergifteter Pfeile, als äußeres Mittel gegen Kontusionen, Geschwüre, Nabelbrüche, gegen Krankheiten der Zähne, gegen Engbrüstigkeit, zur Stärkung des Magens usw. Es ist unser jetzt nicht mehr offizineller Portulak, der im Norden in den Küchengärten als Suppenkraut gezogen wird. Das Kraut wird bei Blutspucken, Skorbut, Blasen- und Nierenleiden gebraucht. Celsus (121) rechnet den Portulak zu den Stoffen mit gutem Saft und denen, die den Stuhlgang anregen; ferner zählt er ihn bei den kühlenden und zugleich zerteilenden Mitteln auf. Bei Ruhr läßt Celsus gekochten oder in scharfer Salzbrühe eingelegten Portulak essen. Den zerriebenen Samen mit Honig benutzt er als Augensalbe bei Nachtblindheit.

Quecke (Agropyrum repens L.), Hundsweizen, Pädergras, Zwecken, eine Graminee, deren Wurzelstock als einhüllendes, gelinde auflösendes Mittel offizinell war; aus dem Wurzelstocke wurde das Graswurzelextrakt (Extractum graminis) bereitet. Der Wurzelstock als Tee ist ein beliebtes Volksmittel gegen Husten, Rheuma, Gicht (Deutschland, Nieder- und Oberösterreich, Slowaken 319).

Queckſilber (Hydrargyrum) ist heute eines der wichtigsten Medikamente der wissenschaftlichen Medizin, vor allem ein unentbehrliches und in vielen Fällen durch nichts anderes zu ersetzendes Heilmittel gegen die Syphilis. In Form von Räucherungen ist es auch ein Volksheilmittel gegen die Syphilis.

Dioskurides (151 V 110) erzählt von der Darstellung des Queckſilbers aus dem Zinnober und meint: Einige berichten, daß sich das Queckſilber auch für sich in den Gruben finde. Getrunken hat es tödliche Wirkung, indem es durch seine Schwere die Eingeweide zerfrißt. Man hilft sich dagegen durch Trinken von viel Milch und Ausbrechen, oder von Wein mit Wermut, oder von einer Sellerieabkochung, oder einer solchen von Salbeisamen, Dosten oder Ysop mit Wein; Goldfeilspäne, d. h. ein ganz feines Schabsel, sind getrunken ein wunderbares Gegenmittel gegen Queckſilber. Plinius (543 XXXIII 99) kennt das gediegen vorkommende Queckſilber, Argentum vivum, Liquor aeternus, und hält das Queckſilber ebenfalls für giftig.

Queckſilberräucherungen sind im Orient ein Volksmittel gegen Syphilis.

Quitte (Pyrus Cydonia L.), eine Rosazee. Dioskurides (151 I 160) schreibt: Die Quittenäpfel sind dem Magen wohlbekömmlich, harntreibend, gebraten werden sie milder, denen dienlich, welche an Magenbeschwerden, Ruhr, Blutspeien und Cholera leiden, vorzüglich aber roh. Auch der Aufguß davon ist denen als Trank zu empfehlen, die Magen- und Bauchfluß haben. Der Saft der rohen eingenommen, hilft denen, die an Atemnot leiden, die Abkochung als Eingießung bei Mastdarm- und Gebärmuttervorfall. Die mit Honig eingemachten sind gleichfalls harntreibend. Der Honig aber nimmt dieselbe Wirkung in sich auf, denn er wird stopfend und adstringierend. Die mit dem Honig gekochten sind gut für den Magen und wohlschmeckend, aber weniger stopfend. Die rohen werden zu Umschlägen gemischt zum Stopfen des Durchfalles, gegen krampfhafte Bewegung und Hitze des Magens, bei schwärenden Brüsten, bei Leberverhärtung und spitzen Warzen. Es wird auch aus ihnen, nachdem sie zerstoßen und ausgepreßt sind, Wein gemacht, wobei der Haltbarkeit wegen zu 16 Xestes Saft 1 Xestes Honig gegeben wird, weil er sonst sauer wird. Er ist ein gutes Mittel in allen bereits angeführten Fällen. Auch ein Salböl, das sog. Melinon, wird aus ihnen bereitet, man gebraucht dasselbe, falls man etwa eines adstringierenden Öles bedarf. Man muß aber die

richtigen aussuchen, diese sind klein, rund und ganz wohlriechend; dagegen sind die sog. Sperlingsquitten und die großen weniger tauglich. Die Blüten, sowohl trocken als frisch, eignen sich zu Umschlägen, da sie von Nutzen sind zum Zusammenziehen und bei Augenentzündungen. Gegen Blutsturz, Bauchfluß und übermäßige Menstruation sind sie mit Wein getrunken ein gutes Mittel.

Die Quitte fand ehemals eine ausgedehnte Anwendung in der Medizin. Aus unserem Arzneischatze sind die Früchte verschwunden bis auf die Samen, Sem. Cydoniae, welche zur Bereitung eines Schleimes noch ab und zu gebraucht werden. Plinius (543 XV 37) nennt mehrere Sorten, Goldquitte, Birnquitte, klein aber mit durchdringendem Geruch; diese bildeten das Parfüm der Herrenzimmer.

Der Schleim der Quittenkerne wird auf wunde Brustwarzen gelegt.

Rabe (Corvus corax), Aas-, Stein-, Kolkrabe, Raab, Rapp, Rave, Raue, Golbre, Galgenvogel. Ungemein viel Aberglauben knüpft sich auf deutschem Sprachgebiet an die Raben, die Vögel des Göttervaters Wotan. Wenn sie in Schwaben lebhaft durch die Luft fliegen und aufeinander zustoßen, bedeutet das Krieg. Kreisen sie im Ötztal (Tirol) über einer gewissen Stelle auf der Alm, und fahren sie dann plötzlich zu Boden, so geht dort binnen 3 Tagen ein Stück Vieh zugrunde. Allgemein ist der Glaube, daß ihr Krächzen vor oder auf einem Hause, wie das der Eulen, einen in demselben zu erwartenden Sterbefall anzeige. Die Raben sind die klügsten Vögel, „sie riechen das Pulver in der Flinte," sagt man in Tirol, womit man meint, sie flögen vor einer solchen nur davon, wenn sie geladen sei. Zu Derendingen in Württemberg wissen die Leute, daß, wenn man Rabeneier ausnimmt, kocht und dann wieder in ihr Nest legt, der alte Rabe eine Wurzel herzubringt, die man sich holen und dann stets bei sich tragen muß, indem man dann bei allen Käufen und Verkäufen Glück hat (104). In Steiermark gelten Raben und Krähen als Unglücksboten; wenn sich viele dieser Vögel zeigen, so bedeutet es Unglück (319a). Die Araber schützen und ehren hingegen die Raben (90).

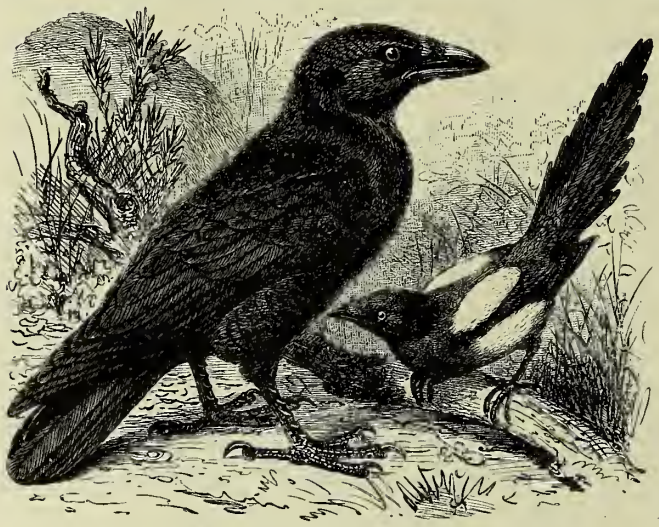


Abb. 200. Kolkrabe (Corvus corax) und Elster

Der Glaube an die böse Bedeutung der Raben herrscht in ganz Deutschland. Im Illertal glaubt man, wenn Raben über einen hinwegfliegen, so muß der Betreffende bald sterben. An anderen Orten fürchtet man den baldigen Tod eines Hausbewohners, wenn die Raben um das Haus fliegen und dabei ihr: Grab! Grab! rufen. — Im Aargau bedeuten Raben, die in einer Reihe auf ein Haus zufliegen, die Reihe der schwarzen Leichengänger. In Böhmen, Südfrankreich, in der Bretagne, bei den Nubanegern in Innerafrika glaubt man Ähnliches; die letzteren halten die Raben für böse

Geister und Menschenfresser. Unter den heidnischen Arabern vor Mohammed galt der Rabe ebenfalls als Unglücksvogel; ein günstiges Ereignis wurde jedoch geglaubt, wenn ein Rabenpaar, ein Männchen und ein Weibchen, mit einem Wanderer zusammentraf und gleichen Fluges über den Weg flog. Der Rabe — slawisch: havran, karvan, gavran, Garvan, „crna ptica“ oder „Schwarzer Vogel“ — gilt bei allen Balkanvölkern als Todesbote. Bei den Juden im Mittelalter und bei den meisten orientalischen und slawischen Völkern wird die Eigenschaft einer solchen bösen Vorbedeutung auch den Hähnen zuteil, welche rabenartig krähen (664).

Radium, das modernste volksmedizinische Kopfwehmittel, wird in Joachimstal (Böhmen) angewendet, indem die dort vorkommende Uranpechblende in Ledersäckchen eingebunden und auf die schmerzende Kopfstelle gelegt wird. Die stärksten Kopfschmerzen sollen nach dieser Behandlung in kurzer Zeit verschwinden (269a).

Räucherung. Besondere Berücksichtigung finden in den medizinischen Papyri Räucherrezepte und Vorschriften über Räucherungen, von denen schon Plutarch (Über Isis und Osiris 80) behauptet, daß sie die Luft reinigten, die Nerven stärkten und vor pestartigen Ansteckungen und Krankheiten bewahrten. Die ägyptischen Texte bezeichnen die Räucherung und das Räucherwerk mit dem Namen kipu oder kipi, abgeleitet von dem Verb kp, kip, kipu = räuchern, ein Wort, das Plutarch (a. a. O. 81) in der Gestalt „Kyphi“ wiedergegeben hat und das ein Gemisch von 16 oder 28, 36 und sogar 50 Substanzen zusammenfaßt. Nach dem Papyrus Ebers (Tafel 98, 12) bestand das altägyptische Kyphi aus 10 Ingredienzien. Es diente dazu, Haus und Kleider mit lieblichem Dufte zu durchziehen, als Pille genommen einen angenehmen Geruch zu erzeugen (771). Vielfach behandelt man aber auch den Kranken selbst mit Feuer, Rauch und heißem Wasser und verursacht hierbei oft schwere Schäden. Hierher gehören auch schon die Räucherungen Besessener, die meistens allerdings harmlos verlaufen, ebenso der Glaube, vom Wechselbalg befreit zu werden, wenn man ihn ins Feuer wirft. Im Berner Oberlande wird noch heute hie und da der Rauch zur Heilung von Kranken benützt, indem man auf einem Becken mit glühenden Kohlen Kräuter und andere Substanzen verbrennt und den Rauch nach dem kranken Gliede hinlenkt. In Bosnien und der Herzegowina zieht man in Familien, denen bereits mehrere Kinder gestorben sind, den Neugeborenen dreimal durch das Rauchloch und legt ihn dann für einen Moment in den Kessel, welcher über dem offenen Herd an einer Kette hängt. Es ist klar, daß diese Prozedur dem kleinen Wesen oft tödlich werden kann. In einem Ofner Ziegelwerk erkrankte vor gut 10 Jahren ein zweijähriges Kind. Zwei Nachbarinnen konstatierten, daß der Bauch des Kindes vom Teufel besessen sei, und überredeten die Mutter, die vom Arzte verordnete Medizin zu beseitigen und das nackte Kind über ein Gefäß zu halten, in welchem glühendes Eisen mit Essig begossen war. Das Kind starb an Herzschlag. Die Krankheit wird oft ausgeräuchert oder sonst durch Feuer vertrieben. So schreibt z. B. in Brandenburg der Fieberkranke 9 Kreuze in den Schornstein: sobald sie verräuchert sind, ist das Fieber verschwunden (277a).

In Bosnien kennt man die Räucherung der Kranken; aus den Kohlen ersieht man den guten oder schlechten Verlauf des Übels. Als sympathetisches Mittel trägt man Kohlen in kleinen Säckchen am bloßen Leibe. Gegen Krankheit, die durch Verschreien entstanden ist, wenden südslawische Volksärzte folgendes Mittel an: Der Heilkünstler wirft in ein Glas Wasser „živo ugljevlje“, glühende Kohlenstücke, und zählt von 10

abwärts bei jedem Stücke bis 1 und keins. Dann spricht er: „Otišli mu uroci i nemoci u nebeske visine i morske dubine!“ (Die Beschreiungen und Ohnmachten sollen in himmlische Höhen und in die Tiefen des Meeres hineinfahren!) Der Kranke trinkt von dem Wasser, wäscht sich damit das Gesicht, den Rest der Flüssigkeit gießt er auf einen Hund. Darauf ißt er eine Erdbeerwurzel (381).

Wenn man in Syrien befürchtet, daß eine Person vom bösen Blicke getroffen worden ist, beräuchert man sie in folgender Weise: Man nimmt Stroh von den 4 Kanten einer Zimmermatte, ein Läppchen von blauem Stoff, ein Stückchen schwefelsaures Kupfer und einen Gegenstand, welcher dem vermeintlichen Urheber der Krankheit gehört. Das alles legt man auf die Kohlenschaufel, zündet es an und zieht magische Kreise um den Patienten (664).

Rainfarn (Chrysanthemum tanacetum, Tanacetum vulgare L.), die Pompelblume, Gürtler, Beifuß, Kraftwurz, Goldknopf, geschlechtliches Reizmittel. Vergleiche Pumperlgesund = ganz gesund, selbst an der heimlichsten Stätte, der Pumpel, Pompel = vulva. In Wien selbst von Damen, welche die Bedeutung des Wortes nicht kennen, häufig benützter Ausdruck (300). Eine Komposite, deren Blüten als Flores Tanaceti, Wurmkraut, offizinell waren.

Abb. 201. Rainfarn (Tanacetum vulgare)

Als Volksmittel gegen Eingeweidewürmer wird Rainfarn in Pulverform gegeben, in Frankreich als Fruchtabtreibungsmittel verwendet. Ein Berliner Teehändler wurde im Frühjahr 1908 wegen unlauteren Wettbewerbes bestraft, weil er einen „Glückstee“ als Universalheilmittel anpries, der fast ausschließlich aus Rainfarn bestand.

Das Marien- oder Pfefferblatt (T. balsamita L.) ist ebenfalls ein volkstümliches Mittel gegen Würmer.

Raupen. Raupe ist die andere Gestalt eines Krankheitsdämons, welcher, als „Rätzel“, Teufelskatze oder Schmetterling auf die Brust des Schlafenden sich setzend, Alpdruck verursacht (Höfler 300).

Die auf den Gemüsen lebenden Raupen (Pieris brassicae L. und P. rapae L., großer und kleiner Kohlweißling) schützen, nach Dioskurides (151 II 64), mit Öl eingerieben, vor den Bissen giftiger Tiere.

Raute (Ruta graveolens L.), eine Rutazee. Dioskurides (151 III 45) schreibt von mehreren Rautenarten: Sie wirken brennend, erwärmend, Geschwüre machend, harntreibend, die Menstruation befördernd; gegessen sowohl wie getrunken stellen sie den Durchfall. Sie sind ein Gegenmittel gegen Gifte, wenn vom Samen ein Essignäpfchen voll in Wein getrunken wird. Die Blätter, für sich allein und auch mit Walnüssen und trockenen Feigen, vorher genommen, machen die tödlichen Gifte unwirksam. In derselben Weise genommen, sind sie ein gutes Mittel gegen Schlangenbisse. Gegessen und getrunken, vernichtet die Raute die Leibesfrucht. Mit trockenem Dill gekocht und getrunken, beruhigt sie Leibschneiden, dann wirkt sie auch gegen Seiten- und Brustschmerz, Atemnot, Husten, Brustfellentzündung, Hüftweh und Gelenkschmerzen und gegen periodische Frostschauer, wenn sie getrunken wird, ferner gegen Aufblähen des Magens, der Gebärmutter und

des Mastdarmes mit Öl gekocht als Einspritzung. Gebärmutterkrämpfe besänftigt sie, wenn sie fein gerieben mit Honig von der Scheide bis zum After aufgelegt wird. Mit Öl gekocht und getrunken, wirft sie den Bandwurm hinaus. Mit Honig wird sie als Umschlag bei Gelenkschmerzen angewandt, mit Feigen gegen das unter dem Fleische gebildete Wasser; sowohl getrunken hilft sie denen, bei welchen sich Wasser unter dem Fleische gebildet hat, als auch wenn sie mit Wein bis auf die Hälfte eingekocht und aufgestrichen wird. Roh und eingesalzen genossen, bewirkt sie Schärfe des Gesichtes, und mit Graupen im Umschlag lindert sie heftige Augenschmerzen. Mit Rosensalbe und Essig hilft sie bei Kopfschmerzen, und als Pulver eingeführt, stillt sie Nasenbluten. Die Hodenentzündungen heilt sie mit Lorbeerblättern als Umschlag und Hautausschlag mit Myrtenwachssalbe. Mit Wein, Pfeffer und Natron aufgestrichen, entfernt sie Feigwarzen und gewöhnliche Warzen. Mit Honig und Alaun aufgestrichen, bessert sie Flechten. Der Saft, in der Granatapfelschale erwärmt und eingetröpfelt, ist ein wirksames Mittel bei Ohrenschmerzen, auch hilft er, mit Fenchelsaft und Honig eingerieben, bei Stumpfsichtigkeit. Mit Essig, Bleiweiß und Rosensalbe aufgestrichen, heilt er roseartige Entzündungen, kriechende Geschwüre und bösen Grind. Der übermäßige Genuß der wilden Raute ist tödlich. Wird sie um die Zeit der Blüte zum Einmachen gesammelt, so rötet sie die Haut und erzeugt auf ihr Blasen mit Jucken und heftiger Entzündung; man muß das Gesicht und die Hände bestreichen und sie so einsammeln. Man sagt, daß der Saft, wenn die Küken damit besprengt werden, die Katzen fern hält; das in Makedonien am Flusse Haliakmon wachsende Kraut soll die, die es essen, umbringen; die Gegend ist bergig und voll von Ottern. Der Same desselben, getrunken, ist ein wirksames Mittel gegen Eingeweideleiden.

Abb. 202. Raute (Ruta graveolens)

Die Rautenarten enthalten ätherisches Öl, welches, in größerer Menge genossen, Vergiftungserscheinungen macht, und zwar erregt es Krämpfe und Abortus. Celsus (121) rechnet die Raute zu den Stoffen mit schlechtem Safte, zu den scharfen, urintreibenden, die Sinne erregenden, reinigenden und erweichenden Mitteln. Rautensamen rechnet er zu den reizenden Substanzen. Bei Magenkrankheiten empfiehlt Celsus als Magenmittel einen Rautentrank auf leeren Magen, bei Samenfluß einen Umschlag aus in Essig eingelegter Raute. — Der Same der wilden Raute ist Bestandteil eines Katapotium gegen Kopfschmerz, Schleimfluß der Augen usw. und das Kraut Bestandteil eines Gegenmittels gegen den Biß der Schlangen.

Der deutsche Name Raute ist allbekannt und uralt. Er findet sich in vielen deutschen Kompositis: Ackerraute (Fumaria), Pockenraute, Geißraute (Galega), Wiesenraute (Thalictrum), Beerraute (Jasminum frutex), Mondraute, Leberraute (Osmundra lunaria), Helmraute, Hundsraute (Scrofularia canina), Maurerraute (Asplenium Ruta muraria) u. a. Das ganze christliche Mittelalter war weit und breit über Beschwörung und Austreibung des Teufels (Exorcismus) einig, wozu die geweihte Raute, in allen möglichen Formen ihrer Anwendung, selbst in Räucherungen und Bädern, das verläßlichste Mittel bot. Treffend schreibt Dr. J. N. Sepp („Das Heidentum und dessen Bedeutung für das Christentum"): „Wie am Palmfest der Palmzweig, so wird, Maria zu Ehren, der Rautenkranz am Fest ihrer Himmelfahrt

(15. Auguſt) gewunden und als Angebinde des Segens in den Häuſern bewahrt. Im Liebfrauendreißig, d. h. vom 15. Auguſt bis 8. September, blühen die Kräuter am geſündeſten, und kein Gift ſchadet, der Madonna zulieb." Hieronymus Braunſchweig (Deſtillierbuch, Straßburg 1500) ſchreibt: Das Johanniskraut (Hypericum) wird von etlichen Lateinern Herba de fuga Damonis (Teufelsflucht) genannt. Darum, wenn ein Menſch das Kraut in der Hand verborgen (hält und) einem behafteten Menſchen die Hand biethet, ihm die Hand nicht gebothen wird. Daſſelbe zu Zeiten auch geſchieht von der Weinraute. Ähnlich ſchreibt Oswaldus Grollius (Traktat von den Signaturen. Frankfurt a. M. 1647): Von allerley Phantaſeyn — die Wyn-Ruten wegen des Kreuzes, ſo ihrem Namen gleichſam eingedrückt. J. Andreas Schmeller (Bair. Wörterbuch) ſchreibt: „Unſer Frauentag zur Kräuter- oder Wurzweihe", das Feſt Mariä Himmelfahrt, 15. Auguſt, — der und die Weih-Rauten (Weirauten), Ruta graveolens, als das gewöhnlichſte der Kräuter, die am Feſte Mariä Himmelfahrt zur Weihe gebracht zu werden pflegen. Alſo Weihkraut (Herba sacrata), Weihraute (Ruta consacrata) ſind die richtigſte Sprech- und Schreibart für unſere Pflanze. Zuletzt und nachgerade kommt Pruck-Mayr (561) auf das Totenkraut, wie nicht nur das Singrün (Vinca), ſondern auch die Weihraute genannt wird.

Auch darüber geben häusliche Gebräuche und religiöſe Zeremonien den nötigen Aufſchluß, Allerheiligen und Allerſeelen. Außer Heiligenbildern, Roſenkränzen und Gebetbüchern legt man den Toten noch Weihkrautbüſchel, auch Totenkräutel genannt, in die Bahre. Dieſe Büſchel werden zu Gold, ſo daß die Toten goldſtrahlend in den Himmel kommen. Die Neidrauta, mit der man das Vieh öfters räuchern ſoll, damit ihm der Neid nicht ſchaden kann, beſteht aus 9 einſt auch geweihten Kräutern, worunter Weihkraut (Ruta) das vorzüglichſte. Becher ſingt (52):

Im Kopfweh, Fiebern man die Raute brauchet ſehr,
Den Todten dient ſie zu ihrer letzten Ehr'.

Die Raute iſt ein gar edles Kraut, und zwar gilt dies vorzüglich von den Edelrauten, und unter dieſen wieder werden die für die vornehmſten angeſehen, welche 5 Zehen haben, d. h. deren Ovarium 5 Fächer zeigt. Sie tun Wunder bei Verwünſchungen und anderem Zauber und dürfen bei der Kräuterweihe nicht vergeſſen werden (104). Raute wird als Volksmittel als verdauungsbeförderndes und wehentreibendes Mittel getrunken. Ferner hat Raute einen Ruf als Mittel gegen Unkeuſchheit (300 719). In Amerika ſteht ſie als Fruchtabtreibungsmittel in Verwendung. In Arabien dient das Kraut der wilden Raute (Peganum Harmala L.) als Umſchlag bei geſchwollenen Füßen und der Samen in der Türkei auch als Gewürz.

Wieſenraute (Thalictrum-Arten) iſt ein Zauberkraut. Wurzel und Kraut in das Bett gelegt, helfen gegen das Beſchrieenſein der Kinder (388).

Regenwurm (Lumbricus terrestris L.). Dioskurides (151 II 72) ſchreibt: Die fein zerriebenen Erdwürmer aufgelegt, verbinden durchgehauene Sehnen, befreien auch vom dreitägigen Fieber. Mit Gänſefett gekocht und eingeträpfelt, heilen ſie Ohrenaffektionen. Mit Öl gekocht und in das gegenüberliegende Ohr eingeträufelt, beſeitigen ſie Zahnſchmerzen. Zerrieben und mit Süßwein getrunken, treiben ſie den Harn.

Plinius (543 30) berichtet: Auflegen von Regenwürmern ſtillt die Schmerzen im Nacken und in den Schulterblättern bei Kreißenden. Genießen ſie Regenwürmer in Roſinenwein, ſo geht die Nachgeburt leichter ab. Bindet ſich eine Schwangere kleine

Würmer an den Hals, so ist ein Abortus möglich; sie dürfen aber die Erde nicht berührt haben und müssen sofort nach der Geburt losgebunden werden. Will eine Frau empfangen, so nehme sie 5—7 solcher kleiner Würmer in einem Trank ein oder lege sich Safran mit Schnecken auf die Vulva (543 30). — Die hl. Hildegard (289) weiß zu melden: Der Regenwurm entsteht in der Kraft, durch welche die Gräser ihre Keimkraft erhalten; wegen der Reinheit seiner Natur hat er keine Knochen, ist aber wie andere nützliche Dinge, z. B. Zimt, gut und nützlich. Bei nicht aufgebrochenen Skrofeln lege man folgenden Teig auf: Man verbrenne Regenwürmer mit Gerstenstroh in einer Schale, setze Weizenmehl und Eichenholz und etwas Wein zu und mische es tüchtig. Dann gebe man noch gleiche Teile Essig und Wein zu und mache daraus eine Paste. Bei aufgebrochenen Skrofeln tauche man diese Paste vor dem Auflegen in die oberste Schicht („rensc") einer scharfen Lauge. Bei Magenschmerzen reibe man den Kot des Regenwurmes auf den Magen.

An den Regenwurm knüpft sich mannigfaltiger Aberglaube. In der Nähe von Intschede war ein Kind schon seit längerer Zeit krank, ohne daß dem Laien eine eigentliche Krankheitsursache erkennbar war: es mußte also behext sein. Auf den Rat eines „weisen" Mannes wurde dem armen Wesen ein lebender Regenwurm eingegeben, um das Kind zu heilen und den Zauber der bösen Hexen zu brechen. Der Wurm blieb dem Kind in der Kehle stecken, und so mußte das unglückliche Opfer des dunkelsten Wahnes elendiglich an Erstickung sterben. (Hannoversches Tageblatt, 31. August 1906.)

Abb. 203. Regenwurm (Lumbricus terrestris)

Das Regenwurmöl, welches unter dem Namen Merken-, Metken, Pirats- und Sproßöl viel verlangt wird und früher gewissenhaft aus Regenwürmern dargestellt wurde, hat jetzt als Gemisch keinen Zweck.

Reliquien. Lammert (399) schreibt aus Bayern: Erwähnung verdienen die Heilungen, welche von alters her durch Gebet, Gelübde und fromme Übungen vor den Gnadenbildern verschiedener Wallfahrtsorte, an den Gräbern und Reliquienaltären der fränkischen Heiligen Kilian, Bruno, Makarius u. a. von den Gläubigen erfleht werden. So sind in den fränkischen Kreisen die Kirchen zu Gösweinstein in der Fränkischen Schweiz, die Walburgiskapelle auf der Ehrenburg bei Kirchehrenbach, die Wendelinskapelle zu Neudorf bei Weismain, Vierzehnheiligen (Frankental), zu Burgwindheim im Steigerwalde (Mittelfranken), auf dem Engelsberg bei Großheubach, auf dem Kreuzberge, zu Dettelbach, auf dem Nikolausberge bei Würzburg, zu Retzbach, zu Buchen bei Lohr u. a. das häufige Reiseziel frommer Waller aus nah und fern. Anderer durch politischen oder konfessionellen Hader verödeten Stätten in Franken, in welchen das von Unglück, Krankheit und Not heimgesuchte Volk, verlassen von menschlicher Hilfe, Trost und Erhörung seiner Bitten erflehte, sei noch gedacht. Auch in der Marienkapelle zu Fahrhrück suchen Andächtige bei Fieberleiden und Kinderkrankheiten vertrauensvoll Linderung und Hilfe. Auch die Reliquienaltäre des hl. Deocar in Herrieden und in der Kirche zum hl. Lorenz in Nürnberg waren mit zahlreichen Votivtafeln und Geschenken von Andächtigen für allda erlangte Heilungen mannigfacher Körpergebrechen reich ausgestattet. Am Grabe des hl. Sebald (s. Ewaldus), des Apostels im Nordgau zu Nürnberg, ereigneten sich

bereits 1070 zahlreiche Krankenheilungen. Wie vor der Reformation, so ist heute noch die Margaretenkapelle zu Rennhofen (bei Neustadt a. A.) für die Protestanten ein Wallfahrtsort, wo Gelübde gelöst, Linderung leiblichen und geistigen Gebrestes für Menschen und Vieh gesucht und reiche Opfer gespendet werden. — Seit ältester Zeit genoß der hl. Vitus, dessen Gebeine 836 von Paris unter dem Jubel der Sachsen ins Kloster Korvey in Westfalen gebracht wurden, in Bayern wie anderwärts als Helfer in allen körperlichen Leiden, deren Beseitigung vergebens durch Heilmittel erstrebt wurde, großes Vertrauen. Das beweisen die häufigen mit seinem Namen in Verbindung gebrachten Ortsnamen und ihm geweihten Kirchen.

In der Veitskapelle (Feuchtwangen) nehmen Augenkranke zu dem Bildnisse des hl. Veit ihre Zuflucht; durch eine Öffnung vor dem großen Altare der in einem Bogen über die Heilsquelle gebauten Kapelle werden häufig Baumzweige in das unten fließende Wasser getaucht und die kranken Augen damit bestrichen. — Bis in die neue Zeit blieb der hl. Veit der Vieharzt aller Bewohner der Umgegend von Veitsbrunn (Landg. Cadolzburg), in dessen Kirche sich seit 1530 die Statue desselben befindet. — Zu demselben Zwecke fand alljährlich eine Wallfahrt am Feste des Heiligen in die Augustinerkirche in Nürnberg statt. — Noch im vorigen Jahrhundert brachten die Bauern in der Gegend von Regensburg dem Altare des hl. Veit Hühner zur Opfergabe, wie vor 1000 Jahren dem slawischen Götzen Swantewit. — Berühmt sind die Veitskapellen zu Zabern und Rothenstein, zu Bießen bei Breisach und Ravensburg in Schwaben. Für Oberbayern erscheint neben vielen anderen die Gnadenkirche in Altötting als die besuchteste Zufluchtsstätte von Gläubigen aus allen Schichten der Gesellschaft, dann die Kirche in Mariaaich, Weihenlinden, dann zum hl. Leonhard in Inchenhofen, Feichten, Herrgottsruhe bei Friedberg; in Schwaben findet die Mariahilfkapelle auf dem Wannenberge bei Roggenburg u. a. m., in der Rheinpfalz das wundertätige Muttergottesbild in Oggersheim zahlreichen Zuspruch.

Als Weihgehänge benützt man meistens Wachsfiguren, welche Köpfe, Augen, Ohren, Hände, Füße, Herzen, Tiere darstellen; ferner eiserne Pferde und Kröten, natürliche Haarzöpfe, rote, braune Seide, Haargeflechte, Krücken, Stöcke, Besen, Votivtafeln, auf welchen oben das Bild des angerufenen Heiligen und darunter ein im Bett oder in der Wiege liegender Kranker, Pferde oder Kühe mit umgestürztem Wagen usw. abgebildet sind, neben welchen der von Not bedrängte Mann mit Frau oder Familie kniet. In Bayern haben sich bis auf unsere Tage, wo der Wunderglaube durch die mehr realistische Tendenz des Zeitgeistes beeinträchtigt wird, bei dem katholischen Teile der Bevölkerung als Überreste des Glaubens an die wundertätige Heilwirksamkeit der Heiligen noch erhalten:

Das Auffetzen des Schädels des hl. Makarius in der Marienkapelle in Würzburg am 2. Januar gegen Kopfleiden;

das allerwärts übliche Anlegen von Kerzen am Tage des hl. Blasius am 3. Februar gegen Halsleiden („Bläseln"). Dieses Patrones in Halsleiden gedenkt bereits (550 n. Chr.) Aetii Amid. edd. J. B. Montan. et J. Cornar. Basil. 1535 f. cap. 50. — Gelasii di Cilia thesaur. p. 49. — benedict. candelarum contra morbum gutturis;

das Küssen und Berühren der Reliquien des hl. Valentin in der Franziskanerkirche zu Würzburg, 14. Februar, gegen Epilepsie und Fraisen;

die Berührung der Augen mit der heiligen Gertrudisschürze in der Pleichacher Kirche daselbst, 14. März, bei Augenleiden;

das Benetzen der Augen mit Wasser aus dem Brunnen in der Kiliansgruft der dortigen Neumünsterkirche, 8. Juli;

das Trinken aus dem Brunnen der dem hl. Amor geweihten Kapelle bei Amorbach bei Unfruchtbarkeit;

die Verteilung der Tolentinbrötchen am Feste des hl. Nikolaus von Tolentin, 10. September, gegen Gicht und andere Krankheiten; ähnliche Brötchen werden in der Blasiuskirche zu Zeubelried in Unterfranken am 3. Februar gegen Halsleiden verteilt. (Gelas. di Cilia Thes. 75. panis s. Nicol. de Tolent. — Schmeller W. B. I 442);

die Verehrung der hl. Ottilia in der Marienkapelle zu Würzburg, am 13. Dezember, bei Augenleiden (Lammert 399).

Es werden so viele heilige Röcke, sagt Lammert (399), die Christus zugeschrieben werden, aufbewahrt, daß die Echtheit dieser Stücke im höchsten Maße zu bezweifeln ist. Später, als alle möglichen Menschen heilig gesprochen wurden, da waren die Reliquien dieser Heiligen ebenfalls sehr gesucht, und da es inzwischen eine fast unübersehbare Zahl von solchen Heiligen gibt und noch immer neue hinzukommen, so gibt es auch eine große Menge solcher Reliquien. Sie bestehen aus Knochenstücken, aus Zähnen, aus Stücken der Bettladen, in denen die Heiligen geschlafen haben, Stücken vom Holzstoß, auf dem sie verbrannt wurden, Kleidungsstücken, Haaren usw. Große Reliquien, ganze Skelette von besonders berühmten Heiligen, sind natürlich überall Eigentum der katholischen Kirche und finden sich in Kirchen, die eigens zur Bewahrung derselben gebaut sind und die dann den Mittelpunkt besonderer Wallfahrten darstellen. Aber kleine Reliquien sind in alle Welt zersplittert worden, und dieselben sind um so leichter zu beschaffen, als auf den Beweis ihrer Echtheit nur sehr geringer Wert gelegt wird, und man kann Amulette mit Reliquien, die besonders wirksam gegen Krankheiten sein sollen, für wenig Geld bei Antiquaren oder auch bei anderen Leuten kaufen.

Das ganze Reliquienwesen ist offenbar viel älter als die christliche Religion und zweifellos wie so manches andere Heidnische in späterer Zeit erst wieder in den katholischen Kultus aufgenommen worden. Auch in anderen Religionen, so z. B. in der mohammedanischen, findet sich derselbe Reliquienkultus, und man wird nicht häufig einen Araber finden, der nicht irgendein Amulett um den Hals trägt. Besonders häufig dienen als solche Amulette bei den Arabern Stücke des Korans, die in kleinen Metallkapseln eingelötet sind und unter dem Burnus auf der bloßen Haut an einer Schnur getragen werden.

Eine besondere Verwendung, die nur durch den Aberglauben der Menschen möglich ist, finden in bestimmten Gegenden die oben schon erwähnten Reliquien, die in den Kirchen aufgehoben werden. Besonders heilkräftige Reliquien befinden sich an besonderen Stellen und werden dort nicht immer, sondern nur zu gewissen Zeiten periodisch dem Publikum gezeigt. Wenn sie aber gezeigt werden, so wird ihnen von dem Klerus und von den Laien eine besondere Heilkraft zugeschrieben. Zu diesen Zeiten wallfahren dann Kranke oder, wenn diese selbst nicht mehr bewegungsfähig sind, die Anverwandten der Kranken zu diesen Reliquien, in der Hoffnung, daß sie durch Anbeten derselben, unter Umständen durch Berührung, eine Heilung erlangen könnten. In allen katholischen Ländern gibt es solche Wallfahrtsorte mit Reliquien, denen eine besondere Heilkraft zugeschrieben wird, und es wechselt das gelegentlich auch in der Mode, einmal wird in dem einen Ort, einmal in dem anderen Ort eine besondere Heilkraft gesucht. Auch dadurch, daß

die Heiligtümer eines Ortes, z. B. in Aachen, alle 7 Jahre, die eines anderen Ortes alle 3 Jahre gezeigt werden, tritt ein Wechsel in der Anziehung des Publikums ein.

Zu besonderer Berühmtheit ist in dieser Beziehung Lourdes gelangt und vielleicht nicht am wenigsten durch den bekannten Roman Zolas, der den ganzen in Lourdes getriebenen Unfug schonungslos aufdeckte. „Wie gefährlich solche Dinge sind, kann ich aus meiner eigenen Erfahrung berichten," schreibt Hansemann (s. d.): „Ich habe am Rhein seinerzeit einen Arbeiter gekannt, dem bei einem Brand ein Glassplitter ins Auge flog. Er wurde von dem betreffenden Fabriksherrn sofort zu einem angesehenen Augenarzte geschickt. Er zog es jedoch vor, das Auge mit einem „heiligen" Gegenstande bestreichen zu lassen. Die Folge davon war, daß das Auge in Eiterung überging, und als nun der Mann zum Augenarzte nach mehreren Tagen kam, war dieser nicht mehr imstande, dasselbe zu retten, ja, auch das andere Auge lief Gefahr zu erblinden."

Ebenso wie sich der Aberglaube an die Heilkraft gewisser Gegenstände und Orte knüpft, so knüpft er sich auch an bestimmte Persönlichkeiten, die in bestimmter Weise mit der Fähigkeit begabt sein sollten, Krankheiten zu heilen. Auch dieser Aberglaube hat sich bis in die neuere Zeit hinein erhalten, wenn er auch früher sehr viel verbreiteter war. Es wurden schon oben Beispiele angeführt von Heilungen durch Fürsten und hochgestellte Personen. Besonders glaubte man von Menschen, die ein gottgefälliges Leben führten, daß sie durch Bestreichen erkrankter Körperteile oder durch Auflegen der Hand imstande seien, Krankheiten zu heilen.

Ringelblume (Calendula officinalis L.), Ringelrose, Totenblume, eine Komposite, deren Blätter offizinell waren. Virgil nennt die Pflanze Caltha luteola; sie war ein berühmtes Mittel gegen den Krebs. Auch der Ackerringelblume (C. arvensis L.) werden Heilkräfte zugesprochen.

Ritterſporn (Delphinium consolida L.), der Gartenritterſporn (D. Ajacis L.), Läuſe- oder Stephanskraut (D. staphisagria L.), Ranunkulazeen; die giftigen Samen des letzten waren früher offizinell. Dioskurides (151 IV 153) schreibt vom Läusekraut: Wenn man 15 Samenkörner, in Honigmet fein gerieben, gibt, so erfolgt Reinigung durch Erbrechen von dickem Schleim; die, welche sie trinken, müssen spazieren gehen, die, welche sie geben, müssen aber fortwährend Honigmet dazu reichen wegen der Gefahr, Erstickung zu bewirken und wegen des Brennens im Schlunde. Für sich allein zerrieben oder mit Sandarak und mit Öl ist sie (die Pflanze) eine gute Salbe gegen Läusekrankheit, Jucken und Krätze. Gekaut ist sie sehr stark schleimführend. Auch bei Zahnschmerzen hilft sie, mit Essig gekocht, als Mundspülwasser: ebenso beruhigt sie Fluß des Zahnfleisches und heilt mit Honig Ausschlag im Munde. Sie wird auch den brennenden Salben zugesetzt. — Von einer anderen Rittersporart heißt es: Der Samen hilft, mit Wein getrunken, gegen Skorpionstiche wie kein anderes Mittel. Man sagt auch, daß die Skorpione bei Annäherung der Pflanze gelähmt werden und kraftlos und betäubt sind, nach Entfernung derselben wieder hergestellt werden.

Von den Slowaken (309) wird eine Abkochung des Rittersporn (D. consolida L.) bei Blutharnen getrunken; auch trinken ihn die Frauen nach der Geburt, damit die Nachgeburt bald abgestoßen werde. Mit dem getrockneten Kraut räuchert man die Gesichtsrose.

Roggen (Secale cereale L.), eine Graminee. Holuby (309) schreibt von den Slowaken: Roggentau sammeln Frauen und Mädchen am Johannistage vor Sonnen-

aufgang in Tücher, Hauben, Leintücher und waschen sich damit, damit sie schön werden. Dabei singt man eine feierliche Besprechungsformel. — Roggenblüten (Staubfäden) verschluckt man gegen Husten. — Wer die ersten Roggenblüten (Staubfäden) ißt, bekommt das Fieber nicht. — Roggenmehl in ein Leinensäckchen genäht und tunlichst erwärmt, wird bei Zahnschmerzen auf die Wange gebunden.

Das Roggenmühmchen ist ein kleiner weiblicher Korndämon, der Kinder raubt und gegen Wechselbälge umtauscht (300). August Kopisch bringt den Kinderreim:

Laß stehn die Blume!
Geh nicht ins Korn!
Die Roggenmuhme
Zieht um da vorn!
Bald duckt sie nieder,
Bald guckt sie wieder:
Sie wird die Kinder fangen,
Die nach den Blumen langen!

Rose (Rosa centifolia L.) und andere Rosenarten (Rosazeen). Dioskurides (151 I 130) schreibt: Die Abkochung der trockenen, in Wein gekochten Blätter tut gut bei Kopfschmerzen, bei Augen-, Ohren-, Zahnfleisch-, After- und Mutterschmerzen, wenn sie mit einer Feder eingepinselt oder wenn damit gespült wird. Die Blätter ohne Auspressen zerstoßen und umgeschlagen, helfen gegen Unterleibsentzündungen, Magenfäule und rotlaufartige Hautentzündungen; trocken aber und fein gerieben werden sie auf die innere Seite der Hüften zerstreut, auch werden sie den kräftigen und wundenheilenden Gegenmitteln zugesetzt. Sie werden auch gebrannt zu Mitteln, um die Augen zu verschönern. Der mitten in den Rosen befindliche Blütenboden wird bei Fluß des Zahnfleisches aufgestreut, die Köpfe (Fruchtknoten), getrunken, halten den Bauchfluß und das Blutspeien auf. (Die goldgelben und einblätterigen [nicht gefüllten] Rosen sind zu allem unbrauchbar. Es gibt auch niedrige, kleinere, einfache, wilde, welche zu vielem besser geeignet sind als die gebauten.) — Die Rosen spielen in der Arzneilehre der Alten keine unbedeutende Rolle. Sie galten als kühlendes, adstringierendes und daher austrocknendes Mittel. Man bereitete aus denselben mancherlei Präparate, welche von den Römern meistenteils mit Rosa bezeichnet wurden. — Das Rosenöl wurde von den Alten sehr häufig, besonders auch bei den Leiden, die man von der Gebärmutter herleitete, angewandt, namentlich benutzte man dasselbe zur Herstellung von Mutterzäpfchen (Celsus 121). — Bei den Ägyptern war die Rose das Symbol der Vollkommenheit, in der griechischen Mythologie dasjenige der Schönheit. Geöffnet und vollkommen entfaltet, repräsentiert diese Blume den Abglanz der Frau in der Fülle ihrer Reize. Als geschlossene Blume, als Knospe bezeichnet sie das junge Mädchen, das noch nicht die vollkommene Schönheit ihres Geschlechtes erreicht hat. Anakreon nennt die Rose „die Ehre und den Zauber der Blumen, die Lust und Sorge des Frühlings, die Wollust der Götter" (409).

Auswüchse der wilden Rosen (Rosa canina alba) waren früher ein Mittel gegen Unfruchtbarkeit. In Tirol werden dieselben als „Schlafputzen" unters Kopfkissen gelegt; in Bayern heißen sie „Rosenkönige", die Wunscherfüller sein sollen (300). Sie heißen auch Schlafrosen und sind, unter das Kissen gelegt, ein Schlafmittel (319a).

Die Früchte der wilden Rose (Rosa canina), die Hagebutten, Hetschebetsch, werden in der Volksmedizin zu Sirupen verwendet (Bayern 300).

Die Bewohner Kleinasiens besprengen Kleider und Gemächer, die Perser selbst Straßen und Wege mit Rosenwasser, wenn hohe Gäste kommen. Die in eine Wohnung eintretenden Fremden werden zum Zeichen des Willkommens mit Rosenwasser bespritzt. Heute ist das sog. Adrianopler Rosenwasser das beste. Es dient vielfach als Medikament. Die im April blühende Rosa centifolia besitzt leicht abführende Eigenschaften. Deshalb werden Aprilrosenkonserven im Orient gewöhnlich am frühen Morgen als angenehme Hausarznei genommen. Der Rosenzucker gilt als Heilmittel für Krankheiten der Lunge und des Mundes. Roseneſſig ist ein stärkendes und reizendes Mittel bei Ohnmachten. Kataplasmen aus Rosen wendet man gegen Frauenkrankheiten an. Michael Ben Maſeweih, der um 205 = 820 Hofarzt des Kalifen Mamun war, gebrauchte für alle Leiden nur Rosenkonfekt mit Honig und Rosenwasser, das aus in warmes Wasser getauchten Rosen gezogen war. So berichtet Hammer-Purgſtall in seiner „Geſchichte der arabiſchen Literatur" unter Nr. 1211 nach Ibn Oſſaibije. Auch heute sind Rosenkonfekt und Rosenwasser für allerlei Krankheiten im Gebrauch (664).

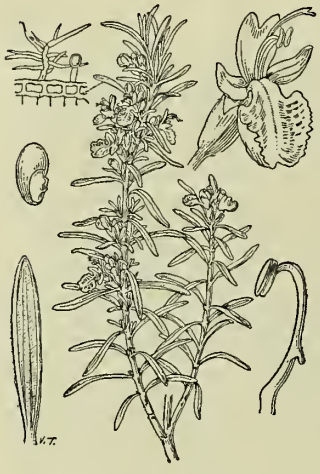


Abb. 204. Rosmarin (Rosmarinus officinalis)

Die Roſe von Jericho (Anastatica hierochuntica), Kruzifere, ist ein in ganz Mitteleuropa bekanntes Volksmittel bei schweren Entbindungen. (Siehe Geburtshilfe).

Rosmarin (Rosmarinus officinalis L.), eine Labiate. Dioskurides (151 III 89) schreibt: Die Pflanze hat erwärmende Kraft und heilt die Gelbsucht, wenn man dieselbe in Wasser gekocht vor den körperlichen Übungen zu trinken gibt, dann üben, waschen und Wein trinken läßt. Sie wird auch den kräftigenden Salben und der Moſtſalbe zugesetzt. — Die nach dem Trocknen beinahe nadelförmig zusammengeschrumpften Blätter finden nur beschränkte Anwendung, besonders als Volksmittel. Sie haben einen kampferartigen, vom ätherischen Öl bedingten Geruch, der ihnen sehr lange verbleibt. Rosmarin gehört zu den Fruchtabtreibungsmitteln. Rosmarintee wirkt abführend, also nach dem Volksglauben blutreinigend. Rosmarin ist eine der beliebtesten Topfpflanzen der Slowaken. Ohne Rosmarin wird wohl niemals eine Hochzeit gefeiert. Rosmarinblätter werden gekaut, um den üblen Geruch aus dem Munde zu vertreiben (309).

Rübe (Brassica Rapa L.), eine Kruzifere. Dioskurides (151 II 134) schreibt: Die gekochte Wurzel der weißen Rübe ist nahrhaft, erzeugt Blähungen, bildet schwammiges Fleisch und reizt zum Liebesgenuß. Die Abkochung derselben dient als Bähung bei Podagra und bei Frostbeulen, auch sie selbst, fein gestoßen, hilft als Umschlag. Wenn man die Wurzel aushöhlt und darin Rosenwachssalbe in heißer Asche schmilzt, so hilft es gegen geschwürige Frostbeulen. Werden die Sprossen derselben gekocht und gegessen, so wirken sie harntreibend. Die Samen eignen sich als Zusatz zu Gegengiften und zu schmerzlindernden Mitteln gegen den Biß giftiger Tiere. Ihr Genuß hilft auch gegen tödliche Gifte; auch sie reizen zum Liebesgenuß. Mit Salz eingemacht, verliert sie als Speise an Nährwert; den Appetit regt sie wieder an.

Die Rüben seynd dem magen leicht,
Darher der Windt dem Leib entweicht,
Der Harn darzu, die zeen (Zähne) falln aus,
Synds übel kocht, kompt krimmen drauß.
Die rohe Rübe auch, die machen in dem Leib
Harn, Grimmen, Wind; darumb bei den gekochten bleib.
(Heilpflanzen der Schola Salernitana 562.)

In ganz Deutsch-Tirol wird dieser Pflanze große Heilkraft zugeschrieben. Das Rübenkrautwasser, jene wässerige Flüssigkeit nämlich, welche beim Gären des Rübenkrautes sich im Faß ansammelt, gilt vor allem als ein hervorragendes fieberwidriges Mittel, und Lieber (416) hat Kranke dasselbe literweise trinken gesehen, um die „Hitze" zu dämpfen. In Innsbruck legt man bei Lungenentzündung dem Patienten einen Umschlag, aus Leinöl und weißen Rüben gekocht, auf die Brust. Als ein Hauptbestandteil des hochberühmten „Rubpflasters" muß aber der Rübensaft ganz besonders erwähnt werden. Dieses Rübenpflaster ist nicht nur in Tirol, sondern in ganz Deutschland wohlbekannt: „Unter den markanten Erscheinungen, welche die Erinnerung an meine waldumrauschte Taunusheimat dem geistigen Auge vorbeiführt, sehe ich immer noch das freundliche Bild des alten Gärtners meines väterlichen Hauses, wie er mit wichtiger Miene das „Rübenpflaster" in kleine hölzerne Schachteln goß, das dann zu Nutz und Frommen der Familie nicht nur, sondern auch von Freunden und Bekannten bei sich bietender Gelegenheit in Anwendung kam" (Lieber 416).

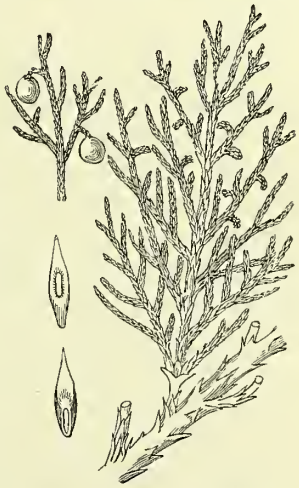


Abb. 205. Sadebaum (Juniperus sabina)

Sadebaum (Juniperus sabina L.), Sevenbaum, Sabinerbaum, eine Araukariazee. Die grünen, mit Schuppenblättern besetzten Ästchen sind als Summitates Sabinae offizinell. Sie sind ein sehr heftig wirkendes, harnbefördernd es und fruchtabtreibendes Mittel, leider ein wichtiges Mittel der Volksmedizin. Dioskurides (151 I 104) schreibt: Die Blätter hemmen um sich fressende Geschwüre und lindern im Umschlag Entzündungen, reinigen, mit Honig aufgeschmiert, von schwarzen Massen und Schmutz und reißen ringsum die Karbunkeln auf. Mit Wein getrunken, führen sie auch das Blut durch den Urin ab und treiben den Fötus aus; in Zäpfchen und in der Räucherung wirken sie dasselbe. Sie werden auch den erwärmenden Salbölen zugemischt, besonders dem Mostöle.

In Bauerngärten ist der Sadebaum ein häufig gepflanzter Ziersträuch. Auf älteren Exemplaren dieser Pflanze kann man häufig einen Schmarotzerpilz beobachten. An den Ästen hängen meist zungenförmige, rotbraune Gallertklumpen, welche leicht wahrnehmbar durch die dunklen Ästchen schimmern. Dies sind die Sporenformen des Pilzes Gymnosporangium Sabinae Dicks., dessen Äzidiumformen als orangegelbe Flecken oberseits auf den Birnblättern vorkommen. Diese Erscheinung auf den beiden Pflanzen beruht auf einem Generationswechsel im Leben dieses Pilzes. Eine Generation lebt als Teleutosporenform auf Zweigen der Sabina, die nächste Generation als Äzidienform auf dem Birnblatt, um bei der dritten Generation wieder mit Juniperus sabina anzufangen. Das Unangenehme an diesem Auftreten ist die Erscheinung, daß die befallenen Birnbäume keine Früchte tragen. Wenn nun Juniperus sabina in der Umgebung

der Birnpflanzungen ausgerottet wird, muß auch der Pilz aussterben, die Birnbäume gesunden und wieder Frucht tragen. Solche Beobachtungen mußten auf ein abergläubisches Gemüt tiefen Eindruck machen, wenn die gleiche Pflanze, welche die Fruchtbarkeit der Frau verhindert, auch durch ihre Anwesenheit im Garten die Birnbäume unfruchtbar machen kann. Wild wächst diese Pflanze in den Alpen und Voralpen, und zwar in der südlichen Kette im Kanton Wallis im Nikolaital und auf dem Fonly, dann auch in Salzburg, in Tirol im Ötztale, Matreiertale, in Krain, Küstenland, Istrien, Dalmatien und Venetien, aber auch in der Eifel. Im Auslande wächst sie in Südfrankreich, Italien, dem Orient und anderen Orten. Die Verbreitung ist eine ausreichende, um die Pflanze sehr vielen Menschen bekannt sein zu lassen. Zudem wird sie häufig in Gärten und Parkanlagen gepflanzt. Nur in letzter Zeit ist ihr wegen der Beziehung zu den Birnbäumen vielfach der Krieg erklärt. Die Einbürgerung als Gartenpflanze war sehr selbstverständlich, da der Sadebaum den einzigen niedrigen, immergrünen Holzstrauch darstellt, der in unseren Breiten ohne Pflege gedeiht und im Winter nicht erfriert.

In den Bauerngärten von Bayrisch-Franken war er überall, wo Oefele (514) sich erkundigen konnte, von einem weiblichen Familiengliede gepflanzt worden, was auf die allgemeine Kenntnis der Verwendung und Wirkung des Sadebaumes in jenen Gegenden hinweist. Anders steht es in Niederbayern; auch hier fehlt sie kaum in einem Bauerngarten. Aber bei allen Erkundigungen fanden sich keine Anhaltspunkte, daß dort die Einwirkung dieser Pflanze auf die Fruchtbarkeit bekannt war. Sie ist in Niederbayern dagegen altheidnisches Zauberkraut, das die bösen Geister bannt. Die katholische Kirche hat sich dort diesem Volksglauben zu beugen gewußt oder vielmehr ihn christianisiert. Am Palmsonntag werden die Salixblüten geweiht, am Karfreitag werden Spreisel, d. h. kleinste Holzscheitchen an einer Seite angebrannt, am Karsamstag werden Zweige von Juniperus sabina in der Kirche geweiht, und am Ostersonntag morgens wird auf jedes Feld eines dieser Hölzchen eingesteckt, in welches je ein Weidenzweig und ein Sadebaumzweig eingeklemmt ist. Bei dieser vielseitigen Verwendung der Pflanze ist es nicht zu verwundern, wenn sie auch eine große Vielheit von Namen besitzt. Im Latein des Mittelalters heißt sie Sabina oder Savina; in einer Münchener Handschrift (c. germ. 376) konnte Oefele (s. d.) auch Ameron finden. Von den deutschen Volksnamen, welche Pritzel und Jessen für unsere Pflanze anführen, sind nicht weniger als 46 Variationen aus dem Namen Sabina, der vielleicht einem altnordischen Pflanzennamen seine lateinische Form verdankt.

Hotton führt in seinem Thesaurus phytologicus (Nürnberg 1695) außerdem die Namen an: Jungfernpalme, Jungfernrosmarin, Kindermord, Mägdebaum. In Siebenbürgen heißt sie: Verbodden Bum und in Salzburg: Stinkholz. Diese Namengebung zeigt, wie sehr der Sevenbaum im Volksbewußtsein als Abtreibemittel allgemein sich festgesetzt hat. Selbst bis in den fernsten Norden kann man seine Verwendung nachweisen. So reimt das norwegische Volk:

Sevenbom, Sevenbom
Har gjurt saa mangen jomfru from.

Frei deutsch besagt dies, daß so manche Jungfrau es nur dem Sevenbaum danken muß, wenn sie vor den Augen der Welt immer noch als unschuldig gelten kann.

Vor 100 Jahren, als man begann, die Wirkung aller Medikamente anzuzweifeln, schrieb Chaumeton: Da die Wirkung des Sevenbaumes auf den Uterus seit sehr lange

die Aufmerksamkeit der Ärzte gefesselt hat, ist er als ausgezeichnetes Emmenagogum bezeichnet worden. Die meisten medizinischen Schriftsteller führen ihn auch als ein kräftiges Mittel an, um die Menses wieder herbeizuführen und zu regeln. Gute Frauen haben sich, als würdige Erbinnen der ärztlichen Irrtümer früherer Jahrhunderte, selbst eingeredet, daß es genügte, einige Blätter desselben in das Schuhwerk der jungen Mädchen zu tun, um bei ihnen die Menstruation hervorzurufen. Glücklicherweise kann dieses unrichtige Verfahren keine Gefahr haben; gebe der Himmel, daß es ebenso wäre bei einer Menge frecher Hebammen und kühner Quacksalber, welche sich kein Gewissen daraus machen, diese reizende Pflanze anzuwenden aus den leichtfertigsten Beweggründen und oft zum großen Schaden der unglücklichen Opfer ihrer Begierde und ihrer Unwissenheit. Der Sevenbaum kann in der Tat nicht nur Entzündung und fürchterliche Uterusblutungen hervorrufen, sondern er ist auch fähig, die Vertreibung des Fötus zu bewirken, unter Zufällen, welche das Leben der Mutter in eine sehr große Gefahr setzen.

Seine Ähnlichkeit mit dem einheimischen, heidnischen Wacholder („Kranewitt") verdankt der vermutlich ebenfalls durch christliche Missionäre aus Italien gebrachte Baum seine den Wacholder verdrängende kulturelle Bedeutung und volksmedizinische Verwendung. Der „Säfelzweig" wurde neben den (christlichen) Palmweidenreisern zur Palmenweihe in die Kirche gebracht; er ist ein besonderes Mittel gegen den „Teufel", d. h. um Besessenen den Teufel auszutreiben. Gegen „schelmische" Krankheiten und Läuse gab man früher den Säfelzweigabsud mit Theriak, ebenso gegen die Pestilenz Säfelblätter, letztere auch mit Salz gemischt gegen Harnbeschwerden; die Bauern geben sie heute noch gegen das durch Hexen verursachte Verwerfen der Kühe. Die Verwendung des Säfelbaumkrautes (Zweige) als Abortivum ist vielfach bekannt; denn „es macht dünn" und wird „Kindermord", „Jungfernpalme", auch schalkhaft „Jungferrosmarin" genannt, weil die erwiderte Liebe der „Jungfer" durch den Gebrauch dieses Mittels offenkundig wird wie beim eigentlichen Hochzeitsrosmarin. Säfelblätter, mit Butter oder Rahm abgerührt werden als Grindsalbe sowie gegen Läuse und Krätze benützt. Säfelbeeren, mit Leinöl in einem kupfernen Geschirre schwarzgekocht, sollen ein Gehörmittel sein; diese Verwendungen zeigen genügend den durch Priester Italiens vermittelten Import in der althochdeutschen Zeitperiode an, der auch den diabolus = Teufel nach Deutschland brachte, wo „die Unholde" die einheimische Bezeichnung für den letzteren war (300).

Huber (Münchener med. Wochenschr., 27. April 1906) fand in einer alten englischen Ballade aus der Zeit König Darnleys, daß die Sabina (englisch savin-tree) schon damals zu verbrecherischen Zwecken verwendet worden ist. Hier liest man von der jungen Mary Hamilton:

She is gane to the garden gay,
To pu' of the savin tree;
But for a' that she could say or do,
The babie it would not die.

Saflor (Carthamus tinctorius L.), die Färbedistel, eine Kompositе. Die Randblüten werden von den Slowaken (309) als Surrogat des echten Safrans (Crocus) gebraucht. Wenn das neugeborene Kind zur Taufe gekleidet und eingewickelt wird, gibt man ihm Saflorblüten unter das Wickelband; und wenn es dann später erhitzt wäre, damit es die Fraisen (vred, Epilepsie) nicht bekomme, wird dieser Saflor in Wasser getaucht und davon dem Kind in kleinen Dosen zum Verschlucken eingegeben. Auch

beim Zahnen erhitzten Kindern gibt man solches Wasser ein. Wahrscheinlich tat man das in früheren Zeiten, als noch der echte Safran von den Slowaken angebaut wurde, und namentlich der Trentschiner Safran sich eines guten Rufes erfreute, mit den Narben des echten Safrans; nun überging diese Gebrauchsweise auf das Surrogat des Safrans.

Safran (Crocus sativus L.), eine Iridazee, deren Narben noch offizinell sind. Dioskurides (151 I 25) schreibt: In Wahrheit ist er harntreibend und etwas adstringierend, deshalb wirkt er mit Wasser als Salbe gegen Rose und gegen Augen- und Ohrenflüsse. Mit Milch wird er den Ohren- und Mundsalben zugefügt. Er wirkt auch gegen den Rausch. Die Wurzel der Pflanze, welche ihn liefert, mit süßem Traubenwein genommen, treibt den Urin. — Der Gebrauch des Safrans ist sehr alt; im Papyrus Ebers wird Berg- und Nordsafran genannt; im Hohenliede (4, 14) ist er eins der kostbaren Gewürze. Der Name Safran wird vom arabischen „safra", gelb, abgeleitet. Die Araber haben ihn zu den Völkern des Westens gebracht. Im Mittelalter blühte die Safrankultur besonders in Italien, Spanien und Österreich. In Gâtinois wurde sie erst im 17. Jahrhundert eingeführt.

Heute gilt er noch als volkstümliches Abortivum. Holuby (309) spricht von den „Šafranici" (Safranhändlern) der Slowaken, die sich in früheren Zeiten mit dem Verkaufe von Safran abgegeben haben und nebenbei auch andere Kleinigkeiten mitführten. Dieser Erwerbszweig blühte noch im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts. Die durch die „Šafranici" praktizierte Verfälschung des Safrans geschah durch Abzupfen kleingeschnittener Stücke von Selchfleisch zwischen den Fingernägeln, welches zwischen den Safran gemischt wurde. Auch jetzt noch ist der Name „Šafranici" bekannt, nur hausieren diese Männer nicht mehr mit Safran, sondern mit verschiedenen Galanterie- und Schnittwaren. Der Safranbau wurde noch im 17. Jahrhundert auch in den Komitaten Freiburg, Neutra, Trentschin und Thurócz in der Ebene betrieben, und erfreute sich der Trentschiner Safran eines guten Rufes. Es geschah, daß die obertrentschiner evangelische Geistlichkeit, welche bis zum Wiener Frieden (1606) unter der Rechtsame des katholischen Bischofes von Neutra stand, diesem statt des Geldes ein Quantum Trentschiner Safrans als kathedralischen Cens ablieferte. Die Safrankultur muß schon sehr lange eingegangen sein, weil das Volk schon im 19. Jahrhundert nichts mehr von der Provenienz des Safrans weiß, obwohl die Safrannarben bis heute in der Küche und in der Volksmedizin, aber nur selten, verwendet werden.

Salamander (Salamandra maculata), der Feuersalamander. Dioskurides (151 II 67) schreibt: Er ist träge, bunt, von dem man törichterweise glaubt, daß er nicht verbrannt werde. Er hat Fäulnis erregende, Geschwüre erzeugende und erwärmende Kraft, er wird den septischen und den Mitteln gegen Aussatz zugesetzt wie die Kantharis und wird in gleicher Weise aufbewahrt. Gebrannt entfernt er mit Öl die Haare. Er wird aber ausgeweidet und ohne Füße und Kopf in Honig zu demselben Gebrauch aufbewahrt. — Plinius (543 X 188) erzählt die Fabel von der Unverbrennlichkeit des Salamanders, weil er so kalt sei, daß er das Feuer wie Eis auslösche. Sie soll von Aristoteles (Hist. anim. V 17) herrühren. An anderer Stelle (XXIX 76) hält er den Salamander für giftig; wenn er auf einen Baum kriecht, werden alle Früchte vergiftet, wenn er in einen Brunnen fällt, wird das ganze Wasser giftig. Er schreibt ihm auch vielfache arzneiliche Wirkung zu.

Der Salamander war und ist noch verschrieen als entsetzliches, fürchterliches Tier. Nach den römischen Gesetzen wurde derjenige, welcher einem anderen irgendeinen Teil des Salamanders eingab, als ein Giftmischer erklärt und des Todes schuldig befunden. Und noch zu Ende des 18. Jahrhunderts versuchte eine Frau ihren Gatten vermittels eines Salamanders, dessen Fleisch sie der Speise beigemengt hatte, zu vergiften, zum Glücke des Mannes, welcher nach genossener Speise keine andere Wirkung als die der Sättigung verspürte. Franz I. wählte einen Salamander in Flammen mit der Unterschrift: „Nutrio et extinguo“ zu seinem Wahlspruche. Die Goldmacher verbrannten das beklagenswerte Geschöpf unter lächerlichen Gebräuchen und meinten, das von ihnen begehrte Metall dadurch erhalten zu können, daß sie das arme Tier auf ein Schmelzfeuer setzten und nach geraumer Zeit Quecksilber auf den verkohlenden Giftwurm träufeln ließen, sahen aber diese Vornahme als äußerst gefährlich an. Ebenso wurde das Tier bei Feuersbrünsten zum Märtyrer des Wahnes: man warf es in die Flammen, vermeinend, dadurch dem Unheil zu begegnen. „Wer solche Dinge für Fabeln und Lügen hält,“ sagt Schefers, erbost über das verständige Urteil anderer Leute, „beweist sein mittelmäßiges, dummes und dünnes Gehirn und gibt zu erkennen, daß er nicht weit in der Welt umhergekommen und mit gelehrten und gereisten Personen niemals Umgang gepflogen hat.“ Der Wunderglaube erklärt die Fabelei über den Salamander: wer den einen Unsinn für möglich hält, ist auch des anderen fähig; wer an übernatürliche Kräfte glaubt, frägt nie nach dem, was Beobachtung und gesunder Menschenverstand ihn lehren (90).

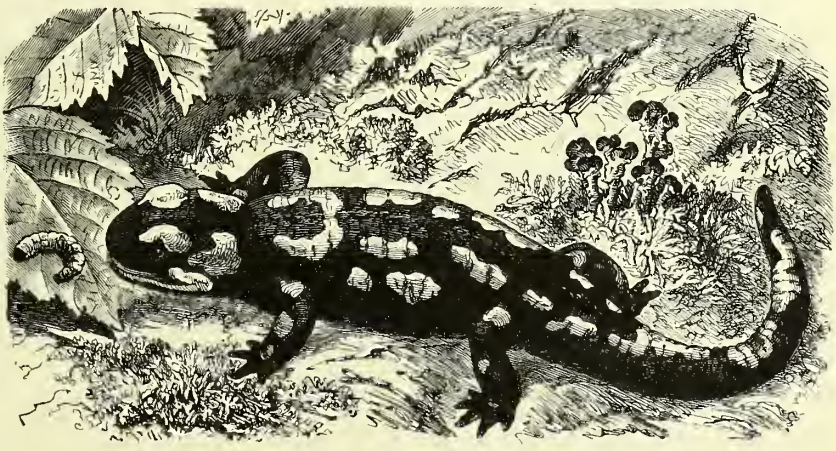


Abb. 206. Salamander (Salamandra maculata)

Neuere Untersuchungen über den Salamander haben festgestellt, daß die Hautdrüsen einen scharf ätzenden Saft absondern, bzw. wenn das Tier angegriffen wird, im Bogen fortspritzen. Dieser Saft kann für die Feinde des Salamanders gefährlich werden. Besonders heftig wirkt er von Schleimhäuten aus. Bei großen, den Versuchstieren beigebrachten Dosen starben Vögel unter Krämpfen in wenigen Minuten. Frösche waren weniger empfindlich. Nach Faust (1898—99) enthält der Feuersalamander 2 Alkaloide, Samandarin und Samandaridin, welche stark giftig sind. Im Alpensalamandersaft fand Netolitzky (1904) das ebenfalls sehr giftige Samandatrin. Beim Menschen macht der Saft auf der Haut nur lokale Erscheinungen. — Der Feuersalamander und seine Arten wurden wie die Kantharіden verwendet (Frieboes 121).

Der Feuersalamander soll auch nach bayerischem Volksglauben das Feuer löschen und im Feuer leben können. „Sam der salamander schon im fewre sich nert und

anders nit mag geneſen.“ Der Bergſalamander, „Wegnarr“ oder „Morakl“, hat wie der vorangegangene ein Gift, deſſen Wirkung nach neueren Unterſuchungen die ſein ſoll, die Gerinnbarkeit des Blutes zu erhöhen und die roten Blutkörperchen aufzulöſen; Salamander werden beide amulettartig gegen das Schwinden beim Menſchen und gegen das Nachſein der Pferde in Schwindbeuteln umgehängt. Das Harachs-Dachsl (verſtümmelte Bezeichnung für die Eidechſe = Eiterechſe, Giftechſe, althochdeutſch egidechſe (Lacerta viridis und agilis), hat die gleiche Verwendung. Vom Biſſe der Eidechſen (Mäuſe, Schermäuſe, Spitzmäuſe, Zaunkönige und Wieſel) kommt nach dem Volksglauben das „letze“ Euter der Kühe. Die aſiatiſche Königseidechſe, welche einen weißen Fleck (Krönungszeichen) auf dem Kopfe hatte, hieß früher Baſilisk, welcher Tiername ſich in Bayern in „Unk“ verwandelte (300). Wer an Rückenſchmerzen leidet, der wickle ſeinen Gürtel los, lege ihn auf den Boden und laſſe einen Salamander darüber kriechen (300).

Salbei (Salvia pratensis L.), eine Labiate, die als Volksheilmittel, als Zaubermittel zu Öffnung von Schlöſſern und Türen berühmt iſt. Dioskurides (151 II 35 135) ſchreibt von den Salbeiarten: Die Abkochung der Blätter und Zweige als Trank hat die Kraft, den Urin zu treiben, die Periode und den Embryo hervorzuziehen und die Wunden des Stechrochen zu heilen. Salbei färbt auch das Haar ſchwarz, iſt ein Wund- und blutſtillendes Mittel und reinigt böſe Geſchwüre. Die mit Wein hergeſtellte Abkochung der Blätter und Zweige als Bähmittel beruhigt das Jucken an den Geſchlechtsteilen. — Salbei ſcheint, mit Wein getrunken, zum Liebesgenuß zu reizen. Mit Honig vertreibt er weiße Flecken auf dem Auge und Hornhauttrübung; mit Waſſer als Umſchlag verteilt er Schwellungen und zieht Splitter aus. Aber auch das Kraut als Umſchlag leiſtet dasſelbe. Das wilde Kraut hat eine kräftigere Wirkung, darum wird es auch den Salben zugemiſcht, beſonders der Moſtſalbe.

I.

Wüchſe ein kreutlein vor den todt,
Es wer fürwar die ſalb on ſpot.
Sie ſterkt die adern, das zittern legt.
Die ſalb vnd andre ſtuck genannt·
Thun dem gichtbruch hülffe zuhand.
Die Salb kan hülff und rath geben,
Kan ſtercken vnd lengern das leben.

II.

Der, welcher Salbey hat, mich wundert, daß er ſtirbt;
Doch wiſſe, daß der Todt ein jedes Kraut verdirbt.
Die ſchwache Nerven, und das zittern der Händ,
Das hitzige Fieber wird dardurch auch abgewendt.
Salbey, Lavendel, ſampt gerechter Bibergeyl,
Nach Schlüſſelblumen und nach Brunnenkreſſen eyl,
Wann etwan von dem Schlag die Glieder ſeyn berührt;
Doch wiſſe, daß der Preiß der Salbey vor gebührt.
(Heilpflanzen der Schule von Salerno 561.)

Die Blätter des gebräuchlichen Salbei (S. officinalis) haben ſich bis heute im Arzneiſchatze behauptet. Ihr wirkſamer Beſtandteil iſt das ätheriſche Öl; ſie werden im Aufguß angewendet gegen Nachtſchweiß und Diarrhöe, ferner als Gurgelmittel.

Vom Salbei (S. officinalis) hat Krahn durch exakte Beobachtungen nachgewiesen und Combemale in Lille bestätigt, daß er eine spezifische Wirkung gegen die Nachtschweiße der Lungenkranken besitze. „Ein tiefwurzelndes Vertrauen genießen zahlreiche Kräuter, denen die Volksmedizin einen heilsamen Einfluß auf katarrhalische Zustände der Luftwege zuschreibt. Die meisten von ihnen haben allerdings in Wirklichkeit einen recht zweifelhaften Wert. Andererseits aber gibt es unter ihnen eine ganze Anzahl, von denen ich mich durch vieljährige Versuche überzeugt habe, daß ihnen gewisse Heileffekte auf Katarrhe des Kehlkopfes und der Luftröhren nicht abgesprochen werden können. Ich habe gefunden, daß alle diese von der Überlieferung als ‚Hustenmittel' gepriesenen Pflanzen und Pflanzenteile, jedes einzelne für sich gebraucht, von schwacher und unsicherer Wirkung sind, dagegen einen ganz unverkennbar lindernden und heilenden Einfluß erlangen, wenn sie in passender Mischung gegeben werden" (Bergmann, Berl. klin. Wochenschr. [1906] 1117—1118 Nr. 33). Wie berühmt Salbei war, lehrt das Sprichwort: Cur moriatur homo, cui Salvia crescit in horto! (Warum stirbt der Mensch, dem Salbei wächst im Garten!)

Salep-Orche (Orchis Morio L.), eine Orchidazee, deren schleimreiche Knollen als Salep offizinell sind.

Salep nennt man im Arabischen: Khus yatus salab, Fuchshoden; Salep galt im orientalischen Altertum im Hinblick auf die Gestalt der beiden rundlichen nebeneinanderstehenden Knollen — welche der arabische Name anzeigt — auch als wirksames Mittel zur Wiedererlangung der verlorenen Zeugungskraft. In Deutschland liefern besonders Taunus, Westerwald, Odenwald und die Rhön den Salep; viel kommt aus Frankreich; den meisten Salep aber bezieht man aus Smyrna. Man benutzt ihn jetzt in Deutschland hauptsächlich nur noch in der Form von Salepschleim — Mucilago Salep — bei Durchfällen und zur Ernährung herabgekommener Kinder. In Griechenland und der Türkei dient Salepschleim mit Honig als tägliches Morgengetränk. In der Zeit, da Salep am meisten verkauft wird, durchziehen vom frühen Morgen bis in die späte Nacht hinein Hunderte von Griechen die Straßen von Konstantinopel; unermüdlich rufen sie: „Salepi, Salepi!" mit langgezogenen Tönen. Mit Salepi erwacht man in der Frühe, und der Salepi-Ruf bringt sicher selbst die um die Nachtruhe, welche das Hundegebell als altgewohntes Gelärm nicht mehr stört (664).

Salz, Steinsalz, Kochsalz, Dioskurides (151 V 125) schreibt: Die Salze haben eine vielfach nützliche Kraft, sie ziehen zusammen, machen geschmeidig, reinigen, zerteilen, besänftigen, verdünnen und bewirken Wundschorf. Sie halten die Fänlnis ab, werden den Krätzmitteln zugesetzt, beseitigen Auswüchse in den Augen, verhindern das Überwachsen der Nägel und nehmen die sonstigen Fleischwucherungen weg. Auch sind sie ein nützlicher Zusatz zu Klistieren. Ferner heben sie, mit Öl eingeschmiert, die Mattigkeit auf, sind heilsam gegen Geschwülste bei Wassersucht, auch wirkt eine trockene Bähung derselben in Beuteln schmerzlindernd. Weiter beruhigen sie das Jucken, wenn sie mit Öl und Essig am Feuer eingeschmiert werden, bis Schweiß ausbricht. In gleicher Weise helfen sie bei Flechten, Krätze, Aussatz und Schlundmuskelentzündung, wenn sie mit Öl, Honig und Essig eingestrichen werden, bei Entzündungen der Mandeln und des Zäpfchens, wenn sie mit Honig gekocht werden. Gegen Soor, schwammiges Zahnfleisch und krebsige Geschwüre werden sie gebrannt mit Gerstenmehl aufgestreut, gegen Skorpionstiche mit Leinmehl, gegen Schlangenbisse helfen sie mit Dosten, Honig und Ysop, gegen den Biß der

Hornschlange mit Pech, Zedernharz oder Honig, gegen Wespen- und Bienenstiche, gegen Bläschen auf dem Kopfe, gegen Feigwarzen und Geschwülste mit Rindsfett gemischt. Mit Rosinen, Schweinefett oder Honig zerteilen sie Furunkel, auch Schwellungen der Hoden bringen sie mit Dosten oder Sauerteig schneller zur Reife. Ferner helfen sie bei Krokodilsbissen, wenn sie, fein gestoßen und in Leinen gebunden, in Essig getaucht werden und dann mit den Bündeln die (leidenden) Teile belegt werden. Auch gegen den Biß giftiger Tiere helfen sie, ebenso mit Honig gegen Blutunterlaufungen unter den Augen, ferner, mit Sauerhonig getrunken, gegen den Genuß von Mohnsaft und gegen Pilze. Gegen Verrenkungen werden sie mit Mehl und Honig, gegen Verbrennungen mit Öl aufgelegt, sie verhindern dann die Blasenbildung. In gleicher Weise werden sie bei Gicht angewendet, bei Ohrenschmerz mit Essig. Rotlauf und kriechende Geschwüre halten sie auf, wenn sie mit Essig aufgestrichen oder mit Ysop umgeschlagen werden. — Medizinisch verwendet Celsus (121) die eingesalzenen Speisen, so z. B. bei Krankheiten der Milz. Salzwasser an sich benutzt Celsus als Bähung, als schweißtreibendes Mittel, ferner zählt er es unter den erwärmenden, ätzenden, krankhafte Säfte zerteilenden Mitteln auf; auch Steinsalz wendet er bei Zahngeschwüren an. Laloy schreibt in einem Referate über „Documents ethnographiques sur l'alimentation minérale“ von Lapicque (L'Antropologie VII [1896] 35 ff.): Das Kochsalz ist das einzige mineralische Element, das der Mensch seiner Nahrung hinzufügt. Es wird mit großer Begierde nicht allein von den meisten Völkern, sondern auch von vielen grasfressenden Tieren aufgesucht. Bis jetzt glaubte man, daß dem Kochsalz eine große physiologische Bedeutung zukomme; nämlich daß es das Übergewicht der mit der pflanzlichen Nahrung aufgenommenen Kaliumsalze auszugleichen habe. Daraus erkläre sich, daß die Völker, welche ausschließlich pflanzliche Nahrung genießen, hohes Gewicht auf das Salz legen und es sogar sehr teuer bezahlen, wenn sich in ihrer Heimat keines vorfindet, während die fleischessenden Völkerschaften (Todas, Kirghisen, Buschmänner usw.) kein Salz gebrauchen. Das Fleisch enthält in der Tat viel weniger Kaliumsalze als die Vegetabilien. Nach Lapicque's Ansicht ist die Ursache für dieses Verhältnis eine ganz andere. Während nämlich im allgemeinen die Neger das gewöhnliche Kochsalz sehr begierig aufsuchen, findet man zwischen dem Tschadsee und dem Kongo in den Tälern des Ogoun und der Sangha sehr große Landstrecken, wo nur Aschensalz verbraucht wird. Die Einwohner wählen gewisse Pflanzen (besonders Pistacia stratiotes, eine schwimmende Aroïdee) aus, verbrennen sie, vermengen die Asche mit Wasser und lassen die Lauge auskristallisieren. Das so gewonnene Salz enthält nur Kalium. Es wird von diesen Völkern mit großer Freude und ganz ausschließlich genossen. Also kann hier nicht die Rede von der vermeintlichen physiologischen Wirkung des Kochsalzes sein. Vielmehr ist anzunehmen, daß man im Kochsalz gewiß nur eine angenehme Geschmacksempfindung sucht, welche durch den Genuß eines bestimmten Aschensalzes ersetzt werden kann. Die pflanzenessenden Völker und Tiere zeigen mehr Verlangen für das Salz aus dem einfachen Grunde, weil im allgemeinen Pflanzen weniger schmackhaft als Fleisch sind.

Bei den Armeniern und Georgiern wird der Neugeborene nicht gewaschen, sondern nur mit Salz bestreut und 24 Stunden im Salz liegen gelassen, um angeblich Ausschläge auf Haut und Mundschleimhaut zu verhüten; dasselbe findet bei den Bergbewohnern Isauriens in der asiatischen Türkei und mehreren anderen Völkern Kleinasiens statt. Und wie schon unter den alten Arabern (nach Avicenna) das Kind mit Salz abgerieben wurde, so wuschen auch schon die Juden des Alten Testamentes die Neugeborenen mit Salz, denn es heißt Hesekiel 16, 4: „So hat man dich auch mit Wasser nicht gebadet,

daß du sauber würdest, noch mit Salz abgerieben." Das Unterlassen dieses Badens und Einreibens mit Salz galt demnach für eine arge Vernachlässigung; dies taten auch die Juden zur Zeit des Talmud, und noch die jetzigen Juden waschen das neugeborene Kind mit Kochsalz. — Ferner wird in Persien das Kind nach der Abnabelung eingesalzen und abgewischt; zwar schreibt dort das religiöse Gesetz vor: „Waschung des Kindes"; allein Häntzsche berichtet, daß diese Waschung nie, auch nicht in der folgenden Zeit vorgenommen wird, obgleich es nicht an Wasser mangelt. Man begnüge sich damit, das Kind einzusalzen und abzuwischen; doch genügt diese Art der Reinigung, welche wohl mit zu dem Tejemmum gerechnet wird, allenfalls auch dem religiösen Gesetze. — Bei den Mongolen und Kalmücken wird das Kind mit Salzwasser abgewaschen und unter dem niederen Volke Rußlands reibt man das Kleine in der Badestube mit Seife oder Salz ab (544). (Siehe Kinderheilkunde.)

Nach seiner erhaltenden Eigenschaft ist das Salz ein Symbol des Dauernden und Unzerstörbaren. Daher pflegten semitische Völker bei Abschlüssen von Bündnissen einige Körner Salz zu genießen; denn in dem Salze lag sozusagen eine geheiligte Kraft, etwas geheimnisvoll Wirksames, ein magisches Element. Später, als man sich der einfacheren ursprünglichen Bedeutung nicht mehr bewußt blieb, was durchweg mit allen derartigen Symbolen und symbolischen Zeremonien der Fall war, blieb freilich im allgemeinen die zeremonielle Form bestehen, allein sie wurde vom Volksglauben mißbraucht. Nach Analogie des Salzgebrauches bei Bündnissen wurde auch der Bund zwischen Gott und dem jüdischen Volk als Salzbund aufgefaßt. Schon nach dem bisher Gesagten kann es nicht wundernehmen, wenn wir das Salz, wie bei vielen Fällen, so auch namentlich bei der Geburt und dem Tode des Menschen verwendet finden usw.

Neben die ausgesetzten Kinder legte man bei den Germanen Salz, wahrscheinlich als Symbol des Wunsches, daß das Kind dem Leben erhalten bleiben möge, indem der Finder dem Findling davon zu kosten gab. Wie durch das Kosten von Milch und Honig, als einer heiligen Speise, das Kind in die Opfergemeinschaft zunächst der Familie aufgenommen wurde, so wurde das ausgesetzte Kind durch das Kosten des heiligen Salzes vielleicht in den Opferverband der Gemeinde aufgenommen. Jedenfalls dürfte dieser Gebrauch auf graue Urzeiten zurückgehen. Das Christentum fand bei seiner Einführung den Salzgebrauch bei der Geburt des Menschen vor, behielt ihn in der Taufe bei und verlieh ihm, unter Anlehnung an neutestamentliche Stellen, wo das Salz häufig als Symbol des Verstandes, der Vorsicht, der Klugheit vorkommt, hinterher, wie dies gewöhnlich geschah, eine christliche Deutung (Pfannenschmidt 531).

Das Salz spielt aber nicht bloß in der Volkssitte, sondern auch in der Volksmedizin eine Rolle als Sal sacerdotale (Priester- oder Ostersalz), heiliges Dreikönigssalz und als profanes Salz. In eine Schüssel mit Chrysamwasser kommt Salz, das am heiligen Dreikönigstage geweiht wurde; der am Grunde nach und nach sich bildende Salzstein wird wie die früher käufliche Salzscheibe an einem Strick aufgehängt und beim Gebrauch abgebrockt. Gebähtes Salz wird in Säckchen heiß aufgelegt gegen Zahnschmerz, Kolik und Blasenschmerzen; Salz ist ein antiseptisches Mittel, das in Wunden eingestreut wird; es ist ein Blutstillungsmittel bei Blutspucken und Nasenbluten; der gesalzene Hering ist ein Volksmittel gegen Magenkatarrh (Kater oder in Tirol Herzwurm), der kochsalzreiche Urin gegen chronische Magenverschleimung, stark gesalzenes Rauchfleisch gegen Schlundlähmungen nach Diphtherie, gesalzenes Topfenwasser (Molke) als Abführmittel, Salz mit Franzbranntwein bei Kontusionen und nach Frakturen. Der gepulverte Kesselstein des Badewassers von Adelholzen

(Badestein) wurde schon 1629 als Wundheilmittel (Badesalz) genommen. Salz, Eidotter und Essig zu einer Salbe verrieben und letztere aufgelegt, ist neben dem reichlichen Genusse von guter Milch ein Volksmittel gegen den Natternbiß. Das geweihte Ostersalz gilt dem bayrischen Bauer als Vorbeugungsmittel gegen Viehkrankheiten, desgleichen das Salz in dem heiligen Dreikönigswasser. Kochsalz und Alaun (althochdeutsch der Beizstein) sind die einzigen Salze, die zum Inventar der Volksmedizin gehören; andere salzig aussehende oder schmeckende Mittel nimmt der Bauer ohne ärztliche Verordnung nicht ein; er verwendet sie auch nicht anderswie, denn er hat einen gar gewaltigen Respekt vor diesem Inventarbestandteile der lateinischen Küche (Apotheke), welche im Volk als „Gifthütte" verschrieen ist.

Sanikel (Sanicula europaea L.), Schanikel, eine Umbellifere, welche im Kräuterbuche von Lonicerus (1631) benannt ist, „aller Scherer (Feldscherer) Wundkraut", lieferte schon den alten Bruchschneidern eine Wundsalbe nach der Bruchoperation. Die Pflanze wird heute noch vom Volke geschätzt; der grüne, Gerbsäure enthaltende Saft der Wurzel wird „mit gutem Schmalz" abgerührt, als Salbe verwendet, und berüchtigte Raufhelden tragen die trockene Schanikelwurzel in der Westentasche bei sich, um die beim Raufen erhaltenen Kratzwunden unsichtbar vernarbend zu machen durch das Bestreichen mit der angefeuchteten Wurzel. Die „aufgeschmalzenen" Schanikelblätter werden auch als Tee in der Milch gegen Engbrüstigkeit getrunken (Bayern 300).

Abb. 207. Sanikel (Sanicula europaea)

Sarg. An den Holzsarg, das Sargbrett und insbesondere an den Sargnagel knüpfen sich zahlreiche abergläubische Bräuche. In den Sammlungen der Emder „Kunst" befindet sich eine eigenartige Reliquie in Verwahrung: zwei lange, schwarze Bretter mit nichts als Zahlen, und diese Zahlen geben von 1665 bis 1868, also beinahe 3 Jahrhunderte lang an, wieviel Särge in Emden (Preußen) Jahr um Jahr gebaut wurden. Es handelt sich dabei um ein eigenartiges, wahrscheinlich noch in die Klosterzeit (vor 1561) zurückgehendes Privileg, wonach in Emden Särge nur von dem sog. Gasthause des Klosters geliefert werden durften, bis dem die Einführung der Gewerbefreiheit ein Ende machte. Daß man über den Ursprung dieses seltsamen Monopols nichts weiß, liegt darin, daß die letzten Mönche des betreffenden Klosters bei dessen Auflösung (1561) alle ihre Bücher mit fortnahmen, ausgenommen waren allein die Schiffszimmerleute, die gar manchesmal weit draußen auf See eine „Dodekiste" zusammenschlagen und einen „int holt legen" mußten, und die Juden. Den Anlaß zu jener merkwürdigen Statistik gab das große Sterben im Jahre 1665, in dem allein 5518 Särge (oder wie es früher hieß „Husholte") gebraucht wurden; die wenigsten (180) wurden 1851 benötigt. Der Name „Husholt", für den heutzutage in Ostfriesland meist Dodekiste oder Totenlade gesagt wird, geht darauf zurück, daß es allgemein üblich war und hie und da jetzt noch ist, daß Bauern und Bürger auf ihren Böden eine Anzahl für einen Sarg zurecht geschnittene Eichenbretter liegen hatten: Rauholt (Ruheholz) oder Notholt, um rasch einen Sarg zusammenzuzimmern, wenn es damit „Not" oder Eile hatte. „Husholt" bedeutet also das Holz,

das jeder bei sich zu Hause bereit hat. Das Holz hieß auch Dodeholt und heute noch sagt man für einsargen: „int holt" oder „in de Kiste" legen.

Wenn sich bei den Wenden in Preußen (727) in einem Taubenschlage die Tauben nicht halten, so muß man einen Nagel aus einem Sarg in den Taubenschlag hineinlegen oder in einen Balken des Taubenschlages einschlagen. Ist das geschehen, so halten sich die Tauben in dem Schlage.

Schabe, gemeine Küchenschabe, Kakerlak, in Wien „Schwabe" (Periplaneta orientalis L.), die deutsche Schabe (Blatta germanica L). Dioskurides (151 II 38) schreibt: Das Innere der in Bäckereien sich findenden Schabe, mit Öl zerrieben oder gekocht und eingeträufelt, lindert die Ohrenschmerzen. Die Schaben sind volkstümliche harntreibende Mittel (Bayern 300). Die Schaben wird man los, wenn man im Hause mit gefundenem Leder räuchert (Bukowina 140).

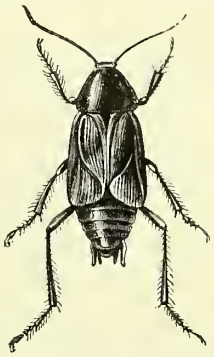


Abb. 208. Schabe (Blatta orientalis)

Schachtelhalm (Equisetum arvense L.), Scheuerkraut, Katzenwedel, Pferdeschwanz, Duwok, Schaftheu, Zinnkraut; Polierschachtelhalm (E. hiemale L.), ist ein altes harntreibendes Volksmittel. Er wird immer wieder empfohlen als Wasch- und Badeflüssigkeit für eiternde Geschwüre, schlecht heilende Wunden, Hautausschläge, ebenso in Form von Tee oder Abkochungen innerlich bei allen Störungen der Urinabsonderung (Schweiz 90a).

Dr. Riedlin und Fr. Hoffmann 1660—1742, Leibarzt Friedrichs II., empfahlen Zinnkraut als unübertroffenes, harntreibendes, nierenreinigendes Mittel, ebenso später Lenhossek (Med. chirurg. Ztg. 1827).

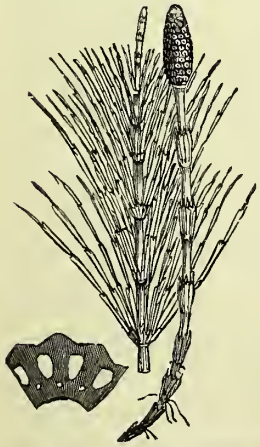


Abb. 209. Schachtelhalm (Equisetum arvense)

Schädel. Über Galls Phrenologie und ihre Bedeutung für volksmedizinische Anschauungen wird an anderer Stelle gesprochen. Schädelkult und Schädelmedizin sind sehr verbreitet. In ergreifender Weise schildert Tacitus, wie Caecina sich der Stätte nahte, an welcher von Arminius die Legionen des Varus vernichtet worden waren. Bleichende Gebeine deckten die Fläche (Tacitus Annal. I 61). Es waren die den Göttern geweihten abgeschnittenen Häupter der römischen Rosse. Allgemein geht durch das germanische Altertum die Sitte, den Kopf des geopferten Pferdes als sog. Neidstange zu errichten, d. h. man steckte das Roßhaupt auf einen Pfahl, richtete ihn gegen die Weltgegend, von der man Feinde erwartete, und wähnte, diese dadurch abzuhalten und zu verwünschen. Die Egils-Saga erzählt, wie Egil auf eine Felsenspitze stieg, auf eine Haselstange ein Roßhaupt setzte und also sprach: „Hier errichte ich eine Nidhstauung und wende die Verwünschung (nid) gegen König Erich und Gunhild usw." Diese Verwünschung schnitt Egil in Runen in die Stange und wandte das Haupt des Rosses gegen König Erichs Land. Derartige Vorstellungen haben sich noch lange erhalten, bis über die Reformationszeit hinaus. M. Fugger (1584) bringt in seinem Kapitel „von Artzeneyen, genommen von Pferden" die Mitteilung: „Wann man den Kopff von einer Stuten (verstehe das Gebayn vom Kopff) in einem Garten an einem

Pfahl oder Stange aufſtöcke, ſo geraht alles dasjenige deſto baſer, was im ſelben Garten wächßt, inſonderheit aber vertreibt es die Raupen und Ratzen" (324a).

Auf den Zaunpfählen der bulgariſchen Gehöfte findet man die Schädel gefallener Pferde aufgeſpießt. Es geſchieht dies, weil die Talaſami, welche als Schatten in weißen Gewändern, ferner als verzauberte Hunde, Hennen mit ihren Küchlein den Menſchen erſcheinen, ſich gerne auf dieſe Schädel ſetzen und dann den Hofzaun nicht überſchreiten. Nach lettiſchem Aberglauben beſaßen Knochen von Tieren und Menſchen beſondere Kraft und wurden als Mittel gegen Viehſeuchen benutzt. Die Letten ſteckten daher die Schädel von Pferden und Kühen auf Zaunſtecken um die Ställe herum, ſo die Seuche abwehrend. An Parallelen, ſagt Andree (10), aus dem klaſſiſchen Altertum fehlt es keineswegs, wie denn dem Priapus geweihte Eſelsſchädel zum Schutz und Gedeihen der Gärten und Felder aufgeſteckt wurden, und werfen wir einen Blick auf die Naturvölker Afrikas oder Aſiens, ſo illuſtrieren ſie uns noch heute den uralten Brauch, den unſere Vorfahren durch Errichtung der Neidſtangen übten. Die weite Verbreitung der Verwendung von Tierſchädeln als Opfergabe, namentlich auf Gräbern, welche in der überraſchendſten Weiſe in den verſchiedenſten Ländern ſich wiederholt, möge daher an einigen Beiſpielen nachgewieſen werden, wobei es leider nicht immer gelingt, alle die Motive zu ergründen, welche der Darbringung der Schädel zugrunde liegen. Der Gebrauch ſcheint ſich durch den größten Teil Afrikas zu erſtrecken.

Ferner laſſen ſich Hirnſchalen als Trinkgefäße in der Geſchichte vieler Völker nachweiſen. Der altheidniſche Gebrauch pflanzte ſich durch das chriſtliche Mittelalter fort; er wurde von der chriſtlichen Kirche in ihren Kultus mit aufgenommen. Die Sitte, aus den aufbewahrten Schädeln der Heiligen den geſegneten Wein unter der verſammelten Gemeinde umherzureichen, iſt ſehr alt, je älter aber, um ſo beſtimmter gehört er der heidniſchen Sitte an, Libationen für die Toten darzubringen und den Minnetrunk zu ihrem Gedächtnis abzuhalten. Kopf und Kufe ſind ſprachlich ſynonym. Trinkſchale und Hirnſchale ſchließen denſelben Begriff in ſich. Im Knochenkultus der römiſchen Kirche ſpielen ſolche wunderwirkende Schädel und zu Trinkgefäßen umgeformte Hirnſchalen eine große Rolle. Im Benediktinerkloſter zu Ansbach (Bayern), welches 787 Karl der Große mit Freiheiten begabte, ließ man die umwohnenden wendiſchen Heiden aus dem wundertätigen Gumpertusſchädel Heilung trinken. In Trier heilte ein Trunk aus der ſilbergefaßten Hirnſchale des hl. Theodul vom Fieber. Von der Peſt verſchont blieb, wer zu Ebersperg in Oberbayern Wein aus dem gleichfalls in Silber gefaßten Schädel des hl. Sebaſtian trank. Das Haupt des hl. Makarius zu Würzburg in der Marienkapelle, welches den Gläubigen aufgeſetzt wird, iſt eine Verſicherung gegen Kopfweh. Gabriel Tetzel aus Nürnberg, welcher den tſchechiſchen Herrn Lev v. Rožmital auf deſſen großer Reiſe durch das Abendland (1465—1467) begleitete, erzählt vom Frauenkloſter zu Neuß am Niederrhein: „Do ſahen wir in der Kirchen einen koſtlichen ſarch, dorin leit der lieber heilig ſant Quirinus und ſahen ſein hirnſchalen. Doraus gab man uns zu trinken." Auch anderweitig kommt im Mittelalter der Menſchenſchädel als Trinkgefäß vor. Bekannt iſt die von Paulus Diaconus berichtete Erzählung, wie Alboin, der Longobardenkönig, auf Anſtiften ſeines Weibes Roſamund erſchlagen wurde, weil er ſie zwang, bei feſtlichem Gelage aus der Hirnſchale ihres Vaters, des Gepidenkönigs Kunimund, zu trinken. Aus dem Schädel des Fürſten Swjetoſlaw ließ der Petſchenege Kurja (972 n. Chr.) einen Trinkbecher verfertigen, wie der Bulgarenfürſt Krum (811 n. Chr.) aus dem Schädel des byzantiniſchen Kaiſers Nikephoros. Im Kloſter Trojan in

Bulgarien befindet sich ein Gewölbe, in dem die Schädel der verstorbenen Mönche, mit Namen bezeichnet, aufbewahrt werden. Dorthin kommen an Sonn- und Festtagen die Frauen der Umgegend, suchen die Schädel der Mönche, die ihnen einst im Leben durch Verwandtschaft oder andere Bande nahe gestanden, und treiben mit dem Schädel, dem sie eine brennende Kerze auf die Stirn kleben, Kultus (Kanitz, Donaubulgarien II 219).

Wollen wir den Gebrauch heute noch lebend kennen lernen, so müssen wir uns fortwenden von unserem Erdteil. Er ist vor allem noch häufig bei den Australiern, namentlich in Südaustralien anzutreffen (Andree 10).

Gegen Epilepsie galt der Schädel eines Selbstmörders als äußerst wirksam. Die als Wormssche Nahtknochen bezeichneten Schaltknochen, welche in der sog. Lambdanaht an vielen Schädeln zu finden sind, galten früher ebenfalls als ein antiepileptisches Mittel, und einer von ihnen wurde von älteren Anatomen direkt als Os epilepticum bezeichnet. Und sogar das Moos, welches darauf wächst, wird gegen gewisse Übel empfohlen (Pharmacopoea, London 1678). In Bayern (300) begegnet man folgender Volksanschauung: Wenn man in den Totenkopf einer Wöchnerin nachts 12 Uhr heißes Blei in die Augen gießt, so daß es unten herausläuft, dann kann man mit diesem Blei Kugeln gießen, die sicher treffen.

Schafgarbe (Achillea Millefolium L.), eine Komposite, die früher gegen Erkrankungen der Schleimhäute und Verdauungsorgane offiziuell war. Dioskurides (151 IV 101) empfiehlt Schafgarbe gegen Blutflüsse, gegen alte und frische Wunden und Fisteln. — Sie heißt auch Milchschelm, da sie das plötzliche Versiegen der Milch beheben soll; auch das Versiegen der Milch wird „Milchschelm" genannt (Bayern 300). Die Schafgarbe (= d. h. das, was man den Schafen zum Schutze gegen Krankheiten zubereitet, hergerichtet gibt), welche die Römer als Symbol des Schlafes auf den Sarkophagen abbildeten, wird namentlich bei unterdrückter Menstruation und Wochenfluß, als Abortivum, bei Blasen- und Mastdarmkrampf, Magenkrampf usw. als Tee gegeben; insbesondere aber werden Achillea alpina, die Alpenschafgarbe, die A. moschata, das Wildfräuleinkraut, A. atrata, die vielgenannte Edelraute, das Gemskraut, A. nana, das Wildmannlkraut, A. Clavennae, die Steinraute, bei Tierkrankheiten von den Sennern bevorzugt (Bayern 300). Gegen Lungenkrankheiten hilft ein Tee von den Blättern der Schafgarbe, auf Wunden werden die Blätter des Wegerichs gelegt (Niederdeutsch). Allgemein gilt Schafgarbentee als Mittel gegen Lungenkrankheiten, auch zur Beförderung der Menstruation.

Scharfrichter haben eine unheimliche Rolle in der Volksmedizin gespielt, die noch heute nachklingt. Klemens Brentano hat in der „Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl" den Scharfrichter und sein Schwert als Schicksalsmächte dargestellt. Das alte Weib reist mit dem Patenkinde, dem schönen Annerl, zu einer Justifikation; sie erzählt: „Vor dem Städtchen, durch das ich mußte, kam ich an der Scharfrichterei vorüber, und weil der Meister berühmt war als ein Viehdoktor, sollte ich einige Arznei mitnehmen für unseren Schulzen. Ich trat in die Stube und sagte dem Meister, was ich wollte, und er antwortete, daß ich ihm auf den Boden folgen solle, wo er die Kräuter liegen habe, und ihm helfen aussuchen. Ich ließ Annerl in der Stube und folgte ihm. Als wir zurück in die Stube traten, stand Annerl vor einem kleinen Schranke, der an der Wand befestigt war, und sprach: Großmutter, da ist eine Maus drin, hört, wie es klappert, da ist eine Maus drin!

Auf diese Rede des Kindes machte der Meister ein sehr ernsthaftes Gesicht, riß den Schrank auf und sprach: Gott sei uns gnädig! denn er sah sein Richtschwert, das allein in dem Schrank an einem Nagel hing, hin und her wanken. Er nahm das Schwert herunter, und mir schauderte. Liebe Frau, sagte er, wenn Ihr das kleine liebe Annerl lieb habt, so erschreckt nicht, wenn ich ihm mit meinem Schwert, rings um das Hälschen, die Haut ein wenig aufritze; denn das Schwert hat vor ihm gewankt, es hat nach seinem Blute verlangt, und wenn ich ihm den Hals damit nicht ritze, so steht dem Kinde groß Elend im Leben bevor. Da faßte er das Kind, welches entsetzlich zu schreien begann, ich schrie auch und riß das Annerl zurück. Indem trat der Bürgermeister des Städtchens herein, der von der Jagd kam und dem Richter einen kranken Hund zur Heilung bringen wollte. Er fragte nach der Ursache des Geschreies, Annerl schrie: er will mich umbringen; ich war außer mir vor Entsetzen. Der Richter erzählte dem Bürgermeister das Ereignis. Dieser verwies ihm seinen Aberglauben, wie er es nannte, heftig und unter scharfen Drohungen; der Richter blieb ganz ruhig dabei und sprach: so haben's meine Väter gehalten, so halt' ich's. Da sprach der Bürgermeister: Meister Franz, wenn Ihr glaubt, Euer Schwert habe sich gerührt, weil ich Euch hiermit anzeige: daß morgen früh um 6 Uhr der Jäger Jürge von Euch soll geköpft werden, so wollt' ich es noch verzeihen; aber daß Ihr daraus etwas auf dies liebe Kind schließen wollt, das ist unvernünftig und toll, es könnte so etwas einen Menschen in Verzweiflung bringen, wenn man es ihm später in seinem Alter sagte, daß es ihm in seiner Jugend geschehen sei. Man soll keinen Menschen in Versuchung führen.

Die Nacht mußte ich mit dem Kind in des Bürgermeisters Haus schlafen, und am anderen Morgen ging ich den schweren Gang zu der Hinrichtung des Jägers Jürge. Ich stand neben dem Bürgermeister im Kreis, und sah wie er das Stäblein brach; da hielt der Jäger Jürge noch eine schöne Rede, und alle Leute weinten, und er sah mich und die kleine Annerl, die vor mir stand, gar beweglich an, und dann küßte er den Meister Franz, der Pfarrer betete mit ihm, die Augen wurden ihm verbunden, und er kniete nieder. Da gab ihm der Richter den Todesstreich. Jesus, Maria, Joseph! schrie ich aus; denn der Kopf des Jürgen flog gegen Annerl zu und biß mit seinen Zähnen dem Kinde in sein Röckchen, das ganz entsetzlich schrie; ich riß meine Schürze vom Leib und warf sie über den scheußlichen Kopf, und Meister Franz eilte herbei, riß ihn los und sprach: Mutter, Mutter, was habe ich heut' morgen gesagt; ich kenne mein Schwert, es ist lebendig!"

Wann ein Delinquent Gnade erhält, so muß der Scharfrichter (nach egerländischem Glauben 340 a) eine schwarze Henne zerreißen, um nur Blut zu sehen und seine Grausamkeit zu befriedigen.

Über einen Fall von krassem Aberglauben berichtet Dr. Hans Bertschinger (Korr.-Bl. f. Schweizer Ärzte 11/07): Eine Frau wurde in einem hochgradigen Angstzustand in das Spital eingeliefert. Unter anderem äußerte sie auch: „Mein Mann sagt, ich sei verhext, aber das kann ja gar nicht sein." Drei Tage später mutete der Mann der Kranken B. zu, sofort an den Scharfrichter von Rheinfelden zu schreiben, damit er seine unfehlbare Hexensalbe schicke. Er war völlig davon überzeugt, daß seine Frau von ihrer Pflegerin und Hausgenossin K. verhext worden sei. Der Zustand der Kranken verschlimmerte sich allmählich, es traten deutliche Zeichen von Verblödung ein, und sie wurde deshalb in die Pflegeanstalt ihres Heimatkantons übergeführt. Vorher steckte der Mann der Kranken der Oberwärterin noch 2 geheimnisvolle Gegenstände zu, die er

persönlich beim Scharfrichter von Rheinfelden eingekauft habe und die bei sorgfältiger Anwendung unfehlbar wirken sollten: 1. ein zusammengefaltetes Stück Briefpapier, enthaltend zirka 1 Gramm grobkörniges, schwarzes Pulver, auf einmal in Milch zu verabfolgen; 2. einen kleinen Lederhandschuhfingerling, oben zugenäht, mit einer gewöhnlichen roten, recht schmutzigen Schnur versehen, auf der bloßen Brust zu tragen! In dem Fingerling steckte ein eng zusammengefaltetes Papierchen, das kreuzweise mit einem weißen Baumwollfaden umwickelt, eine kleine Quantität eines gemischten Kräuterpulvers enthielt und auf der inneren Seite mit Tinte folgendermaßen beschrieben war:

c a b c

Im Namen Jesu befehle ich Dir leidiger Teufel Malanz Hex Zauber Geister Gespenster Krankheiten sei so was Du willst so weiche ab von mir und meinem Hausgesind und Vieh im Namen der Allerheiligsten Dreifaltigkeit Gott Vater Sohn und heiliger Geist. Amen. Cjleimo † Atzaber † Kaneiber †. Für dieses Mittel hatte der Mann 15 Franken bezahlt.

Abb. 210. Schierling (Conium maculatum)

Schierling (Conium maculatum L.), die bekannte, giftige Umbellifere, deren Blätter als Herba Conii offizinell sind. Dioskurides (151 IV 79) schreibt: Auch dieses gehört zu den vernichtenden Giften, indem es infolge von Erkältung tötet. Gegenmittel ist ungemischter Wein. Die Dolde an der Spitze wird, bevor der Same trocken wird, zur Saftbereitung benutzt, sie wird gestoßen und ausgepreßt, der Saft an der Sonne eingeengt. Getrocknet findet er vielfache Verwendung zum Gebrauch in der Heilkunst; auch wird der ausgepreßte Saft mit Wein gemischt vorteilhaft den schmerzlindernden Augenwässern zugesetzt; kriechende Geschwüre und Rose beseitigt er als Salbe. Das Kraut und die Dolde, fein gestoßen als Umschlag um die Hoden gelegt, helfen gegen Pollutionen, auch lassen sie als Umschlag die Geschlechtsteile erschlaffen. Sie vertreiben ferner die Milch und verhindern ein Größerwerden der jungfräulichen Brüste, lassen auch die Hoden der Knaben verkümmern. — Plinius (543 XXV 95) beschreibt die Pflanze, betont die Giftigkeit des Samens, hebt aber die Ungiftigkeit des frischen Stengels hervor, den viele ohne Schaden schüsselweise essen könnten. Zur Zeit der Blüte, wo er am kräftigsten ist, wurde aus Blättern, Blüten und Samen ein Saft, aus letzteren der stärkste gepreßt; dieser letztere wurde an der Sonne getrocknet und zu Kügelchen geformt. — Celsus rechnet den Schierlingssamen unter die erweichenden und leicht ätzenden Stoffe. Als Gegengift bei Schierlingsvergiftung läßt Celsus ebenso wie Dioskurides möglichst viel reinen Wein mit Raute trinken, dann erbrechen und danach Alant in Wein genießen.

Wenn die säugenden Mütter die Säuglinge abstellen, legen sie sich frische Blätter vom gefleckten Schierling auf die Brüste (Slowaken 309).

Schlehe (Prunus spinosa L.), Schwarzdorn, Schlehdorn, eine Rosazee. Die Dreißigstschleh, die im Frauendreißiger (vom 15. August an), der altgermanischen Kultzeit, eingetragen wird, dient hauptsächlich zu Abführkuren. Die Schlehbeeren liefern das Schlehenwasser, das neben Met, Birnmost und Apfelbrühe zu den älteren „Läbe-"(Leb-)Tränken

der Kranken gehörte; durchs Moos vom Schlehdorn läßt man auch die Regenwürmer, die für das „Kaltvergicht" das Regenwurmöl liefern, zum Selbstputzen kriechen; Schlehmoos, in die Schuhe gelegt, soll für die weibliche Bleichsucht helfen; für Weiberfluß, ebenso für Nasenbluten, wenn man es über den Bauch legt. An einem Freitage 3 Schlehbeeren zu essen, war ein an Hexerei streifendes (Abortus-?) Mittel, das man beichten mußte. Den Schlehenwurzenabsud nahm man gegen Mastdarmvorfall (Ruhr). Aus den Schlehbeeren, nachdem sie im Winter gefroren waren, bereitete man den Beerenzucker,

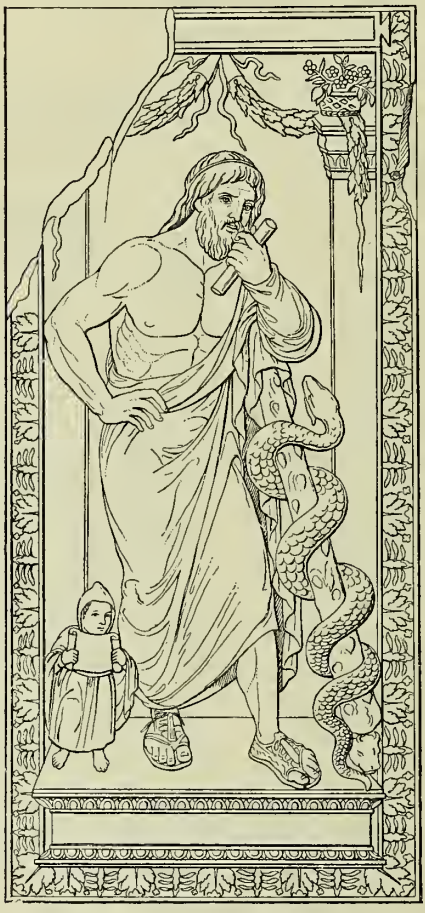


Abb. 211. Äskulap

Abb. 212. Hygiea

den die liebe Schuljugend bei epidemischem Husten zum Schütteln mit Wasser in Fläschchen mit in die Schule bekommt. Schlehdornblüh ist als Aufguß auch ein „Schönheitsmittel" der Mädchen; kurz, die Schlehe ist ein uraltes Volksmittel, das namentlich fruchtbar und unfruchtbar machen sollte, wie man es eben haben wollte. In der Haupttrudennacht (St. Ottilie) legte man früher Schlehdornzweige in die Räucherpfanne, das sog. „Glüth'l", und in der Walpurgis- und Luziennacht dienten Schlehdornreiser mit Wacholder und Rauten (Artemisia) als „Rauch" (Brandopfererinnerung). Man fügte wohl noch Weihrauch und Judaskohlen (vom Ostersamstagholz) hinzu (Bayern 300). Die abgebrühten Blätter des Schlehdorns sind ein Volksmittel gegen Hautunreinigkeiten, Nieren-, Blasen- und Harnröhrenleiden.

Schlange (Serpens) ist, wie schon bei Otter und an anderen Stellen mitgeteilt wurde, ein Objekt der Volksmedizin und des Aberglaubens. Einige Beispiele aus der antiken Kunst mögen den Schlangenglauben illustrieren. Das Schlangenarmband ist ein uraltes Amulett und Apotropaion, wie ein Beispiel aus Pompeji lehrt. Äskulap und Hygiea haben Schlangen als Attribute. Äskulap nimmt die heilende Schlange auch zu den Kranken mit. Die Schlange als Orakel, als Wahrsagerin, stellt eine Kupfermünze von Abonoteichos dar (Paphlagonien). Die Kehrseite stellt eine Schlange mit dem Menschenkopfe dar und verherrlicht das unter Antoninus Pius eröffnete Schlangenorakel. Der von der Schlange gebissene Philoktet mag als mehrfach wiederholte, realistische Szene Erwähnung finden.

Abb. 213. Äskulap am Krankenbette

Dioskurides (151 II 12) erzählt von einer Schlange (Kreuzotter?), daß man durch ihren Genuß ein hohes Alter erreichen kann. Diese Anschauung haben nach Hartungen (269a) noch heute die Bauern im Nonstale (Tirol). Schlangenhaut, in Wein gekocht, ist als Einspritzung ein Mittel gegen Ohrenleiden und als Mundspülwasser gegen Zahnschmerzen zu verwenden. Man mischt sie auch unter die Augenheilmittel, vorzüglich die von der Natter (Äskulapsnatter, Coluber Aesculapii). — Cato (De re rust. 102) verordnet Schlangenhaut mit Mehl, Salz und Quendel als ein Mittel, welches alljährlich mit Wein den Ochsen eingegeben werde, um sie gesund zu erhalten.

Abb. 214. Kupfermünze von Abonoteichos mit dem Brustbilde des Kaisers Antoninus Pius und einer Schlange mit Menschenkopf

Mehr als die meisten anderen Tiere hat die Schlange schon in sehr früher Zeit den Menschen zu denken gegeben. Ihr Wohnen in der Erde, ihre Fortbewegung ohne Füße, ihre Gliederlosigkeit überhaupt, ihr Züngeln und ihr ganzes lautloses Wesen hatten etwas Geheimnisvolles. Ihre stete Verjüngung, als welche die Ablegung der alten Haut und die Ersetzung derselben durch eine neue erschien, rief die Vorstellung hervor, daß sie Alter und Tod nicht kenne, und ließ heilkundigen Sinn, heilbringende Kraft, dann überhaupt wohltätiges Wissen und Vermögen bei ihr vermuten. Mystische Beziehungen wurden durch sie als in die Erde verschwindendes und aus ihr wieder emporkommendes und als immer sich verjüngendes und auf die Wiederbelebung und Unsterblichkeit der Menschen hindeutendes Tier versinnbildet. Kekrops und Erichthonios,

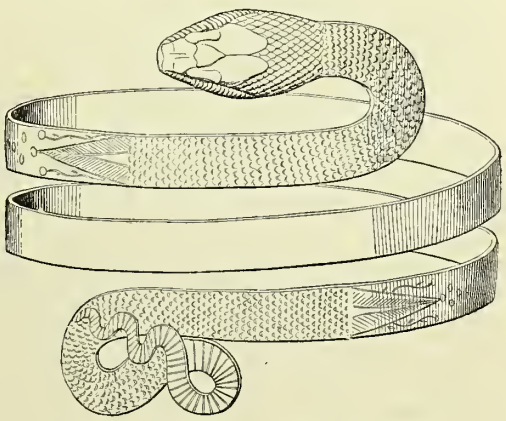


Abb. 215. Armband aus Pompeji

die erdgeborenen Urmenschen Attikas, waren nach alter Überlieferung ganz oder zur unteren Hälfte Schlangen. Athene gab dem letzteren, als sie ihn den Töchtern des Agraulos zur Erziehung überbrachte, ein Schlangenpaar als „Lebenshüter" mit — eine Mythe, der noch zu den Zeiten des Euripides der Gebrauch athenischer Mütter entsprach, ihren Neugeborenen kleine goldene Schlangen als Amulette anzuhängen (104).

Die germanische Welt hat die Schlange im allgemeinen immer als ein böses Gewürm angesehen. Doch fehlt es in unseren Volkssagen nicht an Zügen, wo sie in freundlicherem Licht erscheint. Gehen wir in die älteste Zeit zurück, so begegnen wir in der eddischen Midgardsschlange einem der 3 Hauptwidersacher der Asen und einem der 3 Urheber des Weltunterganges. Schlangen benagen die Wurzel der Weltesche Ygdrasil. In Nastrand, der nordischen Hölle, ist „der Saal aus Schlangenrücken gewunden, und ihre Gifttropfen träufeln durch das Getäfel". Mehrfach ist von Schlangenhöfen und Schlangentürmen die Rede, in die man gefangene Helden wirft, damit sie umkommen. Sehr verschieden sind die Auffassungen der Schlange, welche den noch im Volksmunde lebenden Sagen und Meinungen zugrunde liegen. Gewisse Leute in Tirol wissen „Würmer" mittels eines Segens in ein Feuer zu bannen; aber man muß dabei auf seiner Hut sein; denn wenn unter den Schlangen eine weiße ist, so überspringt sie das Feuer und schießt dem Banner durch den Leib, was u. a. im vorarlbergischen Walsertale vorgekommen ist (104). Die Hausottern (s. Ringelnatter) gelten in Tirol für harmlos, und wer eine davon tötet, der stirbt noch im nämlichen Jahr.

Einst fanden Dorfmädchen bei Niederselk im Schleswigschen auf dem Feld einen Knäuel Schlangen, unter denen die größte, ihre Königin, eine goldene Krone trug. Da band eine von den Mädchen ihre Schürze ab und breitete sie auf den Boden hin. Alsbald kam die Schlange mit der Krone herzugekrochen und warf sie auf die Schürze, worauf jene mit dem Schatze davonlief. Als die Schlangenkönigin dies sah, schrie sie so entsetzlich, daß jene davon taub wurde. Die Krone aber verkaufte sie für vieles Geld. In Bremmenstein bei Iserlohn bewacht ein verwünschter Graf in Schlangengestalt seine Schätze. Alle 7 Jahre um Mittsommer kroch früher der Wurm an 3 aufeinanderfolgenden Tagen aus dem Berge hervor, um sich in einem Teiche zu baden. Er trug dabei jedesmal eine Goldkrone auf dem Haupte, die er für den glücklichen Finder zurückließ. In den österreichischen Alpenländern darf man den „Hausnadern" nichts zuleide tun, da sie Glück und Segen bringen und die von ihnen von Zeit zu Zeit abgelegte fast silberweiße Haut eine heilende Wirkung hat. Dieselbe Anschauung verzeichnet Hartungen (269a) auch für die Valsugana in Tirol. Manchmal zeigen sie sich mit einer gelben Krone auf dem Kopf, und wer sich die verschaffen kann, der wird steinreich. Zu Stockerau in Niederösterreich gibt es Nattern, die auf dem Kopf ein silbernes Kränzchen tragen. Sie sind aber sehr selten und haben die Eigenheit, daß sie sich in jedem Jahre nur einmal baden und dann stets in einer Quelle, aus der an diesem Tage noch kein Tier getrunken hat. Sie legen dann ihr Kränzchen neben dem Wasser auf einen Stein, und wenn sie die Quelle verlassen, so drücken sie nur den Kopf auf das Kränzchen, und dasselbe wächst sogleich wieder fest (104).

Den dalmatinischen Schlangenglauben hat v. Hovorka ausführlich beschrieben (313). Man teilt hier die Schlangen in bösartige und gute. Zu den letzteren wird auch die Blindschleiche (der glavor) gezählt, welche die Schlangen umbringt. Wird sie von ihnen im Kampfe gebissen, so wälzt sie sich auf dem Kraute kostrić (Sonchus oleraceus) herum, um neue Kräfte zu sammeln. Aus diesem Grunde benützt das Volk dieses Kraut (Hasen-

kohl) als Mittel gegen Schlangenbiß; überdies benützt man zu gleichen Zwecken das Basilienkraut, Klee, Bergpolei (Teucrium pollium) und Brachypodium.

Den Schlangen werden alle schlechten Eigenschaften nachgesagt. So muß man z. B. einer jeden getöteten Schlange den Kopf zertreten, da sonst aus demselben ein poskok (Springer) entsteht, welcher in eine Muschel kriecht und dann auf vorübergehende Leute und Tiere losspringt. Die Schlangen sind auch imstande, einen Vogel durch ihren Blick so zu bannen und an sich zu locken, daß er ihnen willenlos zum Opfer fällt. Sie sind nicht fußlos, sondern sie verstecken nur ihre Beine, welche winzig klein und rötlich sind; man muß nur die Schlange am Kohlenfeuer rösten und einen Zauberspruch hersagen. Sie springen manchmal auch ins Meer und paaren sich dortselbst mit der Muräne; darum ist der Biß, sowie die Stachelflossen dieses Fisches, so giftig wie jener der Schlange. Um die Schlangengattung kravošac (Kuhsäuger) hat sich ein ganzer Mythenkreis gebildet. Er saugt den Kühen die Milch aus und kann sich bis zu einer Riesenschlange auswachsen. In seinem Kopfe bildet sich nach 9 Jahren ein Edelstein von unendlichem Wert und großer Heilkraft. Es gab hier früher auch besondere Schlangenkenner (zmijar), d. h. Leute, welche sich auf die Eigenschaften der Schlangen gut verstanden, Arzneien aus ihrem Fleische bereiteten und ein Fett aus ihrem Fleische schmorten, mit dessen Hilfe man die Sprache der Tiere verstehen konnte.

In Indien, dem schlangenreichsten Lande der Erde, sieht der Hindu mit einer religiösen Scheu auf die Schlangen und bringt ihnen Spenden an die dunklen Löcher; zahllos wie die Schlangen sind hier, sagt Haberlandt (250), die Schlangenmärchen, -sagen und -gaukler. Gewisse Zauberformeln der Giftbeschwörer sollen das tödliche Giftfieber bannen und finden sich bereits im Atharvaveda.

Bei wilden Völkern der Jetztzeit kommen halbzahme Schlangen als sorgsam geschonte und gefütterte Hausbewohner vielfach vor; doch mischen sich hier wohl immer mystische Vorstellungen ein. Es besteht die Vorstellung, daß die Angehörigen eines Stammes oder einer Sippe nach dem Tod in Schlangen, Eidechsen, Bienen fortleben (632). Die Hottentotten glauben, daß die Schlangen die Ursachen der Krankheiten seien; diese werden auch aus dem Körper des Kranken durch Schnitte herausgezogen (277, s. auch Wurm). Da die Schlange Heilkräfte besitzen soll, werden Teile des Schlangenleibes als Amulette getragen. In Brasilien (269a) gebrauchen die dortigen Neger das Schwanzende der Schlange gegen Schlangenbiß.

Schlüsselblume (Primula minima L.), die kleinste Schlüsselblume; die Apothekerprimel, die Primel (P. officinalis L.), Primulazeen. Die Blüten und Wurzeln der letzteren waren als nervenstärkende Mittel offizinell. Kronfeld (388) schreibt: Wenn ich die schönblühende, zwergige Alpenblume unter den Zauberkräutern anführe, so geschieht es, weil ich vermute, daß sie mit dem Schwindelkraut identisch ist, dessen sich Seiltänzer von jeher als Geheimmittel bedienten. Saltarino erzählt von einem Seiltänzer, der im Jahre 1649 kopfüber in die Seine stürzte, als er von dem Turme von Nesle nach dem Turme Grand Prévot ging. Vielleicht vergaß er vor der Produktion jene Wurzel zu kauen, welche seine Berufsgenossen vor Schwindel sicherte. Er hatte aber wenigstens die Vorsicht gebraucht, die ihm nicht leid tat, nämlich sein Seil über den Fluß zu spannen.

Schmerz. Die Volksmedizin kennt von alters her zahlreiche Mittel gegen das Symptom: Schmerz. Nach den Ursachen des Schmerzes ist kaum die Frage. Papyrus Ebers

(Tafel LII) nennt ein Mittel zum Befreien von Schmerzen in jedem Glied des Patienten. Man macht eine Salbe aus Molken und Bockshornklee (Foenum Graecum), nachdem man es fein zerstoßen und mit Malzdekokt aufgegossen hat (704a).

Altgermanische Schmerz- oder Qualmkräuter, die als Räucherungen benützt wurden, waren Rauchäpfel (Strammonium), Hanf (Cannabis), Bilsenkraut (Hyoscyamus), Kerbel (Chaerophyllum), Tollkirsche (Atropa Belladonna), Nachtschattenkraut (Solanum) (564). Das Rezept einer alt-cymerischen Salbe (137a) lautet: Nimm das Fett eines Gänserichs, eines Katers und eines Wildschweines, 3 Drachmen blauen Wachses (Kupferwachs), Wasserkresse, Wermut, rote Erdbeere und Primel. Dies alles soll in klarem Brunnenwasser gekocht werden, und wenn gekocht, stopfe einen Gänserich damit und brate ihn in einer gewissen Entfernung vom Feuer. Das Fett, welches herausquillt, bewahre sorgfältig in einem Topf auf. Es ist eine wertvolle Salbe für allerhand Schmerzen im menschlichen Körper und ähnelt einer schon von Hippokrates hergestellten Salbe.

Eine an den Poganicatypus erinnernde böhmische Beschwörungsformel hat nach Kronfeld (388) folgenden Wortlaut:

Ich verwünsche euch, Gliederweh,
Brandweh, Beinweh,
In den tiefen Wald,
In die hohe Eiche,
In das stehende Holz
Und in das liegende.

Ein Besprechung der preußischen Wenden bei Schmerzen im Fuß teilt Beckenstädt (727) mit:

Du bist allein geworden,
Du mußt allein weichen.
Das helfe Gott.
Im Namen Gottes usw.

Gegen Schmerzen:

Die Schmerzen sollen verschwinden
Wie das Laub an den Linden,
Wie das Laub am Baum.
Im Namen Gottes usw.

Schnecke (Helix Pomatia L.), die Weinbergschnecke. Dioskurides (151 II 11) schreibt: Ganz mit dem Gehäuse zerrieben und mit Wein und etwas Myrrhe genossen, heilt sie Magen- und Blasenleiden. Die Landschnecke verklebt die Haare, wenn man eine Nadel durch ihr Fleisch zieht und mit dem daran hängenden Schleime das Haar bestreicht. — Plinius (543 30) berichtet: Der Genuß von Schnecken befördert die Entbindung; mit Stärkemehl und Tragant aufgelegt, hemmen sie den Blutfluß. Auch reinigt ihr Genuß; setzt man noch 1 Denar Hirschmark auf je 1 Schnecke und Cyperwurzel hinzu, so nimmt die verkehrt liegende Gebärmutter ihre natürliche Lage wieder an. Der Genuß von Schnecken, ohne die Schale, in Rosenöl zerrieben, verteilt die Blähungen in der Gebärmutter. Zu diesem Zwecke reibt man auch den Unterleib mit Irissaft ein und belegt ihn dann mit einer Mischung aus 2 afrikanischen Schnecken, 3 Fingern voll Bockshornklee (Trigonella foenum graec. L.) und 4 Löffeln voll Honig. — Die hl. Hildegard (289) schreibt: Bei Würmern (in Geschwüren) werde die gepulverte Schale eingestreut. Die nackte Schnecke wird in derselben Weise und gegen dieselben Übel angewandt wie der Regenwurm, dieser ist aber viel heilkräftiger. —

Früher war ein Syrupus Helicum offizinell, welcher durch Bestreuen der großen Schneckenarten (Helix Pomatia L., H. hortensis Müll., H. nemoralis L.) mit Zucker bereitet wurde. — Wenn man in Bayern Schnecken an die Wand wirft, so verwandeln sie sich in Geld; wer sie aber an ihren Fühlern zwickt oder das Tier sonst plagt, wird krank (104). — Schneckenzähne, d. h. die Fühlhörner, gelten in Niederösterreich als Heilmittel gegen Fraisen.

In Dalmatien (313) gelten Schnecken, mit Pfeffer auf die Fußsohlen mit einem blauen Tuch aufgelegt, als Mittel gegen Wechselfieber.

Schneckenklee (Medicago arborea L.), Leguminose. Häufig in den Gärtchen der Arbeiter zu Lilienfeld (Niederösterreich) gezogen und als Beschreikraut verwendet. Kinder werden mit diesem Kraut beräuchert (388).

Schneeglöckchen (Galanthus nivalis L.), Schneeflöckchen, Schneekröpfchen, eine Amaryllidazee. Kaum erscheinen die Blätter nach der Schneeschmelze, graben die Slowaken (309) die Zwiebeln aus und geben sie den Kühen, damit ihnen die Zauberinnen die Milch nicht wegnehmen.

Schöllkraut (Chelidonium maius L.), das Schellkraut, eine Papaverazee, die im Altertum als Mittel gegen „Milzsucht" galt. Nach Celsus (121, späterer Textzusatz) wird der gelbe Schöllkrautsaft auf das Zäpfchen aufgestrichen. Das kleine Schöllkraut der alten Autoren ist Scharbock (s. d.). Heute ist Schöllkraut ein Volksmittel gegen Warzen und Hautkrankheiten, insbesondere Sommersprossen.

Abb. 216. Schöllkraut (Chelidonium maius)

Schelkraut ist den Augen gesundt,
Das wird uns von den schwalben kundt.

Den Augen Schelwurtz dient, und macht ein scharpff Gesicht,
Bey blinden Schwalben auch es solche That verricht.
(Heilpflanzen der Schola Salernitana 561).

Das an allen Zäunen und Wegen wildwachsende Schöllkraut ist nicht bloß ein vortreffliches Mittel zur Anregung der Magen- und Darmtätigkeit, sondern es besitzt auch in seiner Wurzel ein Alkaloid, das Chelidonin, von welchem Hans Meyer nachgewiesen hat, daß es, ähnlich wie Morphium, die Schmerzempfindung zentral herabsetzt und außerdem nach Art des Kokaïns eine örtlich begrenzte Empfindungslosigkeit hervorbringt (Berliner klin. Wochenschr. [1906] Nr. 33). Das Schöllkraut war früher offizinell, und zwar das frische Kraut vor der Blütezeit und die aus ihm dargestellten Präparate Extractum und Tinctura Chelidonii. Angewendet wurde es bei Unterleibskrankheiten, Stauungen in der Leber und im Pfortadersystem, bei Gallenkrankheiten, Menstruations- und Hämorrhoidalstörungen, bei krankhaften Anschwellungen und Verhärtungen der Unterleibsorgane, zumal der Leber, Milz und der Gekrösdrüsen, gewöhnlich in Verbindung mit Mittelsalzen und lösenden Bittermitteln. Ein besonders beliebtes Mittel war das Schöllkraut bei der Syphilis im sekundären Stadium und bei Hautkrankheiten, in der Volksheilkunde wird der frische Saft noch heutzutage häufig angewendet. Der frische Saft kam auch in der Augenheilkunde bei Hornhauttrübungen und -geschwüren und chronischen Augenliddrüsenentzündungen, das trockene Kraut bei Fußödem und Amenorrhöe zur Anwendung (Archiv f. experiment. Path. u. Pharmak. XXIX 397).

Die Slowaken (309) legen auf den geschwollenen Magen frische Blätter. Mit dem ausgepreßten Safte bestreicht man die Warzen an den Händen, um sie zu vertreiben.

Die Dalmatiner (313) legen das Schöllkraut bei Fußgeschwüren auf.

Das Schöllkraut ist ein uraltes Volksheilmittel, hat in der Alchimie eine Rolle gespielt und soll neuerdings Eingang in die wissenschaftliche Medizin finden.

Schratt (südslawisch škrat), ein Waldgeist, Zwerg, Wichtlein, Schretzlein, Inkubus, der die Kinder im Schlafe drückt. Personifikation des Geistes (Seele) eines Verstorbenen, welcher zum elbischen, neckenden, boshaften Walddämon oder Windgeist wird (300). Der Schratt hat in Gerhard Hauptmanns „Versunkene Glocke" eine Neubelebung erfahren. Nach Grimms „Mythologie" LIII meinte das Volk früher, „das Schrattl sei ein kleines Kind und so gering wie der Wind und ein verzweifelter Geist". Jedes Haus habe ein Schrätzlein; wer das hört, dem geht es gut; auch gab es früher noch viele, die in der Berchtennacht diesem Hausgeiste den Tisch zum Essen herrichteten. Solche Schrätzlein reiten auf dem Vieh und drücken den Menschen. Schrattdruck, Alpdruck; Alber = Olm; er sitzt auf ausgebrannten Flecken der Wiesen (300).

Schwalbe (Hirudo rustica). Die Verkünderin des mitteleuropäischen Frühlings und Herbstes kommt in der Bibel vor, wenn auch an der berühmten Stelle (Tob. 2, 11) eher von einem Sperling die Rede sein dürfte. Das „redende" Vasenbild einer rotfigurigen Amphora ist eine der rührendsten Darstellungen der „Frühlingsschwalbe".

Dieser edle, geheiligte Vogel, von dem der Spanier sagt: „Wer eine Schwalbe tötet, tötet seine Mutter", hat eine volksmedizinische Leidensgeschichte, die noch heute nicht abgeschlossen ist. Dioskurides (151 II 60) weiß von der Schwalbe zu erzählen: Die Jungen aus der ersten Brut haben Steine im Magen; von diesen nimm einen bunten und einen schlichten, binde sie in Kalbs- oder Hirschenhaut und lege sie an Arm oder Nacken, so wirst du Hilfe gegen Epilepsie finden. Den Schwalben wurden im Altertum alle möglichen medizinischen Wirkungen zugeschrieben. Celsus (121) benützt z. B. den Schwalbenkot als ätzendes Mittel. Das Schwalbenblut empfiehlt Celsus als Einreibung bei Blutungen ins Auge; es solle schneller als das ebenso benutzte Blut der Haus- und Holztaube wirken. Griechen wie Römer hatten nämlich diesen Segler der Lüfte nicht allein im Verdacht, das schärfstsehende Tier zu sein, sondern sie hatten auch die Vorstellung, daß die so überaus funktionskräftigen Augen dieses Vogels unzerstörbar seien. Verwunde sich eine Schwalbe durch Unglück eines ihrer Sehorgane oder steche man ihnen dieselben versuchshalber aus, so wüchsen sie — wenigstens bei jungen Tieren — immer wieder. So berichtet Aristoteles (29). Auf Grund dieser Vorstellungen standen nun die Schwalben in der volkstümlichen Behandlung kranker Augen während des ganzen Altertums bis tief in das Mittelalter hinein in einem hohen Ansehen. Man röstete die Schwalbe, zerstieß sie auf das feinste und verarbeitete das so gewonnene Pulver zu einer Salbe und glaubte, auf diese Weise nun ein Medikament gewonnen zu haben, welches das Sehvermögen auf das beste stärke und erhalte. Das Blut der Schwalbe sollte in gleicher Weise für erkrankte Augen von wesentlicher Heilkraft sein. Besonders wurden von den antiken Volksärzten Augenverletzungen mit Schwalbenblut behandelt. Ja selbst Gegenstände, mit denen nach dem Volksglauben die Schwalbe öfter in Berührung kommen sollte, galten als Augenheilmittel, so war dies z. B. mit dem Schöllkraut (Chelidonium) der Fall, von welchem die antike Fabel zu erzählen wußte, daß sich die Schwalben desselben bedienten, wenn sie kranke Augen hätten.

Schließlich setzten sich derartige Vorstellungen in dem Volksbewußtsein so fest, daß sich ihnen auch die Berufsmedizin endlich nicht mehr zu entziehen vermochte; und so berichtet uns denn Celsus (s. o.) über die therapeutische Wichtigkeit der Schwalbe für das menschliche Auge. Auch in den späteren Zeiten des Altertums hören wir dann wiederholt soche Angaben, so z. B. im 4. (Sextus Placitus Papyrensis), im 7. Jahrhundert (Paulus von Ägina) (435.) Während die heutigen romanischen Völker die Schwalbe mit einem fast gleichgültigen Auge ansehen, die Italiener sogar schonungslos

Abb. 217. Frühlingsschwalbe. Rotfigurige Vase; der Jüngling ruft die Frühlingsschwalbe an, der Mann und das Kind geben ihrer Freude Ausdruck

zu Speisezwecken zu Tausenden vertilgen, erfreut sie sich bei den germanischen und slawischen Völkern einer großen Wertschätzung, ja sogar direkter Verehrung.

Im Vintschgau (Tirol) glaubt man wie in Schwaben, daß da, wo sie ihr Nest haben, der Blitz keinen Schaden anrichten kann. In anderen Gegenden Tirols gilt eine Regel, die beim Anblick der ersten Schwalbe sogleich stehen zu bleiben und mit einem Messer unter dem linken Fuße die Erde aufzugraben gebietet, weil man dann eine Kohle findet, die das kalte Fieber vertreibt. Im Unterinntale verschafft man sich, wie ebenfalls schon angeführt ist, durch eine Schwalbe die Springwurzel. Im Pustertale hat der, welcher einen „Muttergottesvogel" tötet, Unglück mit seinem Vieh, in dem benachbarten Telfs

„teilt sich bei solcher Untat der Himmel", d. h. es blitzt; im Oberinntale folgt als Strafe, daß das Haus des Täters binnen kurzem niederbrennt. Zu Nauders sterben dem Frevler Vater und Mutter; zu Sarsans sowie im Ötztale kostet das Zerstören oder Ausnehmen eines Schwalbennestes die beste Kuh im Stall; allenthalben rächt sich Verletzung oder Störung der heiligen Vögel durch schweren Schaden am Gute des betreffenden. Ferner sind die Schwalben auch prophetische Vögel. Ziehen sie im Oberinntale während des Sommers aus einem Hause fort, so wird darin bald jemand sterben. In Tirol heißt es ferner: Wenn die Schwalben 7 Jahre in einem Neste gebrütet haben, so lassen sie darin den Schwalbenstein zurück, der außerordentliche Heilkraft besitzt. Der Schwalbenkot ist nach allgemeiner Anschauung den Augen gefährlich — wohl eine Reminiszenz an die Tobiaslegende. Im allgemeinen ist die Schwalbe ein Glücks- und Marienvogel (300). Schwalbennester, in Milch gekocht, sind als Umschläge gut zur Erweichung (Tirol 416). Ungemein reich und mannigfaltig sind die Volksmeinungen in bezug auf die Schwalben in Norddeutschland. Wie im Süden glaubt man auch hier, daß in ein Haus, wo Schwalben nisten, kein Blitz schlagen könne, oder daß es keine Feuersgefahr zu befürchten habe. Westfälischer Aberglaube sieht sie wie der Tiroler als Propheten an. Meiden sie in Lüdenscheid ein Haus, so bedeutet das einen baldigen Todesfall in demselben. Kehrt in Valbert ein Schwalbenpaar nicht wieder, so wird das Haus, an dem sich sein Nest befindet, demnächst abbrennen. In anderen Orten Westfalens muß man, sobald man die erste Schwalbe im Jahre gewahr wird, unter seinen Füßen nachsehen, ob da ein Haar liegt. Findet sich eins, so ist es von der Farbe der Haare, welche die zukünftige Frau trägt. In der Neumark aber muß man sich, wenn man die erste Schwalbe sieht, sogleich waschen, sonst wird einem die Sonne das Gesicht verbrennen. Nur in Ostendorf an der Lippe scheint der Glaube vorzukommen, daß man da, wo Schwalben in den Schornstein gebaut haben, keine Kälber groß ziehen könne, und nur hie und da in Norddeutschland begegnet man der Meinung, daß eine Kuh, wenn eine Schwalbe unter ihr hingeflogen sei, Blut statt Milch gebe (Busch 104). Die Schwalben sind nach dem Volksglauben in Steiermark (319 a) der Mutter Gottes geweiht; man soll sie nicht töten, ihre Nester nicht zerstören, sie nicht verjagen, das bringt Unglück. Schwalben bringen Glück dem Haus, an dem sie nisten. An der salzburgisch-oberösterreichischen Grenze (635) begegnet man folgendem Aberglauben. Man nimmt ein Schwalbenei aus dem Neste, siedet es und legt es wieder ins Nest zurück. Sowie die Schwalbe merkt, daß das Ei nicht ausfallen will, fliegt sie fort und holt eine gewisse Wurzel, die sie zu dem Ei ins Nest legt. Diese Wurzel, herausgenommen und zum Gelde gelegt, bewirkt, daß dessen nicht weniger wird. Allgemein verbreitet ist die Meinung, daß gegen Halsweh und Bräune ein Pflaster aus einem Schwalbenneste helfe.

Auch im Egerlande gilt die Schwalbe für einen heilig gehaltenen Vogel, dem niemand etwas zuleide tut und den jeder Egerländer gerne in seinen Ställen nisten läßt. Sie töten, bedeutet Unglück. Schwàlmniast ist ein Fehler bei einer Kuh, wenn die Vulva eingesunken ist und zu tief liegt, um vom Stiere belegt werden zu können. Schwàlwln, dumm herreden, Unzusammenhängendes reden, leeres Zeug plauschen. Houtschwàlm — (Hutschwalben) in den Redensarten: Dean hàut van Houtschwàlm (Houtschwàlwan) tramt (geträumt), dear fürcht si van Houtschwàlm (Houtschwàlwan) — in beiden Fällen gelten Hutschwalben für absonderliche Ausgeburten der Phantasie. — Auch die preußischen Wenden (725) glauben, daß wenn an einem Hause Schwalben nisten, in dasselbe Glück und Segen einkehren. In das Haus, an welchem eine Schwalbe nistet, schlägt der Blitz nicht ein. In Dal-

matien gilt das Schwalbennest als ein unfehlbares Spezifikum bei Halsdrüsenschwellungen, Scharlach und Diphtheritis. Jene Kühe, unter welche eine Schwalbe geflogen ist, sollen gemolken keine Milch, sondern Blut geben (Rumänen in der Bukowina 140). (Vgl. Norddeutschland.)

Schwertlilie (Iris germanica L.) und andere Iridazeen. Dioskurides (151 IV 21 u. 22) schreibt: Sie erweicht auch Drüsen und alte Verhärtungen, wenn sie gekocht umgeschlagen werden. Ferner ist sie wohltuend bei Kopfschmerzen, wenn sie mit Essig und Rosenfalbe aufgestrichen wird. Endlich wird sie auch den Zäpfchen, Pflastern und Salben zugemischt; überhaupt ist sie zu vielem nützlich. — Die Wurzel ist vielknotig, lang, feuerrot, wirksam bei Wunden des Kopfes und bei Schädelbrüchen; sie zieht nämlich Knochen und jedes Geschoß ohne Schmerz heraus, wenn sie mit dem dritten Teile Kupferblüte und dem fünften Teile Tausendgüldenkrautwurzel und hinreichend Honig vermischt wird. Sie heilt auch Ödeme und Geschwülste, wenn sie mit Essig umgeschlagen wird. Mit Rosinenwein zerstoßen, wird die Wurzel gegen Krämpfe, innere Rupturen und Ischias, wie auch gegen Harnzwang und Durchfall getrunken. Der Same, in der Gabe von 3 Obolen mit Wein getrunken, ist stark harntreibend, mit Essig genommen, erweicht er die Milz. — Plinius (543 XXI 140) unterscheidet die Raphanitis, wegen der Ähnlichkeit mit dem Rettich, und den Rhizotomos (Wurzelgräber), der rötlich aussieht und der beste ist. Nur die Wurzel wird gebraucht, und zwar zu medizinischen Zwecken; Kindern wird sie beim Zahnen und beim Husten umgehängt. Wenn man sie graben will, gießt man 3 Monate vorher Honigwasser um sie her, um durch dieses Besänftigungsmittel die Erde gleichsam zu versöhnen, zieht mit dem Schwert einen dreifachen Kreis und hält die ausgestochene Wurzel zum Himmel empor.

Seidelbast (Daphne mezereum L.), der Kellerhals, und verwandte Thymeläazeen. Die Rinde war als Cortex Mezerei offizinell. Dioskurides (151) schreibt: Die Blätter muß man um die Zeit der Weizenernte sammeln und, nachdem man sie im Schatten getrocknet hat, aufbewahren; bei der Verabreichung muß man sie stoßen und die Nerven entfernen. Ein Essignäpfchen voll mit gemischtem Wein angerührt, purgiert durch Abführen des Wässerigen; sie bewirken aber ein mäßigeres Purgieren, wenn sie gekochten Linsen oder zerriebenen Gemüsen zugesetzt werden. Fein gestoßen und mit dem Saft der unreifen Traube gemischt, werden sie zu Brötchen geformt und aufbewahrt. Für den Magen ist die Pflanze nicht gut; im Zäpfchen eingelegt, tötet sie den Embryo. Südlicher oder rispenblütiger Seidelbast lieferte die früher gebräuchlichen Semina Coccognidii.

Von den Slowaken berichtet uns Holuby (309): Mannigfaltig ist der Gebrauch des Seidelbastes, „dievske drevo“ oder „svrabové drevo“ genannt. Sobald der Schnee schmilzt, erscheinen die prachtvollen karminroten Blüten vor den Blättern. Man sieht im März oft Mädchen mit Seidelbast- oder Schneeglöckchenbüscheln in der Kirche. Der frische Bast dieses Strauches wird in Milch gekocht, und mit dem Dekokt werden krätzige Stellen des Körpers gewaschen. Auch die getrocknete pulverisierte Rinde braucht man zum Bestreuen der mit Krätze befallenen Stellen. Beides soll einen brennenden Schmerz verursachen, aber die Krätzmilben töten. (Eine andere, unter Umständen gefährliche Manipulation bei Vertreibung der Krätze, — die hier zum Glück nur selten vorkommt — ist, daß man den Patienten mit einer Schwefelsalbe gehörig einschmiert und in einen so heißen Backofen, wie's der Kranke nur aushalten kann, steckt und ihn nach dieser

Prozedur ein warmes Bad nehmen läßt. Es soll aber auch vorgekommen sein, daß der Patient im Ofen erstickte.) Warum die Deutschen die Krätze „Schneidercourage" nennen, weiß ich nicht; aber auch Slowaken treiben mit Krätzigen manchen Scherz und Spott, auch sagen sie, daß Leute, die sich nur mit dem Liter und Meter abgeben, die passendsten zum Krätzigwerden seien, da sie genug Zeit haben, sich nach Herzenslust zu kratzen. Auch behauptet man, daß Personen, welche die Krätze glücklich überstanden haben, nicht so bald an anderen Krankheiten zu leiden haben. „Dievske drevo" heißt der Seidelbast darum, weil er als Schönheitsmittel von putzsüchtigen Mädchen und heiratslustigen Witwen, ohne Unterschied des Alters, gebraucht wird. Mit dem Dekokt der Zweige waschen sie sich das Antlitz, um „schön rote" Backen zu bekommen. Auch gegen das Wechselfieber wird die Abkochung in kleinen Gaben eingenommen.

Sellerie (Apium graveolens L.), eine Umbellifere. Dioskurides (151 III 67) schreibt: Das Kraut hat dieselbe Wirkung wie Koriander; es ist auch ein gutes Mittel gegen Augenentzündungen im Umschlag mit Brot oder dem feinen Graupenmehl. Es besänftigt auch den erhitzten Magen, erweicht Verhärtungen in den Brüsten, gekocht und roh genossen, treibt es den Urin. Die Abkochung davon wie auch von der Wurzel wirkt tödlichen Mitteln entgegen, indem es Brechen erregt, und hält den Durchfall auf. Der Same ist aber stärker harntreibend, er hilft denen, die von giftigen Tieren gebissen sind und die Bleiglätte genossen haben, ferner vertreibt er Blähungen. Er wird auch mit Nutzen den schmerzstillenden Mitteln, denen gegen den Biß giftiger Tiere und den Hustenmitteln zugesetzt. In Dalmatien (313) wird Sellerie bei der Wassersucht verwendet.

Bei den Neugriechen ist Sellerie eine Glückspflanze, sie wird nebst Knoblauch und Zwiebel im Zimmer aufgehängt, den kleinen Kindern als Talisman umgebunden (151).

Senf (Sinapis alba L.), Kruzifere. Als Semen Sinapis in manchen Pharmakopöen offizinell. Dioskurides (151 II) schreibt: Wird der Senf fein gestoßen in die Nase gebracht, so erregt er Niesen. Er hilft bei Epilepsie und richtet die durch Mutterkrämpfe Gepeinigten auf, auch wird er denen, die an Schlafsucht leiden, als Umschlag auf den geschorenen Kopf gelegt. Mit Feigen gemischt und bis zur Röte (der Haut) aufgelegt, ist er ein gutes Mittel bei Ischias- und Milzschmerzen und überhaupt gegen jeden andauernden Schmerz, wo wir nach Art der einseitigen Leiden es aus der Tiefe an die Oberfläche ziehen wollen. Als Kataplasma heilt er Haarausfall, er reinigt das Gesicht und entfernt mit Honig, Fett oder Wachssalbe Blutunterlaufungen unter den Augen. Mit Essig wird er gegen Aussatz und wilde Flechten eingeschmiert. Getrocknet wird er gegen die periodischen Fieber genommen, indem er wie Graupen dem Getränk eingestreut wird. Mit Nutzen wird er den reizenden und Krätzsalben zugemischt. Bei Schwerhörigkeit und Ohrensausen hilft er, fein gestoßen mit Feigen in die Ohren gelegt. Sein Saft, zusammen mit Honig eingestrichen, erweist sich heilsam gegen Stumpfsichtigkeit und schorfige Augenlider. Der noch grüne Same wird zu Saft verarbeitet, ausgepreßt und in der Sonne getrocknet.

Senfbreie, Senfpapiere sind als äußerliche Mittel bei heftigen Schmerzen, bei Seitenstechen, Atemnot, Senfbäder der Füße als Mittel zur Beschleunigung der Menstruation (des Abortus?) volkstümlich.

Sepienbein (Os Sepiae), die Rückenschulpe des Tintenfisches, war offizinell, wird für Zahnpulver verwendet. Sepienbein heißt auch weißes Fischbein, Black-

fischbein, Walfischschuppe, Seeschaum und wird in der Volksmedizin verwendet (zerstoßen gegen Magensäure?).

Sieben (Septem) drückt wie die Neun die Vielheit aus, ist Kult- oder heilige Zahl, die durch das Judentum in die christliche Kirche eindrang und die indogermanische ältere Neun wohl beschränkte, aber nicht verdrängte. Die Sieben wird in Segensformeln und Besprechungen von Krankheiten und Dämonen benützt. Im Schwedischen bedeuten die Zahlen Sieben und Siebzehn an und für sich schon Krankheiten der Menschen. In der Verdoppelung ist die Sieben sogar zur Galgenzahl geworden: ⅂ ⅂ (300). Die Zahl 7 hat eine heidnische Kultbedeutung; die 7 Schwerter Mariens sind nur eine christliche Umdeutung, die $2 \times 7 = 14$ Nothelfer ebenfalls; 7 Zufluchten, 7 Gatter, 7 Eichen, 7 Bäume, 7 Brunnen usw. legen den heidnischen Ursprung ganz nahe. In einer von 4 hohen Linden beschatteten Feldkapelle „zu den 7 Zufluchten" nördlich außerhalb des Pfarrdorfes Kißing mit unterirdischen Gängen bei Friedberg, Oberbayern, Bistum Augsburg, ist ein Kümmernisbild, Wilgefortis ist ihr christlicher Name = virgo fortis (300).

Abb. 218. Münzen aus Kyrene mit der Silphionstaude

Abb. 219. Nartex

Ferdinand von Andrian (11) hat die Siebenzahl im Geistesleben der Völker geschildert. In bezug auf die Eigenschaften der Zahlen und besonders auf jene der Zahl 7 berichtet Aulus Gellius folgende seltsame Auslegung Varros über den Einfluß dieser Zahl auf die Erzeugung des Menschen: „Wenn der Same in den Schoß der Frau eingedrungen ist, vereinigen sich in den ersten Tagen die Keime und ballen sich zusammen, indem sie sich verdicken und so dafür geeignet werden, die Form oder Gestalt zu empfangen. Am Ende von 7 Wochen bilden sich, wenn das Kind männliches Geschlecht erhalten soll, der Kopf und das Rückgrat. In der 7. Woche, d. h. am 49. Tage, ist der menschliche Fötus vollendet." Nach diesen Theorien ist der Mensch nichts weiter als ein willkürliches Erzeugnis des gewaltigen Willens der Natur (409). Nach dem Glauben des bayerischen Volkes wird der 7. Knabe oder das 7. Mädchen einer Mutter zum Alp, Werwolf, Mar (300). Allgemein bekannt ist das Auftreten der 7 und ihrer Komponenten 70, 77 in der Bibel. Am auffallendsten ist dies in der apokalyptischen Literatur, deren Genesis von Hermann Gunkel wesentlich aufgehellt wurde. Die 7 Engel vor Gottes Thron, das Lamm mit 7 Augen, die 7 goldenen Leuchter um Christus, die 7 Sterne auf seiner Hand, das mit 7 Siegeln verschlossene Buch, alle diese Vorstellungen symbolisieren nach Gunkel die 7 Planeten. Apg. Joh. 12, 3 spricht vom Drachen mit 7 Köpfen und 10 Hörnern.

Silphium. Die Alten schrieben dieser Pflanze wunderbare Eigenschaften zu: sie war ein Universalgegengift, sie heilte bösartige Wunden, machte die Blinden sehend und die Greise jung. Sie wirkte krampfstillend, harntreibend, gegen Verstopfung usw. Als

kostbares Gewürz war Silphium sehr gesucht. Diese Pflanze ist auf den kyrenäischen Münzen abgebildet, denn sie machte einen der größten Reichtümer dieses Landes aus; man wog sie mit Gold auf. Schon unter Nero verschwindet die Pflanze aus dem Handel und aus der Erinnerung. Lange behauptete sich die — auch heute noch auftauchende — Ansicht, daß das Silphium eine Thapsia-Art gewesen sei. Schroff hat diese irrige Meinung als ganz haltlos nachgewiesen. In seiner umfangreichen und fleißigen Arbeit stellte er fest, daß Silphium und Thapsia pharmakologisch sehr verschieden seien. In den Ländern, in welchen Thapsia garganica und ihre Varietät, Thapsia Silphium, vorkommt, wird dieselbe seit den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage innerlich als Abführmittel und äußerlich als Zusatz zu zerteilenden Umschlägen und gegen Hautausschläge benützt.

Neuere Untersuchungen über Silphium ergaben folgendes: Das Silphium der

Abb. 220. Silphionschale, Gesamtansicht nach Photographie

alten Griechen war erstens eine wohlriechende Pflanze, welche in der Landschaft Kyrene gedieh, zweitens eine knoblauchartig riechende Pflanze in Persien. Letztere dürfte mit dem Stinkasant (Scorodosma foetidum) identisch sein. Die erstere war von der größten nationalökonomischen und medizinischen Bedeutung. Jeder Teil der Pflanze hatte seinen hohen Wert. Die jungen Sprossen gaben das feinste und kostbarste Gemüse, der Stengel galt in Griechenland als Delikatesse. Der eingedickte Saft von Stengel und Wurzel wurde zu Würzen verwendet; er bildete das kostbare Laserpitum der Römer. Die dicke Wurzel kam in Scheiben geschnitten in den Handel. Über die wunderbare Heilkraft des Silphiums haben wir bereits berichtet. Oerstedt unterscheidet zwischen medischem und kyrenäischem Silphium; ersteres war nach ihm die Asa foetida. Der englische Botaniker Falconer hat im nördlichen Kaschmir ein hohes Doldengewächs gefunden, welches eine Art Asa foetida liefert und von ihm als Narthex bestimmt wurde. Die Abbildung dieser Pflanze entspricht dem Silphium der Münzen, so daß unzweifelhaft die in Kyrene

ausgestorbene Art ihr nahe verwandt war. Friedländer meint: „Diese Abbildung entspricht genau dem Bilde der Münzen ... ein neuer Beweis, daß Naturgegenstände auf den griechischen Münzen mit der bewunderungswürdigsten Wahrheit und Charakteristik dargestellt sind.“ Wir geben hier eine Abbildung der Narthex nach einer Skizze und 3 Darstellungen von kyrenäischen Münzen wieder, welche das Silphium darstellen. Wir wenden uns nach dieser botanisch-pharmakologischen Exkursion zur Beschreibung der sog. Arkesilasschale im Cabinet des Médailles der Nationalbibliothek in Paris. Arkesilas, der „Held“ der Darstellung, sitzt auf einem Klappsessel. Er trägt auf dem

Abb. 222. Silphionhandel, nach einer Photographie

Kopf einen Petasus mit aufgebogenen Rändern, der in eine Art von Blumenzierat endigt; bekleidet ist er mit einem langen weißen Chiton und einem schwarzrot gestreiften Himation, dessen Bordüre eingewebte Stickereien trägt. Zu Füßen des Königs, unter dem Sessel, liegt ein zahmer Panther. Der König hält das Zepter in der linken Hand und sieht nach der Wage (σταδμός), auf der das Silphium in Ballen gewogen wird. Fast ein Unikum in der Vasenmalerei und am bemerkenswertesten ist die realistische Tendenz, der Wunsch des (unbekannten) Vasenmalers, ein genauestes ethnographisches und historisches Dokument mit seinen Mitteln zu liefern. Der Schauplatz ist nicht unbestimmt, wie bei den allermeisten antiken Malereien. Wir befinden uns leibhaftig im Hafen von Kyrene auf dem Deck des Schiffes, das bald absegeln und die kostbarste Ware in die Fremde tragen soll. Die Wage ist an einer Rahe aufgehängt;

das geballte Silphium wird in Säcken oder in Binsenkörben gewogen. Ein Mann scheint dem Könige zu melden: „Gleichgewicht". Etwas weiter entfernt steht erhobenen Hauptes jener, der das Silphium zurechtlegt, der Silphiumarbeiter (σιλφόμαχος für σιλφιόμαχος). Neben diesem sehen wir 3 Korbträger; einer (ἰροφόρος) wendet sich um und frägt den König: „Soll ich wegnehmen?" (ὀρίξω). Er fürchtet offenbar, zu gut gewogen zu haben.

Aber schon beeilen sich Matrosen, unter der Aufsicht eines Wächters die Säcke in den unteren Schiffsraum zu schaffen. Ein verwischtes Wort hinter dem ersten Matrosen (M . . . Η) und die Buchstaben M A E N . . hinter dem zweiten Korbträger sind noch nicht plausibel erklärt.

Abb. 223. Silphionhandel (Aus Baumeister, Denkmäler [47])

Die Jahreszeit der Handlung ist sehr sinnig angegeben: Es ist im Spätherbst oder Winters Anfang. Zwei Männer begrüßen, nach Ansicht einiger Erklärer, freudig die Ankunft der Zugvögel, die aus dem Norden der warmen Zone zustreben. Wahrscheinlicher ist es freilich, daß die Männer die Schwankungen der Wage beobachten. Jedenfalls charakterisieren die Zugvögel den Spätherbst. Von der langen Meerfahrt erschöpft, lassen sich einige Vögel auf dem Mastwerk des Schiffes nieder. Auf den Fuß eines großen fliegenden Vogels soll sich eine Heuschrecke gesetzt haben. Natürlicher und wohl auch richtig ist die Deutung, daß dieser Kranich (oder Storch oder Marabu nach Studnitzka) sein Junges mitführt. Der Künstler will die Küste, an der die Handlung vor sich geht, genauer bestimmen, indem er einige, Nordafrika eigentümliche Tiere darstellt. Ein Affe sitzt auf der Segelstange. Die Eidechse, das der Sonne heilige Tier, erinnert an die heiße Zone, wo das Silphium gedeiht. Vielleicht ist die Meinung gestattet, daß diese Eidechse das Gallionsbild des Schiffes darstellt, das der Künstler losgelöst zur Anschauung bringt. Schließlich ruht ein zahmer Panther zu Füßen des afrikanischen Königs. — Wir befinden uns also an der nordafrikanischen Küste zur Spätherbstzeit, das sagen die Tiere

auf der Schale. Das Motiv der nach Süden ziehenden und rastenden Vogelwelt gibt dem Bild eine allgemein verständliche, fast moderne Stimmung:

Doch ist es jedem angeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn ... über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

Das hochheilige, kostbare Silphium ist verschwunden oder unbekannt; eine Darstellung seiner Wägung und seiner Verpackung illustriert die medizinische und volksmedizinische Bedeutung der Pflanze bei den Völkern der Antike (Kronfeld 387).

Leider fehlt es an Raum, das Silphiumschiff seiner volksmedizinischen Bedeutung entsprechend näher zu würdigen. Nur ganz flüchtig sei daran erinnert, daß das Silphiumschiff eine gewisse Ähnlichkeit mit einem „Totenschiff" aufweist, insbesondere die Handlung auf dem Schiffe. Mit altägyptischen Totenschiffen wurde die Silphiumdarstellung bereits in Parallele gebracht, die Vorstellung eines Totenschiffes, eines Totenfährmannes entsteht, wo das Totenland nur zu Wasser zu erreichen ist. Aus den

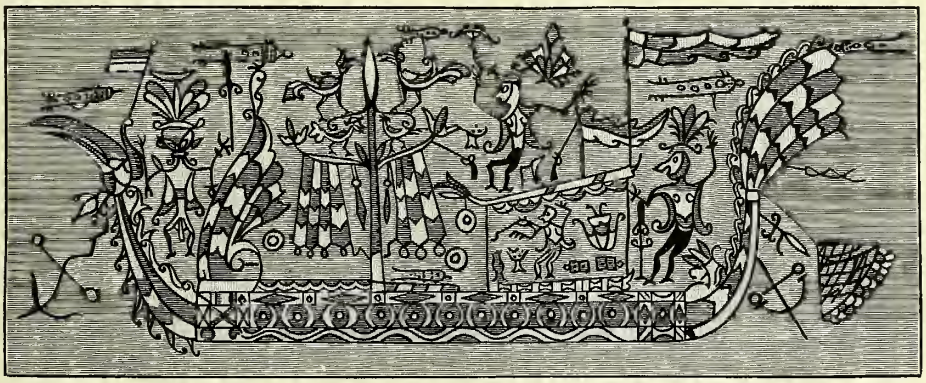


Abb. 224. Totenschiff von Borneo (Aus Schurtz, Urgeschichte [632])

Phantasien Schwerkranker, die „mit einem Fuße drüben" sind, hat sich die Vorstellung entwickelt, daß eine schwere und gefahrvolle Reise in das Totenland führe.

Skink ((Scincus officinalis), eine Wühlechse, die eine große Rolle in der Volksmedizin gespielt hat. Dioskurides schreibt (daselbst 71) von dem Apothekerskink: Man sagt, daß die die Nieren umgebenden Teile desselben, in der Gabe von 1 Drachme mit Wein genommen, die Kraft haben, das Verlangen nach Liebesgenuß mächtig anzuregen, daß aber die Heftigkeit der Lust nachlasse nach dem Genusse von Linsenabkochung mit Honig oder von Lattichsamen mit Wasser. Er wird auch den Gegengiften zugemischt.

„Das fleisch genanter tieren", sagt Geßner (223), „wirdt gebraucht in etlich, auß den edelsten artzney stucken, als Mithridat vnnd dergleychen. Werdend auch gemischt vnder die artzneyen so zu den kalten prästen der verfadenen bereitet werdend, sol auch ein sonderbare krafft haben um zu der vnkünschheit zu reitzen. Dise thier zu äschen gebrannt mit essich oder öl angeschmiert, nimpt hin den glideren so man abschneyden sol, alle empfindtligkeit. Die feißte der thieren wirdt auch gebraucht zu der vnkünschheit, auch innerhalb den den leyb genommen. Die gall der thieren mit honig gemischt, ist ein bequemliche artzney zu den flecken vnnd dünkle der augen. Das gefür oder kadt

der thieren ist gantz eines lieblichen geschmackes, gantz weyß von farb, in den Apotecken Crocodylea genannt, wirdt gebraucht das angesicht zu schönen, macklen, flecken, rüselen zu vertreiben."

Eine natürliche Folge dieses Wahnes, welcher heutigestags noch in den Köpfen einzelner Mohammedaner spukt, war es, daß man unsere Wühlechse eifrigst verfolgte, zu Tausenden fing und mit ihrem gedörrten oder zu Pulver gebrannten Leichnam schwungvollen Handel trieb. Trotzdem wissen wir noch wenig über die Lebensweise des Tieres. Bruce erzählt, daß der Skink in den feuchten Gegenden von Syrien, welche an Arabien stoßen, in unglaublicher Zahl vorkomme, und er in dem großen Hofe des Sonnentempels zu Baalbek einmal viele Tausende zusammen gesehen habe, welche den Boden, die Steine und alle Mauern dieser Ruine bedeckten, teilweise schliefen und teilweise im Sonnenschein herumliefen. Es frägt sich jedoch noch sehr, ob die Echse, welche unser Reisender meint, wirklich der Skink war; denn der Verbreitungskreis desselben scheint auf Afrika beschränkt zu sein (90). Manche alte Apotheke hält noch „Stinkt-marin" in Lavendelblüten aufbewahrt.

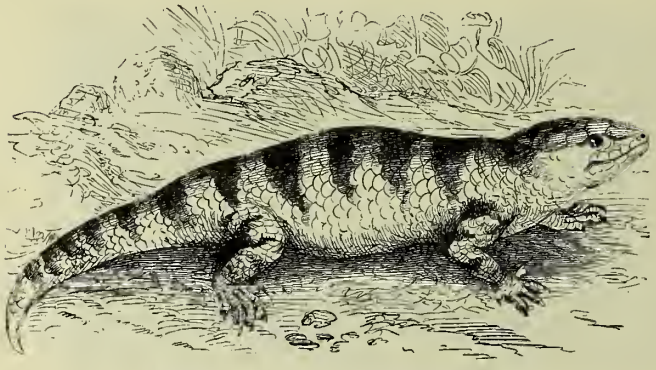


Abb. 225. Skink (Scincus officinalis)

Skorpion (Scorpio) ist der Gliederfüßler der Fabel. Skorpione auf altmexikanischen Bildwerken (Codex Vaticanus B.) publiziert Preuß (557a).

Die hl. Hildegard (289) schreibt: Der Skorpion hat eine brennende Hitze und den Schrecken der Höllenstrafen. Alles an ihm ist Gift und Tod für Menschen und Tiere.

Einige antike Philosophen lassen die Skorpione aus faulenden Krokodilen entstehen, Plinius (543) aus begrabenen Seekrebsen, wenn die Sonne durch das Zeichen des Krebses geht; nach der Lehre des Paracelsus werden sie aus faulenden Skorpionen wieder erzeugt, weil sie sich selbst töten sollen; es ging nämlich die Sage, daß ein von einem Kreise glühender Kohlen umgebener Skorpion, wenn er die nicht zu vermeidende Wirkung der Hitze merkt, sich lieber mit seinem Stachel totsticht, als jener zu unterliegen. Weiter werden von späteren Schriftstellern Skorpione mit mehr als 6 Schwanzgliedern, ja mit 2 Schwänzen erwähnt, von Moufet sogar einer mit Flügeln abgebildet. In vielen Schriften spielt der Gebrauch von Basiliskenkraut eine große Rolle, um tote Skorpione wieder lebendig zu machen, so daß A. v. Haller, um dergleichen Torheiten zu geißeln, meint, es sei jemand durch den vielen Gebrauch des Basiliskenkrautes ein Skorpion im Hirne gewachsen. Diese und ähnliche Ansichten vom Skorpion und der Umstand, daß man ihn sogar unter den Sternbildern erblickt, beweisen die große Teilnahme, welche ihm von jeher seitens der Menschen zuteil ward, die ihn jedoch nie liebten und nie lieben lernen werden, sondern nur fürchten, teilweise allerdings mit Übertreibung, wie die zahlreichen angestellten Versuche und Erfahrungen nachgewiesen haben. Die Skorpione führen in dem gekrümmten Stachel an ihrer Hinterleibsspitze eine für Geschöpfe ihresgleichen unfehlbar tödliche Giftwaffe, die für größere Tiere und den

Menschen nur in besonderen Fällen nachhaltige schlimme Wirkungen oder wohl auch den Tod herbeiführen kann. Bei Montpellier gibt es 2 Arten, den kleinen Hausskorpion (Scorpio europaeus), von welchem die Leute im südlichen und mittleren Frankreich häufig gestochen werden ohne nachteilige Folgen, indem das „huile de Scorpion" den Schaden schnell heilt. Der Feldskorpion (Buthus occitanus) ist weit größer und bedeutend gefährlicher.

Sonst pflegte man das sog. Skorpionöl, Olivenöl, worin man einige Skorpione hat sterben lassen, zum Bestreichen der Wunde zu verwenden und man verwendet es da noch, wo Hausmittel überhaupt mehr als ärztliche Verordnungen gelten. Alkalische Heilmittel, wie Ammoniak, Tabaksasche, lindern den Schmerz und die Geschwulst am besten, wie eine geringe Gabe von Ipekakuanha die Übelkeiten. Die Eingeborenen Afrikas, welche weit und breit vom Stiche des Felsenskorpions (Scorpio afer) zu leiden haben, legen eine Binde fest um die Wunde und sich selbst als Kranke nieder, bis sie sich wieder wohler fühlen. Merkwürdig ist die Erfahrung, daß sich der menschliche Organismus mit der Zeit an das Gift des Skorpions gewöhnt. Eine zweite Verletzung wirkt weniger heftig und nachhaltig als die erste und eine dritte abermals schwächer als die zweite. Es wird erzählt, daß jemand, der diese Erscheinung an sich selbst abprobieren

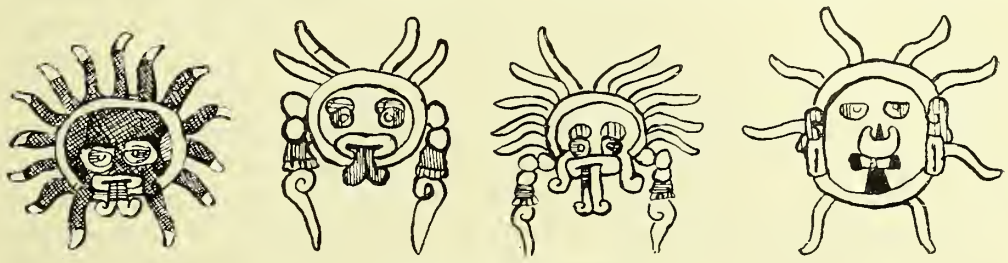


Abb. 226. Skorpione

wollte, es bald dahin brachte, daß er nur den durch den Stich verursachten, vorübergehenden Schmerz und nichts weiter empfand (90). Das in Aleppo gebräuchliche Skurpenöl (Skorpionöl) wird seit alters her durch die welschen Hausierer (Olitätenkrämer) aus Italien nach Bayern gebracht; 50 lebende Stücke werden in Baumöl gesteckt und so aufbewahrt; „der Maiskurpen ist besser, der geht im Balsam", d. h. hat mehr riechbares Gift; seine Verwendung findet das Öl beim letzten Euter, bei der Sucht der Kühe und bei Verbrennungen. Der Senner schwört auf die Wirksamkeit dieses Mittels, das sein Bauer ihm, teuer bezahlt, mit auf die Alm gibt (300).

Sonnentau (Drosera rotundifolia L.), die früher als Herba Rosellae offizinell gewesene Droserazee. Die Drüsenhaare der auf Mooren wachsenden kleinen Insektenfresser scheiden in Tropfenform einen klebrigen Saft aus, in dem die Alchimisten den Stoff zur Bereitung der Goldtinktur und des Lebenselixiers gefunden zu haben glaubten. Besonders trug der Chemiker Alearbus von Villanova, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts als Professor in Barcelona lebte, später aber von der Inquisition wegen seines Bundes mit dem Bösen vertrieben wurde, zum Rufe des Sonnentau bei. Er floh nach Italien und destillierte hier aus der Drosera sein berühmtes Goldwasser, das wider alle Krankheiten dienlich sein sollte. Als wohlschmeckender Likör wurde es bald unter dem Namen „Rosoglio" (ros solis = Sonnentau) bekannt und ist noch heute

in Italien populär. Frank sagt von dem einst gegen Schwindsucht sehr gerühmten Kräutlein: „Man macht verschiedene Amuleta aus dem Kraut, hänget solches in schwerer Geburt auf den Bauch; den Wahnwitz zu vertreiben, hänget man es an den Hals, und die Zahnschmerzen zu stillen, hält man es im Munde." — Nach dem Glauben der galizischen Ruthenen bei Hexereien unentbehrlich (388).

Spanische Fliege (Lytta vesicatoria), Pflasterkäfer. In Spanien kommt sie häufig vor. Wenn die Käfer in hinreichenden Mengen vorhanden sind, daß ihr Einsammeln lohnt, so klopft man sie am frühen Morgen oder an unfreundlichen Tagen von den Büschen auf untergebreitete Tücher oder untergehaltene Schirme ab — bei Sonnenschein sind sie sehr beweglich — tötet sie, trocknet sie bei künstlicher Wärme, am besten in einem Backofen, schnell und sorgt für guten Verschluß der trockenen, ungemein leicht gewordenen Ware. Fein zerrieben und mit einem Bindestoffe vermischt, liefern sie das bekannte Blasen- oder Zugpflaster, ein Auszug mit Alkohol u. a. Kantharidentinktur. Die Aqua Tofana soll nichts anderes als ein mit Wasser versetzter Weingeistauszug von spanischen Fliegen gewesen sein (90). Nach anderen soll sie aus Arsenik, Leichengift und Fischgift bestanden haben (269a).

Spargel (Asparagus acutifolius L.), der gebräuchliche Spargel (A. officinalis L.). Dioskurides (151 II 151) schreibt: Sein Stengelchen, etwas gekocht und gegessen, erweicht den Bauch und treibt den Urin. Die Abkochung der Wurzeln, getrunken, hilft gegen Harnverhaltung, Gelbsucht, Milz- und Hüftweh, und mit Wein gekocht, gegen den Biß der Spinne, auch gegen Zahnschmerzen, wenn die Abkochung an dem leidenden Zahne behalten wird. In derselben Weise wirkt aber auch der Same, wenn er getrunken wird. Man sagt, daß die Hunde, wenn sie die Abkochung davon trinken, sterben. Einige haben erzählt, daß, wenn jemand die Hörner des Widders zerhackt und vergräbt, Spargel daraus wächst; mir aber unglaublich. Dieser Spargel nun aber ist ein vielverzweigter Strauch mit vielen langen fenchelähnlichen Blättern und einer runden großen Wurzel, welche eine Knolle hat. Wenn das Stengelchen von diesem mit Weißwein zerrieben wird, so lindert es die Milzschmerzen, gekocht oder gebraten genommen, besänftigt es Harnzwang, Harnverhaltung und Dysenterie. Seine Wurzel, in Wein oder Essig gekocht, beruhigt Verrenkungen. Mit Feigen und Erbsen gekocht und genommen, heilt sie Gelbsucht, lindert auch Ischiasschmerzen und Harnzwang. Wird sie aber umgebunden und ihre Abkochung getrunken, so verhindert sie die Empfängnis und macht unfruchtbar.

Es ist kein Geheimnis, daß Spargel auf die sexuellen Teile und Nieren ganz außerordentlich wirkt, ja sogar so stark, daß man den Genuß desselben überall da vermeiden sollte, wo die harntreibende Wirkung große Unbequemlichkeiten verursachen könnte oder würde. Es ist mithin auch selbstverständlich oder natürlich, daß bei zu starkem und unmäßigem Genusse dieses Gemüses auch eine recht ernste Nierenaffektion herbeigeführt werden kann. Ja, es ist geradezu merkwürdig, wie man in Rücksicht darauf, daß der Spargel früher sogar offizinell war und namentlich als Radix Asparagi bei den verschiedensten Gelegenheiten in Anwendung kam, eine mindestens höchst zweifelhafte Wirkung desselben befremdlich findet, obschon unsere Vorfahren wußten, daß der in dieser Pflanze enthaltene Asparagin ein Stoff ist, der ebenso überraschend wie vielseitig wirken kann. Aber darüber braucht der Liebhaber dieser Delikatesse noch nicht zu erschrecken, und wenn sie ihm bekommt, wird er sich deshalb noch nicht Entsagung aufzuerlegen brauchen. In erster Linie wird es darauf ankommen, wie der Konsument veranlagt ist und wieviel er

genießt. Den Spargel kann der Gesunde unbeschadet und — solange nicht Übertreibungen vorkommen — auch mit Nutzen genießen (Groß, Allg. Med. Zentral-Ztg. [1906] Nr. 26). In Italien und Korfu wird der wilde, bittere Spargel als Blutreinigungsmittel in Salatform im Frühjahr genossen (269a).

Speichel (Sputum) ist ein altes Volksheilmittel. Wright (774a) weist aus klassischen Schriftstellern die Sitte nach, bei ekelhaften oder widrigen Eindrücken, sei es zum Zeichen der Verachtung, sei es zu kurativen Zwecken, auszuspucken (Theophrast, Plautus in Captivis 3 4 21, Tibullus 1 2 54, Theokrit, Idyll 7 u. a. a. O.). „Mit derselben Absicht, sagt Dalyell, spucken die Modernen sich in die Hände, wenn sie fechten, oder auf den Boden, wenn sie eine demütigende Niederlage erlitten." Das Bespucken der im Handel erworbenen Münzen war früher ein sehr allgemeiner Brauch (Del Rio, Disquisitiones magicae VI 11 408). Auf einer schottischen Insel besteht ein wichtiger Teil der Leichenzeremonien darin, daß man ins Grab spuckt (Buchan, Descript. of the Island of St. Kilda). Ursprünglich mußte der schottische Priester während der Taufe die Ohren des Kindes mit Speichel befeuchten (Charlatarium Aberdonense 23 M. S.). Die Kanoniker lehrten: „Bringet die Nasenöffnungen und Ohren in Berührung mit Speichel, damit jene Gottes Geruch, diese dessen Mandate aufnehmen können" (Gratian, Decretalia de Consecratione). Die Römer pflegten das Vorderhaupt des Kindes am achten oder neunten Tage nach der Geburt mit Speichel zu befeuchten, damit es vor Zauberkünsten sicher sei (Macrobius, Saturnalia I 16). In Afrika spuckt der Priester während der Taufe dem Kinde dreimal ins Gesicht (Park, Travels I 20 269). „In Schottland wurden kranke Tiere von erfahrenen Leuten angespuckt. Kranke Kühe, deren Milch ausgetrocknet war, erholten sich auf diese Weise augenblicklich. Selbst Tiere, die im Schlamme dem Ersticken nahe gewesen, wurden schnell hergestellt, wenn man 3 angespuckte Gerstenkörner ihnen ins Maul warf (Dalyell, Darker Superstitions of Scotland 73 74). — Daß der Speichel durch seinen Geruch oder Kontakt Schlangen beeinflusse, war ein allgemein gehegter Glaube.

Galen will Augenzeuge davon gewesen sein, daß ein Skorpion ohne Bezauberung, ganz allein durch Speichel, getötet wurde. (De Simp. Medic. Facult. 10 16.) — Gegenwärtig hält man allgemein dafür, daß der Speichel das Ausfallen der Haare befördere, eine Meinung, die vielleicht in der Ansicht der Alten vom Speichel der Tiere ihren Ursprung genommen. Als Vespasian nach Alexandrien kam, ersuchte ihn ein Stadtbewohner, der an Schwäche des Gesichtsvermögens litt, er möchte seine Augen bespucken, und in der Tat soll er dadurch geheilt worden sein (Suetonius, in Vita Vespasiani).

Im 18. Jahrhundert hat Brera den Speichel behufs seiner leichten Auffaugung Salben und anderen äußeren Mitteln beigemengt. Er brachte Opium mit Speichel zusammen und erhielt davon in der Chlorose guten Erfolg. Eben so bereitete er Mischungen von Speichel mit Scilla, Digitalis, Sublimat, Akonit und Brechweinstein und fügt seinen eigenen Erfahrungen die Zeugnisse der Doktoren Benevenuti, Picolli, Locatelli und Botelli bei. Aus allen in dieser Beziehung gemachten Beobachtungen schließt er, daß jede tierische Flüssigkeit die Absorption der Arzneistoffe befördere (Annali di Medicina [1798] III 190 seq.). Auch innerlich ward der Speichel von manchen anempfohlen; so rät Plinius gegen Husten „Saliva equi triduo pota" (Nat.

Historia 28 53), während Kenelm Digby ihn bei Kopfschmerz sehr rühmt (Demonstrat. Immortalit. Anim. Rational. App. 218). Naumann bemerkt (Handb. d. mediz. Klinik IV 144—213), daß der Speichel als ein spezifisches Reizmittel auf den Magen wirkt, indem man durch das Auswerfen desselben das Gefühl des Hungers für einige Zeit zu dämpfen vermag.

Daß der Speichel Blinde sehend mache, lehrt schon die Bibel. Der nüchterne, d. h. der im nüchternen Zustand abgesonderte Speichel war im Altertum ein geschätztes Arzneimittel. Plinius, welcher denselben bei mancherlei Gebrechen für wirksam hält (543 XXVIII 35), empfiehlt besonders den nüchternen Speichel der Frau bei Augenentzündungen. Auch heute nimmt er in der Volksmedizin eine wichtige Stelle ein; die Natur scheint uns selbst darauf hinzuweisen, sehen wir doch die Tiere, besonders Hunde, Geschwüre und Wunden durch Belecken zur Heilung bringen (151). Ursprünglich spie man vor dem Gehaßten und Gefürchteten aus, um sich vor seinem schädlichen Einfluß zu schützen, da man die gefährliche Unreinigkeit, welche mit seiner Nennung zusammenhängt, nicht bei sich behalten wollte. Vielleicht ist aber auch die Idee einer Art Opfer an die schädlichen Dämonen, die dabei Unheil stiften könnten, damit verbunden. Später wurde die Sitte, oder Unsitte vielmehr, zum bloßen Ausdruck des Hasses; aber die alte Ursache liegt doch zugrunde! Man haßt nur, weil man fürchtet, und diese Furcht wollte das Heidentum durch das Spucken unschädlich machen (Jlg., Österr. Zeitschr. f. Volksk.). In Tirol (269a) gilt das Bestreichen des Kropfes mit nüchternem Speichel morgens als kropfverkleinerndes Mittel.

In Marokko vertraut man sich besonders gern den Wunderkuren der Schürfa oder Schurafa, Nachkommen des Propheten und heiliger Männer, an; ihr Speichel ist heilkräftig (664).

Im „Therapeutischen Jahrbuch" (XIV) wird der Speichel als Heilmittel empfohlen: 1. Gegen Halsentzündungen. 2. Gegen Überschuß an Magensäure und saures Aufstoßen. 3. Gegen Fettleibigkeit. 4. Gegen Wassersucht.

Nach neueren chemischen Untersuchungen sind im menschlichen Speichel Spuren von Blausäure enthalten.

Speik (Valeriana celtica L.), keltischer Baldrian, Marien-Magdalenen-Kraut, Valerianazee. In den oberösterreichischen Alpen werden die Speikwurzeln zum Wenden der Krankheiten benützt. Die Wurzel war als keltische Narde offizinell. Nicht mit Unrecht hat man ihr Heilkräfte zugeschrieben, und bei allen Alpenbewohnern steht der Speik auch deshalb in dem größten Ansehen; in bezug auf die Heilkräfte erinnert sie an Baldrianwurzel, ist aber kräftiger (372a).

Spinne (Aranea). Die Bibel nennt das Spinnengewebe haltlos, nichtig (Hiob 8, 14), unnütz und haltlos (Jes. 59, 5 6). Dioskurides (151 II 68) schreibt: Wird sie unter ein Pflaster gearbeitet und, auf Leinen gestrichen, um die Stirn oder die Schläfen gelegt, so heilt es das dreitägig wiederkehrende Fieber. Ihr Gewebe als Umschlag stillt das Blut und schützt die Oberfläche der Geschwüre vor Entzündung. Es gibt noch eine andere Art Spinnen, welche das weiße, zarte und dichte Gewebe verfertigt, von der man sagt, daß sie, in eine Haut gebunden und am Arme befestigt, das viertägig wiederkehrende Fieber heilt.

Die Spinne und das Spinnengewebe, vornehmlich die Kreuzspinne (Epeira diadema) und die Hausspinne (Tegenaria domestica), sind noch heute Volks-

heilmittel. — Der Bauer trägt eine in ein Schächtelchen eingesperrte Spinne auf der Brust, in der Hoffnung, das Tierchen werde die krankmachenden Stoffe aus seinem, des Patienten Leib, herausziehen und seinem eigenen Körper einverleiben. Dieser Gedanke kehrt in zahlreichen Variationen wieder, wie man sich leicht bei Marcellus Empiricus überzeugen kann. Bald war es das lebendige Tier in seiner ganzen Größe, bald nur einzelne seiner Teile, die man gleichsam wie ein Amulett trug (435). — Hat sich jemand an einem Finger geschnitten, so soll es gut sein, darauf Spinngewebe zu legen, welches das Blutrinnen stillen wird (Rumänen in der Bukowina 140). Läßt sich eine Spinne vor jemanden herunter, so glaubt man, daß er eine Nachricht erhalten wird (Bukowina 140).

Stechapfel (Datura stramonium L.), eine giftige Solanazee, deren Blätter offizinell sind. Vom Stechapfel glaubt man, daß er durch die Zigeuner, die ihn zu ihren Hexenkünsten gebraucht haben, überall hin, wo er jetzt als auffälliges Unkraut vorkommt, aus dem Orient herbeigetragen wurde. Daß die Zigeuner sich auch der Tollkirsche zu ihren Umtrieben bedienten, ist für die Bukowina gewiß. Das altlitauische „Maulda" als Name einer zu argen Listen verwendeten Pflanze lehnt sich unverkennbar an das Wort Mandragora an. Tollkirsche vereint mit dem Bilsenkraut und der Mandragora haben so sinnverwirrende Kräfte in sich, daß sie gewiß wesentliche Bestandteile der Hexensalbe waren. Es liegen auch Originalrezepte für Hexensalben in der Literatur vor, die es begreiflich erscheinen lassen, daß die damit bestrichene Unglückliche „einen tiefen natürlichen Schlaff und unterschiedliche Phantaseyen (hat), darin der Hexe vor lauter Tanzen, Fressen, Sauffen, Musik u. dgl. träumt, also daß sie vermeynet, sie sei geflogen". Valvasor (in seiner „Ehre des Herzogtumes Crain", Laibach 1689), dem wir diese Äußerung entnehmen, läßt die Hexensalbe aus dem „Schlaff-Nachtschatten" (Atropa Belladonna), der „Wolffswurtz" (Aconitum) und einigen gleichgültigen Ingredienzien zusammengesetzt sein. In keinem der Rezepte fehlen giftige Solanazeen, in vielen finden wir auch die narkotische Mohnpflanze, Wolfsmilcharten, Schierling und Taumellolch. Es ist sicher, daß Tausende und Abertausende, die den schrecklichen Tod als Hexen gefunden haben, die für sie so verhängnisvolle „Besessenheit" von den gefährlichen Zauberpflanzen hatten. Die Solanazeen zumal, mit der Mandragora an der Spitze, haben in dieser Hinsicht eine so große Bedeutung, daß ihrer keine Kulturgeschichte vergessen sollte. (Kronfeld 388).

Abb. 227. Stechapfel (Datura stramonium)

Stechpalme (Ilex aquifolia), der Hülsen, eine Aquifoliazee, heißt auch „Schradlbaum, „Schrattl" als eine Abwehr gegen den Alp- oder Schrattldruck (Incubus). Mit der Palmenweide zusammengeflochten, heißt sie „Schrattlgatterl" (300). Die Stechpalme (Ilex aquifolium) und der Efeu (Hedera helix) waren heilige Pflanzen der Druiden (137 a). Auf welsch wird der Efeu „Iorwg" genannt, d. h. „der obersten Gottheit Grün", und bedeutet das älteste schaffende Attribut von Celi oder Cêd. Die Vorliebe der Ziegen für den Efeu ist allgemein bekannt, und „es ist wahrscheinlich", sagt ein welscher Geschichtschreiber, „daß aus diesem Grunde der Efeu von

den Druiden als heilig angesehen wurde." Der Sage nach jene „Palme", mit welcher der Heiland bei seinem Einzug in Jerusalem begrüßt wurde; sie erhielt zur Erinnerung an den Verrat, der an Christus geübt wurde, Stacheln.

Wenn die Hühner nächtlicherweise großen Lärm erheben und die Leute sie hernach zerrupft finden, so heißt es in der Ötschergegend: „Der Schradl hat sie geritten." Schradlschwein ist ein solches, dem die Borsten wirr auf dem Rist aufstreben. Gegen den Schradl werden die Zweige der Stechpalme in die Hühnersteige gelegt. Gegenüber dieser seiner dämonischen Seite wird Stechpalmlaub als treues Immergrün gefeiert. So von Scheffel:

Ein immergrünes Stechpalmreis
Sei unsrer Lieb' das Zeichen.

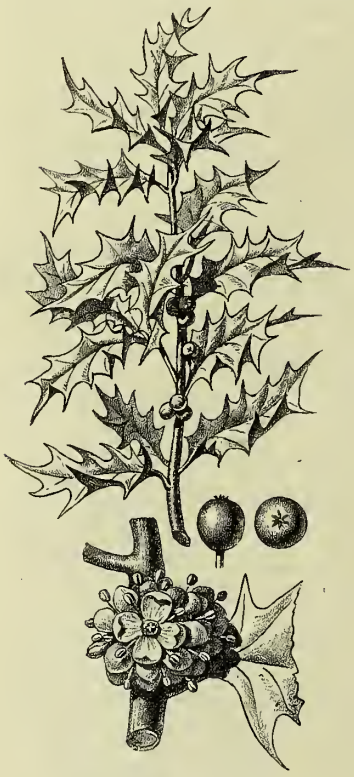


Abb. 228. Stechpalme (Ilex aquifolia)

In Ohuets „Steinbruch" kann man von Ilex als Wirtshausgrün über dem Tore der Schenke lesen. Frank sagt in seinem Kräuterlexikon von der Stechpalme: „Wird in der Colica gerühmet" (388). Höfler (300) gibt die Abbildung eines anderen „Schrattlgatterl" in natürlicher Größe.

Steinbock (Capra Ibex), Alpensteinbock, ist in den Nordalpen fast verschwunden, da sein Gehörn und Blut „Herzknochen" und „Bocksteine" berühmte Volksheilmittel sind. Die hl. Hildegard (289) berichtet: Sein Fleisch ist zum Genuß nicht zu empfehlen. Gürtel und Schuhe aus der Haut gemacht, erhalten dem Körper Gesundheit. Der getrocknete Schwanz, in der Hand getragen, vertreibt jeglichen Zauber. — Das getrocknete Blut des Steinbockes empfiehlt Maffei im Jahre 1674 als ein vorzügliches Mittel gegen Blasensteine (269a).

Steinklee (Melilotus caerulea), Schockzieher- oder Käseklee, Siebengeruch, da der Geruch des Krautes je nach der Witterung bald stärker, bald schwächer ist; eine Leguminose. „Neidklee" in Oberösterreich. Man räuchert damit in Ställen, um das beschrieene Vieh zu heilen (388). Getrocknete Blüten von Honig- oder Meliotenklee (M. officinalis) werden von den Slowaken (309) dem Rauchtabak beigemischt, um ihn duftend zu machen. Blüten von Meliloten und vom Wegwart (Cichorium Intybus) legen sich Mädchen 3 Nächte nacheinander unter das Kopfkissen, damit sie im Traume den ihnen bestimmten Bräutigam sehen.

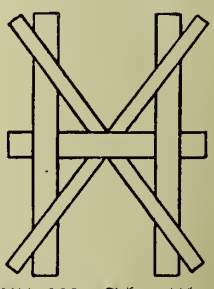


Abb. 229. Schrattlgatterl

Steinsame (Lithospermum tenuiflorum L.), eine Asperifoliazee, von der Dioskurides (151 III 198) schreibt: Die Zweige sind aufrecht, zart, hart, holzig und haben an der Spitze eine gespaltene stengelartige Fortsetzung mit kleinen Blättern, zwischen welchen der steinige, runde, weiße, einer kleinen Erbse gleiche Same sitzt. Der Same, mit Weißwein getrunken, hat die Kraft, den Stein zu zertrümmern und den

Harn zu treiben. — Die weißen Samen nennt Plinius (543 XXVII 98) wunderbarerweise glänzende, runde Edelsteine. Die kalkreichen, mit Säuren aufbrausenden Samen dienen in Österreich gegen Harngries. Auch werden sie als Zaubermittel verwendet. Plinius (s. oben) gerät bei Erwähnung der Pflanze mit den perlenartigen Samen in wahres Entzücken und meint: „Ich habe wirklich unter den Pflanzen nichts gesehen, was so wunderbar wäre ... die seltsame Erscheinung aus einer Pflanze hervorgewachsener Steine ... Übrigens ist es eine ganz ausgemachte Sache, daß eine Drachme dieser Steinchen, in weißem Wein getrunken, Blasensteine zerstört und abtreibt" (388). Das slowakische Mädchen (309), das unter dem Oberkleide mit den Ausläufern dieses Krautes (Lithospermum purpureo-coeruleum L.) umgürtet ist, wird beim Tanze niemals müde. Mit dem Absud dieses Krautes waschen sich die Mädchen, damit sie duften und begehrt werden.

Stiefmütterchen (Viola tricolor L.), Freisamkraut, eine Violazee, deren Blätter Salizylsäure enthalten, offizinell. Wird gegen Hautausschläge, Milchschorf oder Freisam der Kinder verwendet, ferner als Tee gegen Epilepsie. In manchen Gegenden Deutschlands wird die Abkochung zu Waschungen der Krebsgeschwüre verwendet.

Abb. 230. Steinsame (Lithospermum officinale)

Storch (Ciconia alba), Adebar, Ebeher, Honoter, Ander, Heinoder. Die hl. Hildegard (289) schreibt: Der Storch ist von Natur einfältig, er fliegt in der mittleren Luftschicht, wo die Vögel sich aufhalten, welche den Wechsel der Jahreszeiten am besten merken. Sein Fleisch ist keine taugliche Speise für den Menschen. Gegen Gicht und Lähmung wird folgende Salbe verordnet: Der gerupfte und ausgeweidete Vogel soll in einem neuen mit einem kleinen Loche versehenen Topf am Feuer gebraten und das ausfließende Fett in einem untergesetzten neuen Topf aufgefangen werden. Diesem soll zum Drittel Bärenfett und ein Drittel dieses Butter, ferner zerstoßenes „Gicht" (Kornrade, Agrostemma Githago) und „Cranchschnabel" (Reiherschnabel, Erodium cicutarium) zugesetzt und dann alles koliert werden. Ein sehr alter Aberglaube ist der, daß die Störche nur bei uns in Vogelgestalt leben, in den fernen Gegenden aber, nach denen sie im Herbst abziehen, Menschen sind, welche alle Jahre sich auf einige Zeit in Störche verwandeln. In Schwaben heißt es bei Derendingen: Wenn der Storch eine Zunge hätte (daß er keine hat, ist eine auch im Norden Deutschlands verbreitete Ansicht), so würde er reden und dann Land und Leute verraten, weil er alles sieht und hört. Wo indes etwas Besonderes vorgeht, da gibt er noch immer durch sein Klappern ein Zeichen. Fast allgemeiner Kinderglaube ist, daß der Storch die kleinen Brüder und Schwestern bringe. In Schleswig-Holstein und Mecklenburg rufen daher die Knaben ihm, wenn er über sie hinfliegt, zu:

Adebaer to Neste,
Bring mir 'ne lütje Swester.
Adebaer, oder
Bring mi 'n lütjen Broder.

Die Seelen der kleinen Kinder befinden sich — so faßte das Heidentum die Sache auf — bei Frau Holle in einer Berghöhle, in einem hohlen Baum oder in einem

Brunnen und da holt sie der heilige Vogel, der Donar angehört, aber auch zu jener mütterlichen Göttin Beziehungen hat, wenn eine Geburt stattfinden soll, ab (Busch 104).

Storch, Storch, Steine,
Mit den langen Beinen,
Mit dem kurzen Knie!
Jungfrau Marie!
Hat ein Kind gefunden
In dem goldnen Brunnen.

In Dresden holt der Storch die Kinder aus dem in der Wilsdruffer Vorstadt vor dem katholischen Waisenhause gelegenen „Queckbrunnen" (d. h. Lebensbrunnen), der, weil sein Wasser ehedem den Frauen zur Nachkommenschaft verhalf, im Mittelalter mit einer Kapelle überbaut wurde, welche noch jetzt steht und als Wetterfahne einen Storch mit einem Wickelkind im Schnabel zeigt. Auch andere Storchenbrunnen reichen in alte Zeit zurück. Das Städtchen Wimpfen besaß den seinigen bereits im 14. Jahrhundert. In Schlesien meint man, wenn ein Storch über das Haus fliege, so gebe es darin bald ein Kind, und auf der Insel Rügen ist man der Ansicht, daß, wenn Störche keine Eier legen, in dem Haus, auf dem sie nisten, keine Kinder geboren werden, und daß, wenn die kleinen Störche auf dem Dache sterben, auch die kleinen Kinder unter ihnen nicht am Leben bleiben. Ganz so wie die Schwalbe ist auch der Storch unverletzlich, und ganz so wie diese schützt er das Haus, auf dem er sich ansiedelt, vor Wetterschlag — eine Meinung, der wir im nördlichen wie im südlichen Deutschland begegnen. Wer sein Nest zerstört oder ihn selbst tötet, hat den Blitz zu fürchten, sagt das Volk in Schwaben, und auf Rügen darf man nicht auf ihn schießen; denn wenn er angeschossen ist, weint er große Tränen, von denen jede das Vorzeichen eines großen Unglückes ist. Auf eine Beziehung des Storches zur Ehe weist ferner hin, daß man in Westfalen glaubt, er verlasse das Dach, unter dem Unfrieden herrscht, und daß man in Schwaben wissen will, wenn die Störche sich im Spätjahre sammelten, um gemeinschaftlich fortzuziehen, und unter ihnen sich ein „Ungerader" befände, d. h. ein Männchen oder Weibchen, das sich nicht paaren könne, so werde es von den übrigen totgehackt.

Lippesche Scherzreime:

Gestern abend um achte
Kam der Storch und brachte
Meiner Mutter einen Sohn,
Und der Bengel lachte schon.

Mama, Papa,
Der Klapperstorch ist da!
Er hat in dieser Nacht
Ein Schwesterchen gebracht.

Warum denn keinen Bruder?
O dies verdammte Luder!
Zum Tingelingeling, zum Kuckuck!
Das Kind, das hat den Schluckuck.

Auch in Steiermark holt der Storch die Kinder nach kindlicher Ansicht aus einem Brunnen oder einem Teich, und in jeder Gegend hat ein bestimmtes Wasser den Ruf eines Kinderbrunnens. In Graz sagt man den Kindern, die Neugeborenen schwimmen in Körbchen die Mur herunter, werden von den Hebammen aufgefangen und ins Haus gebracht. Obwohl Störche in Steiermark nicht vorkommen, läßt man sie doch auch die Kinder bringen, der Storch beißt die Mutter ins Bein; darum muß sie das Bett hüten (319 a). In dem Haus, auf welchem Störche nisten, bricht, wie die preußischen Wenden (727) glauben, kein Feuer aus. Wer einen Storch totschlägt, der schlägt sein eigenes Glück tot (Wenden 727).

Süßholz (Glycyrrhiza glabra L.), Papilionazee. — Die Süßholzwurzel, auch heute noch sehr viel in der Medizin gebraucht, verwendet Celsus (121) bei Rachenkatarrh mit Mandelentzündung. Diese Verwendung ist ganz richtig, denn die Süßholzwurzel wirkt beruhigend und hustenreizstillend. — Schon im Mittelalter wurde der griechische Name Glykyrrhiza in den Offizinen in das barbarolateinische Liquiritia, das sich für die vielgebrauchte Wurzel bis auf den heutigen Tag erhalten hat, umgewandelt. Neben der Wurzel findet das aus ihr in den Produktionsländern hergestellte Extrakt, Succus Liquiritiae (Lakritz, Bärenzucker), viel Verwendung und ist Bestandteil des Fiakerpulvers.

Tabak (Nicotiana Tabacum L.), eine Solanazee, deren Blätter in Gegenden mit Tabakbau volksmedizinische Anwendung finden. Das Rauchen und Einatmen von Dämpfen war schon im Altertum bekannt. Herodot (I 202) erzählt gelegentlich des Zuges des älteren Cyrus gegen die Massageten von den Bewohnern der großen Inseln des Araxes (wahrscheinlich der heutigen Wolga) folgendes: „Auf diesen Inseln leben Menschen, die, wie man sagt, zur Sommerszeit sich von allerlei Wurzeln nähren, während sie die Baumfrüchte des Sommers sammeln und aufspeichern als Zehrung für die Winterszeit. Außerdem aber haben sie Bäume ausfindig gemacht mit Früchten eigentümlicher Art. Sie kommen oft scharenweise zusammen, zünden ein Feuer an und, um dasselbe herumsitzend, werfen sie jene Früchte darauf; wenn sie dann den Duft der aufgeworfenen Frucht einatmen, werden sie davon trunken wie die Griechen vom Wein, und je mehr sie von der Frucht auf das Feuer werfen, um so trunkener werden sie, bis sie schließlich tanzen und singen." Ähnliches berichtet der römische Geograph Pomponius Mela von einigen thrakischen Stämmen. Eine dem Plutarch zugeschriebene Schrift fügt hinzu, daß der erwähnte Same von einem an Flüssen wachsenden Grase komme, das dem Dosten (Origanum) ähnlich sei. Als Heilmittel wird das Einatmen von Dämpfen bei Plinius (543 XXI 116) erwähnt. Plinius berichtet einen „wunderbaren" Brauch unter Barbaren, den Räucherduft von Cespergras einzuatmen und dadurch ihre Milzgeschwulst zu beseitigen. Eine andere Stelle des Plinius (XXVI 36) ist wichtig, weil hier das Einatmen des Rauches mittels eines Werkzeuges, nämlich eines Schilf- oder anderen Rohres, bezeugt wird. Er sagt: „Der Rauch von trockenem Huflattich samt Wurzel, mittels eines Rohres eingesogen, soll veralteten Husten heilen, doch muß man nach jedem Zug einen Schluck Rosinenwein (Wein aus getrockneten Trauben) nehmen."

Abb. 231. Süßholz (Glycyrrhiza glabra)

Die Geschichte des Tabaks in Europa beginnt bekanntlich mit der Entdeckung Amerikas. Nach Deutschland kam das Rauchen im Jahre 1620 durch englische Hilfstruppen, welche nach Böhmen marschierten. Zwei Jahre später brachten englische und holländische Hilfstruppen diesen Brauch nach der Rheinpfalz. Seit 1659 wurde der Tabak zu Suhl im Hennebergischen, seit 1676 in der Mark Brandenburg und seit 1697 in der Pfalz und in Hessen gebaut. Durch den Dreißigjährigen Krieg bekam das Rauchen die weiteste Verbreitung. Seit dieser Zeit half kein Verbot, keine Strafe. Des Papstes

Urban VIII. Bannbill richtete nicht mehr aus als die im Jahre 1660 von Innozenz XII. erlassene. Vergeblich kämpfte auch die Satire gegen das Rauchen an. Wir erwähnen namentlich J. Baldes Schrift „Die trukene Trunkenheit" aus dem Jahre 1658. In derselben werden die Raucher als „Rauchpfeifer, Rauchstänker, Feuersäufer, Rußlecker, Dunstpfeifer, Pipendrucker, lüderliche Gesellen, Bitenpipen, Supenschmacker, Rimpfnasen, Glotzaugen, Strobelköpfe, Rußbärte und Schmutzklauen" bezeichnet. Der Meister des Rauchens aber weist den Adepten folgendermaßen an: „So lerne nun fein dapfer und hurtig der Tabakflöte Wind geben, das Maul krümen, Rauch schlucken und Rotz kozen." Vollends schlimm kommen bei den beredten Jesuiten die rauchenden und schnupfenden „Frauenmenscher" weg. Heute findet die orientalische Sage, welche den Tabak verherrlicht, überall Gläubige: „... Hier wuchs eine Pflanze auf, welche das Herbe des Viperzahnes und die Milde des Propheten besaß, und das war der Tabak."

Das Rauchen von Tabak (die oberbayerischen Bauern „tranken" früher ein Pfeifferl) ist in Bayern (300) ein bekanntes Volksmittel gegen Zahnschmerz, gilt noch heute als ein solches in Tirol (269a). Das Tabakkauen und Tabakschnupfen kam ja auch auf als Betäubungsmittel, weil man der Pflanze eine heilsame Wirkung „über alle Kräuter" zuschrieb, namentlich bei Asthma, Schwerhörigkeit und Kopfschmerzen.

Das „Ärztliche Vereinsblatt" (1902 S. 391) berichtet von einer tödlichen Rose und Lymphgefäßentzündung nach Auflegen eines Tabakblattes auf eine mit dem Aderlaßschnepper gemachte Wunde, die die erste Strafkammer in Flensburg beschäftigte. Der Zeuge, Dr. Johannsen-Toftlund, gab an: Das Tabakblatt gilt in der Bevölkerung als vorzüglich blutstillendes und ungefährliches Mittel. Eine Zusammenstellung von Volksmitteln, die bei Geschwürsbildungen und Granulationen angewendet werden, gibt Firgau (Gifte. Berlin 1901). Er erwähnt von Pflanzen: Osterluzei, Aristolochia und Schöllkraut: Saft. Seidelbast: „wenn sie zu schnell verheilen, werden sie damit aufgezogen". Stechapfel: Blätter in frischem Zustand als Verband. Tabaksaft. Für Wunden würden diesen Volksmitteln hinzuzufügen sein: nach dem Gesagten: frische Blätter von Tabak. Nach eigenen Erfahrungen kommen hinzu die Blätter von Wegerich (Plantago lanceolata) — das frische Kraut ist übrigens bei Furunkeln, bei Eiterungen ebenfalls üblich — und verschiedener Brassica-Arten. Der therapeutische Wert dürfte vor allem in der chemotaktischen Wirkung gelegen sein. Solange sich diese in mäßigen Grenzen hält, braucht die Anwendung nicht irrationell zu sein. So macht Knotz darauf aufmerksam, daß in Bosnien die auf vielhundertjähriger Überlieferung beruhende Volksmedizin die Wundbehandlung wesentlich gefördert habe; er rechnet hierzu das Verbinden der Fleischwucherungen mit gewissen Blättern (Georgii, Vierteljahrsschr. f. gerichtl. Med. u. öffentl. Sanitätswesen XXXI 1). In Tirol gilt das Tabakkauen als Mittel gegen Durst; insbesondere Tiroler Jäger und Landesschützen kauen zu diesem Zwecke Tabak (269a).

Talisman wird häufig mit Amulett verwechselt (s. d.). Das Wort wird vom Arabischen tilism = Zauberbild abgeleitet. Talisman ist jeder tragbare, mit Zauberzeichen ausgestattete Gegenstand, der vor Gefahren, Krankheiten und Bezauberung schützt. Talismane sind gewöhnlich aus Stein oder Metall, Amulette aus anderen Stoffen.

Lenormant (Die Geheimwissenschaften Asiens) schreibt: „Die schwungvolle Beschwörung, die wir hier mitteilen, war bestimmt, über einem Talisman gesprochen zu

werden, um demselben die Macht zu verleihen, alle Dämonen, die sich etwa in die verschiedenen Teile eines Wohnhauses einschleichen könnten, zu vertreiben:

Talisman! Talisman! unwandelbarer Hort,
unüberschreitbare, von den Göttern errichtete Schranke,
Grenzscheide des Himmels und der Erde, die man nimmer hinwegrückt,
einziger Gott, der sich nimmer verändert,
dessen (Macht) kein Gott, kein Mensch zu bekämpfen vermag,
Schlinge, die nimmer gelöst wird, dem schädlichen Zauber gelegt,
Schwert, dem man nimmer entgeht, gegen den schädlichen Zauber gerichtet!

Nun folgt eine Aufzählung der bösen Geister, „welche versuchen könnten, die Schwelle zu überschreiten".

.... sei es ein Schreckgespenst, ein Nachtgeist, ein Vampir,
ein Nachtmännchen, ein Nachtweibchen, ein weiblicher Kobold usw.

Wer den Grenzstein (des Eigentums) überschreitet,
... den soll (der Talisman) wie Wasser hindurchfließen lassen!
den soll er zerschmettern wie einen irdenen Krug!
den soll er zermalmen wie Tonerde! usw.

Talismane lassen sich noch in modernen Schmuckgegenständen nachweisen. Unter allen Ringen, Armbändern, Broschen, Krawattennadeln usw. treten gewisse Schmucksachen von seltsamer Form, von barocker Komposition, die für das Auge der Profanen von geringem Wert zu sein scheinen, unter dem sympathisierenden Blick des Eingeweihten triumphierend hervor. Das sind die vierblätterigen Glücksklee, welche in allen Unternehmungen Glück bringen; die Saphire, auf denen geheimnisvolle und kräftige arabische Formeln eingeschnitten sind; die unwiderstehbaren Ringe, welche selbst die kältesten Schönen kirre machen; die Abraxas, die Besieger des Schicksales; die Armbänder, welche für das Leben verbinden; die seltsamen Broschen, bei denen sich um einen mit kabbalistischen Zeichen geschnittenen Stein die ganz mit Hieroglyphen besäten Flügel der Sphinx herumlegen; die Petschafte mit ihren schwachen Nachahmungen des salomonischen Siegels und tausend andere Gegenstände ähnlichen Genres, ohne der kleinen Korallenhand zu vergessen, welche vor Beherung schützt (409). Anknüpfend daran seien jene Steine erwähnt, die als Unglück bringend verschrieen sind und vor denen man sich hüten soll, sie zu tragen oder jemandem Lieben zu schenken. Dies sind in erster Linie der Opal, der als sicher unglückbringend gilt, und Perlen, die Schmerz und Tränen dem Träger bringen. Besonders in Italien verbreiteter Aberglaube (269 a).

Und Huysmans (La-bas 191) läßt einen Astrologen sprechen: „Sie betrachten, mein Herr, diese wertvollen Kleinodien. Sie sind aus 3 Metallen hergestellt, aus Gold, Platina und Silber. Dieser Ring hier trägt einen Skorpion, das Zeichen, unter dem ich geboren bin; jener mit seinen beiden verbundenen Triangeln, das eine mit der Basis nach oben, das andere mit der Spitze nach unten, gibt das Bild des Makrokosmus, des Salomonischen Siegels, des großen magischen Siegels wieder; dieser kleine hier, fuhr er fort, auf einen Frauenring zeigend, in dem ein winziger Saphir zwischen 2 Rosen gefaßt ist, ist ein Andenken, welches mir eine Person, der ich das Horoskop stellte, überreichte."

Goethe (Werke IV [1853] 3) differenziert Talismane und Amulette folgendermaßen:

Talisman ist Karneol,
Gläubigen bringt er Glück und Wohl!
Steht er gar auf Onyx' Grunde,
Küß ihn mit geweihtem Munde! ...

Amulette sind dergleichen
Auf Papier geschrieb'ne Zeichen;
Doch man ist nicht im Gedränge
Wie auf edlen Steines Enge,
Und vergönnt ist frommen Seelen,
Läng're Verse hier zu wählen ...

An anderer Stelle (s. d. S. 4) nennt Goethe Segenssprüche Talismane, z. B.:

Gottes ist der Orient!
Gottes ist der Okzident!
Nord- und südliches Gelände
Ruht im Frieden seiner Hände.

Edelsteine werden bald als Amulette, bald als Talismane bezeichnet. Der Diamant, am linken Arme getragen, gilt als Talisman gegen Gift und böse Geister (590). Fahrende Schüler und sog. Zigeuner waren es namentlich, die Amulette, Talismane und die Alraunwurzel in Bayern verkauften. Hierher gehören auch die „irchenen, sogenanten Schwindbeutel", welche am kranken Teile getragen werden als Talismane, um das gefürchtete Schwinden desselben zu verhüten. Sie enthalten meistens Teile von Tieren oder Gegenstände, welche Rudimente des früheren Menschen-, Kindes- oder Jungfrauenopfers darstellen (300).

Ihren religiösen Vorstellungen gemäß fertigten und trugen die Chaldäer eine Unmenge von Talismanen und Amuletten. Erstere (vom arabischen tilism, Zauberbild) stellten Götterbilder dar, die zum Schutze rings um das Haus aufgestellt waren, letztere (vom arabischen hamalet, Anhängsel) bestanden aus Tonplättchen und Steinen, in die eine Beschwörungsformel eingegraben war. Durch Funde bei den in Mesopotamien vorgenommenen Ausgrabungen wissen wir, daß Babylonier und Assyrier zwar nur selten eigentliche Edelsteine, doch Halbedelsteine, darunter namentlich farblose und gefärbte Quarze, so Bergkristall, Amethyst, Topas, Jaspis, Achat, dann auch häufig Hämatit (210) verwendeten. Professor Rigler konnte auf Grund langjähriger Erfahrungen feststellen, daß der Nutzen der Talismane bei entsprechenden Personen durch Stärkung des Glaubens und Vertrauens kaum in Zweifel zu ziehen sei; er beobachtete im Orient, daß rein dastehende Wechselfieber von den Hodschas durch Auflegen der Hände und durch Behauchen, ebenso manche Geisteskrankheit, religiöser Wahnsinn, Schlaflosigkeit, Kopfleiden und leichtere Fälle von Epilepsie nur durch die Einbildungskraft geheilt wurden (664). Ein älterer moslemischer Schriftsteller, der Araber Mukadassi, sagte: „Talismane gibt es nur in Ägypten und Syrien, die Propheten sollen sie angefertigt haben." In bezug auf Persien sagt Polak: Talismane — „taawiz", „teles'm" — stehen zwar in unbestrittenem Ansehen, doch sagt der gebildete Perser lächelnd von ihnen: „Kare zenane est! Sie sind Sache der Frauen!" Die Assyrier und Babylonier gebrauchten als Talismane gegen die Krankheiten, die durch den bösen Blick oder das Verschreien angezaubert wurden, allerlei Götterfiguren und Bilder von Dämonen. Die Griechen und Römer glaubten den bösen Blick am besten von sich abzuwenden, wenn sie ihm widrige und ekelhafte Gegenstände entgegenhielten. In symbolisch-abergläubischer Anwendung kamen Abbildungen von Augen, Füßen und Händen vor. Peisistratos stellte eine Art Heuschreckenbild vor der Akropolis auf. Von Apulejus wurde behauptet, daß er ein Schreckbild als Amulett oder Zaubermittel bei sich trage. Es war dies eine hergebrachte Sitte unter den alten Nationen, dem Gotte, von welchem sie die Heilung einer Krankheit

erwarteten, oder dem sie dieselbe zuschrieben, eine bildliche Darstellung der Krankheit oder des erkrankten Teiles oder der gebrauchten Mittel zu weihen. Die Tempel des Äskulaps und anderer Gottheiten dieser Art waren voll von solchen Darstellungen jener Glieder des menschlichen Körpers, die man geheilt sehen wollte; nach Diodor wurden selbst Bilder von Schamteilen, an welchen man eine Krankheit hatte, in den Tempeln aufgehangen. Auch heute sind im ganzen Morgenland Abbildungen häßlicher Tierköpfe als Amulette beliebt. Es sind dies gleichsam die Sinnbilder der bösen Krankheitsgeister, man spielt Gleiches gegen Gleiches aus, der Geist, der Teufel soll über seine eigene Häßlichkeit erschrecken und davonlaufen. So bringen z. B. die Kolhs auf ihrem Hause das Abbild eines Fisches an, um sich vor dem bösen Blicke zu schützen (664). Eine ausgezeichnete Zusammenstellung über diesen Gegenstand verdanken wir Kropatschek (388a), leider in lateinischer Sprache, sowie Bellucci (58c). (Siehe auch Amulett.)

Abb. 232. Tausendguldenkraut (Erythraea officinalis)

Tausendguldenkraut (Erythraea centaurium L.), Erdgalle, Fieberkraut, eine Gentianazee. Herba Centaurii ist offizinell gegen Magenleiden und als Bittermittel. Verzweigtes Tausendguldenkraut (E. ramosissima) ist ein „Vaschreikräutl" in Niederösterreich. Das zierliche Pflänzchen fällt durch die fast geometrisch genaue Verzweigung auf. Es ist in allem zarter als das bekannte offizinelle Tausendguldenkraut (388). Volksmedizinisch wird Tausendguldenkranttee als magenstärkend gegen Sodbrennen und Fieber verwendet. Die Pflanze wird zentnerweise in Holzschlägen der Slowaken (309) gesammelt und in Drogerien verkauft. Die kleine, auf nassen Wiesen und Äckern wachsende Art ist sehr beliebt und wird bei Magenübeln als Tee getrunken.

Abb. 233. Gemeines Tausendguldenkraut (Erythraea centaurium)

Teufel. Der indische Typhoel, der zum lateinisch-griechischen diabolus und dieser zum gotischen diabaulus wurde. In gleicher Weise, wie die Götter, verhängt auch der Teufel Krankheiten. Hiob klagt im Koran (517a): „Der Satan hat mir Krankheit und Pein zugefügt" (XXXVIII 40). In weitgehendem Maße wird eine krankmachende Rolle den Krankheitsdämonen zugeschrieben; der übliche Ausdruck für verrückt ist: madschnûn, „besessen" (XXVI 26) (vgl. den italienischen Ausdruck matto = verrückt, geisteskrank); ausführlicher lautet die Redewendung: „ein böser Geist ist in jemandem" (XXXIV 8). Es scheint nicht ganz sicher, ob man geglaubt hat, daß der Dämon das betreffende Leiden erzeugte oder ob er selbst die Krankheit sei; für ersteres spricht die Etymologie, für letztere Anschauung verschiedene Stellen, in denen es von Mohammed heißt: „Ihr sollt euch überzeugen, daß kein böser Geist in ihm wohnt" (XXXIV 45), und von Noah: „Er ist ein Mann, in welchem ein böser

Geist ist" (XXIII 25). Beide Vorstellungen sind bei den verschiedensten Völkern zu allen Zeiten anzutreffen, und wie tief ein solcher Glaube auch in unserem Volk eingewurzelt ist, beweisen manche noch immer übliche Redewendungen, wie: jemand ist „besessen", eine Krankheit hat jemanden gepackt, wirft ihn nieder.

Da der Teufel in den Kranken, Geisteskranken und Epileptikern sein Unwesen treibt, muß er nach dem Volksglauben durch Gebete, durch Hunger, wohl auch durch Schläge ausgetrieben werden. Eine Teufelsaustreibung aus der Zeit Martin Luthers schildert Gustav Freytag (Werke XIX 387—388, Leipzig 1888). Es handelt sich um die Heilung eines tobenden, vom Teufel „besessenen" Weibes. Nach verrichtetem heiligen Gebet ordnete der Herr Dechant uns Studierte, die er allein zur Handreichung mitgenommen, stellt uns um das elende Weib herum, gibt einem das Buch, dem anderen das Licht und einem jeglichen, was er bei diesem Handel zur Hand haben mußte, und fängt im Namen Gottes einen solchen herrlichen, in heiliger göttlicher Schrift überaus wohlbegründeten modus conjurationis an mit einem solchen Fleiß und Ernst (wie er denn hierzu ein lauteres, starkes, unverzagtes Löwenherz hatte), daß unser einem das Herz zu zittern und die Haare gen Berg zu gehn anfingen. Während nun dieser herrliche Exorzismus eine gute Zeit währte, hat der böse Feind nicht sonderlich gepoltert; nur als ein Bube die Zähne zum Fenster hineinbleckte, begehrte er, man solle ihm zulassen, dem Buben die Zähne einzustoßen, aber dies sein Begehren konnte nicht gewährt werden. Während dem Aktus haben die umstehenden Leute, welche besser beobachten konnten als unser einer, der mehr zu tun hatte, deutlich gesehen, daß die Augen der Geißlbrechtin, die von Natur schwarz, aber in diesem Elend grau und feurig wie Katzenaugen geworden waren, wieder allmählich ihre vorige natürliche Farbe annahmen, daß die Glieder, die alle verrenkt waren, wieder in ihre rechte Lage kamen, und daß der Frau ihre leibliche Farbe, Gestalt und Natur, die sich ganz verändert hatten, wieder fein frisch herzukam. Etliche, die dabei gestanden, bezeugen und beteuern, daß sie währendbem einen schwarzen Vogel in Gestalt einer Amsel aus dem Munde der Frau fliegen sahen. Das geben wir für keine Wahrheit aus, weil es keiner von uns gesehen, denn wir wollen nicht mehr Bericht geben, als wir im Falle der Not bei unserer priesterlichen Würde mit höchstem Eid und gutem Gewissen beteuern können.

Dieser Aktus war durchaus glücklich und wohl verrichtet, Gott sei gelobt, und gedachte Apollonia fing an, die Hände zusammenzuschlagen. Da neigte sich Herr Dechant zu ihr nieder, tat ihr die Stola von den Händen, fragte sie und sprach: „Liebe Apollonia, wie gehabst du dich jetzt? Kennst du wieder mich und die Leute?" Da will die befreite Frau vor Freude in dem Bettlein aufspringen und dem Herrn Dechant um den Hals fallen, — das machte manches Auge naß —, aber die Glieder und der ganze Leib waren so sehr zerrissen, daß sie so viele Kräfte nicht gehabt hat; so schlägt sie ihre Hände über dem Kopf zusammen, sieht auf gen Himmel und ruft zu drei Malen: „O allmächtiger, ewiger Gott, dir sei Lob, Ehre und Preis in Ewigkeit. O Gott, verzeih und vergib mir, daß ich so hart und schwer wider dich gesündigt habe. O Herr, jetzt will ich gern sterben." —

Dr. R. Sieger meldet einen Wiener Teufelsspruch: Meine verstorbene Großmutter, die in Wien 1800 geboren war, pflegte, wenn wir Kinder uns weh getan hatten und der übliche Trost „Bis du heiratest, ist alles wieder gut" zum Stillen der Tränen nicht ausreichte, unter scherzhaftem Bestreichen der schmerzenden Stelle die Worte zu sprechen:

Der Biwerl und der Bawerl
Und dem Schwarzhund sei Gvaderl
Machens Hei(l)wehwerl wieder gut.

Ich erinnere mich, damals (vor etwa 25 Jahren) von irgend jemand gehört zu haben, daß der Gevatter des Schwarzhundes den „Teixel" bedeute. Dieser Spruch ist in Wien auch heute noch bekannt.

Die preußischen Wenden (727) besitzen besonders drastische Teufelsmärchen; einige seien hier mitgeteilt: Man erzählt, der Čart oder Teufel habe Hörner, einen Kinnbart wie ein Ziegenbock, Fledermausflügel, Pferdefüße und den Schwanz eines Affen oder den Schweif eines Pferdes (Kunersdorf). Der Teufel hat immer Geld. Wie er dazu kommt, hat einst ein Mädchen gesehen. Der Teufel brennt nämlich das Gras auf dem Feld an, dann verwandeln sich die Kohlen und die Asche in Gold. Als das Mädchen das gesehen hatte, lief es hinzu und füllte seine Schürze mit Gold, aber der Teufel, welcher das gemerkt hatte, kam am anderen Morgen zu ihm und bedrohte das Mädchen so lange, bis es das Gold wieder herausgab (Krischow). Die Kirche, welche in Madlow steht, ist sehr schlecht gebaut. Das hat aber seinen eigenen Grund. Die Steine nämlich, welche man zum Bau verwenden wollte, wurden jeden Tag herbeigefahren, aber des Nachts fuhr sie der Teufel jedesmal wieder zum Dorfe hinaus. So hatte man weiter keine Steine zum Bauen als diejenigen, welche vom Wagen zufällig herabgefallen waren. Dadurch ist der schlechte Bau entstanden (Madlow).

Über den Teufelsglauben bei den Tschechen berichtet Matiegka (451) folgendes: Manchmal kamen in Böhmen allgemein anerkannte Wohltäter der Menschheit, welche sich anstandsloser Mittel zur Heilung von Krankheiten bedienten, in den Ruf, mit dem Teufel zu paktieren. So wurde im Jahre 1739 der Bauer Wenzel Hájek aus Holešovic in seinem fünfundachtzigsten Lebensjahre vor den Bürgermeister in Rakonitz zitiert. Mehr als ein halbes Jahrhundert hatte er den Mitbürgern mit seiner Hilfe beigestanden, die schwierigsten Fälle geheilt, des Schusters Sohn in Schlan, welcher behext worden war und im Phantasieren die Brunnenstatue beschädigt hatte, sowie des Gerbers Tochter, welche infolge Zauberei gerade vor der Hochzeit gelähmt liegen geblieben, hatte er (und zwar letztere gegen eine Entlohnung von 3 Gulden und einem Viertel Strich Äpfel) geheilt usw. Sein Hauptmittel bestand in einem Bade, zu dessen Herrichtung er neunerlei Holz, und zwar vom Elsebaum (Prunus padus), vom Sperberbaum (Sorbus aucuparia), von der gelben Weide (Salix fl.) und von sonstigen Bäumen in Wasser kochte. Hierzu tat er noch einen unbenützten Ziegel. Sodann legte der Kranke seine Füße auf ein über dem Schaff ruhendes Holz, wurde zugedeckt und mußte nun das Böse — „es sei was immer" — herausschwitzen. In ähnlicher Weise behandelte er einen Irrsinnigen in Sonnenberg. Der wütete fürchterlich und hätte den von Rakonitz berufenen Heilkünstler in Stücke gerissen, so daß 3 Burschen ihn festhalten mußten: durch 3 Tage dauerten die Waschungen. Nach so vielen Wohltaten kam der Heilkünstler in den Verdacht, mit dem Teufel gemeinsame Sache zu haben. Schon einmal hatten ihn die Rakonitzer Ratsherren festgenommen, aber aus Furcht vor „dem großen Minister Herrn Philipp Kinsky", dem er leibeigen war, freigelassen. Nun war er neuerlich angeklagt, und zwar hätte er dem Bäcker Šima verschiedenen Zauber angetan, daß dieser die Semmeln nicht zustande brachte; auch hätte er ihm etwas auf die Türschwelle gegossen, infolgedessen derselbe, als er diese betrat, auf beide Beine erlahmte, überdies ihm auch 2 Säue und 1 Hund davon verendeten. Der Heilkünstler beteuerte, daß er

nie etwas mit dem Teufel zu tun hatte, sondern immer „Pomáhej Pán Bůh“ (Gotthelf!) gesagt, wenn er ein Bad anrichtete; auch sei er schon in Jahren, um seine Seele zu vergeben. Man glaubte ihm nicht; erst als er mitteilte, er habe auch dem Pfarrer in Černoušek, der durch Zauber wie ein Faß angeschwollen war, geholfen, ja sogar dem Prälaten von Doxau, welchem ein rachsüchtiger Kutscher alle Pferde behext hatte, diese gegen Entlohnung von 8 Gulden vom Zauber befreit, erkannten die Richter die Schwierigkeit des Falles und beschlossen, höheren Ortes eine Instruktion einzuholen.

Wenn jemand durch 9 Monate ein Ei in der Achselhöhle trägt, so soll daraus ein Teufel herauskommen, welcher dem Betreffenden zu Diensten steht, gibt ihm aber sein Herr keine Arbeit, so nimmt er ihn selbst in die Arbeit (Rumänen in der Bukowina 140). Eine sehr geringe Rolle spielt in dem Aberglauben des estnischen Volkes der Teufel; es hält ihn für „dumm wie ein Dorfkalb“, so daß nicht nur alle vorgenannten Geister, sondern auch das einfältigste Bauernkind ihn leicht zu überlisten vermag. Man nennt ihn „Judas“, traut ihm aber so wenig Macht zu, daß man seiner weder bei Verwünschungen, noch bei Zaubersprüchen sonderlich bedarf (178). Die Juden glauben, daß immer nach je 3 Monaten, das ist am neunzigsten Tage, der Teufel ihre Häuser besuchen wolle. Um nun diesen unliebsamen Besuch zu vereiteln, pflegen sie in jenen Gemächern, worin Eßwaren, wie Milch und Eier, aufbewahrt werden, Eisenstücke hinzustellen. Auf dem Türpfosten eines jeden jüdischen Hauses befindet sich ein auf Pergament geschriebener biblischer Vers angeschlagen. Dort wird er in einer Glas- oder Blechhülse, aber immer derart verwahrt, daß man die Schrift sehen kann. Dieser Vers steht als ein Talisman gegen die bösen Geister hoch in Ehren. Jeder Jude muß diesen Vers sowohl beim Eintritt ins Haus als auch beim Herauskommen mit den Fingern der rechten Hand, die er unmittelbar darauf küßt, berühren (140).

Abb. 234. Teufelsabbiß (Scabiosa succisa)

Teufelsaustreibung, s. hl. Ignatius.

Teufelsabbiß (Scabiosa succisa L.), das St.-Peters-Kraut, eine Dipsazee mit einem wie abgebissen aussehenden Wurzelstocke. Das Kraut „Teufelsabbiß“ dient mit seinen Wurzeln zum Bannen des Teufels, man muß es sich aber in der Mitternacht vor dem Johannistage holen; denn nur dann hat der Teufel die ihm so gefährlichen Wurzeln nicht abgebissen (Busch 104).

Schützt gegen Teufel und Hexen. Wie Prätorius in der „Gestriegelten Rockenphilosophie“ zu erzählen weiß, hat der Teufelsabbiß zu Johannis bis 12 Uhr nachts ganze Wurzeln; „ergo, so muß der Teufel in dem Moment, da die Mitternacht vorbei ist, gleichsam so schnell als der Blitz in der Erde, als eine Schermaus oder Maulwurf herumreiten und diese Wurzeln abfressen.“ — Ein „sympathetisches Mittel“: „Vom Teufelsabbiß nehme 4—5 Wurzeln, zerschneide sie, hänge die Stücke an einem Faden auf den bloßen Hals. Sobald sie eintrocknen, werden die Augen besser. Hernach wirf die Wurzeln in fließendes Wasser!“ (388.) Teufelsabbiß ist ein Zaubermittel in Steiermark (319 a), wird als „Morsus Diaboli“ noch in manchen Apotheken geführt (Gartenlaube 1865).

Verendet ein Stück Vieh im Stalle, so nimmt man einen beliebigen Teil von demselben, gibt Teufelsabbiß und Salz dazu und mengt das Präparat unter das Futter

des anderen Viehes. Dadurch soll ein weiteres „Stürzen" (Verenden) unter dem Stallvieh aufgehalten werden (Böhmisches Erzgebirge).

Theriak war im Altertum ein Gegengift in Form einer Latwerge. Der Theriak wurde von Galenus in dem Buche „De antidotis" beschrieben und war aus etwa 70 Stoffen zusammengesetzt. Es gibt noch heute Theriakpräparate, welche beim Volke beliebt sind. Der Theriak ist im Tentamen bernense zum letztenmal in einem schweizerischen Arzneibuch anzutreffen. In der Pharmacopoea helvetica Edit. I vom Jahre 1865 fehlt er. Wohl aber enthält ihn noch die Pharmacopoea germanica (Edit. I 1872), freilich noch stärker beschnitten. Denn es sind nur 12 Bestandteile aufgeführt. Die Vorschrift lautet dort:

Opii pulverati	1	Rhiz. Zedoariae	2
Vini hispanici	3	Cort. cinnam. Cassiae . .	2
Rad. angelic. plv.	6	Fruct. cardamomi min. . .	1
Rad. Serpentar. plv. . . .	4	Myrrhae	1
Rad. Valerian. plv. . . .	2	Ferr. sulfur. plv.	1
Bulb. Scillae	2	Mellis dep.	72

Partes centum partem unam Opii continent.

Diese letztere Angabe ist nicht richtig, denn die Summe der Bestandteile addiert, gibt 97 (Tschirch 711).

Die Nürnberger Apotheken erlangten besonders durch Bereitung des sog. himmlischen Theriaks und Mithridats großen Ruf. Die Zubereitung dieser einst so hochgeschätzten, teueren, jetzt vergessenen Mittel geschah mit besonderen Feierlichkeiten unter Aufsicht des Senates zuerst vom 9. November 1594 bis 10. Januar 1595 nach einer handschriftlichen Aufzeichnung (im Germanischen Museum): „Modus miscendi praeparandique Theriacam Andromachi et Mithridatium Damocratis". Zum letzten Male ward daselbst Theriak 1704 in der Leinkerischen Apotheke zur goldenen Kugel bereitet, wobei das Gedicht des Andromachus, Theriaca, graece et latine im Druck erschien. — In der Julius-Spital-Apotheke zu Würzburg ward dieses Heilmittel nach einem gedruckten Programme von den Kräften und Wirkungen des himmlischen Theriaks noch 1736 unter besonderen Zeremonien bereitet (399).

Tiere (Animalia) sind, wie dieses Werk sehr oft illustriert, von einer großen Bedeutung in der Volksmedizin. Wir verweisen auf die einzelnen Abschnitte des allgemeinen und speziellen Teiles und geben hier nur eine allgemeine Übersicht der gebräuchlichsten Tiere in der Volksmedizin: Aal, Äsche, Adler, Affe, Ameisen, Amsel, Assel, Auerhahn, Bachstelze, Bär, Biber, Biene, Blutegel, Bussard, Dachs, Eidechse, Eichhorn, Elch, Elentier, Elster, Ente, Esel, Eule, Fasan, Fink, Fische, Fliege, Floh, Fledermaus, Fischotter, Forelle, Frosch, Fuchs, Gans, Geier, Gemse, Gimpel, Goldammer, Goldfisch, Gottesanbeterin, Habicht, Hahn und Henne, Hase, Hecht, Hering, Heuschrecke, Hirsch, Hirschkäfer, Holzkäfer, Hund, Igel, Insekten, Johanniswurm, Kanarienvogel, Kanthariden, Kapaun, Karpfen, Katze, Kaulbarsch, Krähe, Kranich, Krebs, Kreuzschnabel, Kreuzspinne, Kröte, Kuh, Lachs, Laus, Lerche, Maikäfer, Maiwurm, Maulwurf, Maulwurfsgrille, Murmeltier, Nachtigall, Papagei, Pelikan, Rabe, Rebhuhn, Reiher, Ruß, Schabe, Sardelle, Schildkröte, Schlange, Schleie, Schnepfe, Schwalbe, Schwan, Schwein, Skink, Skorpion, Specht, Sperber, Spinne, Stachelschwein, Star, Steinbock, Stiglitz, Storch, Strauß,

Taube, Tintenfisch, Totenuhr, Trotzkopf, Turteltaube, Wachtel, Wanze, Wiedehopf, Wiesel, Wolf, Wurm, Zaunkönig, Zeisig, Ziege.

Die Tiere werden entweder im ganzen verwendet (der Fuchs, der Igel, der Frosch, die Würmer, die Krebse) oder einzelne Organe oder Gewebe davon (Wolfsleber, Ziegenleber, Fuchslunge, der Biberhoden, Blut, Fleisch, Mark, Fett) oder endlich „Abscheidungen" derselben (Hörner, Nägel, Haare, Federn, Haut, Galle, Kot, Speichel, Honig, Wachs, Wolle, Schweiß, Milch, Eier). Ein ekelhaftes Gemisch aus stinkendem Tieröl (Oleum animale foetidum) und Leinöl, welches man unter den Namen Schwalben-, Schwülken-, Ziegel-, Ziegelstein-, Sehnen-, Brand- und Dichtersteinöl, früher sogar unter dem stolzen Namen Oleum Philosophorum verkaufte, fand in der Volksmedizin vielfache Anwendung.

In Jühlings „Die Tiere in der deutschen Volksmedizin alter und neuer Zeit" (348) ist die Schwalbe unter 70 Verwendungsarten zwanzigmal als Mittel gegen die Epilepsie und nur fünfmal als Augenmittel aufgeführt; siebenmal muß das Schwalbenblut (oder Herz) dabei verwendet werden. Elfmal ist die Schwalbe (und deren Nest oder Junge) als Mittel gegen Halskrankheiten (Diphtherie) erwähnt, also nicht die Scharfsichtigkeit der Schwalbe, wie Magnus meint (s. Schwalbe), ist der Hauptgrund zu ihrer Verwendung gewesen, sondern am häufigsten der antidämonische Effekt, welchen die Schwalbe als symbolische Stellvertreterin der Taube oder des Haushuhnes als Opfertier im Volksglauben hatte. Daß aber die Taube und das Huhn ein solches antidämonisches und volksmedizinisches Opfertier waren, kann wohl niemand bezweifeln. Gehen wir nun zu einem anderen Beispiel über. Der Schwindel galt als Dämonenwerk; darum wird er auch mit Blut volksmedizinisch behandelt; denn Blut versöhnt die blutdürstigen Geister, und zwar stammt es in diesem Falle von einem blutig erlegten Jagdtiere, der Gemse, wobei die Schwindelfreiheit dieses Tieres vielleicht seine Wahl beeinflußt haben kann. Von 638 volksmedizinischen Verwendungen von Vögeln treffen 430 (67 Prozent) auf solche Vögel, welche entweder gezüchtete Haustiere sind (Huhn 141, Gans 93, Taube 65, Ente 19, Kapaun 23, Pfau 10) oder doch an das Haus gebunden sind (Storch 9, Schwalbe 70). Die ältesten Opfertiere überhaupt sind die schlachtbaren Haustiere; die weitaus häufigsten volksmedizinisch verwendeten Tiere sind auch wieder diese alten, im Hause gezüchteten Tiere. Dieser Parallelismus von Tieropferkult und Volksmedizin entspringt aus der gleichen Wurzel. Von den 638 volksmedizinisch verwendeten Vögeln überhaupt sind 208 (33 Prozent) nicht an das menschliche Haus gebunden; aber davon sind 38 Geier, 24 Adler, 22 Krähen, 20 Rebhühner, 12 Elstern, d. h. die Mehrzahl derselben ist wieder ein blutig erlegtes Jagdtier, das in gewissen Zeiten und bei gewissen Kulturepochen einen Ersatz für das volle blutige Haustieropfer bilden konnte. An die Stelle des Huhnes trat das Hühnerei, an Stelle der Opfertaube die Schwalbe mit ihren Jungen (Nest), an Stelle des Kindes dessen Blut oder die kindliche Hülle (Kleid, Kindsbalg, Glückshaube, Sieghaube) usw. Altgermanische, dem blutigen Opfer geweihte und zugelassene Tiere waren das Pferd, das Rind, das Schwein, die Ziege (Bock) und das Huhn; dies waren die Concessa animalia des Tacitus (Germ. 9). Das Blut gerade dieser Tiere (und deren Herz) wird auch am häufigsten in der Volksmedizin verwendet. Das von der Kirche verbotene Pferdeblut wird durch Eselsblut ersetzt. Auch hier traten Hase, Hirsch, Fuchs und Wolf als blutig erlegte Jagdtiere substituierend ein; allerdings machten sich auch die Katze, Hund und das Wiesel (Vorläufer der Katze) auffallend als Blutlieferanten bemerkbar, eben weil auch sie Haus-

tiere sind, bzw. waren und als solche auch die Stelle der Schlachttiere des Hauses im sog. Aberglauben übernehmen konnten.

Daß diese Haustiere als Opfertiere in Verwendung genommen waren, ergibt sich auch aus der Tatsache, daß diese nämlichen Tiere als volksübliche, das volle Opfer symbolisierende Gebildbrote zu gewissen Kultzeiten auftreten. Das Bedürfnis nach Substitution des vollen blutigen Opfers durch stellvertretende Gebilde ist ebenso natürlich wie deren Stellvertretung durch minderwertige Haustiere des Tierzüchters, durch die blutig erlegten Jagdtiere des Jägers und zuletzt auch für den am alten Blutglauben haftenden Volksheilkünstler des Mittelalters durch die verschiedenen anderen Vertreter der mit rotem Blut ausgestatteten Tierwelt. Dieser arbeitete mittels des Zaubernimbus, der seine Mittel umgab und der dem blutigen Opfer besonders eigen war. In der christlichen Kirche dauerten nach dem jüdischen Vorbilde des blutigen Opfers (Hahn, Taube usw.) im Tempel zu Jerusalem namentlich in den griechischen und armenischen Gemeinden die blutigen Tieropfer noch lange an, und in manchen Gegenden der griechisch-katholischen Kirche sind sie noch heute üblich. Die Tendenz zur Ablösung des vollen blutigen Opfers bis zum kümmerlichsten Rudiment geht durch die Geschichte aller Kulturvölker. Selbstverständlich kann man nicht jede Verwendung von Tierblut, noch weniger von Tierteilen (Leber, Galle, Kot, Klaue, Haare usw.) auf das Kultopfer zurückführen; einesteils spielt der Grundsatz pars pro toto hierbei mit (Ei z. B. für das Huhn), anderenteils auch die Vorstellung von einer äußeren Seele gegenüber der inneren, im Blut oder Herzen angenommenen Seele; oder das Blut ist die Materia peccans (sündhafter Stoff), die vertragen wird, oder es ist das Blut eines elbischen Tieres, unter dessen Körperhülle ein Dämon steckt; andere Tiere geben solche Hüllen als Amulette ab, wobei die Materia peccans in solche giftanziehende Objekte oder Tiere zurückversetzt werden soll. Der Zusammenhang der volksmedizinischen Verwendung eines Tieres mit dem Opferkult ergibt sich aber nicht bloß aus den bis jetzt angegebenen allgemeinen Gründen; er ergibt sich aber auch oft genug bei den speziellen volksmedizinischen Verwendungen, und zwar durch die verschiedenen Ausführungsbestimmungen, die hierbei mitgegeben werden; solche sind: a) die Tötungsart. Beim Menschen wird das Herz, „das lebendige Zuckfleisch" in den Volkssagen häufig genug herausgerissen; ebenso wird es aus dem lebenden Tierkörper, noch zappelnd und zuckend, ehe das Tier verendet ist, herausgenommen. Bei den Sorben-Wenden wurde noch im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an verschiedenen Orten ein mit Bändern geschmückter Bock mit vergoldeten Hörnern am Jakobstage (herbstliches Erntefest) vom Kirchtum oder vom Rathause herabgestürzt; sobald er unten ankam, stach man ihm das Blut ab, welches gedörrt zum zauberhaft wirkenden volksmedizinischen Mittel gegen allerlei Leiden (Blasenstein, Sexualsphäre, daher Bockopfer) Verwendung fand, wie das Blut des Hingerichteten gegen Epilepsie bekanntermaßen noch verwendet wird. Im Vlämischen wird ein „lebendes Herz" (levend hert) in Gestalt einer lebenden Henne, dort „Pilgrim" genannt, als Mittel gegen Epilepsie in Kirchen geopfert. Wenn noch heute das „lebendige Opfer" in dem Volksbrauch und der Volksmedizin andauert, so ist auch dies ein Beweis dafür, wie hartnäckig, aber unbewußt der Glaube an die große Macht eines lebendig geschlachteten Tieres als blutigen Opfers noch haftet; wenn dabei das Volk heute am häufigsten zum lebenden schwarzen Huhne greift, so ist dabei einerseits die heute leichter gegebene Entsagungsmöglichkeit und andererseits die kirchliche Duldung des Vogelopfers gewiß maßgebend gewesen. In der überwiegenden Mehrzahl dieser lebenden Opfergaben handelt es sich um Heilversuche durch Abwendung der heiligen

Krankheit (Epilepsie) und ähnlicher dämonistisch aufgefaßter Krankheiten, wozu namentlich die Lähmungen zu zählen sind. Ablösende Ausartungen der älteren volksüblichen, d. h. vom Volksmediziner inszenierten Blutopfer sind sicherlich die verschiedenen geopferten Blutkuchen, die im Jahre 1685 empfohlenen Widdergehirnkuchen, die mittelrheinischen Milzkuchen in der Fastnachtszeit. Die Milz, die in den deutschen Volkssagen so oft herausgeschnitten wird, ist ein gerade bei der germanischen Volksmedizin sehr wichtiges Organ, das bei diesem Volke ganz besonders wertgeschätzt war, so daß der germanische Name „Milz" sich sogar bei den romanischen Nachbarvölkern einbürgerte; diese Rolle kann ebenfalls nur vom Opferkult sich ableiten. Das Tiroler Lamplbrot, ein Oster- oder Weihnachtsgebäck, dessen Teig mit dem Blut eines während der Christmette, also in einer wichtigen Kultzeit abgestochenen Lammes angeknetet ist, sollte schußsicher und kugelfest machen. Dazu gehört ferner das alemannische Brot, das mit Taubenblut angemacht ist und im 16. Jahrhundert gegen Vergift helfen sollte. Wer am Fastnachtmorgen, also in der Frühjahrszeit, und nüchtern Blutwurst ißt, der bleibt das ganze Jahr vor Rotlauf geschützt; womit sollte solcher Glauben anders gedeutet werden können als mit dem alten Schweine- oder Eberopfer, das in der Frühjahrszeit fruchtbar, schön und gesund (hautrein) erhalten sollte? Die Krankheitsdämonen, die sich aus den Totengeistern ableiten, sind besonders blutdürstig; sie trinken unter den verschiedensten Formen das Menschenblut; selbst die Hexen verzehren das Menschenherz. Auch bei den Azteken in Mexiko schnitt man mit einem Obsidianmesser das Herz des Menschen aus der Brust, das den Anteil der Gottheit bildete, während sich die Priester mit Blut besprengten und das Fleisch aßen. Schon ein Tropfen Blut, aus dem Finger durch Einstich gewonnen, galt bei den alten Umbrern als Opfergabe an die Hageldämonen. Das Blut durch Schröpfen aus dem Körper zweier Gatten in eine Pastete verbacken, wurde im Spreewalde 1694 zum zauberhaft wirkenden Liebeskuchen. Noch verkostet der Verliebte das Aderlaßblut seiner Geliebten, und das Herz einer Turteltaube wird, in Brot verbacken, ein Gegenliebe erzeugendes Mittel. Süßes Blut lieben auch die elbischen Geister unter verschiedenen Gestalten. Der gewaltsamen Todesart beim blutigen Kultopfer entspricht auch das lebendig Zerreißen, mit einem blutroten Faden Erwürgen, Erschießen, lebendig Begraben, zu Tod Jagen, nach längerem Kampfe Töten, Erschlagen, Kopfabschlagen, Kopfabschneiden, Zerschneiden, Zerhacken, lebendig Verbrennen usw., welche gewaltsamen Todesarten bei den verschiedensten Heiltieren ausdrückliche Vorschrift sind. Warmes rohes Taubenfleisch ist ein bekanntes Mittel gegen Epilepsie, das sicher das alte lebende blutige Kultopfer ersetzen sollte, wie auch das tierische Bad (Balneum animale) gegen Gliederlähmungen von dieser Quelle abstammt. Auch bei dieser volksmedizinischen Behandlungsart tritt ein Wechsel im Schlachttier ein; an die Stelle des Haustieres tritt in Rennes der Haushahn, in dessen aufgeschnittenen Leib der gliederlahme Fuß gelegt wird. Die Wahl des Hahnes ist hierbei ganz leicht erklärlich, da Lähmungen als Dämonenwerk gelten und der Seelenhahn ein dämonenverscheuchendes oder Seelengeister versöhnendes Opfertier ist, dessen Geschrei schon zum Elbenverdruß wird.

Die Farbe des Tieres, welches Blut zu solchen Heilzwecken liefert, ist fast ausnahmslos als schwarz vorgeschrieben, so beim Hahn, Esel, Hund, Bock, Katze, Pferd, Rind, Lamm, Schwein usw., einigemal auch ist die Farbe des volksmedizinisch verwendeten Tieres als rot vorgeschrieben (Rot ist Totenkultfarbe). Das Blut zweier roter Tiere, die an einem Freitag (!) abgetan wurden, empfahl man bei den sog. trockenen Schlägen.

Die Kultzeit spielt natürlich eine sehr wichtige Rolle; denn erst sie macht das alltägliche Schlachttier und dessen Ersatz zum heilsamen Kultmittel; der am Freitag im März, am Karfreitag, an einem Freitag usw. „geschossene" Hase als Mittel gegen die Schöne (Erysipel) ist ein Frühjahrsopfer in der Jahreszeit, in der man die „Schön und Stärke" trinkt und die neue Lebenskraft, Hautverschönerung und Fruchtbarkeit erhoffen läßt; hierbei sank das zuckende, lebende, blutende Hasenherz zum kümmerlichen Rudiment (blutbefleckte Hasenwolle) herab; beides sind aber Mittel gegen die gleiche Hautkrankheit, die besonders im Lenz behandelt wird. Sehr häufig ist der sog. Frauendreißiger (vom 15. August angefangen) die Zeit zum „Eintragen", also nicht die Kultzeit für Versöhnung der Totengeister durch die blutigen Opfertiere, sondern vielmehr zum Sammeln der Gift anziehenden Fetischtiere oder der als Anhängsel verwendeten elbischen Tiere, die in dieser Zeit hierfür am geeignetsten angenommen wurden.

Die Wahl der Opfertierart hing nicht bloß von dem häuslichen Zuchtvorrat oder der Jahreszeit, sondern auch von dem kirchlichen Einfluß ab, welcher Lamm, Bock und Huhn als Opfer erlaubte, das Pferdeblut aber verbot. Sobald einmal der Weg der Ablösung und Stellvertretung des ursprünglich vollen Opfers gegeben war, wurde auch die Wahl zur Qual; der Heilzweck schrieb dann bei Krankheiten der Sexualsphäre (Penis, Hoden, Bruch, Blase, Niere inkl. Blasensteine) hauptsächlich (geile) Böcke oder Stierkälber vor, bei Krankheiten des Nervensystems die die Totengeister versöhnenden oder verscheuchenden (roten, schwarzen) Hühner und Hühnerei, bei Hautleiden die Frühjahrsjagdtiere oder Vegetationstiere (Huhn, Hase).

Dänische Sagen erzählen vom Genusse des rohen, warmen Bärenblutes als einem Stärkungsmittel wie beim Genusse des Blutes des erlegten Feindes; das Bärenblut diente aber ebenso als Hautverschönerungsmittel wie das Hasenblut, weil beide Jagdtiere sind. Der alte Wirksamkeitsglaube ist hier eben vom Hausopfertier auf das blutig erlegte Jagdtier übertragen. Der Genuß von Blut, der den Menschen als höchstes Kultopfer galt, schwächte sich in den verschiedensten Formen und Tierarten ab. Noch im 11. Jahrhundert mußte aber der Genuß menschlichen Blutes als Heilmittel kirchlich verboten werden. Öfters wird vorgeschrieben, daß das Tier nicht kastriert sein dürfe, also ein in voller Fruchtbarkeit stehendes Opfertier sein mußte, wie es sicher der ehemalige Opferkult erheischte, ehe die Kastration in der Tierzucht üblich geworden war; öfters ist das volksmedizinisch verwendete Tier eine Erstgeburt.

Geradezu charakteristisch für den Ursprung der Verwendung des Tierherzens und -blutes aus dem Opferkult ist der an diese Verwendung geknüpfte sonstige Volksglauben; denn der Genuß desselben verlieh sozusagen göttliche und übernatürliche Kräfte: Unsichtbarkeit, Gabe, in die Zukunft zu schauen, das Schicksal im voraus zu wissen, den Schlaf und die Träume der Menschen nach Art der elbischen Totengeister zu beeinflussen, wahrzusagen, Glück beim Losen (Spielen), die Sprache der Tiere zu verstehen, Geistermusik zu hören und Geister zu sehen, Unverwundbarkeit, Seuchenfestigkeit usw., lauter Eigenschaften, die selbst dem kümmerlichsten Herz- und Blutsymbol oder einem Bannspruch, in einem roten, herzförmig ausgeschnittenen Wollappen eingenäht usw. zugesprochen werden. Diese an den Blut- und Herzgenuß sich haftenden Zauberkräfte sind nur vom Opferkult abzuleiten; denn solche Kräfte schrieb man den mit Menschenblut versöhnten Gottheiten und Dämonen zu.

Manche andere Vorschriften bei der volksmedizinischen Verwendung der Tiere erinnern ebenfalls an das Kultopfer, so z. B. das Verzehren des Eselherzens (= Pferdeopfer)

„unter freiem Himmel“ oder des Bockblutes „nach voraufgegangenem Fasten“ (1681) oder nach dem Genusse von Fastenöl gegen die Lungenentzündung, das „nüchterne“ Essen der verschiedenen Tierblutarten usw. Das Fasten oder Nüchternbleiben war längst schon eine Kulthandlung, ein uraltes Sühnopfer zugunsten der Totengeister; diese Verbindung des Fastenopfers mit dem Genusse von Tierblut spricht wieder deutlich genug für den Ursprung des letzteren Mittels aus dem blutigen Kultopfer.

Auch die Besprengung oder Bestreichung der Wände des Hauses mit dem Blut einer schwarzen Katze, eines schwarzen Hundes (gegen Epilepsie), mit dem Fett eines Wolfes „ne quid mali medicamenti inferretur“ sind dem Opferbrauch entnommen.

Die Krankheitsart, bzw. deren volkstümliche Namen, d. h. die volksübliche Auffassung der Krankheitsursache beherrschte die Therapie, natürliche Ursachen suchte man von jeher durch natürliche Mittel zu beseitigen. Wo aber die Erkenntnis der natürlichen Krankheitsursachen mangelte, wurden vom Volk übernatürliche Ursachen angenommen und antidämonische, die Totengeister versöhnende gesühnt, d. h. gesundmachende Mittel (Kultmittel) versucht; dazu gehörten neben den Mitteln aus der Sphäre des Feuer- und Sonnenkultes und außer dem beschwörenden Worte vor allem das Blutopfer; letzteres war sicher bei solchen antidämonischen Handlungen der Urmedizin die erste Hauptbedingung.

Wir schließen uns diesen, mit einigen Kürzungen wiedergegebenen Mitteilungen Höflers (300) vollständig an. Daß die Tiere Opfer in der Volksmedizin sind, ist klar und deutlich; daß die Tiere Krankheiten und den Tod von Menschen übernehmen, ableiten, ist ein allgemeines Prinzip der Volksmedizin. Indische Tierhochzeiten mögen ein exotisches Beispiel zu diesem Thema geben. Wenn in gewissen Teilen des Panjâb ein Mann nacheinander 2 oder 3 Frauen verloren hat, läßt er eine Frau einen Vogel fangen und ihn an Tochter Statt annehmen. Er heiratet dann den Vogel und bezahlt sogleich die Brautgabe an die Frau, die seine Vogelbraut adoptiert hatte, von der er sich nun scheidet. Danach kann er sich mit einer anderen Frau verheiraten, die gewiß am Leben bleiben wird. So hat es auch viele Beispiele von Königen gegeben, die unter den hergebrachten Riten Tiere (ver)heirateten. Vor einigen Jahren ließ einer der Gâekwârs von Baroda eine große Summe draufgehen bei der Verheiratung mit einigen Lieblingstauben, und ein König von Nadiya gab ein lâkh (100000) Rupien bei der Verheiratung von 2 Affen (617) aus.

Lebende Tiere gelten im Glauben des Volkes als geeignete Medien der Krankheitsübertragung. Der Gimpel, Krummschnabel und die Turteltaube ziehen den Rotlauf und die Gelbsucht an und werden zu diesem Zweck in die Krankenstube versetzt. Kindern und Erwachsenen, die an der Abzehrung leiden, bindet man eine lebende Forelle oder Schleie um den Leib und läßt daran den Fisch verfaulen in der Meinung, es gehe der ganze schlechte Stoff auf denselben über. Als Talisman gegen den Schwindel hilft ein frisch gefangener, auf den Leib gebundener Laubfrosch. Die Hausnattern oder nistende Schwalben bewahren jedes Haus vor Krankheit und Seuchen. Bei eklamptischen Anfällen der Kinder, Fraisen, legt man Knaben einen lebenden Hahn, Mädchen eine Henne auf den Leib. Gegen dasselbe Leiden wird der frisch abgebissene Kopf einer Maus dem kleinen Patienten umgehängt, ein Mittel, das auch bei erschwerter Zahnung in Ansehen steht. Wie Spinnen, Rußkäfer und Läuse gegen Fieber, Augenkrankheiten und Zahnweh innerlich genommen werden, so ist in der externen Therapie gegen Augen- und Hautübel das Bestreichen mit einer schwarzen Wald-

schnecke, bei Blutungen, Geschwüren und phlegmonösen Prozessen das Auflegen von Regenwürmern und Kellerasseln und bei Krebs das Aufbinden eines scherenlosen Flußkrebses oder einer Kröte ein bekanntes Volksmittel (Steiermark 196).

Thymian (Thymus Serpyllum L.), Quendel, Feldkümmel, eine Labiate, deren beblätterte Zweige offizinell sind. Das Extrakt wird als krampf- und hustenmilderndes Mittel in der wissenschaftlichen Medizin verwendet. Der Thymian wird von Celsus (121) zu den Stoffen mit schlechtem Saft gerechnet, ferner zu denen, die vom Magen nicht vertragen werden, urintreibend wirken und die Sinne anregen. Die Pflanze enthält reichlich ätherisches Öl, welches von manchen nicht vertragen wird, urintreibend und anregend wirkt. Das Kraut dient zur Bereitung des Quendelspiritus Serpylli und zu Kräuterkissen; es enthält ein ätherisches Öl, dessen Hauptbestandteil Cymen neben etwas Carvacrol, Thymol und einem nicht erstarrenden Phenol ist. Thymianabsud wird von den Slowaken (309) gegen Kopfschmerzen getrunken. Gegen Gicht nimmt man ein Schwitzbad aus einem Absud von Quendel und anderen Kräutern. Mit einem Quendelabsude waschen sich die Mädchen, damit sie duften und begehrt werden.

Tintenfisch (Sepia officinalis). Die Galle des Tintenfisches (liganj) gilt in Dalmatien (313) als ein Volksmittel, welches aufgelegt wird, um Fremdkörper zum Herauseitern zu bringen.

Totenhand. Plinius (543 XXVIII 4) schreibt: „Das Bestreichen mit der Hand eines früh Verstorbenen soll Kröpfe, die Drüsen neben dem Ohr und die Kehle heilen; manche jedoch behaupten, dies geschehe durch die Hand eines jeden, sobald nur der Tote von demselben Geschlechte sei und es mit der linken umgewandten Hand geschehe." — Grimm (Der arme Heinrich 177): „Carpentier führt aus einer Urkunde von 1408 ein Stelle an, wonach ein Aussätziger mit der Hand eines totgeborenen (also sündenfreien) Kindes, in die etwas Salbe getan, bestrichen und geheilt wird. Noch jetzt heißt es im österreichischen Volksglauben, daß durch Auflegen einer toten Hand bösartiges Geschwür heile." — Hauß-Apothec (48): „Andere Glaubwürdige haben berichtet, wann man eines toten Körpers Hand an einen Kropf oder andere Geschwülste reibe, sollen selbige, gleichwie der Körper verfaulet, abnehmen und allgemählich vergehen, wiewohl im Sommer eher, im Winter langsamer. Wenn man mit einer toten Hand reibet die Geschwulst an einer Hand, so vergehet diese." — Oldenburg (Strackerjan I 71): Man bestreicht „den leidenden Teil mit einer Totenhand ... Was hernach mit .. der Totenhand geschieht, das geschieht auch mit der Krankheit." — In Pommern hat die Erinnerung an diesen Aberglauben namentlich in zahlreichen Besprechungen oder Segen sich erhalten, in denen der „kalten Totenhand" gedacht wird: gegen Brand, gegen Fluß und Brand, gegen Einschuß (Milchversatz in Brust und Euter), gegen Rückblut (eine innere Krankheit der Kühe, bei welcher der Urin sich rot färbt), gegen Warzen. — Preußen, Frischbier (201a): „Allgemein ist der Gebrauch, bei Zahnschmerzen mit dem Finger einer Leiche den Gaumen oder schmerzenden Zahn zu bedrücken. Am besten wirkt der Zeigefinger der rechten Hand. Dasselbe wendet man auch gegen Flechten, Feuermale usw. an." — Lemke (Ostpreußen I 47): „Es wird empfohlen, die Hand einer Leiche auf das Feuermal zu legen; man soll aber nicht versäumen, dabei zu sprechen: Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!" Becker: „Ferner wird dem an Zahnschmerzen Leidenden empfohlen, mit

dem Finger einer Leiche den Gaumen zu streichen. — Urquell ([1890] 137): Das untrüglichste Mittel gegen Zahnschmerzen ist das dreimalige Bedrücken des Zahnes mit dem Finger einer Leiche, wobei man spricht:

Dir Toten
Klag' ich meine Noten,
Nimm mir meine Zahnschmerzen ab
Und nimm sie mit ins Grab.
Im Namen des Vaters usw. Amen. (Gegend von Insterburg.)

Masuren: „Auswüchse am menschlichen Körper, welche man ‚Knöchel' nennt, werden auf folgende Weise geheilt: 1. Man geht in ein Haus, in dem eine Leiche ist, nimmt, ohne ein Wort zu sagen, die Hand des Toten und bedrückt dreimal mit dem Totenfinger den Auswuchs." — „Zahnschmerzen heilt man damit, daß man den Zeigefinger des Toten auf den schmerzenden Zahn drückt (Königsberger Hartungsche Zeitung 1866 Nr. 9). — Totenmäler, Leberflecke und Überbeine schwinden, sobald sie mit einer Totenhand berührt sind (Natangen, Urquell [1892] 247). — Steiermark (Foffel 196): „Die Muttermäler kuriert man durch Berührung mit einer Totenhand, besonders der Hand einer Kindesleiche." Zur Beseitigung der Warzen ist „die Berührung mit einer Totenhand . . . allgemein üblich." — In Dithmarschen bestreicht man Brandwunden und auch Karbunkel mit einer Totenhand. „Die Flechten bestreicht man mit einer Totenhand" (Sehestadt in Schleswig-Holstein). Auch bei den Siebenbürger Sachsen: „Eine Geschwulst oder Warzen werden geheilt, wenn man sie mit der Hand eines Toten streichelt" (Urquell [1893] 70). Um einen Kropf zu vertreiben, bestreiche man ihn dreimal mit der Hand eines Toten und spreche dazu: So wie diese Hand verwelkt ist, so möge auch der Kropf eingehen (Bosnien, Urquell [1892] 303). Nach russischem Volksglauben schützt die Hand eines Toten vor der Kugel. — Foffel (Steiermark 196): „Der Glaube an die Verwertung der Leiche als Arznei gelangt in einem über das ganze Land verbreiteten Glauben zu befremdlichem Ausdruck: Die barmherzigen Brüder in Graz sollen das Privilegium besitzen, alljährlich ein Menschenleben für Heilzwecke ausbeuten zu dürfen. Hierzu wird ein junger Mensch, welcher etwa des Zahnziehens oder sonstiger leichter Erkrankung wegen in das Ordensspital gelangt, abgefangen, an den Füßen aufgehängt und zu Tod gekitzelt. Die ehrwürdigen Brüder sieden sodann den Leichnam zu Brei und verwenden letzteren, sowie das Fett und die verbrannten Knochen in ihrer Apotheke. Um Ostern, sagen die Leute, verschwindet alljährlich auf diese Weise eine Bursche spurlos im Spital." Wir entnehmen diese Zusammenstellung dem Buche von Strack (670).

Totenuhr (Anobium pertinax L.), der Trotzkopf, ein Käfer, der sich bei Berührung tot stellt. Diese Käfer verursachen zuzeiten ein klopfendes, durch seine Regelmäßigkeit an das Ticken einer Taschenuhr erinnerndes Geräusch. Hörte man es abends und nachts in einem stillen Krankenzimmer, einem Orte, der sich vor allen anderen zu dergleichen Wahrnehmungen eignet, so mußte es dem albernen Aberglauben zufolge die letzten Lebensstunden des schwer Daniederliegenden verkündigen, daher „Totenuhr". Als man nach einer natürlichen und vernünftigen Erklärung dieser Erscheinung suchte, glaubte man sie in dem rhythmischen Nagen jener Larven und der Käfer gefunden zu haben. Dieses ist allerdings ein sehr gleichmäßiges, aber nichts weniger als den Ton einer Uhr nachahmendes. Vielmehr bringen die Käfer selbst dieses Geräusch und zwar in folgender Weise hervor. Vorderbeine nebst Fühler angezogen, den Körper haupt-

sächlich auf die Mittelbeine gestützt, schnellt der Käfer jenen vor und schlägt mit Stirn und Vorderrand des Halsschildes gegen das Holz. Becker in Hilchenbach teilt hierüber seine Beobachtung mit, wie folgt: „Unter vielen Fällen, in denen ich das Klopfen belauschte, ist mir nur ein einziger bekannt, wo dieses der Käfer außerhalb seines Ganges im Holze verrichtete. Es war am 1. Mai 1863, als ich in einem Zimmer meiner Wohnung, wo aufgehobene alte Dielen aufgestellt waren, dieses gegen Abend hörte. Das vorsichtige Umdrehen der Dielenstücke führte mir zwei noch nicht lange ausgeschlüpfte Käfer von Anobium tesselatum zu, ich brachte sie unter eine Glasglocke auf einem Tisch und fand sie zu meiner Überraschung nach einer Stunde in der engsten Verbindung. Als diese einige Zeit gewährt und beide etwa 3 Zoll voneinander gelaufen waren, begann das Weibchen sein Locken durch Klopfen; das Männchen streckte die Fühler, wie zum Lauschen gerade aus und antwortete nach dem zweiten Rufe dem Weibchen mit demselben Zeichen: so wurde unter Näher- und Näherrücken dieses Liebesduett mit Erfolg fortgesetzt. Das abwechselnde Klopfen und Begatten dauerte in größeren und kleineren Zwischenräumen bis zum anderen Nachmittag fort. Nach dieser Zeit saßen beide Käfer ruhig und voneinander entfernt. Am anderen Morgen verriet das Männchen an allen seinen Bewegungen eine bedeutende Schwäche, konnte nicht mehr ordentlich gehen und verendete den folgenden Tag" (90).

Die Totenuhr der Schwachköpfe hat sich somit nach den Beckerschen Beobachtungen unzweifelhaft in eine „Lebensuhr" umgewandelt. Um neues Leben zu erzeugen, klopfen sich die Werkholzkäfer zusammen, wie sich die allerdings mehr poetischen Lampyriden zusammenleuchten (90).

Abb. 235. Tollkirsche (Atropa belladonna)

Tollkirsche (Atropa belladonna L.), die Wolfskirsche, die Belladonna, eine giftige Solanazee, deren Saft die italienischen Frauen zum Vergrößern der Augenpupillen verwenden, wird in Galizien zu Liebestränken, die gewiß nicht gleichgültig sind, gebraucht. In Salzburg ereignete es sich im Jahre 1802, daß ein Händler aus Triest angebliche Klettenwurzeln erhielt, die in Wirklichkeit Tollkirschenwurzeln waren. Eine Frau, welche einen Absud davon trank, starb kurz darauf. Infolgedessen verordnete die kurfürstliche Landesregierung, daß alle, welche von diesem Händler Klettenwurzeln gekauft haben, dieselben an die Ortsobrigkeit einliefern müßten. Die Tollkirsche oder die nahe verwandte Scopolina atropoides dürfte mit jenem Kraute Maulda (von: Mandragora?!) identisch sein, die bei den Litauern noch um das Jahr 1680 eine unheimliche Rolle spielte: „Sie haben auch ein Kraut, das nennen sie Maulda, wenn sie einen was schuldig, sehen sie, wie sie ihm solches im Trincken beybringen, der das Kraut in's Leib bekommt, muß sterben, dagegen hilfft die gantze Apothecke nicht." (So Pfarrer Prätorius im „Erleuterten Preußen", 1724, abgedruckt bei F. und H. Tetzner, Litauische Volksgesänge, Reklams Universalbibliothek [388]). (Siehe Stechapfel.)

Wenn ein Mädchen in der Bukowina den Burschen gefallen und beim Tanze das erste sein will, da muß es an einem Sonntag im Fasching mit seiner Mutter, in Sonntagskleidern angetan, ins Feld gehen und im Kurzsack Brot, Salz und Branntwein mitnehmen, eine Tollkirschwurzel ausgraben und dann an ihrer Stelle die

mitgebrachten Sachen zurücklassen. Auf dem Heimwege muß es jene Wurzel auf dem Haupte tragen und muß beim Hin- und Zurückgehen jeden Streit und Zank vermeiden. Sollte es befragt werden, was es denn nach Hause trage, so darf es nicht die Wahrheit sagen, denn sonst würde dieses Mittel nichts helfen (140). Blätter und Wurzeln werden von den Slowaken zentnerweise in Holzschlägen gesammelt und, wie man sagt, zur „Verstärkung" des Branntweines verwendet (309).

Trankl (Getränk), eine aus mehreren Bestandteilen zusammengesetzte Arznei, wie z. B. das bekannte „Wiener Trankl", eine Abkochung von Sennesblättern, welche als Abführmittel sehr beliebt ist.

Traubenkirsche (Prunus padus L.), Elsebeere, Ahlkirsche, Elfenbeere, Kitschbaum, Silberregen, eine Rosazee. Das Holz gilt für zauberkräftig. Die Hexen können es nicht leiden. Wer eine Rute vom Baum am Karfreitagmorgen abgeschnitten hat und mit ihr zur Kirche ging, konnte alle Hexen erkennen. Ein Kreuz vom Holze der Elfenbeere hält den Teufel ferne und macht unsichtbar (388).

Abb. 236. Traubenkirsche (Prunus padus)

Tropfen = gutta, fällt in Gelenke, Nerven, Augen, Hand und Hals, wie ein dahin destillierter Geist oder ein mikrobischer Wicht zum „Tropf" wurde. Die humoralpathologische Schullehre nahm an, daß ein eigentümlicher Humor im Blute tropfenweise in die Organe abgeschieden, abdestilliert werde.

1. Der erste Tropfen fällt nach dieser ins Volk gedrungenen Lehre durch den Kopfgang in die Gleich (Glieder) als Gicht, Podagra, Chirar, Sciatika.

2. Der zweite Tropfen, der nur ins Gehirn oder Rückenmark gelangt, erzeugt die Schlagflußlähmung, Apoplexie.

3. Der dritte Tropfen fällt nur ins Herz, wo er Herzkrampf und den Singultus erzeugt.

Nach dem Volksglauben im Bernerlande hängen über den Augen in der Stirne an einem Knöchlein 3 Blutstropfen: davon fällt der erste ab nach Verlauf der Kindheit, der zweite, wenn die Jugend vorüber ist, der dritte beim Tode.

Im Inntal glaubt man nach Zingerle desgleichen, daß im Kopfe 3 Blutstropfen hängen; fällt der rechtsseitige, so ist die rechte Seite, fällt der linksseitige ab, so ist die linke Seite gelähmt; das Fallen des mittleren Tropfens aber bringt den Tod (300).

Trud, ein elbischer, weiblicher Plagegeist, der sehr gefürchtet war und vor dem vielfach Mittel sichern sollten. Es ist ein einäugiger Unhold mit breiten elbischen Latschfüßen (Trudenfuß) und großen Augenbrauen. Die Trud saugt wie die Hexe oder das Schrättlein an der Brust kleiner Kinder, so daß diese ganz dick aufschwillt (Mastitis neonatorum, s. Hexenmilch, Trudenmilch), und an den Brüsten größerer Leute saugt die Trud nach Vampirart (300).

Die Trude sollte sich von anderen bösen Weibsleuten nur durch gegen die Nase hinab buschig zusammengewachsene Augenbrauen unterscheiden. Ihre Augen haben einen kalten, starren Blick. Sonst ist die Trude frisch und flink bei der Arbeit, wild und lustig und hat beim Tanz schon manchen jungen Burschen zu heißer Liebe entflammt, den sie nachher tot drückt in ihrer Umarmung. Es werden der Mittel gar viele gegen diese Unholdinnen empfohlen. Das gebräuchlichste ist der Trudenfuß, den man in einem Strich an die Türe der Schlafkammer oder ans Bett malt und vor dem diese Unholde große Scheu haben sollen. Ein anderes, viel einfacheres Mittel besteht darin, den ausgezogenen Schuh verkehrt vor das Bett hinzustellen. Befindet sich jemand mit dem von der Trude Geplagten in demselben Schlafraume, so merkt er es gleich an den schweren, röchelnden Atemzügen seines Genossen. Man braucht ihn dann nur laut beim Namen zu rufen, so entflieht die Trude, zum Schlüsselloch hinausfahrend. Wenn einer die Trude nahen fühlt und ruft ihr zu: „Komm morgen um die drei weißen Gaben", so verschwindet sie und kommt am anderen Tag wieder. Man muß ihr dann weißes Salz, weißes Mehl und ein weißes Ei geben. Diese 3 Gaben nimmt sie und geht fort, um niemals wiederzukehren. Das Mittel ist probat, die Schwierigkeit besteht nur darin, die Trude anzureden, ehe sie ihren verderblichen Druck auszuüben beginnt. Denn hat sie den Menschen einmal erfaßt, so kann er sich weder rühren, noch ein Wort sprechen, höchstens noch kann er die Daumen einschlagen, was die Trude jedoch zuweilen auch vertreibt. — Wer Tür und Tor so fest verschließt, daß die Trude nicht herein kann, zu dem schlüpft sie doch oft noch in Gestalt eines Strohhalmes ins Bett. Sie hat ja die Gabe, sich in Stroh zu verwandeln; wer sie packt, behält daher meist nur einen Strohwisch in den Händen. Damit sie aber nicht so als Halmweib herein kann, verstopft der vorsichtige Bauer die Schlüssellöcher seiner Türen mit geweihtem Werg (519 a).

Im Wiener Museum für österreichische Volkskunde werden ein Trudenmesser und eine Trudengabel aus Reitdorf im Salzburgischen verwahrt. Die Messerklinge ist mit einem Zauberspruche, mit magischen Zeichen und Kreuzen versehen. Das merkwürdige Besteck wird Kindern bis zu 9 Monaten in die Wiege unter das Kopfende gelegt, um die Kleinen vor Truden, d. i. bösen Geistern zu beschützen (388). In der Christnacht treibt besonders der „Ohneweigl" gern sein Unwesen. Dieses gefürchtete, schreckliche Gespenst in den Bergen schreckt den einsamen Wanderer, setzt sich ihm auf die Brust und drückt ihn solange, bis er vor Ermüdung niederfällt (Aus der Sölk). Am Christabend braust das „wilde Gjoad" (die wilde Jagd) schnell wie der Sturm und vom schwarzen Gewölk begleitet über Berg und Tal dahin, lockt den Wanderer von seinem nahen Ziel und führt ihn irre (Eisenerz).

Im Mürztale war fast in jedem Gasthause, welches auch zur Herberge diente, die Schlafkammer mit Trudenspiegeln versehen. Das waren kleine Spiegel, welche entweder Rahmen aus Spiegelglas oder blankem Blech hatten. Vor jedem solchen Spiegel war eine Vorrichtung zum Aufstecken einer Kerze. Drei solche Spiegel mußten in einem Schlafgemache vorhanden sein, und wurden davor geweihte Kerzen aufgesteckt und nachts gebrannt, so sah die Trude bei ihrem Kommen ihr Abbild in dreifacher Anzahl und in so erschreckender Gestalt, daß sie sogleich verschwand, statt die Schläfer zu drücken. Man fragt Leute, welche im Schlafe stöhnen, noch jetzt, ob sie von der Trud gedrückt wurden. Trudenspiegel befinden sich im Gasthause „Zur Linde" im Wallfahrtsorte Maria-Rehkogel bei Bruck, beim Engelwirt in Kapfenberg, in Aflenz, Marein, Mürzhofen und in einem Gewerkenhaus in Kindberg (Zeitschr. f. österr. Volksk. VII [1901] 180).

Der Trudenfuß ist das Attribut der elbischen, weiblichen Dämonen (Nixen), die im Boden die Spuren zweier ineinander geschlungener Dreiecke, das sog. Alpkreuz, hinterlassen (300). Stark im Schwang sind bei den Kroaten in Niederösterreich (385) Beschwörungen von Krankheiten. Gegen Alpdrücken oder die Trud (ked mûra tlači) wendete die hier unter dem Namen „tetka jena“ bekannte Marie Bartolčic folgendes unfehlbare Mittel an, das sie in Alt-Lichtenwarth erlernte, indem sie sprach:

Trud, ich leg' mich schlafen,
Du hast mit mir nichts zu schaffen,
Zähl die Steindln alle im Bach
Und die Schindeln alle am Dach
Und das Eichenlaub alles im Wald
Und wanns fertig bist,
Nachher kannst kommen.

Dies wiederholte sie 3—5 Tage hintereinander, wobei der Patient mit Weihwasser bespritzt wurde und ein „Vaterunser“ zur schmerzhaften Mutter Gottes beten mußte. „Von dem hilft koa Dokta“, war ihre Meinung. (Siehe Alp, Alpdrücken.)

Turteltaube (Turtur vulgaris). Die Turteltaube ist in Schwaben ein „Herrgottsvogel“, und wo man eine hält, schlägt der Blitz nicht ein. Wenn die Turteltauben sich baden oder mehr als gewöhnlich girren, gibt es bald Regenwetter. Sie scheinen ebenfalls zu Donar in Beziehung gestanden zu haben, was auch den Umstand erklärt, daß Leute, die mit Rotlauf behaftet sind, sich ein Paar anschaffen, da sie die Krankheit an sich ziehen. Man sieht dies ganz deutlich, indem die Füße der Tierchen oft scharlachrot werden. Ist ein Kranker im Hause, so girrt die Turteltaube nicht mehr, und nach einem Todesfalle trauert sie oft jahrelang. Wer ein Paar Turteltauben besitzen will, darf sie nicht kaufen, sondern muß sie sich schenken lassen, doch bleibt ihm unverwehrt, ein Gegengeschenk dafür zu geben (104).

Ulme (Ulmus campestris L.), Feldrüster, eine Ulmazee. Dioskurides (151 II 112) schreibt: Die Blätter, Äste und die Rinde der Ulme sind zusammenziehend. Die fein zerriebenen Blätter mit Essig wirken als Umschlag bei Aussatz, verkleben auch Wunden, mehr aber die Rinde, wenn sie als Verband darum gewunden wird, denn sie ist riemenartig (elastisch). Die dickere Rinde, mit Wein oder kaltem Wasser in der Gabe von 1 Unze getrunken, führt den Schleim ab. Die Abkochung der Blätter oder der Wurzelrinde als Bähung heilt Knochenbruch durch beschleunigte Kallusbildung. Die um die Zeit des ersten Hervorsprießens in den Bläschen sich findende Feuchtigkeit macht eingerieben das Antlitz glänzend. Die frischen Blätter werden gekocht als Zukost wie die Gemüse verwandt. Der Nachtwächter trägt bei den Slowaken (309) eine Hellebarde auf einem Ulmenstiel, damit ihm die bösen Geister nicht schaden. — Mit einem Ulmenstocke kann man selbst den Teufel erschlagen. Auch sonst ist Ulmenholz in der Magie vielfach gebraucht.

Umschläge sind ein uralter Besitz der Volksmedizin. An Stelle eines hydropathischen Umschlages werden in Bayern (300) benützt: Die in Scheiben geschnittenen Erdäpfel; die Scheibenschnitte der Dotschen (Dorschen, vom Romanischen il torso = der Strunk); die Scheibenschnitte von Kohlrabi (Caula rapa) (s. oben). Diese Scheibenschnitte werden bei Kopfschmerz über die Stirne gelegt und festgebunden; der Hollerschwamm (Fungus

sambuci, Auricularia sambucina, Judasohr) ist ein uraltes Volksmittel, das, in „guter Milch gesotten", über „werkelnde" (= triefende, laborantes) Augen zum Kühlen gelegt wird.

Erweichende Umschläge (Kataplasmen). Zum „Aufzeitigen" der Eiße, Pünkel, des Wurmes, der Abszesse und Geschwüre dienen dem Volk in Bayern (300) vorzugsweise leicht zu erreichende Breie, die eine gewisse natürliche konstante Gärung und Wärmeerzeugung, damit auch eine Schmerzlinderung durch Wärmeabgabe des Organes liefern und so eine Beschleunigung des Prozesses herbeiführen. Solche Gärkataplasmen sind: Lebzeltenteig, Sauerteig, Leinzelten, Sauerrahm mit Roggenmehl, Brotrinde, Dampfnudel, das Müsl (der Mehlbrei mit Milch oder Kornschrot mit Milch, Polenta, Plenten), Schwalbennester, Kuhfladen, Menschenkot, in der Milch gekocht, geröstete Blätter (Bletschen).

Nichtgärende Kataplasmen sind: Milch, Salz und kalte Butter zu einem Teige verrührt, Erdrasen, Lehm in warmem Wasser angerührt. Lehm wird in Tirol gegen Bienenstiche verwendet (269 a).

Vampir. Unter Vampir versteht das Volk den aus dem Grabe wiederkehrenden Toten, welcher aus verschiedenen Ursachen (z. B. Sünder, ungetaufte Kinder usw.) unverwest im Grabe liegen bleibt und zu gewissen Nachtstunden dem Grab entsteigt, um den Menschen Blut auszusaugen.

Der Vampirglaube ist fast unter allen europäischen, jedoch besonders bei den slawischen Völkern sehr verbreitet und hat zweifellos einen uralten Ursprung. Schon bei den alten Indern findet sich die Sage, daß der Leib, ohne daß die Seele ihn verläßt, seine Gestalt durch Umwerfen eines Gewandes oder durch Aussprechen des Zauberwortes verwandelt. In Homers Odyssee wird von unterirdischen Geistern erzählt, welche dem Blute des von Odysseus dargebrachten Totenopfers nahen, als er zum Gestade der nächtlichen Kimmerier verschlagen wurde (Od. XI. G. 49—232).

Bei den Germanen erscheint der Vampir wiederholt unter dem Namen Werwolf. Unter den Deutschen begegnet man dem Vampirglauben vorzugsweise da, wo sie mit Slawen durchsetzt sind, doch zeigen sich auch Spuren desselben in rein germanischen Landen. In Schottland und Irland herrscht z. B. der Glaube, daß manche Leichen im Grabe nicht verwesen können, an ihrem eigenen Leibe kauen müssen und in der Nacht ihren Gräbern entsteigen, um den Menschen Blut auszusaugen; daß ferner solche Leute sterben müssen und nun selbst zu Vampiren werden. Auch in Dänemark, Schweden, Norwegen und Finnland haben sich ähnliche Sagen bis in die neueste Zeit erhalten.

Bei den Christen des Mittelalters war der Glaube verbreitet, daß eine im Kirchenbanne verstorbene Person unter dem Einflusse des Teufels ihr Leben weiterführe; die Leichen solcher tympanitae, wie man sie wegen ihrer straffen und elastischen Haut nannte, blieben im Grabe frisch und aßen in demselben; um Ruhe vor ihnen zu haben, mußten sie ausgegraben, der Bann vom Geistlichen aufgehoben und die Leichen verbrannt werden. In Ungarn gab der Vampiraberglaube noch im vorigen Jahrhundert Anlaß zu gerichtlichen Untersuchungen; bereits im 17. und noch mehr im 18. Jahrhundert nahmen Obrigkeit und Wissenschaft zum Vampirismus Stellung und suchten natürliche Erklärungen für die manchmal vorkommende Unverwestheit des Toten.

Was die Abkunft des Wortes Vampir anbelangt, so fanden die Gelehrten des 18. Jahrhunderts griechische und hebräische Lautbestände in demselben. Nach den neueren Forschungen ist das Wort slawischen Ursprunges.

Hock (298) erklärt das Wort Vampir aus dem Serbischen; es ist aber in allen slawischen Sprachen heimisch und heißt „saugen, aussaugen" (?). In die deutsche Sprache wurde das Wort durch amtliche Berichte des 18. Jahrhunderts in der verschiedensten Schreibart eingeführt und bedeutete bald in übertragener Bedeutung Blutsauger, welches Wort ja aus derselben Vorstellung hervorgegangen ist. Dagegen erklärt der tschechische Forscher Polívka (546), das Wort Vampir könne aus keiner slawischen Sprache erklärt werden, es sei zweifellos unslawisch. Die in den verschiedenen slawischen Sprachen vorkommenden Formen des Wortes „Vampir" hängen nicht direkt zusammen und bezeugen daß das Wort selbst zu den Nordslawen (Polen, Kleinrussen, Weißrussen, Südgroßrussen) aus einer anderen Quelle gedrungen ist als zu den Südslawen (Kroaten, Serben, Bulgaren). Das südslawische vampir hängt mehr mit dem altbaktrischen vyāmbara, daeva zusammen, und das polnische upiór, fem. upierzica, kleinrussische upýr, weißrussische vupir, südgroßrussische upýr erinnern an das nordtürkische ubęr „Janberin", čuvaš, wabor, „dalman buram solemve devevans". Der germanische Werwolf heißt bei den Slawen vukodlak, und wir finden ihn auch bei den Neugriechen als brukolakos.

Der Vukodlak und Upir finden sich in den Sagen aller Slawen, der Südslawen sowohl als auch der Nordslawen. Um nur zwei markante Beispiele aus zwei geographisch ganz entgegengesetzten Ländern herauszuheben, erwähnen wir den Upir der bereits ganz germanisierten Wenden in Preußen. Diese glauben, daß zweimal der Mutterbrust entwöhnte Kinder im Grabe die Macht haben, mit ihren unverwesten Lippen Fleisch und Blut ihrer nächsten Verwandten auszusaugen (Doppelsauger) und so der Auszehrung zuzuführen.

Bei der ragusanischen Landbevölkerung hingegen wird der upirina nachgesagt, daß es Leute mit dem bösen Blicke sind, welche mit demselben Unglück und sogar plötzlichen Tod verursachen können (313). Andererseits finden wir in der Auffassung des Vukodlak der Südslawen und des Vlkodlak der Nordslawen fast ganz analoge Anschauungen. Es ist demnach zweifellos, daß zwischen dem Glauben an eine postmortale Lebensäußerung bei den klassischen Völkern des Altertums, zwischen dem germanischen Werwolf und Vampir, sowie dem slawischen Vukodlak und Upir ein innerer Zusammenhang bestehen muß, obwohl man zwischen dem Vampir und dem Werwolf der Germanen insofern einen Unterschied machen muß, daß der letztere nicht ein dem Grab entstiegener Toter ist wie der Vampir, sondern vielmehr ein in einen Wolf als gespenstisches Ungetüm verwandelter lebender Mensch, entsprechend dem griechischen Lykanthropos. Die Verwandlung erfolgt durch Überwerfen eines Wolfshemdes oder Wolfsgürtels, wie in Indien, und der Verwandelte darf erst am zehnten Tag in die menschliche Gestalt zurückkehren.

Wenn man in Böhmen den Aberglauben hat (10), das Stroh, auf welchem der Tote lag, aufs Feld zu werfen, damit es schnell faule und hiermit der Tote auch, so liegt darin ein Anklang an den Schaden, welchen nicht verweste Tote als Vampire anrichten können, die daher durch Verwesen ganz vernichtet werden mußten. In Mähren will man das Aufsteigen der Vampire aus dem Grabe beobachtet haben. „Man sieht, wie etwas zu wühlen anfängt, wie eine Henne in einem Aschenhaufen, dann wächst es wie ein Schaf." Wenn man dem Leichnam dann mit einem Grabscheite den Kopf absticht, so tut dies gute Dienste.

Während der Vampir einen lebend gewordenen Toten darstellt, ist der Werwolf ein Tier gewordener, lebender Mensch.

Diese 2 Grundbegriffe sind nicht nur von Fachgelehrten häufig verwechselt worden, sondern sie fließen an manchen Sprachgrenzgebieten häufig ineinander, ja sie wurden

mitunter vom Volke selbst verwechselt. So verwechselt, um nur ein Beispiel in erster Gruppe anzuführen, selbst der in dieser Frage so gründlich bewanderte Andree (10) den dalmatinischen Lorko mit dem Tenyac. Während der Lorko ausschließlich ein nächtlicherweise erscheinendes Nachtgespenst darstellt, ist der Tenyac der Dalmatiner nichts anderes als ein Vampir und synonym mit Kosac (313). Freilich wird auch der Kosac (= Vampir) selbst von den Dalmatinern mit dem Vukodlak verwechselt. In Italien versteht man unter L'orco einen bösen Nachtgeist, der es besonders auf die Kinder abgesehen hat.

Einer Verwechslung zwischen Vampir und Werwolf begegnen wir auch in dem folgenden Berichte Lileks (419) bei den Bosniaken:

Vampir (vampir, lampir, vukodlak) ist ein Toter, in den 7 oder 40 Tage nach dem Tode der böse Geist (nečastivi) eingedrungen und ihn belebt hat, so daß er nachts sein Grab verlassen und seine Heimatgegend beunruhigen kann. Sein liebster Aufenthalt ist auf dem Friedhof und um denselben, in seinem Heimatdorfe, besonders in seinem Familien- und Sterbehause, ferner an Flüssen und um die Wassermühlen. Besucht er sein Heimatdorf, so wirft er Erde und Steine auf die Dächer. Geht er ums Haus, so vernimmt man ein Geräusch, als wenn aus vielen Sieben gesiebt würde. Im Hause selbst wirft er alles herum, was er erlangen kann, z. B. das Koch- und Eßgeschirr, die Beschuhung usw. Öfters bringt er Grabeserde mit und reicht sie einem der Inwohner unter die Nase zum Riechen, damit der Betreffende niese und dann auch selbst ein Vampir werde. Um dem vorzubeugen, muß man dem Niesenden „zur Gesundheit" zurufen. Geht man in der Nacht bei einem Friedhofe vorüber, dann darf man sich nicht umsehen, denn sonst werde einem sofort ein Vampir erscheinen. Ist das der Fall, so kann man sich desselben nur mit einem angebrannten Scheit erwehren. Tummelt sich der Vampir um eine Mühle, so pflegt er das Wasserrad aufzuhalten. Um ihn von da zu verjagen, pflegen die Müller Feuer unters Rad zu werfen. Der Vampir nährt sich von Blut, das er Menschen und Tieren aussaugt. Deshalb ist er von Blut aufgeblasen wie ein gefüllter Schlauch. Er hat kein Gerippe, ist zottig und zerzaust, mit den Grabeskleidern bekleidet, über die Schultern den „pokrov" (aus weißem Bez) geworfen, mit dem er im Grabe zugedeckt worden ist. Seine Augen sind groß und glotzend, seine Fingernägel lang gewachsen. Neben der Menschengestalt kann er aber auch jegliche Tiergestalt annehmen. Aus dem Grabe kriecht er klein wie eine Katze oder als Maus hervor, außer dem Grab ist er hingegen ungeheuerlich und furchtbar. Seine Stimme kann er nach Belieben ändern. Zum Vampir wird in erster Linie ein schlechter, böser Mensch, dann derjenige Tote, über den ein Tier gesprungen, gegangen oder geflogen, ferner über den der Schatten eines Menschen gefallen ist. Kinder werden selten zu Vampiren. Kommt ein zum Vampir gewordenes Kind in der Nacht zur Mutter, um an ihrer Brust zu saugen, so muß es die Mutter, falls sie ein für allemal Ruhe haben will, mit den Worten abschlagen: „Geh ins Gebirg, dort bekommst du, was du begehrst."

Damit ein Toter nicht zum Vampir werde, muß er bis zum Begräbnisse strengstens bewacht werden. In Dalmatien legt man dem Toten noch etwas Erde auf die Brust oder bohrt einen Weißdorn- oder Kornelkirschensplitter unter die Zunge oder in die „ožličica" (Magengrube). Mehrfach werden Weißdorn und Schlehdorn als Schutzmittel gegen die Vampire erwähnt. In Slawonien (664) trägt man, um sich vor Vampiren und Hexen zu schützen, Schlehdorn im Kleid eingenäht. In Häusern, wo es kleine Kinder gibt,

befestigt man auch an den Fenstern Schlehdorn. Dieses Schutzmittel genießt nicht nur heute hohes Ansehen, sondern wurde schon in den ältesten Zeiten angewendet. Heinrich Lewy verweist auf den griechischen Gebrauch, bei Geburten und Leichenbegängnissen Weißdorn an der Tür anzuheften, um das Haus vor dämonischen Einflüssen zu schützen. Die Spina alba hat Janus der Carna verliehen, um damit allen bösen Schaden von den Türen abzuwenden, besonders die greulichen Strigen, welche in der Nacht kommen und den Kindern das Blut aussaugen und die Eingeweide ausfressen. Im alten Rom wurden am 1. Juni Weißdornruten und Wegedorn über Türen und Fenstern angebracht, um das Unheil, Noxas, zu verscheuchen und die Krankheitsgeister abzuhalten.

Vampir wird, wer mit Zähnen oder einer Glückshaube auf dem Kopfe zur Welt kommt; er hat bei der Geburt einen roten Fleck am Leib und behält als Leiche ein rotes Gesicht. Um den Vampir unschädlich zu machen, trennt man ihm das Haupt vom Rumpf und schüttet Erde zwischen beide Teile; auch verstopft man den Mund mit Erde. Ein anderes Mittel ist, ihm einen Strumpf oder ein Netz mit ins Grab zu geben, von dem er jedes Jahr eine Masche aufreißt. Ferner gibt man ihm geprägtes Geld oder eine Ziegelscherbe in den Mund, streut auch Mohnkörner in den Sarg, die der Vampir zählen muß. In Pommerellen zehrt der erste, welcher an einer Seuche stirbt, im Grab an seinem Laken, so lange er daran zu zehren hat, hört das Sterben nicht auf. Noch 1855 wollte der Pöbel den an der Cholera verstorbenen Probst von St. Albrecht in Danzig ausgraben, weil er das rote Mal auf dem Gesichte gehabt habe.

Die Kleinrussen nennen den Vampir mjertovjec. Er reitet nachts auf Pferden umher und verschwindet mit dem dritten Hahnenschrei. Seine Fußspuren erkennt man, wenn man vor dem Schlafengehen Salz auf die Erde streut. Man macht diesen „Totengänger" unschädlich, wenn man ihm einen Pfahl von Eichenholz durch den Rumpf schlägt. Dann spritzt sein Blut hoch auf, auf wen es sich ergießt, der stirbt. Der Weg vom Grabe bis zu dem Hause, wohin der mjertovjec kam, wird mit Mohnkörnern bestreut, denn diese müßte er zuvor auflesen, wenn er wieder kommen wollte.

Auch bei den Wenden in Preußen ist der Vampirglaube, wie Veckenstädt (727) berichtet, stark verbreitet; doch kann man auch hier deutlich eine Vermischung des Vampirmythus mit demjenigen des Werwolfes feststellen. Die Vampire nehmen die Gestalt von Katzen, Fröschen, Kröten, Fliegen, Spinnen oder Fledermäusen an. Die Golen sind Gespenster, welche des Nachts die Gräber der jüngst gestorbenen Menschen aufwühlen und die Leichen auffessen. Die Golen haben die Gestalt von Wieseln; sie saugen den Menschen das Blut aus. In der Nähe von Kiekebusch ist einmal ein Bauer ermordet gefunden worden. Die Leiche wurde bestattet. Bald darauf verbreitete sich das Gerücht, daß der ermordete Bauer des Nachts umgehe, das Licht in den Häusern ausblase, an die Türen schlage und den Menschen, welche ihm begegneten, das Blut aussauge. Um sich von dieser Plage zu befreien, gruben die Leute den Leichnam aus, schlugen ihm einen geweihten Nagel in den Kopf und einen Pfahl durch das Herz. Indes half das nichts, der Ermordete kam jede Nacht wieder. Da entschloß man sich, die wiederbestattete Leiche noch einmal auszugraben, verbrannte sie an der Branitzer Lache und streute die Asche in alle Winde. Seit der Zeit hatte das Dorf Ruhe vor dem Toten.

In dankenswerter Weise hat es Andree (10) versucht, den Vampirglauben nicht nur in Europa, sondern auch in Asien, Afrika und Amerika nachzuweisen, was ihm auch zum größten Teile gelungen ist, obwohl er nicht immer zwischen Vampir und Werwolf genau unterscheidet.

Der Brennpunkt des Vampirglaubens liegt demnach bei den Slawen. Die Kaschuben kennen ihn als Vieszcy, Wissenden, die Kleinrussen als Mjertovjec, Totengänger, die Dalmatiner als Kosac, die Bulgaren als Lipir und Krvopijac, Blutsauger, die Serben als Vukodlak; er kommt vor bei Tschechen, Ruthenen und Slowenen. Im hannoverschen Wendland heißt er Doppelsauger, bei den Deutschen in Westpreußen, welche stark mit den Kaschuben vermengt sind, Gierrach und Gierhals. Er ist zu Haus im Mecklenburgischen, im Schmalkaldischen, in der Grafschaft Mark, in Lothringen, auf Island (als Wiedergänger). Ihn kennen die Rumänen, die albanesischen Tosken als Bourkolak, die Ghegen als Ljoubgat und als Karkantsolje. Bei den Neugriechen heißt er Bourkolakos. Auf Kreta und Rhodos heißt er *καταχανᾶς*, auf Cypern *σαρκωμένος*. Zum Vampir wird bei den Neugriechen ein Mensch, welcher exkommuniziert starb, der, welcher seiner Gevatterin beiwohnt, wer von den Eltern verflucht, wer eines gewaltsamen Todes gestorben ist oder unbestattet blieb. Untrügliches Zeichen eines Vampires ist, wenn die Leiche im Grabe nicht verwest, sondern anschwillt und ihre Haut straff wie ein Trommelfell wird, womit in der Regel ein blühendes Aussehen des Toten verbunden ist. Frisch und kräftig bleibt der Vampir, weil er sich vom Fleisch und Blute der Lebenden nährt, wobei zunächst die hinterlassenen Glieder der eigenen Familie an die Reihe kommen. Ein besonderer Leckerbissen ist für ihn die Leber. Nach dem Volksglauben auf Chios klopft der Vampir oft nachts an die Türen der Häuser und ruft einen der Bewohner bei Namen: antwortet derselbe, so stirbt er tags darauf; gibt er keine Antwort, so bleibt er unversehrt. Aus demselben Grunde darf der Dalmatiner, wenn jemand in der Dunkelheit an die Haustüre klopft, niemals fragen „Ko si?“ (Wer bist du?), weil dieses doppelsinnige Wort auch „Kosi!“ (mähe ab! d. h. töte) bedeutet. Kommt ein Verstorbener bei den Neugriechen (10) in den Verdacht des Vampirismus, so wird zunächst für die Ruhe seiner Seele eine Messe gelesen. Hat dies keinen Erfolg, so öffnet man sein Grab, und falls die Beschaffenheit der Leiche den Verdacht zu bestätigen scheint, nimmt der anwesende Priester eine Beschwörung des bösen Geistes vor. Half dies nichts, so riß man früher dem Toten das Herz aus, hackte es in Stücke und verbrannte hierauf den ganzen Körper. Vereinzelt kam auch das Festnageln des Toten vor. In Mytilene werden die Gebeine derjenigen, die nicht ruhig in den Gräbern liegen wollen, auf ein in der Nähe befindliches kleines Eiland übergeführt und hier wieder begraben, weil der Vampir salziges Wasser nicht überschreiten kann. Den Übergang nach Asien findet Andree durch die finnischen Völker an der Wolga. Die Tscheremissen verhindern die Wiederkehr Verstorbener als böse Geister, indem sie ihnen Nägel durch das Herz und die Fußsohlen treiben und den Sarg mit Eisen beschlagen. Die Tadiben (Schamanen) der Samojeden haben ein unsterbliches Leben; sie verwandeln sich nach dem Tod in sog. Itarma, Geister, welche bald in ihrem Grabe ruhen, bald wieder auf der Erde, namentlich zur Nachtzeit, umherwandeln und nach ihrem früheren Charakter entweder Gutes oder Böses ausüben, sie sind somit gelegentlich Vampire oder doch diesen verwandte Wesen. Die Tschuwaschen sind davon überzeugt, daß die Verstorbenen in ihre Wohnungen zurückkehren können, namentlich jene, welche im Leben böse und unruhig waren. Dem Vampir verwandt sind der armenische Dachnawar, die arabischen und persischen Ghulen, die altjüdische Alukah. Er ist im indischen Altertum vorhanden und lebt heute noch in Indien, in Siam und unter den malaiischen Dajaks.

Als eine kleine Blütenlese authentisch verbürgter Vampirgeschichten, welche sich ins Hundertfache vermehren ließen, um zu zeigen, wie der Aberglaube tief in der Volksseele

eingewurzelt und kaum auszurotten ist, wollen wir nun hier folgen lassen: Im Jahre 1725 fand im Dorfe Kisolova bei Gradiska ein förmlicher Aufstand statt; zahlreiche Menschen starben und behaupteten auf ihrem Totenbette: der bereits vor 10 Wochen verstorbene Peter Plogojowitz habe sie im Schlafe gewürgt, infolgedessen der kaiserliche Provisor in Verbindung mit dem Popen von Gradiska die Ausgrabung der Leiche vornahm. Sie erschien noch ganz frisch, Haar und Bart waren gewachsen und der ganze Leib so beschaffen, „daß er in seinen Lebzeiten nicht hätte vollkommener sein können." Infolgedessen „haben gesammte Unterthanen in schneller Eil einen Pfeil gespitzet, mit solchem den todten Cörper zu durchstechen, an das Hertz gesetzet, da denn bei solcher Durchstechung häuffiges Blut, so gantz frisch, auch durch Ohren und Mund geflossen; sie haben endlich offt ermeldeten Körper in hoc casu gewöhnlichem Gebrauch nach zu Aschen verbrannt." Im Herbste des Jahres 1880 fand man in Abbazia einen alten Mann, welcher, als Sonderling gemieden, einsam in einem kleinen Häuschen an der Küste gelebt hatte, am Tage nach seinem Tode mit durchbohrter Zunge, Hände und Füße mit großen Nägeln an den Sarg genagelt! Die Behörde wurde verständigt, eine Untersuchung eingeleitet, die Täter wurden aufgefunden und wegen Leichenschändung bestraft. Die ganze einheimische Bevölkerung nahm Partei für die Verbrecher; „denn", sagten sie, „der alte Mann war ein ‚Vampir', und man mußte ja durch diesen Akt des Annagelns die armen Kinder und jungen Mädchen des Ortes schützen, damit dieser nicht nächtlicherweile den Armen das Herzblut aussauge und sie töte!" Einige Wochen nach der ersten Tat wurde auf dem Friedhofe nachts ein Grab geöffnet, der Tote aus dem Sarge gerissen, an ein mit Steinen beschwertes Brett gebunden und ins Meer versenkt, denn auch diesen bezeichnete der Volksglaube als „Vampir!" (Zeitschr. f. österr. Volksk.). Im Morgenblatt vom 8. November 1899 brachte die „Neue Freie Presse" einen aus Budapest gesendeten Beitrag zur Bekämpfung der Diphtheritis: Um die in der Gemeinde Krassova des Krasso-Szörenyer Komitates ausgebrochene Epidemie zu vertreiben, gruben die rumänischen Bauern des Ortes nachts gleich 30 Leichen aus und zerstückelten sie. In der ungarischen Gemeinde Nagy-Zarlencz wurde, wie die „Korrespondenz Hungaria" am 7. November 1902 erzählte, das Haus der Witwe Pápa nächtlicherweile mit Steinen beworfen. Da der Urheber des Bombardements nicht entdeckt werden konnte, kam der Sohn der Witwe auf den Gedanken, daß der tote Vater nachts sein Grab verlasse und umgehe. Er scharrte den verdächtigen Leichnam aus, schleppte ihn weit fort und verbrannte ihn (664).

Sterne (Gartenlaube 1873) beschreibt einen krassen Fall des Vampiraberglaubens, der sich im Jahre 1870 in Kantrzyno (Westpreußen) zutrug, und referiert über einen Fall aus dem Jahre 1873, der die ungarische Gemeinde Belotincz betraf. Auffallend ist, daß die schöne Literatur und die Musik mit diesem Thema beschäftigt sind. Das „Neue Wiener Journal" schreibt vom 20. April 1907 unter dem Schlagwort „Aberglaube im 20. Jahrhundert" aus Dresden: Wie sehr der Aberglaube heute noch in Deutschland teilweise grassiert, davon liefert ein Prozeß Beweis, der vor dem Landgericht in Freiburg in Sachsen verhandelt wurde. Angeklagt war der zweiundvierzigjährige Totengräber und Handarbeiter Emil Beyer wegen Grabesschändung. Mit weinerlicher Stimme erzählte er dem Gerichte folgende seltsame Geschichte: Er habe seiner verstorbenen Tochter kurz vor ihrem Ableben versprochen, das Grab nicht mit Erde zuzuschütten, weil sie die Befürchtung geäußert hatte, daß sie keine Ruhe im Grabe finden werde und eines Tages wieder kommen könnte. Dieses Versprechen habe er auch gehalten, indem er nach Hinablassen des Sarges in die Gruft keine Erde hinabgeworfen, sondern mit Hilfe einer Holzkiste

einen hohlen Grabhügel hergestellt habe. Später sei ihm seine verstorbene Tochter im Traum erschienen und habe ihm geklagt, daß sie noch nicht in den Himmel eingegangen sei. Von jetzt ab hatte er keine Ruhe mehr, und nach etwa $1^1/_2$ Jahren habe er sich entschlossen, nachzusehen, ob die Tote endlich Frieden gefunden habe. Er öffnete zu diesem Zwecke den Grabhügel, stieg in die Gruft hinab und sprengte mit einer Hacke das mittlere Brett des Sarges. Die Leiche war bereits stark in Verwesung übergegangen. Mehrere Bewohner von Trübenau, seinem Heimatsorte, welche dieser Graböffnung beigewohnt hatten, erhielten auf ihren Wunsch von dem Angeklagten je einen Zahn der Leiche. Auch der Angeklagte nahm einen Zahn an sich. Er trägt diesen heute noch gewissermaßen als Talisman bei sich in der Geldbörse und behauptet, daß er seitdem im Kartenspiel immer Glück habe, während er früher immer verlor. Eine Zeugin zeigte sich sehr traurig darüber, daß sie den ihr gegebenen Zahn verloren habe. Sie habe, so sagte sie, jetzt kein Glück mehr. Der Staatsanwalt erblickte in der Tat des Angeklagten keine böswillige Absicht, sondern neigte der Ansicht zu, daß der Beschuldigte unter dem Einflusse des Traumes gehandelt hatte. Das Gericht erkannte demgemäß auch auf Freispruch. Doch auch für den Werwolf findet man außerhalb Europa analoge Volksanschauungen. Auch in den morgenländischen Sagen begegnet man oft dem Glauben an den Vampir und Werwolf, wovon viele Beispiele in „Tausendundeiner Nacht" zu finden sind.

Auf die Existenz eines indonesischen Wertigers, in der Auffassung der Javaner, hat unlängst Bouchal hingewiesen. Die Murois der Maravineger, die Njamba und Nschango der Schwarzen am Ogowe und ganz besonders der Otjiruru der Herero und der Wume an der Sklavenküste repräsentieren ihn in Afrika. Er war bekannt den alten Bewohnern Haitis, den Irokesen, den Pehuenchen in Australien und auf Tahiti. Bei weiterem Nachforschen, meint Andree, werden sich sicherlich noch verbindende Zwischenglieder für die räumlich weit voneinander entfernten Fundstätten nachweisen lassen.

Veilchen (Viola odorata L.), Violazee, die im Mittelalter zu Spezereien und wohlriechenden Wässern verwendet wurde. Dioskurides (151 IV 120) schreibt: Es hat eine kühlende Kraft. Seine Blätter, für sich allein und mit Graupen als Umschlag, helfen bei Erhitzung des Magens, bei Augenentzündung und Mastdarmvorfall. Es heißt, daß der purpurne Teil der Blüte, mit Wasser getrunken, bei Schlundmuskelentzündung und Epilepsie der Kinder helfe. Die Schwesterpflanze (Viola tricolor L.), wildes Stiefmütterchen (s. d.), ist heute noch ein beliebtes Blutreinigungsmittel.

Veilchenblätter werden in der Volksmedizin gegen Keuchhusten, Brustleiden, für Umschläge, zum Gurgeln (wie zuzeiten des Dioskurides) verwendet. Auch soll das Veilchen, „gerochen oder auff dem haupt getragen", die Trunkenheit vertreiben (312a). Neuerdings wird das Veilchen von Ärzten als Mittel gegen Krebs verwendet. William Gordon (Royal med. and chir. soc., 13. Febr.) berichtet über den Gebrauch eines Aufgusses von Veilchenblättern bei Krebs. Der Aufguß wird in der Art bereitet, daß 50 frisch gepflückte Gartenveilchen, Blätter und Stengel, mit kochendem Wasser infundiert werden, der Aufguß nach 12 Stunden abgeseiht wird. Die Hälfte des Extraktes wird innerlich genommen, die zweite Hälfte zu Umschlägen auf die Geschwulst, zu Gurgelungen bei Zungenkrebs, zu lokalen Einspritzungen bei Mastdarm- und Gebärmutterkrebs verwendet. Brustdrüsenkrebse werden mit einem Brei der Blätter verbunden. Zuweilen treten während der Behandlung dyspeptische Beschwerden ein. Im übrigen ist das Mittel ganz harmlos. Konnte auch in keinem Falle Heilung erzielt werden, so wurde doch mehrfach Besserung

und Stillstand bei durch mikroskopische Untersuchung erwiesenen Karzinomen erzielt. Peace Gould zweifelt trotz der mikroskopischen Untersuchung an der krebsigen Natur der berichteten Fälle. Er selbst sah keine Erfolge nach Verwendung des Veilchenaufgusses. Nur in einem Falle reinigte sich unter seiner Anwendung ein exulzeriertes Brustkarzinom. Es scheint in den Blättern der Veilchen etwas enthalten zu sein, was zuweilen den Verlauf von Karzinomen zu erleichtern vermag.

Wer die erste Veilchenblüte, die er im März findet, verschluckt, bekommt das Fieber nicht; auch sagt man, daß man keinen Husten bekommt (Slowaken 309). Die Slowaken (720) füllen die blauen Blätter in eine Flasche, gießen feines Tafelöl auf und lassen sie gut verkorkt 30 Tage an der Sonne stehen, pressen sie dann durch ein Tuch und verwahren das heilsame Veilchenöl.

Vergicht, das vollständige, die Glieder lähmende, gebrauchsunfähig machende Reißen und Zucken des Körpers oder der Glieder mit Krämpfen bei Gicht und Vergiftung (300).

Vergißmeinnicht (Myositis palustris L.), die Boraginee, die Dioskurides (151 II 214) „Mauseohr" nennt und deren Wurzel er zu Umschlägen empfiehlt. — Das Mausöhrl wird in Bayern (300) als Aufguß gegen Kolikschmerzen angewandt. Das Mausöhrleinwasser ist gut den Frauen, denen die Gebärmutter aufsteigt und die das Grimmen um den Nabel haben.

Verjüngung beschäftigt die Volksmedizin ungemein, wie die Altweibermühlen, die Verjüngungsbäder, -tränke und -salben beweisen. Medea konnte alte Leute durch Aufkochen mit Zauberkräutern wieder verjüngen; König Pelias ist bereit, sich dieser energischen Kur zu unterziehen, wünscht aber vorher ein Tierexperiment. Auf einer archaischen Vase sehen wir „Die Verjüngung des Bockes". Der greise König und Medea, die Töchter des Königs sind Zeugen des wunderbaren Vorganges, wie der verjüngte Bock aus dem Kessel springt. Daß das Experiment bei Pelias total mißlingt, ist bekannt. (Siehe Tafel.)

Eine sehr drastische Verjüngungsmethode teilt die Sage vom polnischen Faust „Twardowski" mit.

Verrufen, d. h. durch Berufen ganz und gar krank machen, so daß das vorher hübsche und gesunde Kind verkümmert, rhachitisch wird, oder daß die Wunde wildes Fleisch zeigt (300). Gegen das Verrufen wenden die Preußen (201 a) folgendes an: Der Verrufene wird mit einem Tischtuche bedeckt, dann nimmt man einen struppigen Besen, bestreicht mit demselben kreuzweise den Kranken und betet eine der nachfolgenden Formeln. Bespricht man Tiere, so wird (in Natangen) ein Stück gestohlenes Holz von einem Grenzscheidezaun zu Kohle gebrannt und in Wasser abgelöscht. Das so temperierte Wasser wird unter Bekreuzung und dem Gebete der betreffenden Formel auf das Tier gesprengt. Der Rest des Wassers wird dem Tiere zu trinken gegeben.

N. N., ich rate dir gegen das Verrufen.
Hat dich ein böser oder ein guter Geist verrufen?
— Zwei auf der Erd', zwei unter der Erd' —
Hat dich ein Jung oder eine Margell verrufen?
— Zwei auf der Erd', zwei unter der Erd' —

Verjüngung des Bockes. Griechiſches Vaſenbild

Hat dich ein Knecht oder eine Magd verrufen?
— Zwei auf der Erd', zwei unter der Erd' —
Hat dich ein Herr oder eine Frau verrufen?
— Zwei auf der Erd', zwei unter der Erd', —
Im Namen Gottes usw.

Margell = Mädchen, junge Magd; von dem litauischen Merga, Mergèle, Mädchen, Jungfrau.

Zwei böse Augen haben dich verrufen,
Zwei gute Augen rufen dich zurück!
Im Namen usw.

Man macht mit dem Finger 3 Kreuze über den Verrufenen.

† Und die heilige Jungfrau bittet ihren Sohn, daß nichts geschehe. — Nicht mit meiner Macht, sondern mit des Herrn Jesu Hilfe. Der hl. Johannes hat den Herrn Jesum im Jordan getauft, und die Maria Magdalena war bei der Taufe. Der Jordanfluß stand, und so wird auch diese Raserei aufhören, nicht mit meiner Macht, sondern mit der Hilfe des Herrn Jesu, der heiligen Dreieinigkeit, der allerheiligsten Jungfrau und aller Heiligen. — So fallen meine Worte auf dieses von Raserei Ergriffene, nicht aber mit meiner Macht, sondern des Herrn Jesu, der allerheiligsten Jungfrau Maria und aller Heiligen Hilfe. † Schon habe ich jetzt geendigt bei diesem Brüllen, Wiehern usw. mit Gott dem Vater, dem Sohn und dem Heiligen Geist. Amen. †††

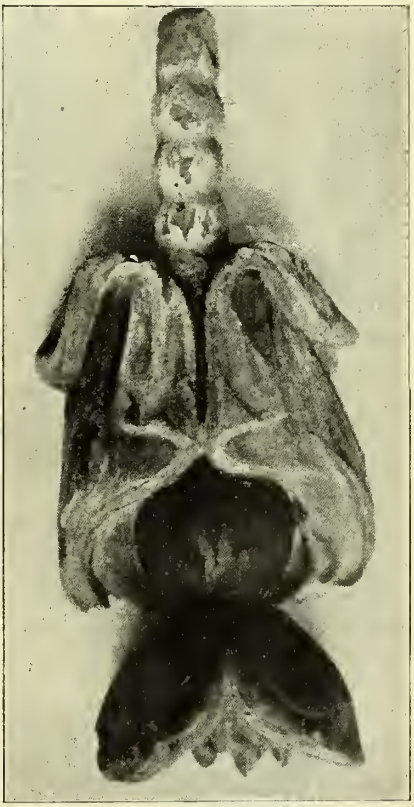
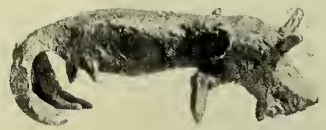


Abb. 237. Ein Organvotiv aus der Zeit der Humoralpathologie; Original aus Holz, 22 Zentimeter lang, stammt aus der Salzburger Gegend

Votive. Allgemein verbreitet ist die Sitte, zum Schutze vor Erkrankungen, gegen bestimmte Krankheiten und zum Danke für die Genesung Votive zu stiften.

Während die Griechen und Römer auch die inneren Organe als Votivgaben darstellten, fehlen bei den modernen Völkern diese nahezu ganz. Ploß (544) gibt die Abbildung einer altrömischen Votivfigur aus gebranntem Ton, die Gebärmutter darstellend, aus dem Museo archeologico in Florenz, welche ungefähr 2 Fuß Höhe hat und deutlich die Vulva, den Nabel und dazwischen in einer ovalen Vertiefung den quergerunzelten Uterus mit der Vaginalportion und dem Muttermund erkennen läßt. Daß bei dem süddeutschen Volke die Gebärmutter als Kröte dargestellt wird, ist bekannt. Neu ist aber, daß dieselbe beim Südtiroler Volk als Kastanie (sog. Kästen-Igel) figuriert. Wie kommt nun das Volk dazu, diese stachelige Frucht als Vorbild für die Gebärmutter zu nehmen? Mangels der Kenntnisse von dem Aussehen innerer menschlicher Organe, z. B. des Uterus, greift das Volk zur Kröte, weil dieses Tier das dämonenhafte elbische Wesen ist, welches die Ursache von Gebärmutterkrankheiten nach uraltem Glauben sein sollte, oder zum Kästen-Igel, weil der umgestülpte und vorgefallene

1



2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

Abb. 238. Rotinbilder: 1 Stier, 2 Kuh, 3 und 4 Kuh mit Kalb, 5—12 Rinder

1

2

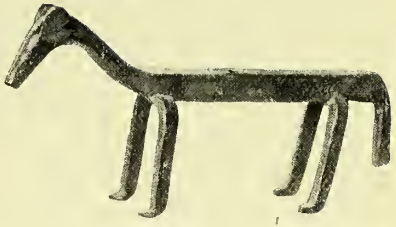
3

4

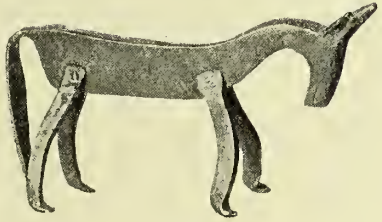
5

6

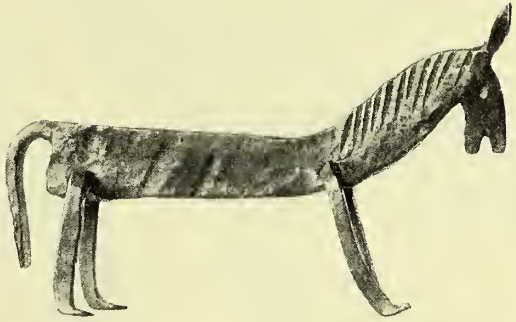
7



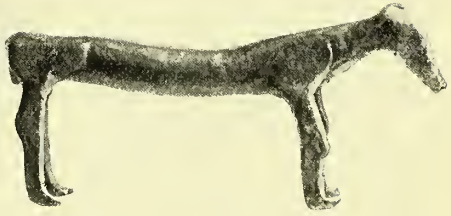
8



9



10



11

Abb. 239. Votivbilder: 1—5 Schweine, 6 und 7 Schafe, 8—11 Pferde

Uterus der Kuh die (blut-)„egel"artige Decidua serotina aufweist. Die bei der Umstülpung des entbundenen und vorgefallenen Tragsackes der Kuh sichtbare frucht-(kalb-) ähnliche Geschwulst, die mit blumenkohlartigen, gestielten, leicht blutenden Warzen (oder Rosen) wie mit Blutegeln besetzt ist, heißt Igelkalb (Krankheitsnamenbuch 254). „Egel" und „Igel" wechseln im Volksmunde; man spricht von Blut-Igeln z. B. — Dieser „Igel" (Uterus prolapsus vaccae) ist nun das volksetymologische Vorbild für den Uterusprolapsus des menschlichen Weibes, d. h. es wird als Organvotiv bei Uterusprolapsus das Bild des Igels (= Kastanienschale mit Stacheln) geopfert. (Siehe Geburtshilfe.)

Bei anderen inneren Organen griff das Volk zu Abbildungen in alten medizinischen Büchern, welche Vorwurf wurden für denjenigen Dorfkünstler, der die Aufgabe hatte, Lunge, Herz oder Leber in Form, d. h. als Votivgabe darzustellen. Die Trachea ist mit weißer Farbe belegt; die Lungenflügel sind hellrötlich, die mittlere Herzkugel blutigrot, die zweilappige Leber leberbraun angestrichen; unter der Leber hängen 3 kleinere Zipfel, welche das Eingeweide darstellen sollen, herab. Das Ganze

Abb. 240. Votivtiere

basiert auf der Galenschen Vorstellung, daß aus den Eingeweiden der Speisebrei in die Leber gelangt, wo er unter dem Einflusse des Pneuma physikon zu Blut verwandelt wird und von wo dann das Blut zum Herzen gelangt. Diesem führt die Lunge, die über dem Herzen sich aufbaut und von oben durch die Trachea die Luft einatmet, das Pneuma zu, das im Herzen zum Pneuma zotikon wird. Soviel steht fest, daß der betreffende Bilddarsteller die von ihm in Holz geschnittenen Organe niemals in natura gesehen haben kann; es ist vielmehr als höchst wahrscheinlich anzunehmen, daß er sich bei der Verfertigung des Votivs einer Vorlage in Gestalt einer Abbildung in einem älteren medizinischen Werke bedient haben wird; jedenfalls ist es eine Seltenheit, daß man solche innere Organe (Eingeweide) des Menschen vom Volke dargestellt findet (Höfler 300).

Abb. 241. Votivbild eines Schweines mit Jungen

Von Hein (275) wurde im Jahre 1899 ein aus Zirbenholz gefertigter, eirunder Weihegegenstand beschrieben, der mit zahlreichen Stacheln besetzt und fleischfarben gestrichen und unter dem Namen Stachelkugel in Tirol bekannt ist. Über dieses Gebilde hat F. Weber (Korr.-Blatt der deutschen Ges. für Anthrop. XXX [1899] 59) einen ganz kurzen Bericht gebracht und es als einen Stellvertreter der Kröte bei Gebärmutterleiden bezeichnet. Hein erhielt dieselbe auf Bestellung von dem Holzschnitzer Friedrich Reinstadler in Sulden (Südtirol), der auf die Anfrage, welchem Heiligen diese unter dem Namen „Bärmutter" bekannte Votivfigur geopfert werden müsse, damit eine sichere Hilfe eintrete, folgende Antwort gab: „An welchen Heiligen Sie selbe opfern, kann ich Ihnen nicht vorschreiben, das ist verschieden, der eine hat zu dem das Zutrauen, der andere wieder zu einen andern, ich glaube Sie tun am besten, wenn Sie in Ihrem Orte oder wo Sie es weihen lassen, mit den Geistlichen Herrn darüber sprechen." Der Ortspfarrer gab u. a. nachstehende briefliche Erklärung: „Geopfert wurden sie, wie die Alten sagen, von weiblichen Personen, wenn sie auf Fürbitte der Mutter Gottes von Trafoi von Krämpfen befreit wurden, und wohl auch für glückliche Entbindung. Die

Stachel bedeuten wohl die Schmerzen und die Holzkugeln, in welche die Stacheln eingesetzt, daß die Krämpfe sich wie eine Kugel äußern und von der Person empfunden werden. Sie werden auf Anrufung der Gnadenmutter Maria, also nicht anderen Heiligen geopfert." Im Anschluß an diese Mitteilungen sagt P. Wilhelm Schmidt, O. S. B.: Einer der sog. 14 Nothelfer wird mit einer Kurbel abgebildet, auf welcher die Gedärme eines Menschen aufgewunden sind. Diese Darstellung symbolisiert die Schmerzen, die ein Mensch aussteht, wenn er auf diese Weise gemartert wird. Dementsprechend symbolisiert die Stachelkugel, welche hier vorliegt, die Schmerzen, welche einer zu leiden hätte, wenn er ein solches Marterwerkzeug in seinem Leibe hätte. Wird nun solch eine Kugel als Votivkugel in einer Kirche deponiert, so spricht selbe: Gott! ich danke Dir, daß Du mich durch die Fürsprache der seligsten Jungfrau Maria (des

Abb. 242. Wacholder (Juniperus communis)

hl. N. N. — der hl. N. N.) von Schmerzen befreit hast, welche mir so groß vorkamen, als wenn ich eine solche Kugel in meinem Leibe getragen hätte.

Man vergleiche hierzu die vorstehende Erklärung Höflers. (Siehe auch: Opfer.)

Meringer (467) bildet eine Reihe von Votivtieren ab, welche zum Hausrat des oberdeutschen Hauses gehören.

Wacholder (Juniperus communis L.), der Kranawittstrauch, Kranewitt, Queckholder, eine Kupressinee, deren Beeren und das aus ihnen gewonnene Öl offizinell sind. Ein aus dem Holze gewonnener Tee ist Volksheilmittel. Räuchern mit Wacholderholz schützt nach der Volksmeinung vor ansteckenden Krankheiten. Dioskurides (151 I 103) schreibt von der Frucht südlicher Wacholderarten (J. phoenica L., J. Oxycedrus L.): Getrunken wirkt sie bei Brustleiden, Husten, Blähungen, Leibschneiden und gegen den Biß wilder Tiere. Sie ist auch urintreibend, daher dient sie auch bei Krämpfen, inneren Zerreißungen und bei Mutterkrämpfen. — Das wirksame Prinzip in

den Früchten und der Pflanze selbst ist das ätherische Öl, Ol. baccarum Juniperi und ein Ol. ligni Juniperi. Auch liefert der Wacholder ein Ol. Juniperi empyreumaticum.

In Istrien benützt die Landbevölkerung tropfenweise das Wacholderöl bei Kinderwürmern und reibt damit auch den Bauch ein.

Wer vor ansteckenden Krankheiten gesichert sein will, muß Wacholder bei sich tragen oder das Haus damit durchräuchern — eine weitverbreitete Ansicht. In Brixen (Tirol) gilt das Kauen von Wacholderbeeren als ein Schutzmittel gegen Diphtheritis (269a). In Tirol, in Norddeutschland, z. B. auf der Insel Rügen, muß der, welcher ein Haus bauen will, in das kein böser Geist kommen kann, einen Wacholderstrauch unter den Grundstein legen, und in Westfalen kann man einen Dieb auf folgende Weise zwingen, das Gestohlene wieder zu bringen: Man geht morgens vor Sonnenaufgang zu einem Wacholderstrauch, biegt ihn mit der linken Hand gegen Osten und spricht: „Wacholderbusch, ich tue dich bucken und drucken, bis der Dieb N. N. sein gestohlen Gut wieder an seinen Ort hat getragen." Dann legt man auf den niedergebogenen Busch einen Stein, der wieder wegzunehmen ist, wenn der Zauber seine Wirkung getan hat. Wer an Hühneraugen leidet, geht zu einem Kranewittstrauch und knickt so viele Zweige, als er Hühneraugen hat, doch müssen jene so gebrochen werden, daß sie hängen bleiben. Sobald die Zweige dürr werden, verschwinden auch die Hühneraugen (104).

Wenn man vor dem Sonnenaufgang eine Kranewittgerte, „Martinsgerte" (= „Wodansgerte", in Niederösterreich Mirtesgarden = Martinsgerte) mit den Worten abschneidet: „Stecken! ich tue dich schneiden im Namen der heiligen Dreifaltigkeit", so kann man mit ihm nach dem heute noch gangbaren Volksglauben „Einen prügeln, daß er's verspürt" und dieser den Schläger doch nicht sieht; man kann damit Schlangen, Mücken und Fliegen vertreiben; wer einen Kranewittbusch auf seinem Hute trägt, der ist gesichert vor dem Müdewerden, Schwindel und vor dem „Wolf" (= Intertrigo). Dieser uralte Brauch der deutschen Handwerksburschen wird anmutig in Wolffs Sülfmeister geschildert. Hat sich der Jäger mit einem unsichtbar machenden Amulett (eingeheilte Hostien) versehen, so trifft ihn die Kugel des Wildschützen nicht, sondern die nächste Kranewittstaude. Solche Martinsgerten wurden früher nach dem letzten Austreiben der Kühe (gegen den 10. November) von den Hirten verfertigt und gegen Geschenke in den einzelnen Bauernhäusern verteilt, über der Stalltüre oder hinter dem Kühbarren aufbewahrt; im Frühjahre darauf trieb dann die Dirne mit derselben die Kühe aus dem Stalle. Die Martinsgerte ist eben die Lebensrute, wie auch der Maibaum, die Palmstange, die Gregoryvirga, der Berchtelboschen und auch die Aißbesen (s. Birke). Sicher ist das Schlagen mit der Lebensrute unabhängig von christlichen Ideen entstanden und geübt worden. Fürs Vergicht und Lähme bohrt man in dürres Kranewittholz ein Loch, füllt dieses mit Salz und verkeilt es mit gleichem Holze; verbrennt man das Holz, so findet man das Salz im Feuer als einen Laugenstein; „willst du nun mit den matten Füßen über Land gehen, so schabe von dem Aschenstein etwas in den Schnaps oder Wein und schmiere damit die Knie, Knochen und Flechsen oder trinke es auch, wenn du geschwollene Füße hast." Die Kohlen des Kranewitts sollen ein ganzes Jahr unauslöschlich sein; wenn sie immer mit Kranewittasche bedeckt sind, so „gloschen sie immer fort". Im Mittelalter war der Kranewitt der immer grüne, immer riechende, immer frische, immer glühende Lebensbaum, dessen antiseptische und frischerhaltende Wirkung den Jägern und Wildschützen wohlbekannt ist, indem sie in den ausgeweideten und hohlen Leib des erlegten Jagd-

tieres Kranewittstauden schieben; auch die Hausfrauen legen Kran(witt)beeren zum Konservieren dem Fleische bei; die auf die Glutpfanne gestreuten Kranbeeren, auch „Lohbeeren" genannt, (und junge Eichenblätter) sind ein Rest der früher in Spitälern und Siechenhäusern üblichen Pesträucherungen (Kranbeerrauch), vielleicht auch der heidnischen wihrouch, althochdeutsch uuîhrouh (= Weihrauch) für die „Rauchnächte". Er wird gegen chronischen Bindehautkatarrh, „dämpfigen Husten" und Stuhlzwang benützt und in Hanfwerg bei Gicht geleitet. Der Kranbeerenschnaps, das Kranewittbier und die Kranenwittsalse sind wie der Kranbeergipfeltee ein ganz alltägliches Mittel gegen Wassersucht. Das Wacholdergummi (= Harz) hieß früher auch „Schreiberfirnis" (Lacrymae juniperi); die Kranbeeren werden vom Michaeli ab (Wodansfest) schwarz; diese Beeren der (Frau) „Kranewitt" sind heilige Weiheeicheln" und werden gegen Würmer und gegen Wassersucht benützt. Dem daraus bereiteten Schnaps werden unzählige Wirkungen nachgesagt; das daraus geschlagene Öl „Kranewittöl" ist ein uraltes Antiseptikum, das in neuester Zeit wieder aus seiner Vergessenheit gezogen wurde (Oleum juniperi). Der gelbe Samenstaub des Wacholders soll besonders für das Wachstum der jungen Waldbäume unentbehrlich sein; er heißt darum „Blütenrauch", „Heidesegen", „Waldsegen", „Gnadenregen"; „Kranawith poer ze maissen in den awen" für die Hausnotdurft war ein altherkömmliches Recht; diese Kranewitts- auch Krammetsauen oder Kranzache, die Vorläufer des dichteren Waldes, waren früher allgemeiner Nutzboden längs der Bergflüsse; der Wacholder wird daher „Griesbaum" genannt. Die Kranbeernadeln, mit sonstigen Alpenblumen, Salz, Kleie und Gerstenkeim gemischt, sind das in der Hirtentasche des Sennes befindliche „Miet, Gmiet, Jochmiet," das dem Almvieh unter und vor dem Melken gegeben wird. Wenn der Schlegel im Melkkübel (Rührkübel) aus Wacholder- (oder Sebenbaum-)Holz ist, dann bricht sich beim Buttertreiben die Milch viel rascher nach dem Volksglauben, eine Anschauung, die mit der kulturellen Bedeutung des Wacholders in Zusammenhang steht; darum wirft man auch am St.-Thomas-Tag (Losungstag für die Zukunft) Kranbeeren mit den an „Unseren lieben Frauen Würzweihtag" geweihten Kranzlkräutern in die Kohlenglutpfanne. Auch die Kranewittschwämme (Tremella juniperina), im Mai gesammelt, gelten als ein Mittel gegen Augenkatarrh, und gegen den „Brand" beim Rindvieh werden sie als Latwerge eingesotten. Der „Kranbeergipfeltee" und die zerstoßenen Kranbeeren sind ein altbekanntes Mittel gegen Wassersucht und Ruhr, das in einem alten Buche schon gerühmt wird: „wer des leibes ruor hat zu fast, der koch des krannwittpaumes frucht mit regenwasser oder wein, dem wird besser."

Die in Essig gekochten Beeren werden bei Kopfweh über die Stirne gelegt. Die „Geistige Schildwach" enthält neben den Schildwachgebeten auch folgendes Rezept für den Husten: „Nimm Wacholderbeeren, Zuckerbrot und Wermut, koch es untereinander und tue es warm über den Magen, das hilft vor den Husten!" (Keuchhusten?) — Man läßt auch den Wacholderrauch in Hanfwerg streichen und legt letzteres über geschwollene, gelenkkranke Füße.

Wacholderbeeren sind Volksmittel bei Nieren- und Blasenleiden; wer mit Schwerkranken Umgang hat, soll täglich Beeren essen. Wacholderspitzen wirken als Tee schweiß- und urintreibend.

Der Rauch vertreibt Schlangen, Gewürm und Geister. Der Trank aus den Beeren läßt die Zukunft schauen. Für die außerordentliche Achtung, die der Strauch genießt, spricht der Umstand, daß der Tiroler Bauer vor ihm den Hut zieht.

Als der bayerische Schulmeister Schmeltzl im Jahre 1548 nach Wien kam, sah er gegen die Pest:

In den gassen und ringen
Ettlich hundert Fewer prinnen,
Von kranwitholz weyrauch darzu,
Damit der lufft sich raynigen thu.

Nachdem Burg Andechs in Oberbayern 45 Jahre verwüstet gelegen war (seit 1209), hörte ein blindes Weib von Widdersberg eine Stimme, welche sie hieß, einen Wacholderstrauch aufsuchen und sich mit der Wurzel die Augen bestreichen. Sie tat es und sah plötzlich. Nach einer anderen Legende aus dem Salzburgischen wurde ein Bauer durch einen Wacholder aus tödlicher Krankheit gerettet. Wacholder ist eines von „neunerlei Agenholz", aus dem der zauberkräftige Schemel angefertigt sein muß. „Agenholz" ist dem Wortsinne nach Nadelholz. Außer Wacholder werden zu dem Schemel genommen: Fichte, Tanne, Kiefer, Legföhre, Sevenbaum (Juniperus sabina), Lärche, Zirbe und Eibe.

Merkwürdig ist der Brauch, Krankheiten auf den Wacholder zu transplantieren oder, wie er volkstümlich heißt, zu „wenden". Im oberösterreichischen Hausruckviertel geschieht dies folgendermaßen: Man trägt das kranke Kind zu einer Wacholderstaude. Ein altes Weib murmelt einige Gebete, dann schneidet es 3 Zweigspitzen vom Strauch ab, die es unter frommem Gemurmel in das Haus der Eltern trägt und an der Mauerecke, wo das Kruzifix seinen Platz hat, aufhängt. Hier müssen sie bis zum nächsten Neumond unberührt hängen bleiben. Am ersten Morgen des Neumondes nimmt es die Zweige herab und trägt sie zum Wacholderstrauche zurück, um sie mit 3 neuen zu vertauschen. Dasselbe geschieht dann jedesmal zu Beginn des Neumondes bis zum dritten Male, wobei stets das kranke Kind zugegen sein muß. Nach solchem dreimaligen „Wenden" ist der kleine Patient von seinem Leiden geheilt. In Deutschland stecken die Eltern, wenn kleine Kinder kränkeln, Wolle und Brot in den Wacholderbusch einer anderen Feldflur und sagen dabei:

Ihr Hollen und Hollinnen,
Hier bring' ich euch was zu spinnen
Und zu essen.
Ihr sollt spinnen und essen
Und meines Kindes vergessen.

In Oberösterreich apostrophiert man auch den bekannten Wacholderbranntwein:

Kranawit brannte im Haus
Treibt Doktor und Bader aus

und faßt den ganzen Respekt vor dem Wacholder, aus dessen Holz man die Gesundheitspfeifen fertigt, in dem Satze zusammen:

Vor Hollerstaud'n und Kranawitt'n
Ruck' i mein Huat und noag mi bis halbe Mitt'n.

Der aus den Beeren gebrannte Wacholderbranntwein ist allgemein bekannt: „Machondel mit 'm Knüppel" ist neben dem Danziger Goldwasser in der dortigen Gegend ein volkstümliches Getränk. Eigentlich heißt der Schnaps nur Machondel. Verlangt man ihn „mit 'n Knüppel", so heißt das, daß man Zucker dazu haben will. Zum Umrühren in den hohen Gläsern bedient man sich eines hölzernen Löffels aus

Wacholderholz, der eben „Knüppel" heißt. Welche Rolle Wacholder früher als Heilmittel spielte, geht daraus hervor, daß ein Gasteiner Kurgast im 17. Jahrhundert bei 40 Viertel (Viertel = beiläufig $1^1/_2$ Liter) Wacholderwasser „als ordinari Cur Trunkh" verordnet bekam! Bei Magen- und Blasenleiden wurde morgens, mittags und abends Wacholdertrunk gereicht (Kronfeld 388).

So populär ist er in Tirol, daß er seinen Namen vielen Familien, ja ganzen Dörfern gegeben hat. Er teilt sich mit dem Holunder vor allem in den Ruhm, ein souveränes Heilmittel bei Behandlung der „Wassersucht" zu sein. Beeren, Holz, Rinde und die jungen Sprossen finden hier gleichmäßig ihre Verwendung, und es gibt eine wohl sehr große Anzahl von Rezepten, welche den Wacholder als Hauptbestandteil des von ihnen verzeichneten Mittels anführen. Eine große Rolle spielt der Juniperus, „des deutschen Bergwalds Balsamstaude", wie Scheffel ihn nennt, auch als Desinfiziens, und armen, an Gliedersucht leidenden Kranken umwickelt man die schmerzhaft angeschwollenen Gelenke mit Hanfwerg, das man zuvor einem Rauch von verkohlendem grünem Wacholder ausgesetzt hat. Am meisten ist der Kranebitt aber leider in Tirol in Form des „Kranebitters" im Gebrauch und macht sich also auf diese Weise fremder Sünde schuldig, indem er „zur Sünde reizt" (416).

Räucherung mit Wacholderreisern soll in längst vergangenen Zeiten in Dänemark (322) von den Ärzten gegen Ansteckung angewendet worden sein. Mit dieser Absicht wird sie wohl auch jetzt noch von alten Leuten angewendet, sie wird aber auch als Heilmittel benützt. So kann man Apoplektiker sehen, welche den gelähmten Arm über ein Feuer halten, welches mit Wacholderreisern genährt wird.

Wacholderzweige werden in Gacko in Bosnien (419) über dem Haustor angebracht, damit keine Krankheit ins Haus eindringen könne. Bei Erkrankungen räuchert man mit Wacholder.

Waldmeister (Asperula odorata L.), eine Rubiazee. Pruck-Mayr (561) leitet Waldmeister von Wal (vgl. Wal-Statt, Wal-Halla) und Maier (Mai) ab, ursprünglich eine Unterleibskrankheit der Frauen und Jungfrauen, dasselbe wie Hysterie. Eine Krankheit, welche die über diätetische Fehler erzürnten Wal-Göttinnen als gerechte Strafe verhängten, aber ihrer himmlischen Natur entsprechend, mitleidig und begütigt durch den von ihnen erzeugten Waldmeister sicher und schnell heilten. Also erst in zweiter und übertragener Bedeutung ist Wal-Maier oder Waldmeister die von Linné in seiner „Species Plantarum", edit. I, vom Jahre 1735 genannte Asperula odorata, Myska der Schweden. Dieselben himmlischen Frauen, welche unsere heidnischen Voreltern Walen nannten und göttlich verehrten, müssen schon in dem ersten christlichen Jahrhundert in die Gottesmutter Maria übergegangen sein. Diese himmlischen Frauen finden sich wieder in der Isis salutaris, der vornehmsten Göttin der alten Ägypter, soviel als Mutter par excellence; sie finden sich wieder in Notre-Dame der Pariser, in Maria Hilf der Wiener, Unsere liebe Frau der Tiroler, sowie jedermann die christliche Gottesmutter Maria wieder erkennt. Jetzt begreift man, wenn Stephanus Blancardus (17. Jahrhundert) seine Aspergula auch Culcitra Virginis, Jungfrauenkräuterkissen, mit dem Beisatze: habet enim odorem valde gratum hat einen sehr beliebten Geruch), nennt. Sonst auch Herzfreud (Herba cordialis), soviel als der Naturgöttin Herthas Freude, Mariengras, U. L. Frauen Bettstroh (Sanctae Mariae stramen lecti) usw. genannt.

Deutscher Waldmeister,
Du Kraut des Mai, zum Maitrank gieß' ich Wein auf,
Daß deinen Duft befrei'n des Weines Geister,

ruft uns Schimper in einem Ritornell entgegen, und

Schütte den perlenden Wein
Auf das Waldmeisterlein

klingt es in einem Liede, welches den duftenden Maiwein verherrlicht und damit zugleich das sehr einfache Rezept zur Bereitung des Maitrankes kundgibt.

Der Maiwein ist vor allem als ein auf deutschem Boden erfundenes und besungenes und dort auch vorzüglich beliebtes Getränk zu bezeichnen. Wie lange man aber in deutschen Landen bereits Maiwein braut und trinkt, dürfte schwer zu ermitteln sein; nur so viel ist gewiß, daß man ihn schon vor 400 Jahren zu bereiten verstand und daß er wahrscheinlich am Ufergelände der Mosel erfunden wurde. Wohl eignet sich auch zur Bereitung des Maitrankes kein Wein so vorzüglich wie jener, den die Ufer der Mosel reifen, und am duftigsten wird das mit Moselwein bereitete Getränk unstreitig dann, wenn man einzig und allein das Kraut des Waldmeisters mit dem kalten Wein übergießt und alle mitunter noch verwendeten anderen Ingredienzien, wie namentlich die Blätter der schwarzen Johannisbeere, das Kraut der Minze und Melisse oder gar die Schalen von Orangen und Zitronen, deren ätherisches Öl den Duft des Waldmeisters ganz in den Hintergrund drängt, vermeidet.

Waldrebe (Clematis Vitalba L.), Ranunkulazee, deren Stengel und Blätter offizinell waren. Sie ist in allen Teilen scharf und erregt auf der Haut Blasen und Geschwüre. Wird von den Slowaken (309) als Zauberpflanze verwendet.

Wallfahrten. Die Sitte der Wallfahrten, sagt Schurtz (632), entsteht überall, wo rein geistige Religionen niedere Kulturformen aus älterer Zeit übernommen und wohl gar mit Bewußtsein fortgebildet haben. Die Gottheiten primitiver Glaubensformen sind an den Ort gebunden, während man in den höheren überall verehren kann; aber die Lokalkulte halten sich auch im Christentum, im Islam und Buddhismus mit wunderbarer Zähigkeit, treiben neue Schößlinge von größter Lebenskraft. Dem Protestantismus ist der Bruch mit dieser niederen Art des Kultus gelungen, vielleicht auch nur deshalb, weil zur Zeit seiner Entstehung an die Stelle der religiösen Wanderungen, die für die Kultur wertlos geworden waren, andere Arten des Völkerverkehres zu treten begannen. Zu manchen Zeiten sind dagegen die Wallfahrten ein großes, unschätzbares Bindemittel der Völker und Kulturen gewesen. Indem Mohammed die naive Verehrung des alten Meteoriten zu Mekka und die herkömmlichen Wallfahrten der Araber dorthin in sein Religionsgebäude aufnahm, schuf er seinem Glauben einen Mittelpunkt und gewissermaßen ein lebendiges Herz, das die Blutströme des Organismus an sich zieht und wieder in die fernsten Glieder entläßt. Im Mittelalter haben die Pilgerfahrten nach Rom ein Gefühl des Zusammenhanges in der christlichen Welt rege erhalten, das zweifellos heilsam auch für den Wiederaufschwung des Kulturlebens gewesen ist. Für die neuere Zeit gilt das nicht mehr. Was bedeuten heute für die Kultur die ungeheuren Pilgerscharen, die sich jährlich nach Lourdes, nach Mariä Einsiedeln, nach Mariazell oder nach Loretto wälzen, wenn wir sie auch nur mit der kleinsten Wanderversammlung wissenschaftlicher Vereine

oder selbst mit den Massen vergleichen, die bei Gelegenheit irgendeiner Kunst- oder Gewerbeausstellung zusammenströmen?

Im „Journal de Médecine“ vom 7. Januar 1906 macht Lutaud folgende Mitteilung über die Heilungen in Lourdes: Im Jahre 1905 wurde Dr. Boissarie vom Bischof in Tarbe beauftragt, die Heilungen zu konstatieren, welche durch Eintauchen der kranken Gliedmaßen und Körperteile in das Bassin der Quelle zustande kommen. Es wurde bereits ein offizieller Bericht des Dr. Boissarie über die wunderbaren Heilungen, die im Jahre 1905 in Lourdes erzielt wurden, nach Rom übersendet. Es scheint, daß dieses Dokument im Vatikan nicht ganz genügt hat, denn der Leibarzt des Papstes, Dr. Lapponi, hat im Auftrage des Papstes an Dr. Boissarie folgenden Brief gerichtet: „Ich habe Ihren Bericht über die außergewöhnlichen Heilresultate in Lourdes dem Heiligen Vater zur Kenntnis gebracht, dem dieselben zu großem Troste gereichen. Aber Seine Heiligkeit ist der Ansicht, es würde sich empfehlen, daß die bischöfliche Kurie anläßlich dieser merkwürdigen Tatsachen ein regelmäßiges Vorgehen beobachte, daß speziell über die Identität der Personen, die Konstatierungen der Ärzte und die Aussagen der Zeugen, welche die Kranken vor ihrer Heilung gesehen haben, protokollarisch verzeichnet würden.“

Gegen viele Krankheiten, ja selbst gegen den Teufel, der einen besessen, hilft eine Wallfahrt nach der heiligen Linde, welche deshalb auch von Evangelischen unternommen wird (Preußen 201 a).

Warzenbeißer (Decticus verrucivorus), das große braune Heupferdchen. Das liebenswürdige Beispiel einer Warzenoperation mit Hilfe des Heupferdchens aus Jean Paul wird im Abschnitt über Warzen mitgeteilt. Fängt man eine erwachsene Heuschrecke, so beißt sie heftig, daß die Haut des Gebissenen mit Blut unterläuft und Kopf samt Schlund an ihr hängen bleiben, wenn man sie schnell abreißt. Beim Beißen läßt sie einen braunen Saft ausfließen. Ob dieser wirksam beim Verschwinden der Warzen ist, in welche die Heuschrecke gebissen hat, und ob überhaupt eine solche Wirkung stattfindet, bleibt dahingestellt.

Der Warzenkönig, die Warzenkröte ist ein elbischer Dämon, der Warzen erzeugen kann (Mediz. Märchen von Philander 71).

Der Warzenkäfer (Telophorus fuscus), der gemeine Weichkäfer, soll nach einer Fabel die weichen Getreidekörner benagen und das „Mutterkorn“ erzeugen, ist der:

Bader,
Laß Ader!

in Niederösterreich, da er leichte Hautwunden erzeugen kann.

Wasser. Die Bedeutung des Wassers als Volksheilmittels wurde bereits unter dem Schlagworte „Bad“ gewürdigt. Als Hauptarznei diente den Babyloniern das Wasser. Zaubersprüche und vielfache Waschungen, Anlegen reiner, neuer Leinengewänder und Binden werden fast bei jeder Krankheit empfohlen (787).

„Das G'sündest is 's Wasser,“ sagt heute die Sennerin in Bayern (300), der Bauer, der Holzknecht, die Dirne, nur nicht der Flößer, der Gerber oder die Wäscherin, die auch die schlimmen Seiten desselben zur Genüge kennen, z. B. Hautkrankheiten und Rheuma; auch das menstruierende Weib scheut die Berührung mit dem Wasser. Namentlich aber hält das Volk viel auf die „Bergwasser“; „die ziehen alles aus;

helfen (die überflüssigen Mengen von) Schmalz verdauen und sind auch wie viele unzählige andere Mittel gut für die Lungensucht und für kranke Augen." „Der kalte Trunk in die Hitze hinein" erzeugt dagegen Lungensucht, und namentlich werden die sog. „rauhen" Wasser, das Schneewasser und die „Wasserläus" gefürchtet, welche Husten oder den „Baumhackl" veranlassen sollen. Der Reichtum des bayerischen Oberlandes an Quelläufen („Fluß", auch das Grundwasser heißt so) und die mannigfaltige Abwechslung dabei spiegelt sich wieder in den vielen trefflichen Benennungen derselben, z. B. Kaltenbrunn, Gutbrunn, Sarbrunn, Klingbrunn, Keckbrunn (quek-vivum, z. B. Quecksilber), Schönbrunn usw. Im Werte steht aber der „Fluß" höher als der Brunnen. Das „fließende" Wasser ist ein uraltes Mittel im Kampfe gegen die Geister und Schelmen; diese scheuen das Wasser des „Flusses", in welches man im 17. Jahrhundert noch die Leichen der Selbstmörder, wie zur Heidenzeit die Leichen der eigenen Leute warf (z. B. Seinsklamm bei Mittenwald). Ins Flußwasser wirft man, wenn es irgend möglich ist, heute die Plazenta, das Aderlaßblut, den Urin, während die krankhaften Stoffe, Eiter, Stuhlgang, die exartikulierten oder amputierten Gliedmaßen, die Verletzungsinstrumente, der Fötus, die Nabelschnur und öfters auch die Plazenta vergraben werden. In Italien (269a) gilt das fließende Wasser als ein unfehlbares Mittel gegen Hautwarzen; man muß so viele Erbsen bei abgewendetem Gesicht hineinwerfen, als man deren am Körper besitzt.

Als Heilmittel kommt das Halten in heißes Wasser vor. Hierher gehört vermutlich auch die Kurmethode gegen den Wechselbalg. Gebildete Deutsche in den Vereinigten Staaten Nordamerikas hielten z. B. ihr geliebtes Kind, um es von einer hartnäckigen Krankheit zu heilen, in kochend heißes Wasser, ließen es fallen, und das Kind starb. Solche Mitteilungen sind wichtig, weil sonst bei so gefährlichen Heilkuren leicht zu Unrecht vorsätzliche Körperverletzung oder gar Mord angenommen werden kann, während es sich doch in Wirklichkeit nur um mehr oder minder große Fahrlässigkeit handelt (277a).

In der Umgebung von Trient in Südtirol beobachtete Hartungen (269a) die Anwendung des heißen Wassers als Vorbeugungsmittel gegen die Tripperansteckung, welche im Eintauchen des Gliedes in heißes Wasser nach dem Koitus besteht.

Bei den Türken hält man die Besprechung des Trinkwassers und Waschwassers, die man als „Nathrah" bezeichnet, für heilbringend, in den Balkanländern jedoch nur das „unbesprochene" Wasser, nämlich Wasser, bei dessen Transport nicht gesprochen werden darf. Auch in Syrien wird dem unbesprochenen Wasser eine besondere Heilkraft zugemutet: Wenn ein Kind erkrankt, sucht man die Ursache in einem Zauber oder in der Unterlassung irgendeiner abergläubischen Vorschrift. Um das Kind wieder gesund zu machen, vertraut man es einer weisen alten Frau an. Die nimmt das Kind auf die Arme und geht von einem Brunnen oder Wasserbehälter bis zum zweiten, dritten, vierten, fünften, sechsten und siebenten; aus jedem schöpft sie etwas Wasser und gibt es dem kranken Kinde zu trinken. Sie darf aber dabei kein einziges Wort sprechen. Wenn sie also getan hat, bringt sie das Kind zur Mutter zurück, und es ist alle Hoffnung vorhanden, daß die Krankheit verschwindet (664).

Wegerich (Plantago major L.), der Spitzwegerich (P. lanceolata L.), Wegbreit, Flohsamenkraut, Plantaginazeen; von einigen Arten waren die Samen, Flohsamen, offizinell, ebenso die Blätter.

Celsus (121) rechnet plantago zu den kühlenden und zugleich zerteilenden Stoffen. Bei Elefantiasis empfiehlt er, den Körper versuchsweise mit zerriebenem Wegerich einzureiben, da dies helfen soll.

Die Blätter sind heute ein Volksmittel. Die Niederdeutschen legen die Blätter des Wegerichs auf Wunden. Der Spitzwegerich ist heute in die große Welt eingeführt und droht, selbst hoffähigen Größen, wie den Malzbonbons und anderen Malzpräparaten, gefährlich zu werden. Der mehr breitblätterige Bruder begnügt sich einstweilen noch damit, dem armen Tiroler Bauernkinde seine Samenkolben zu spenden, damit dieselben, in Milch gesotten, ihm einen Heiltrank schaffen gegen die Ruhr (Tirol 416). Wegerich ist auch in Steiermark (319 a) eine heilsame Pflanze. Als ein ausgezeichnetes Volksmittel gilt der Wegerich bei den Tschechen, da er 99 Würzelchen hat, von denen jedes gegen das Fieber ist. In Istrien (683) werden die frischen Blätter bei Hitzausschlägen über die betreffende Körperstelle sorgfältig ausgebreitet. Die Indianer nennen den großen Wegerich, der dem Einwanderer gefolgt ist, „die Fußstapfen des Weißen".

Wegwart (Cichorium Intybus L.), Zichorie, eine Komposite. Die Wurzel dient als Magenmittel. Verarbeitet ist sie allgemein als Zichorien-Kaffeezusatz bekannt. Die Wurzel, Blüte, Frucht wurden als appetitanregendes Mittel bei atonischer Magenschwäche, Katarrh, Hypochondrie, Hysterie, Gelbsucht, Wasserscheu, Skorbut, Blutharnen, äußerlich bei Karbunkeln gebraucht. Die Zichorie enthält ein Glykosid, Inulin. — Celsus verwendet sie z. B. als stopfendes Mittel (121). Ein Zauberkraut ersten Ranges ist der weißblühende (männliche) Wegwart. Die Wegwartpflanzen sind nach schwäbischem Aberglauben verzauberte Menschen, und zwar waren die blauen, die sehr häufig sind, böse, die weißen gute Leute. In Franken heißt es, ohne daß man den Unterschied der Farben beachtet: Wegwart mit einem Goldstück ausgegraben, und zwar unter Anrufung der Dreieinigkeit, ist ein Schutzmittel gegen allerhand Zauber. In Schwaben dagegen sagt man, die Wurzel einer weißblühenden Wegwart habe nicht bloß die Kraft, Dornen, Splitter, abgebrochene Nadeln und ähnliche Gegenstände aus dem Fleische zu treiben, sondern sie mache auch unsichtbar und gefeit gegen Degen und Spieße, wenn man ein Stück davon in der rechten Westentasche trage, sichere vor Hexen und öffne gleich der Springwurzel Türen (104).

Die Wegwartwurzel ist in Westböhmen (719) gegen viele Krankheiten wirksam; sie muß den Tag vor Petri und Pauli gegraben werden. Wenn man das Kraut weiß, gehe man hin, rühre es mit dem rechten Fuß an und spreche: „Im Namen Gott des Vaters habe ich dich gesucht, im Namen Gott des Sohnes will ich dich aus der Erde graben, und ich berühre dich, edle Wurzel, mit Silber und Gold, Gott der Heilige Geist sei dir hold und gebe dir Macht und Kraft, daß es mit dir gelingen muß zu allen Dingen, dazu ich dich will gewinnen und gebiete dir, edle Wurzel Wegwart, bei Gott dem Vater, dem Sohn und bei Gott dem Heiligen Geist, daß du deine Kraft und Macht samt deiner Tugend auf keinerlei Weg und Weis' in der Erde laßt, mit welcher dich Gott der Allmächtige geschaffen hat, daß du mir alle deine Gewalten bringst im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen!" Nun ziehe die Wurzel aus der Erde und wasche sie mit fließendem Wasser ab, hernach bewahre sie in einem seidenen Tüchlein. Wer diese Wurzel bei sich trägt, findet alle Schätze; sie bricht auch alle Schlösser und Eisentüren und Bande auf, und was du damit anrührst, muß dir gut und kann nicht verwechselt sein.

Wird von slowakischen Mädchen (309) unter der rechten Fußsohle im Stiefel getragen, dann in männliche Beinkleider gesteckt und auf die Nacht unter das Kopfkissen gelegt, um im Schlafe den vom Schicksal bestimmten Bräutigam zu sehen. Mit einem Absud der Blüten wäscht man entzündete Augenlider. Aber dieses Dekokt wird auch in kleinen Eßlöffeldosen gegen übermäßigen Monatsfluß getrunken; nur muß man dabei sehr vorsichtig sein, denn eine Frau genoß 3 Eßlöffel voll von dieser Arznei und hatte dann 3 Jahre lang keinen Monatsfluß; denn wie viele volle Löffel dieser Abkochung eingegenommen werden, so viele Jahre lang bleibt die Menstruation aus. Zwischen den Fingern zerquetschte Blüten legt man auf die Warzen, um sie zu vertreiben. In einem Absud von Wegwart badet man 9 Tage lang, vor Sonnenaufgang, an Darrsucht leidende Kinder. — Einen Tee aus Wegwartwurzeln oder Wein, in welchem zerschnittene Wurzeln dieses Krautes eine Zeitlang gelegen sind, trinkt man gegen das Wechselfieber. Wird auch vielfach in der Zaubermedizin gebraucht.

Abb. 243. Weide (Salix)

In Dalmatien (313) dient der Wegwart als Abkochung bei Hämorrhoiden, er macht klaren Kopf, löscht das Blut, bei Fieberkranken überführt er die rote Urinfarbe in die gesunde lichtgelbe.

Weide (Salix caprea L.), die Sahlweide; weiße Weide (S. alba L.); Bruchweide (S. fragilis L.); Korbweide (S. viminalis L.) und andere Salizineen. Die früher offizinelle Weidenrinde enthält ein Glykosid, das Salizin. — Celsus (121) gebraucht Weidenblätter als Bestandteil eines Umschlages bei Mastdarm- und Gebärmuttervorfall. Die Schule von Salerno lehrt: (561)

Der safft von Weidn die würm ersterbt,
Die dir dein ohren haben verderbt.
Die rind mit essig die wartzen mindert;
Die blut vnd frucht die gburt verhindert.

Niemand soll man mit einer Weide schlagen, heißt es in Norddeutschland wie in Bayern und Schwaben. Menschen bekommen davon die Auszehrung oder wachsen nicht mehr, Vieh verdorrt davon. Hexen können jemand töten, wenn sie einen Zweig an einer Weide zu einem Knoten verknüpfen. Ein Weidenschoß von fremdem Gebiete genommen und einem Hund als Halsband umgebunden, schützt diesen vor der Wutkrankheit. Die Weidenblüte scheint als Symbol des Frühlingsanfanges einst heilig gewesen zu sein (104).

In Mecklenburg klopfen die Kinder mit der Messerschale so lange auf die Weidenrute, bis der Bast losläßt, und dabei singen sie:

Pipen, Pipen un Saken,
Will 'n schöne Fläuten maken;
Kümmt en olle Hex an,
Mit 'n stumpen Metz an,
Snitt Hut un Hoar aff
Allens wat an satt.

Die Palmasche gilt in Bayern als ist ein Mittel gegen Kopfweh. Blut, Eiter, Urin, Harn, Nägel usw., überhaupt Krankheitsstoffe werden im ab- oder zunehmenden Monde gegen Osten unter die aufwärts eingeschnittene und leichter ablösbare Weidenrinde geschoben und so einwachsen gelassen, eine Art von Verpelzung (von pellis = Haut, Rinde des Baumes) der Krankheit auf den durch Kulthandlung vorher günstig gestimmten, im Baume wohnenden Götzen. Der Weiden- oder Veilchenschwamm dient als Blutstillungsmittel und das „geweihte" Palmholz zu den 5 Spänen, aus welchen das trudenfußartige „Schrattl-Gatterl" gemacht wird, das keinen Nagel haben darf (also Holz auf Holz) und gegen den Schrattdruck (Alpdruck) helfen soll. Das Felberpfeiferl schneidet sich der Hirtenbube noch alljährlich im Frühjahr aus dem Felberbaum; Felberbaumblütensamen (Flos salicis) galt als aktives und passives Mittel gegen Fruchtbarkeit, und im 15. Jahrhundert war Felberblühwasser gut für das „Schütt" (= Schüttelfrost) (300).

In einem litauischen Volkslied — abgedruckt bei Herder, „Stimmen der Völker" — klagt ein Mann den „Weidenbaum" an, seinem Bruder jähen Untergang bereitet zu haben; wie Ophelia hielt sich dieser an der schwanken Gerte fest. Besonders in England ist die Weide das Symbol unglücklicher Liebe geworden.

Von der so zeitig im Jahr erwachenden Weide werden in Mitteleuropa Palmkätzchen genommen, die, in der Kirche geweiht, das Haus vor Blitz und Gewitter schützen und bei den verschiedensten Krankheiten angewendet werden.

Bei den Tschechen wendet man das Transplantieren folgendermaßen an: Wer das Fieber hat, soll abends zu einer alten Weide gehen, die am Wasser steht, und dort so lange bleiben, bis der Fieberanfall vorüber ist. Dann binde er etwas von sich an den Baum und laufe, so schnell er kann, nach Hause; wogegen das Fieber an dem Baume hängen bleibt. Er kann aber auch einen hölzernen Keil in den Baum einschlagen und dabei rufen: „Da schlag' ich dich ein, daß du nicht mehr auf mich kommst!" So wird er des Fiebers ebenfalls los; nur darf er beim Nachhausegehen sich nicht melden, wenn ihn eine Stimme rufen sollte, und umsehen darf er sich ebenfalls nicht. Gemeinsam ist bei dieser seltsamen Behandlung, daß der Patient Bewegung macht, bis er in Schweiß kommt. Das zu erreichen, wird die von P. Baumgarten aus Kremsmünster mitgeteilte Methode zweifellos geeignet sein: Man laufe zweiundsiebzigmal um den Weidenstamm herum und sage jedesmal:

Wind dich, Widl, wind dich,
Fieba sand zweiundsiebzig;
Dös Fieba, dös ih han,
Dös häng ih dran. (388.)

Das graue, weiche, samtartige Gebilde an dem noch kahlen Stengel, das österreichische Palmkatzerl, spielt im Brauch, Glauben und Aberglauben des Volkes eine große Rolle. Neben der Haselrute kann kein anderes Zweiglein unserer Gesträuche auf eine so weitverbreitete mystische Verehrung hinweisen. Wer ein Palmkatzl am

Palmsonntag nach der Einsegnung, sei es in der Kirche oder auf dem Heimgang, verschluckt hat, bleibt das ganze Jahr über von Krankheit verschont. Der Palmbuschen, auf dem Dachboden, ähnlich wie die Haselrute, untergebracht, schützt das Haus vor Feuer, Überschwemmung und Blitzschlag. Die seltsamen aus den Knospen hervorbrechenden grauen Kätzchen bedeuten: Gesundheit, Wohlbehagen, Lebensfreude, so wie der grüne Tannenzweig die Treue bedeutet und das Buchsbaumzweiglein Treue und Glauben. Am Palmsonntag müssen die beiden, Palmkätzchen und Buchsbaum, vereinigt erscheinen. Am Palmsonntag werden in den steiermärkischen Kirchen ebenfalls Palmkatzeln, d. s. Zweige von Salizineen und vom Wacholder, geweiht, nach Hause getragen, hier wohl verwahrt, gewöhnlich hinter ein Heiligenbild oder den Spiegel gesteckt, wo auch die Rute für die schlimmen Kinder ihren Platz hat. Bei heftigen Gewittern werden einzelne Stücke dieser Zweige in das Herdfeuer geworfen, um den Blitzstrahl vom Haus abzuhalten (Steiermark 319a).

Bei den Tschechen beschreibt Matiegka (451) folgenden Brauch: Die zu Palmsonntag geweihten „Kätzchen" werden gekocht; zugleich werden in demselben Wasser Eier — für jeden Hausinwohner eines — gekocht. Mit diesem Ei bestreicht man gehörig Gesicht und Brust, damit das Fieber sich nicht daran fange, während mit dem Wasser die Haustüren besprengt werden, damit sich kein Ungeziefer im Hause halte.

Weinrebe (Vitis vinifera L.), die volkstümliche Vitazee. Weinblätter benützt Celsus (121) als Bestandteil eines Breiumschlages bei entzündlich stark geschwollener Gehirnhaut (infolge eines Schädelbruches). Die Rebenranken legen sich slowakische Mädchen (309) unter das Kopfkissen, damit sie von ihrem Bräutigam träumen.

Wenden (Transplantatio). Hamann (266a) schreibt uns aus Oberösterreich: Wenden ist der hier volkstümliche Ausdruck für die Fähigkeit, Krankheiten durch Besprechung oder Maßnahmen mystischen Charakters beeinflussen und heilen zu können. Die gewöhnliche Form beherrscht fast jede ältere Person beiderlei Geschlechtes, indem einfach über den leidenden Teil das Kreuzzeichen gemacht wird oder mit den Fingern, eventuell auch mit mancherlei Gegenständen, Steinchen und Reliquien, Tierhörnern oder geweihten Gegenständen, Kreise oder bestimmt abgemessene Bewegungen um den kranken Teil herum beschrieben werden, wozu Gebete oder auch Zauberformeln gesprochen werden. Der Kranke selbst erhält meist die Aufgabe, eine bestimmte Anzahl von Gebeten zu sprechen. Für bestimmte Krankheitsformen gibt es eigene Personen, die dafür das „Wenden" verstehen. So z. B. lebt in St. Marienkirchen ein altes Weib, deren Spezialität Panaritien sind. Sie geht her, umfährt den kranken Finger mehrmals und bespricht ihn. Darauf führt sie den Kranken in die Holzhütte zum Hackstock, auf den er seinen kranken Finger zu legen hat, worauf sie mit der Hacke (Beil) mehrmals knapp nebenhin schlägt. Der Kranke wird darauf mit dem Bemerken entlassen, daß nun der „Wurm" tot sei und daß er in so und so viel Tagen „herausspringen" werde. Wenn dann der Eiterherd aufbricht, und eventuell nekrotische Gewebsfetzen zum Vorschein kommen, so schwört der Kranke Stein und Bein darauf, daß ihm das „Wenden" geholfen habe. Eine andere wiederum (in der Gemeinde Pötling) befaßt sich nur mit bleichsüchtigen Mädchen. Sie verwendet zu ihren Kuren eine aus Föhrenholz gefertigte Truhe, in die sich die Patientin hineinzulegen hat. Darauf wird der Deckel geschlossen, die Heilkundige setzt sich darauf und macht ihren Hokuspokus mit einem Rosenkranze. Nach mehreren Minuten ist der Erfolg gesichert, und die Leute glauben's. Eine andere wiederum befaßt sich nur mit Brüchen,

die einfach umkreist und besprochen werden. Eine Spezialistin für Rhachitis macht folgendes: Sie nimmt das kranke Kind mit in den Wald, sucht dort einen jungen Eichenstamm, den sie von unten auf so weit spaltet, daß durch die beim Auseinanderziehen der beiden Stammhälften entstandene Öffnung das kranke Kleine durchgezogen werden kann. Wenn das Stämmchen wieder zusammenwächst, so ist „die Unterwachs" geheilt, wenn nicht, nun so kann man eben nichts machen. Eine andere wiederum behandelt Konstitutionsanomalien, wie Rhachitis (einschließlich Wasserkopf), Anämie, mit dem sog. „Spannen". Sie beginnt z. B. bei Wasserkopf vorne an der Stirne mit dem aufgesetzten Daumen und mißt sozusagen den Schädelumfang mit der Handspanne aus so lange, bis sie mit dem kleinen Finger wieder an die Ausgangsstelle gelangt. So viel Handspannen nötig waren, um wieder an den Ausgangspunkt zu gelangen, so viele Tage oder Wochen sind nötig, das Leiden zum Verschwinden zu bringen. Auf die gleiche Weise werden auch Verrenkungen und Quetschungen der Extremitäten behandelt. Manchmal ist die Verwendung von Gebeten, geheimnisvollen Formeln und Zeichen auch mit innerlicher Behandlung verbunden. So behandelt z. B. eine ehemalige Gastwirtin in Prambachkirchen ihre Kranken, ob sie nun dies oder jenes haben, mit der Verabreichung von Maden aus den Gallen der Rose, die sie zwischen 2 Brotschnitten essen läßt. Ein Mann in Waldkirchen, dessen Sondergebiet „Nervenkranke", Hypochonder und Neurastheniker sind, läßt diese ziemliche Quantitäten verkohlter Korkstöpsel essen. Nebenher wird das Trinken von Weihwasser sehr häufig verordnet. Eine äußerst originelle Heilkundige in der Gemeinde Pichl diagnostiziert aus dem Harn und gibt jedem ihrer Kranken 3 Dinge: ein Fläschchen verdünnte Salzsäure, einen ziemlichen Papiersack voll sog. „Davidstee" und zirka $^1/_2$ Liter eines Gemisches von Wermutaufguß mit Orangenschalensirup. Drauf muß er gesund werden, wenn er nebenbei noch zirka 3—5 Rosenkränze und anderes betet. Selbstverständlich ist die Wiederholung der ganzen Prozedur manchmal auch angezeigt, bis es dem mißhandelten Kranken denn doch zu dumm wird, wobei er aber zumeist darüber schweigt.

Abb. 244. Wermut (Artemisia Absinthium)

Wermut (Artemisia Absinthium L.), der Absinth, eine Komposite. Dioskurides (151 III 21) schreibt: Er hat die Kraft, zu erwärmen, zu adstringieren, die Verdauung zu befördern und Magen und Bauch von hineingedrungenen galligen Stoffen zu reinigen. Er treibt den Harn und verhindert, wenn er vorher genommen wird, den Rausch. Mit Sesel und keltischer Narde getrunken, ist er ein gutes Mittel gegen Blähungen und Bauch- und Magenschmerzen, auch heilt der Aufguß oder die Abkochung davon Appetitlosigkeit und Gelbsucht, wenn sie täglich in der Gabe von 3 Bechern genommen werden. Getrunken sowohl wie auch mit Honig als Zäpfchen eingelegt, befördert er den monatlichen Fluß. Mit Essig getrunken, ist er ein gutes Mittel gegen die verderbliche Wirkung von (giftigen) Pilzen, mit Wein aber gegen Ischias und Schierling, gegen den Biß der Spitzmaus und des Meerdrachen. Gegen Schlundmuskelentzündung gibt er die beste Salbe mit Honig und Natron, gegen Nagelgeschwüre mit Wasser, gegen Blutunterlaufungen unter den Augen mit Honig; gegen Stumpfsichtigkeit und Eiterausfluß aus den Ohren wird er

in gleicher Weise angewandt. Die Bähung mit einer Abkochung davon hilft bei Ohren- und Zahnschmerzen. Die Abkochung mit süßem Wein ist als Umschlag für sehr schmerzhafte Augen angebracht. Er wird auch als Umschlag gebraucht gegen Unterleibs-, gegen Leber- und Magenschmerzen, auch wenn sie chronische Leiden sind, zusammengemischt mit kyprischer Wachssalbe, beim Magen mit Rosensalbe. Auch den Wasser- und Milzsüchtigen bringt er Besserung, wenn ihm Feigen, Natron und Taumellolchmehl zugemischt werden. Es wird auch ein Wein daraus bereitet, der sog. Wermutwein. Auch sonst trinkt man ihn im Sommer vorher (d. h. vor der Mahlzeit), indem sie glauben, daß er der Gesundheit zuträglich sei. Er (der Wermut) scheint auch, in den Schränken aufgehängt, die Kleider vor Mottenfraß zu schützen und mit Öl zusammen als Salbe die Mücken abzuhalten, so daß sie den Körper nicht belästigen. Celsus (121) rechnet den Wermut zu den dem Magen gut bekommenden Speisen, ferner zu den urintreibenden Mitteln. Eingekochten Wermut läßt Celsus bei Milzkrankheiten geben.

Der Hauptbestandteil des Wermuts ist neben etwas ätherischem Öl und anorganischen Salzen ein intensiv bitterer Stoff, das Absinthiin. Er ist eine der besten Bitterpflanzen des heutigen Arzneikörpers.

Der Absinth spielt namentlich in Frankreich eine große Rolle in der Schnapsfabrikation. Der Gebrauch desselben in größeren Mengen ist sehr gefährlich, da sich Krämpfe einstellen; auch die chronische Vergiftung führt zu Schädigungen des Zentralnervensystems verschiedener Art, wie Krämpfe, Verblödung usw. Als Magenbitter hin und wieder getrunken, schadet er nicht. Als Magenmittel wird Wermut in der wissenschaftlichen und in der Volksmedizin noch vielfach verwendet. — In Italien (269a) gilt der Wermutwein als ein vorzügliches, appetitanregendes Mittel und wird gerne vormittags, besonders von Rekonvaleszenten getrunken. (Siehe Eberraute.) Bei den Dalmatinern (313) gilt eine Abkochung des Absinthes (pelinj) als ein sicheres Mittel gegen das Wechselfieber.

Werwolf. Darunter versteht die Volkssage den in einen Wolf verwandelten Menschen, welcher sich nach Belieben wieder in seine menschliche Gestalt zurückverwandeln kann (Siehe S. 442). Andree (10) verfolgt in gewohnter mustergültiger Weise die Werwolfsage um die ganze Erde. Die wesentliche, überall wiederkehrende Eigenschaft des Werwolfes ist die Annahme der Tiergestalt seitens eines Menschen, wobei das Tier wechselt, je nach dem Lande. Bei europäischen und nordasiatischen Völkern ist es meist der Wolf, dessen Hülle der Mensch annimmt, in Afrika finden wir dafür den Löwen, die Hyäne, den Leoparden, in Indien den Tiger, in anderen Gegenden wieder andere diesen eigene Geschöpfe. Die Annahme der Wolfsgestalt hängt bei uns wesentlich von dem Überwerfen eines Wolfshemdes oder Wolfsgürtels ab und der oder die Verwandelte bleibt nun eine bestimmte in den Anschauungen wechselnde Zeit Wolf. Im Gürtel oder Hemd liegt bei uns die verwandelnde Kraft und sie kehrt wieder bei außereuropäischen Völkern in einem Lendenschurz u. dgl. wieder. Wild, heulend, raubend, Menschen und Tiere zerfleischend, eilt der Werwolf durch das Land, bis er wieder in seine menschliche Gestalt zurückkehrt. Hierzu genügt oft das bloße Anrufen des Namens, oder der Werwolf dreht sich dreimal links gegen die Sonne herum, er wird verwundet oder reibt sich an einem Pfosten. Um den Werwolf zu entdecken, soll man nach masurischem Aberglauben eine Brotkruste in den Mund nehmen und dreimal um den verdächtigen Menschen herumgehen; er verliert alsdann die menschliche Gestalt und wird zum Wolf. Wenn bei den Masuren die Paten

bei der Taufe an Werwölfe denken, so wird der Täufling ein solcher. Andere Erkennungszeichen eines Menschen von Werwolfnatur sind zusammengewachsene Augenbrauen, 2 Haarwirbel auf dem Kopf und Rudimente eines Wolfsschwanzes am Rückgrat. Wie die Verwandlungsbedingungen verschiedene sind, so auch die Ursachen, denn nicht jeder Mensch kann ein Werwolf werden. Im Jeverland ist unter 7 Söhnen eines Ehepaares stets einer ein Werwolf. Was den Namen betrifft, so gibt gegenüber vielen falschen Deutungen Hertz die richtige. Wer heißt Mann (altsächsisch, angelsächsisch, althochdeutsch wer, gaelisch vair, lateinisch vir), ein Wort, noch erhalten in unserem Wergeld; daher Werwolf ein Mannwolf, ein Wolf, der eigentlich Mensch ist. Bei den Slawen heißt er Vukodlak.

Wiedehopf (Upupa epops), Stink-, Kotvogel, Stinkhahn, Kotkrämer, Kuckucksknecht. Der Wiedehopf, „des Kuckucks Knecht", liefert in Tirol ein Amulett. Wer Augen von ihm in der Tasche hat, ist bei allen Menschen beliebt und hat vor dem Richter Glück, und wer den Kopf eines solchen Vogels bei sich trägt, kann von niemand betrogen werden (104). Die Augen eines Wiedehopfes sind auch in Bayern ein Amulett der Jäger und Bauern, welche dann nicht betrogen werden können (300).

Wiesel (Foetorius vulgaris), Hermännchen, Hermchen, über welches Dioskurides (151 II 27) schreibt: Das ringsum angebrannte und ohne die Eingeweide eingepökelte, im Schatten getrocknete Hauswiesel ist in der Menge von 2 Drachmen, mit Wein getrunken, ein kräftiges Mittel gegen jede Schlange; in der gleichen Weise genommen, ist es auch ein Gegenmittel gegen Gift. Sein Bauch, mit Koriander angefüllt und eingepökelt genossen, hilft denen, die von giftigen Tieren gebissen sind, und den Epileptikern. Das ganze Tier, im Topfe verbrannt, ist den an Podagra Leidenden heilsam, wenn die Asche mit Essig eingesalbt wird. Sein Blut als Einreibung hilft gegen Skrofeln; es ist auch den Epileptikern heilsam. Die hl. Hildegard (289) schreibt: Das Wiesel hat in seiner Behendigkeit etwas von der gleichen Eigenschaft des Greifs. Es kennt ein Heilkräutchen; wenn es die Jungen oder ein anderes Wiesel erkrankt sieht, so holt es dasselbe, gräbt es in die Erde, bläst seinen Atem darüber und pißt darauf, um seine Kraft mit der des Pflänzchens zu vereinen. Wenn der Urin das Pflänzchen durchdrungen hat, so schleppt es dasselbe mit dem Maule weg und steckt es dem schon sterbenden Wiesel in das Maul, worauf dieses gesund wird. Dieses Heilkräutchen ist dem Menschen und den anderen Tieren unbekannt; wenn sie Kunde davon hätten, würden sie es verwerten, denn der Atem und der Urin des Wiesels allein verschafft ihm die Heilkraft. Es selbst nährt sich nur von solchen kräftigen und gesunden Kräutern, daß ihm eine Krankheit kaum etwas anhaben kann. Bei Kopfschmerzen soll das getrocknete Herz, in weiches Wachs geknetet, in die Ohren gesteckt werden, ebenso gegen Taubheit. Der getrocknete Rumpf des Wiesels soll in 2 Teile geteilt und jeder, in einen ledernen Gürtel genäht, um den Nabel und um die Seiten getragen werden, man erhält dann Stärke und Schutz gegen Gicht.

Abb. 245. Wiesel (Foetorius vulgaris)

Vielfach ist im Volke noch die Meinung verbreitet, sagt Brehm (90), daß das Wiesel seine Jungen aus dem Munde gebäre, jedenfalls deshalb, weil man die

Mutter oft ihre Jungen von einem Orte zum anderen tragen sieht und dabei zufällig nicht an die Hauskatze denkt, welche doch genau dasselbe tut. Außerdem glaubt man, daß alle Tiere, welche mit ihm in Berührung kommen oder von ihm gebissen werden, an den betreffenden Stellen bösartige Geschwülste bekommen, und fürchtet namentlich für Kühe, welche den Bissen des vollkommen harmlosen Geschöpfes mehr als alle anderen Haustiere ausgesetzt sein sollen. In den Augen abergläubischer Leute ist, laut Wuttke, das Wiesel ein äußerst gefährliches Tier. Wenn jemand von ihm angefaucht wird, so schwillt das Gesicht auf, oder man wird blind und muß sterben, ja schon das bloße Ansehen des Tierchens macht blind oder krank. Man darf das Wiesel nicht beim Namen nennen, sonst verfolgt es den Menschen und bläst ihn an, deshalb muß man zu ihm sagen: „Schönes Dingl, behüt dich Gott." Es bläst auch das Vieh an, wodurch dieses krank wird und Blut statt Milch gibt. Auch in Nordböhmen (503a) ist das Wiesel ein Gegenstand abergläubischer Scheu; man glaubt, daß es einen mit einem giftigen Hauch anbläst, wenn man in seine Nähe kommt. Dieselbe Rolle beim Anblasen spielt die Kröte in Dalmatien (313).

Gegen verschiedene Krankheiten wirkt nach marokkanischem Gebrauch der Dampf, den verbrannte Stücke von gewissen Tieren verbreiten; solche Stücke sind der getrocknete Balg einer Wieselart, die marokkanisch „tar el cheil", Pferdemaus, genannt wird (664). Ein langsam zu Tode gemartertes Wiesel heilt Beulen, das ihm abgezapfte, noch warm getrunkene Blut die Fallsucht, das einem lebendigen Wiesel ausgerissene und sofort gegessene Herz verleiht die Kraft der Wahrsagung. Dagegen glauben die Landleute in anderen Gegenden, daß die Anwesenheit eines Wiesels im Hofe dem Haus und der Wirtschaft Glück bringe, und diese Leute haben in Anbetracht der guten Dienste, welche der kleine Räuber leistet, jedenfalls die Wahrheit besser erkannt als jene, welche mit Inbrunst an albernen Weibermärchen hängen.

Das Wiesel wird vom Volke in Bayern (300) für giftig gehalten; man soll es nicht töten; eine Reihe von Sagen waren früher über dasselbe im Schwange, so z. B. das Wiesel empfange, jungfräulich genug, durch das Ohr und gebäre durch den Mund. „Vom Wiesel angeblasen sein" hieß früher die heimlich Schwangere. Das Harmel beißt die giftigsten Schlangen tot. Das Wiesel ist ein reines Tier, aber der Basilisk stirbt von seinem Geruche; der Basilisk tötet den Menschen nur mit seinem Angesicht und andere Tiere mit seinem Atem; das Wiesel aber tötet den Unk; so nun der Unk tot ist, so stirbt auch das Wiesel. Das Angesicht ist hier das böse Auge. Der Wieselkopf ist ein im Schwindbeutel getragenes Amulett gegen Zahnschmerz, Gicht und Schmerzen überhaupt; das Wieselgebiß wird von Jägern getragen. Das gesalzte, (geräucherte) Harmelfleisch wird gegen das Schwinden und gegen Schlundlähmungen nach Diphtherie gegessen. (Siehe auch Iltis).

Wurm. Als Würmer werden angesehen: a) Alles Gewürm, das fußlos ist oder auf der Erde kriechend sich fortbewegt; b) wurmähnliche lange Gewebsfasern, abgestorbene Sehnen oder Bindegewebspfröpfe; c) die madenähnlichen Talgpfröpfe der Haut oder Mitesser; d) schlangenähnlich gekrümmte Gefäßknäuel, z. B. die Goldader; e) die im Zahne wie eine Made sitzende Zahnpulpa und der Zahnkeim der bleibenden Zähne; f) Krankheiten, die mit nagenden, bohrenden Schmerzen einhergehen; g) alles, was „zerfressen" aussieht, z. B. Hautgeschwüre, Knochenfraß (s. die ausgezeichnete Zusammenstellung bei Höfler 300).

Von dem uralten, bei verschiedenen Völkern des Altertums vorkommenden Glauben, daß zwischen Mensch und Wurm, beiden Kindern der Allmutter Erde, ein verwandtschaftliches Verhältnis obwalte, und daß der aus Würmern künstlich zusammengesetzte Menschenleib nach dem Tode wieder in Würmer zerfließe, einer besonders in der Bibel vielfach angedeuteten Idee, waren auch das gesamte deutsche Mittelalter und dessen Heilkünstler befangen. Jeder Mensch und jedes Tier ward diesem Wahne zufolge im Innern von einem Wurme bewohnt und benagt und allmählich getötet, wie viele bildliche Darstellungen jener Zeit versinnlichen. Da man selbst bis in die neueste Zeit die Brut von Würmern (Askariden) durch Umbildung von Darmschleim entstehen ließ, auch vielfach die Erzeugung von „Würmern" (Maden, Musca carnaria usw.) in Geschwüren beobachtete, so kann es nicht auffallen, wie sich die Ansicht von einem verwandtschaftlichen Verhältnisse von Mensch und Wurm so lange erhalten konnte (399). Das Umsichgreifen der Tätigkeit eines im Holze nagenden Wurmes war das Analogon zu manchem bloß hypothetischen Wurme, welchen der Germane in und auf den verschiedensten Körperteilen vorhanden annahm; auch in einem altdänischen Arztbuche spielen darum die Würmer eine große Rolle. Bei den sog. herpetischen Haut-Anomalien wurde das periphere Umsichgreifen des Oberflächenprozesses geradezu typisch für den Parasitismus der damaligen Heilkünstler; aber auch gewisse Schmerzarten brachten dieselben mit der Tätigkeit solcher bloß geahnten, hypothetischen Würmer in Verbindung, so die stechenden, stoßenden, bohrenden, klopfenden, krampfenden Empfindungen im Inneren sowohl als auf der Oberfläche des Körpers. Der Altdäne z. B. wußte auch etwas von einem Wurm-Sehr, d. h. von einem Wunden- oder Eiterwurm oder von einem sog. Schadenwurm, der in Gestalt von Fliegenmaden sich in einer Versehrung oder Verletzung (Wunde) ausbildete und damals eine fast selbstverständliche Beigabe zu einer eiternden Wunde oder einem Geschwüre war und auch in Deutschland im Mittelalter noch durch Segenformeln oder Besprechungen behandelt wurde. Auch der Altdäne hatte wie die übrigen germanischen Stämme ein Wurmhaus, aus dem der Häckewurm durch den Rauch des elbenvertreibenden Katzenminzenkrautes vertrieben werden sollte. Dieser Häckewurm tritt nun bei den Altdänen auch als Veranlasser von Hautkrankheiten auf, vielleicht ausgehend von der häckend, bohrend empfundenen Tätigkeit eines vielleicht geahnten Hautparasiten.

Eine Frau erzählte Brenner-Schäffer (93), daß am Ende der Krankheit ein wirklicher leiblicher Wurm aus der Wunde hervorgekrochen sei. Sogar den Magenkrampf schreibt das Volk der Wirkung eines Wurmes, des Herzwurmes, zu, das dabei oft vorkommende Wassererbrechen nennt der Bauer „das Beseichen des Herzwurmes".

Gegen den „Wurm" im Finger gibt es in Preußen (201a) die Formel:

Es zog ein guter Mann durchs Land,
Er hatte drei Würmer in seiner Hand,
Der eine war weiß, der zweite schwarz, der dritte rot,
Drum mach' ich diesen Wurm tot.
Im Namen usw. (Goldap.)

Bilsenkraut (Hyoscyamus niger L., H. albus L.), wird zu Räucherungen gegen Zahnweh verwendet. Der aufspringende Samen ist der „Zahnwurm" (s. Bilsenkraut). Das Wenden der Krankheiten auf Bäume wird von der Vorstellung, daß jedes Leiden seinen „Wurm" — Fingerwurm, Herzwurm, Fleischwurm, Beinwurm, Markwurm, Haarwurm (Gicht) — besitzt, abgeleitet.

Bezeichnend ist die westpreußische Formel:

Der Herr ging zu ackern auf des Herrn Acker
— — — — — — — — — — — — —
Er fand drei Würmer,
Der erste hieß Gehwurm,
Der zweite hieß Streitwurm,
Der dritte hieß Haarwurm.
Alle Würmer haltet ein,
Lasset ab von des Nächsten Fleisch und Bein.

Für die naive Betrachtung, die im härtesten Eichenholz zerstörende Würmer sah, lag die Folgerung nahe, daß auch der menschliche Körper durch Würmer geschädigt werde. Der „Wurm im Finger" ist ein selbst bei der Stadtbevölkerung noch heute geläufiger Ausdruck (388).

Eine weitere Art sind die Haarwürmer, welche nach Florinus' „Klugem und verständigen Hausvater" I 106 „sich in die Därmer legen, auch in die Lung und Leber kommen, daß der Mensch aus- und abdorret an seinem ganzen Leib und sterben muß". Ein Segen vom Jahre 1621 gegen den fließenden Haarwurm ist im Archiv des historischen Vereins von Unterfranken V 2 169 mitgeteilt, worin 3 Haarwürmer, ein weißer, roter und schwarzer, vorkommen. Das daran leidende Kind muß siebenmal angehaucht und siebenmal über fließendes Wasser getragen und gewaschen werden (wahrscheinlich im Anklang an die Bibel, Reg. IV 5, lava septies in Jordano).

Ein Spruch für den Haarwurm lautet folgendermaßen:

Gott der Herr ging zu Acker,
Er thät drei Fürcht, er fing drei Würmer,
Der erste ist der Streitwurm,
Der ander der Gneitwurm,
Der dritte der Haarwurm;
Streitwurm, Gneitwurm und Haarwurm fahren aus diesem Fleischwurm †††.

So der Mensch Würmer hat:

Petrus und Jesus fuhren aus gegen Acker,
Ackert drei Furchen, ackert aus drei Würmer,
Der eine ist weiß,
Der andere ist schwarz,
Der dritte ist rot,
Da sind alle Würmer todt.
Im Namen Gottes des Vaters usw. †††.

Sprich diese Worte dreimal (Sulzfeld a. M.).

Für die Würmer und das Darmgicht lautet ein Spessarter Segen folgendermaßen:

Herzwurm und Fruchtwurm und Darmgicht,
Ich gebiete dir bei Gottesgericht,
Daß du dich sollst legen,
Nimmer regen,
Bis die Mutter Gottes ihren zweiten Sohn thut gebären.

Zauberspruch gegen den Herzwurm aus Ochsenfurt:

Unsere liebe Frau ging über Land,
Da begegnete ihr der Herzwurm.
Ei, Herzwurm, wo willst du hin,
Ich will in das Nibhaus,
Will ihm sein Fleisch und Blut saugen aus.
Ei, Herzwurm, das sollst du nicht thun,
Du sollst gehen in den grünen Wald,
Darinn steht ein Brümlein vor Kalt,
Daraus sollst du essen und trinken,
Und sollst nimmermehr des N. N. sein Fleisch und sein Blut gedenken ††† Amen.

Dabei muß man beten 5 Vaterunser, 5 Ave Maria und den Glauben, so vergeht es von Stund an.

Man verstand früher unter Wurmkrankheit meist eine Menge in den Symptomen unklare, latente Krankheitsformen, wie dies schon aus der Schrift der hl. Hildegard hervorgeht. Man suchte die Würmer, welche ähnlich unsichtbaren und unerreichbaren Dämonen die Eingeweide zerstörten, durch Besprechungen aus den leidenden Teilen hervorzulocken, wie die zahlreichen, uralten Wurmsegen beurkunden. Beachtenswert ist die auch in Wurmsegen vorkommende heilige Zahl 77, welche in älteren Gichtsegen erscheint. Als gesonderte, einzelnen Organen eigentümliche Krankheitsformen lassen sich nach der alten Anschauung folgende rubrizieren: Meichelbeck erwähnt einer durch den Wurm hervorgerufenen Knochenerkrankung.

Ettners „Hebamme" erwähnt des Herzwurmes: „Jeder Mensch hat einen solchen und muß sterben, wenn er aus dem Munde kriecht und auf die Zunge tritt." Mit dem Namen Geiz-, Veits- oder auch Herzwurm bezeichnete man noch vor 100 Jahren ein dem Kindesalter eigentümliches Geschwür am Nabel, welches man sich als einen in den Gedärmen wohnenden, dem Kinde alle Nahrung entziehenden und die Abzehrung herbeiführenden großen Wurm vorstellte. Ältere medizinische Schriftsteller erzählen viel Wunderbares von diesem Nabelwurm, den man durch Aufbinden lebender Grundeln (Cobitis fossilis, barbatula) oder Laubfrösche (Hyla arborea), in welche der Wurm sich einfraß, aus dem Gedärme zu locken suchte. Ein Segen gegen den Veitswurm, wobei man mit der Hand dreimal über den Bauch strich, findet sich im Archiv des historischen Vereins von Unterfranken V 2 168 (399).

Matiegka (451) zitiert eine Ansicht der Tschechen: „Ein jeder Mensch hat im Leib einen Wurm, von dessen Leben sein Leben abhängt. Außerdem sind auch im Leibe dreierlei schädliche Würmer: die einen zehren am Herzen, die zweiten trinken Blut, die dritten berauben ihn der Nahrung. Deshalb darf der Mensch nicht alles essen, auf was er Lust hat, weil nicht bloß er, sondern vielmehr sein Wurm darauf Lust hat und wachsen könnte (Böhmen). Magenwurm, Herzwurm (Červ v žaludku, srdeční) ist ein vermeintlicher Wurm, welcher Magenübelkeiten zur Folge hat. Das Wasserbrechen oder saure Aufstoßen wird diesem Wurme zugesprochen und mit den Worten bezeichnet „der Herzwurm hat ihn beseicht" (Grohmann 238), böhmisch „Červ ho pochcal, červ se mu udštil"; oder „die Schlange hat sich in ihm gerührt" („Had se v něm pohnul", Jungmann, Slovník.) Der Herzwurm soll nicht mit Gewalt herausgetrieben werden, sonst stirbt der Mensch binnen Jahresfrist. Gegen saures Aufstoßen verwendet man in Mähren Zucker, Salz oder Kreide (um den Wurm zu töten). — Hautwürmer (Zákožní hlísty, housenky). „Einem schwachen Kinde setzen sich Würmer in der Haut an; zur Abhilfe

gibt man Gerstenmehl in Bierhefe und reibt mit diesem dünnen Teige dem Kinde die Glieder gegen die Flachsen" (Böhmen). Die Hautwürmer erzeugen Husten. „Das Kind hat ein Brennen und trübe Augen. Solche Würmer erscheinen nur am Halse, den Schläfen, den Ohren und bis zur Hälfte der Wirbelsäule. Bei Abnehmen des Mondes werden diese Stellen binnen einer Woche, und zwar am Dienstag, Mittwoch und Freitag, oder am Mittwoch, Freitag und Samstag mit folgendem Mittel eingerieben: 3 Knoblauchstückchen werden zerhackt und mit Essig gemischt und hierzu Korn(oder Gersten-)mehl getan. Wenn das Kind viel weint, nehmen 2 die Arbeit vor, um dieselbe zu verkürzen. Die Würmer erscheinen dabei bald unter den Fingern auf der Haut. Wie man sich überzeugen kann, stellen die vermeintlichen Würmer nur die gewalzten, durch Schmutz verfärbten Teigpartikelchen, die sich besonders an den Hauthärchen bilden, vor. Ein mit „Hautwürmern" behaftetes Kind wird in eine Wanne mit warmem Wasser gesetzt und mit Krautwasser (von saurem Kraute) zwischen den Schulterblättern gerieben, bis die spitzen Köpfchen der „Würmer" aus der Haut herauskommen. Diese sind schwarz und haben das Aussehen von Flöhen" (Schlesien). (Matiegka 451.)

Yoghurt (bulgarische Sauermilch, Kiselo mleko) wird in Bulgarien aus abgekochter Milch erzeugt, indem man ihr einiges von einer alten, sauren und Maja (Ferment) enthaltenden Milch zusetzt; sie enthält nebst einer sehr milden Säure leicht verdauliche Eiweißstoffe. Nach der Anschauung der Bulgaren soll sie bei regelmäßigem Genusse das Leben bis zum hundertsten Jahre verlängern.

Ysop (Hyssopus officinalis L.), eine Labiate, hat in der wissenschaftlichen Medizin eine Rolle gespielt und ist in der Volksmedizin noch gebräuchlich. Die Schule von Salerno (561) sagt hierüber:

Ysop reinigt die lung vnd bruſt,
Vnd gibt dem angſicht farb nach luſt.

Von böſer Feuchtigkeit das Herz ſäubern thut,
Der Hyſſop iſt zur Lung und vielen Sachen gut.

Zaunrübe (Bryonia alba L.), eine Kukurbitazee, deren Wurzelstock offizinell war. Medizinisch wird die Zaunrübe nicht mehr verwendet, wohl aber in der Volksmedizin; auch im Altertum fand sie vielfache Verwendung. Die Wurzeln der verschiedenen Arten von Bryonia werden als Abführ- und Brechmittel, bei Gicht, Blutungen, Epilepsie usw. gebraucht. Besonders dient sie noch als Geburt beförderndes Mittel und bei Frauenkrankheiten; bei diesen benutzte man vor allen die „Faecula Bryoniae", das Satzmehl des frisch ausgepreßten Saftes; auch gegen Schlangenbiß findet sie Anwendung (121). Sehr wichtig als Mittel des Aberglaubens ist in Deutschland die Zaunrübenwurzel, welche man als Alraun und Alrunke, uralten, mystischen Andenkens, in den Apotheken fordert. Sie hat für den Kaufenden durchaus keinerlei Wert. Die an Hecken und Zäunen kletternde Giftpflanze hat mächtige Rübenwurzeln, die im Volksmund als Körfcheswurz bekannt und wegen ihrer vermeintlichen Zauberkräfte gerühmt waren. Stücke der Wurzel legen die Dorfmädchen in manchen Gegenden noch jetzt, bevor sie zum Tanze gehen, in die Schuhe und sprechen dazu die Formel:

Körfcheswurzel in meinem Schuh,
Ihr Junggeſellen, lauft mir zu!

In Niederösterreich heißt die weiße Zaunrübe (Bryonia alba) Schelmwurz, als Heilmittel gegen die Finnenkrankheit der Schweine, die volkstümlich „der Schelm" genannt wird (388).

Bei den Ruthenen in Galizien heißt sie: „Perestup" und gilt als Zauberpflanze, die der Bauer nicht zu berühren wagt, auch wenn sie ihm die Kulturen erdrückt. Als der echte Alraun der Mittelmeerländer noch im Schwunge war und dessen die Gestalt eines kleinen Männchens bald durch natürlichen Zufall, bald nach Hilfe mit einem Schnitzmesser nachahmenden Wurzeln mit Gold aufgewogen wurden, fälschte man die gleich Heiligtümern gehüteten Alraunlein (auch Heck- und Geldmännchen genannt) mit Figürchen, die man aus den Wurzeln der heimischen Zaunrübe fertigte.

Die auf einem Reibeisen kleingeriebenen Knollen binden die Slowaken (309) Skrofulösen um den Hals. Nach der Volksmeinung hat die Wurzel die Gestalt eines weiblichen Körpers, was wohl als Anklang an den alten Schwindel mit der Mandragora gelten kann. Mit einer Abkochung der Bryoniawurzelknollen in Milch werden in Deutschland syphilitische Eiterungen gewaschen. Auch bei inneren, durch Überanstrengung bei der Arbeit entstandenen Schäden werden dünngeschnittene Scheiben der Wurzel an die Stelle des Körpers gebunden, wo man den Schmerz fühlt.

Ziege (Capra). Gekochtes Ziegenblut war bei den alten Griechen ein Mittel gegen Gifte. Nach Vorschrift der „Dreckapotheke" wurde der Ziegenkot nebst anderen ähnlichen Mitteln vielfach zu „heilsamen" Arzneien verarbeitet. Die Verwendung solcher Stoffe in der Volks- und sog. wissenschaftlichen Medizin der früheren Zeit läßt sich bis ins graue Altertum zurückverfolgen. Celsus (121) empfiehlt, ihn mit Essig gekocht auf die Bißwunde der Hornviper und der Chelydrusschlange zu legen.

Plinius (543) sagt hierüber: Der Dünger treibt den Stein heraus, dasselbe tut die Asche der Haare. Die Zauberer gebrauchen das Fleisch, das auf dem Feuer gebraten ist, in welchem ein menschlicher Körper verbrannt wurde, gegen Epilepsie. Das Erhitzen von Eiter aus der Ziegenleber oder Galle hilft gegen Kurzsichtigkeit, wenn die Augen über den Dampf gehalten werden. Mit Honig gemischt, wird sie gegen die Wassersucht gebraucht und mit Kleie gegen die Ruhr. Das Fett sollte zusammenziehende Eigenschaften haben und wurde, mit Salz gemengt, gegen Fingergeschwüre angewandt und in das Ohr getropft gegen Taubheit. — Das rechte Horn der Ziege wird gegen Fieberanfälle empfohlen; das Haar vertreibt Schlangen. Der Saft des Kopfes, mit dem Haar gekocht, hilft gegen Darmverletzungen. Die Asche der Hüftknochen dient als Zahnpulver, wie auch die aller anderen mit Haaren bedeckten Geschöpfe. Zauberer gebrauchen gegen Epilepsie und andere Krankheiten das durch einen goldenen Ring gezogene Gehirn, welches sie den Kindern eingeben. Die wilden Ziegen Ägyptens sollen niemals von Skorpionen gebissen worden sein. Wildes Ziegenkraut, das von wilden Ziegen gefressen wird, wird von den Arabern geschätzt bei Kopfschwindel, weil die wilden Ziegen dieses Kraut fressen und niemals an dieser Krankheit leiden. Es gibt Jäger, die das Blut der wilden Ziegen gegen diese Krankheit trinken, wenn es heiß aus dem Körper fließt. Im 16. und 17. Jahrhundert spielten die verschiedenen Organe der Ziegen eine wichtige Rolle im Arzneischatz. Die Leber, die Galle, die Milz, die Hörner, die Exkremente und die Milch wurden als Heilmittel benützt.

Ziegenblut wird als schweißtreibendes, abführendes und lösendes Mittel und als nützlich bei der Behandlung der Brustfellentzündung, Harnzwang usw. empfohlen. Helmont

versichert, daß, wenn man einen Ziegenbock bei den Hörnern aufhängt, die Hinterbeine an den Seiten des Kopfes festgebunden, und in dieser Stellung die Hoden ausschneidet, das aus der Wunde fließende Blut so hart wie Glas werde und schwer zu Pulver zu schlagen sei. Eine Drachme davon wird sicher die Brustfellentzündung ohne Aderlaß mildern und heilen. Die Medizinmänner in Indien haben eine merkwürdige Methode, Asthma zu behandeln, in der die Ziege eine hervorragende Rolle spielt. „Ghee" (zerlassene Butter), mit Ziegenfleisch präpariert, wird dem Patienten innerlich gegeben, und eine Ziege wird dreimal am Tag in das Zimmer gebracht. Der Patient soll sie als Kopfkissen gebrauchen, sie umarmen während seiner Anfälle und den starken Geruch des Tieres einatmen, dann wird er von seinen Leiden in wenigen Tagen geheilt sein (137 a).

Die Ziege gilt als Beseitiger alles Übels. In manchen Gegenden halten die Leute Ziegen, weil sie glauben, daß dieselben die Krankheiten an sich ziehen und „gut fürs Vieh" seien. Ziegenmilch gilt heute noch allgemein als besonders heilkräftig; in Tirol gilt sie als ein Heilmittel gegen Schwindsucht. Die Dalmatiner (313) besprengen mit einem in Weihwasser eingetauchten Ziegenschwanzstummel unter dem Kreuzzeichen Kinder, welche an Nesselausschlag (Urticaria) leiden.

Zimt (Cinnamomum). Bei den Papuas gilt die Zimtrinde nach einem Berichte von Poech (544) als ein Universalheilmittel gegen innere Krankheiten. Sobald der Kranke daran riecht, soll er wieder gesund werden; die Stückchen werden, sorgfältig eingewickelt, stets mitgetragen.

Zwiebel (Allium Cepa L.), Bolle, Zipolle, die bekannte Liliazee. Ein keilschriftlich erhaltenes Sprichwort: „Verzehre ich zur Jahreszeit des Windes (die auf die Zwiebelernte folgt) die Zwiebeln, so leide ich zur (darauffolgenden) Jahreszeit des Regens an Leibschmerz", beweist, wie nötig man die Zwiebel für die Verdauung hielt (514). Dioskurides (151 II) schreibt: Die Speisezwiebel, welche wir essen, ist allbekannt; dem Magen und Bauche bekömmlich ist die rote und aus Libyen bezogene. Die bittere und der Meerzwiebel ähnliche ist noch besser für den Magen und befördert die Verdauung. Alle sind sie scharf und erwärmend; sie reizen auch zum Beischlaf, machen die Zunge und die Drüsen rauh, sind sehr nahrhaft und fleischbildend und verursachen Blähungen. Als Kataplasma sind sie wirksam bei Krämpfen, Quetschungen, (eingedrungenen) Splittern, auch bei Gelenkschmerzen, Krebsgeschwüren und Podagra, sowohl mit Honig als auch für sich allein, ebenso bei Ödem der Wassersüchtigen und bei Hundsbissen; in gleicher Weise beruhigen sie als Umschlag mit Honig und fein gestoßenem Pfeffer Magenschmerzen. Mit geröstetem Natron heilen sie Kleiengrind und bösen Schorf. Sie vertreiben ferner Blutunterlaufungen unter den Augen und Finnen für sich allein oder mit Eiweiß, ebenso Leberflecken mit Honig oder Essig. Ferner schreibt Dioskurides (180): Sämtlich sind sie aber beißend und blähend, sie reizen den Appetit, verdünnen, erregen Durst, verursachen bei Magenüberfüllung Ekel, reinigen, sind gut für den Bauch, eröffnen den Weg zur Ausscheidung der übrigen Auswurfstoffe und für die Hämorrhoiden. Abgehäutet und in Öl getaucht, werden sie als Zäpfchen eingelegt. Der Saft, mit Honig eingesalbt, hilft gegen Stumpfsichtigkeit, gegen Flimmern, auch gegen entstehende Flecken auf den Augen und, eingestrichen, gegen Entzündung der Schlundmuskeln. Er befördert und treibt die Menstruation, eingespritzt reinigt er durch die Nase den Kopf. Bei Hundsbiß hilft er als Umschlag mit Salz, Raute und Honig. Mit Essig in der Sonne eingerieben, entfernt er weiße Flecken. Mit gleichviel Spodium heilt er Augenkrätze und

mit Salz Finnen. Mit Hühnerfett wird er gegen Druck der Sandalen gebraucht, auch gegen Bauchfluß, Schwerhörigkeit, Ohrenklingen und eiterflüssige Ohren; er dient gegen Anhalten der Feuchtigkeit (des Wassers) in den Ohren und eingerieben gegen Haarausfall. Im Übermaß genossen, verursacht die Zwiebel Kopfschmerzen, gekocht wird sie harntreibender. Bei krankem Zustande bewirkt ihr reichlicher Genuß Schlafsucht. Endlich reift und öffnet sie, mit Rosinen und Feigen gekocht, als Umschlag Geschwüre.

Die Zwiebel als Tränenquell kommt bei Shakespeare vor. In „Ende gut, alles gut" (Akt 5 Szene 3) meint Lafen in großer Rührung: „Meine Augen riechen Zwiebeln, ich muß weinen", und in „Antonius und Kleopatra" (Akt 4 Szene 2) sagt Enobarbus zu Antonius:

> ... Herr, was macht Ihr,
> Daß Ihr sie so betrübt? Seht, wie sie weinen;
> Ich alter Esel auch roch Zwiebeln.

In demselben Drama (Akt 1 Szene 2) heißt es: „die Tränen, die diesen Kummer bewässern sollen, stecken in einer Zwiebel," und in „Der Widerspenstigen Zähmung" (Vorspiel Szene 1) lesen wir:

> Und hat der Junge nicht die Weibergabe,
> Gebot'ner Tränen Schauer zu ergießen,
> So kommt ihm eine Zwiebel wohl zustatten,
> Die, heimlich in ein Taschentuch gewickelt,
> Das Aug' unfehlbar unter Wasser setzt.

In den Krümmungen der fädigen Wurzeln einer Zwiebel, die zu Neumond durch 9 Tage eingesetzt war, suchen die Sieveringer nächst Wien „Nummern" für das Lotto. Auch tut man in der Wiener Umgebung vor dem Gange zur Christmesse in 12 Zwiebelschalen je ein Häufchen Salz; man sieht dann nach, wo das Salz trocken geblieben und wo es feucht geworden ist, um die Witterung für die Monate des neuen Jahres voraussagen zu können (388). Der Saft der weißen Zwiebel mit Honig gilt in Bayern als treffliches Mittel gegen Husten (Zwiebelzeltchen). Zwiebel und Knoblauch werden auch aufgeschnitten gegen die Spul- und noch häufigeren Madenwürmer genommen; von letzteren nimmt das Volk an, daß sie ein ganzes Wurmhaus (Nest) bilden können (300). Rote Zwiebel geben die Slowaken dem Hornvieh und den Schafen am Christabend, damit sie vor dem Blutharnen im kommenden Sommer geschützt werden. Der ausgepreßte Saft einer weißen Zwiebel wird mit dem gleichen Quantum Bienenhonig in einer Flasche gut vermischt und verkorkt. Bei Hornhautflecken gibt man davon täglich dreimal je einen Tropfen in die Augenwinkel. Dies beiße zwar, zerreiße aber die Hornhautflecke. Dabei muß der Patient liegen. Gegen Dysenterie nimmt man einen Eidotter, mit Kümmelsamen, frischer Butter und Zwiebelsaft vermischt, ein. Die Bulgaren stellen in völlig gleicher Weise wie die schlesischen und die niederösterreichischen Bauern ein Jahrwitterungsorakel mit der Zwiebel an. Es geschieht dies in der Rauhnacht vor Neujahr. Von den 12 Zwiebelschalen bekommt jede einen Monatsnamen. Je nachdem nun am nächsten Morgen eine Schale trockener oder feuchter ist, wird auch der entsprechende Monat geartet sein (C. Ginčev im Sbornik za nar. umotvor. III 101 Nr. 77).